

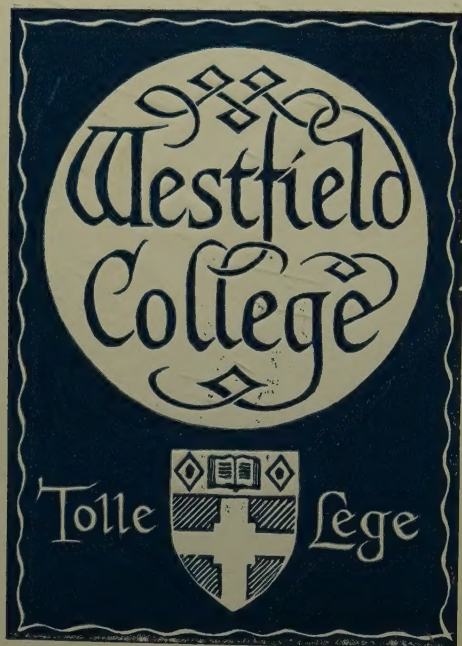


*Author*

**Kraus, K.**

*Class No.* PT 2621.R188 (13)

*Accession No.* 58647





QMW LIBRARY



23 0936995 4

WITHDRAWN  
FROM STOCK  
FROM LIBRARY  
QMW LIBRARY

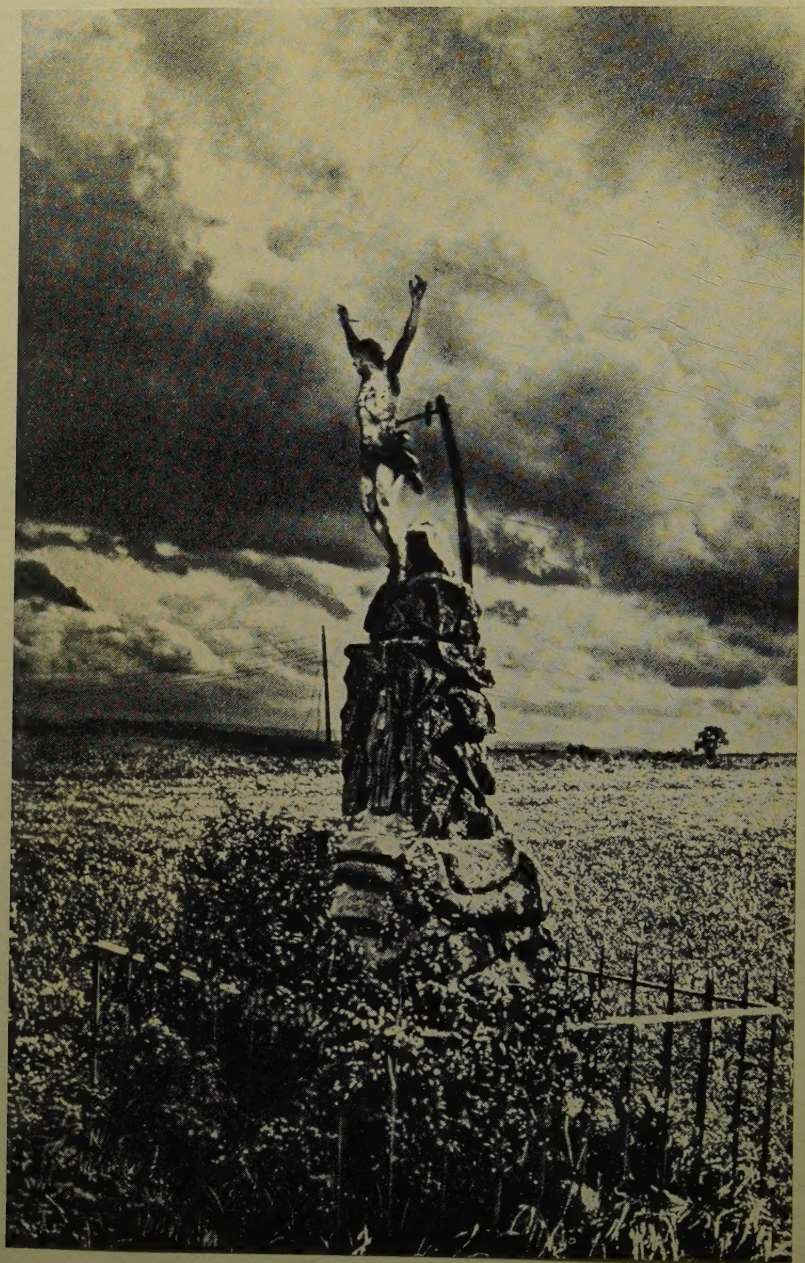
WITHDRAWN  
FROM STOCK  
FROM LIBRARY  
QMW LIBRARY





58047  
29.12.65

KRAUS · WELTGERICHT





KARL KRAUS

# WELTGERICHT

---



ALBERT LANGEN · GEORG MÜLLER  
MÜNCHEN · WIEN





DREIZEHNTER BAND DER WERKE VON KARL KRAUS  
HERAUSGEGEBEN VON HEINRICH FISCHER

© Copyright  
by Albert Langen • Georg Müller Verlag GmbH München • Wien  
Gesamtherstellung: Ludwig Auer, Donauwörth  
Printed in Germany

DEM ANDENKEN AN

FRANZ GRÜNER  
FRANZ JANOWITZ  
STEFAN FRIDEZKO  
FRANZ KOCH





# INHALT

In dieser großen Zeit . . . . .	9
Der Ernst der Zeit und die Satire der Vorzeit . . . . .	20
Zwei Stimmen . . . . .	24
Schweigen, Wort und Tat . . . . .	25
Zum ewigen Gedächtnis . . . . .	27
Worte Kierkegaards . . . . .	32
Das Lysoform-Gesicht . . . . .	33
Die Historischen und die Vordringenden . . . . .	34
Die Schönheit im Dienste des Kaufmanns . . . . .	37
Shakespeare und die Berliner . . . . .	42
Weltwende . . . . .	44
Gruß an Bahr und Hofmannsthal . . . . .	47
Das übervolle Haus jubelte den Helden begeistert zu, die stramm salutierend dankten . . . . .	56
Das Gegenstück . . . . .	61
Der tragische Karneval . . . . .	63
Von einem Mann namens Ernst Posse . . . . .	67
Diplomaten . . . . .	72
Die Laufkatze . . . . .	75
Auf der Suche nach dem Menschen im Heros . . . . .	86
's gibt nur an Durchhalter! . . . . .	90
Ich warne das neue Oesterreich . . . . .	94
Das österreichische Antlitz . . . . .	98
Die Feldgrauen . . . . .	101
Der Krieg im Schulbuch . . . . .	107
Goethes Volk . . . . .	115
Von der Sinai-Front . . . . .	119
Made in Germany . . . . .	119
Hans Müller in Schönbrunn . . . . .	125
Schweizer Idylle . . . . .	128
Verkündigung . . . . .	134
Wehr und Wucher . . . . .	135
Das Unterbewußtsein im Kriege . . . . .	149
Unser weltgeschichtliches Erlebnis . . . . .	149
Franz Grüner . . . . .	153
Eine prinzipielle Erklärung . . . . .	154
Die Kriegsschreiber nach dem Krieg . . . . .	159
Franz Janowitz . . . . .	161
Tagebuch . . . . .	163
Solche Kontraste gibt's nur an der Front . . . . .	164
Schonet die Kinder! . . . . .	167

Die einzelne Frauengestalt . . . . .	171
Klärungen . . . . .	177
Der soziale Standpunkt vor Tieren . . . . .	181
Die Fundverheimlichung . . . . .	183
Feiertage . . . . .	188
Warum Pferde wiehern . . . . .	190
Ein deutsches Buch . . . . .	192
Zum ewigen Gedächtnis . . . . .	200
Dialog der Geschlechter . . . . .	201
Das technoromantische Abenteuer . . . . .	207
Ein Kantianer und Kant . . . . .	211
Für Lammasch . . . . .	212
Am Sarg Alexander Girardis . . . . .	214
Der begabte Czernin . . . . .	216
Der darbende Bürger . . . . .	229
Ein Staatsstreich . . . . .	233
Ausgebaut und vertieft . . . . .	237
Die Gerüchte . . . . .	246
Auf hoher See . . . . .	250
Ein Mord im Weltkrieg . . . . .	252
Das verjüngte Oesterreich . . . . .	260
Oesterreichs Fürsprech bei Wilson . . . . .	262
Weltgericht . . . . .	265
Die Sintflut . . . . .	268
Nachruf . . . . .	273
Ad acta . . . . .	349
 Nachwort . . . . .	 363
Anmerkungen . . . . .	367
Fotonachweis . . . . .	367
Bibliographische Notiz . . . . .	368

## IN DIESER GROSSEN ZEIT

die ich noch gekannt habe, wie sie so klein war; die wieder klein werden wird, wenn ihr dazu noch Zeit bleibt; und die wir, weil im Bereich organischen Wachstums derlei Verwandlung nicht möglich ist, lieber als eine dicke Zeit und wahrlich auch schwere Zeit ansprechen wollen; in dieser Zeit, in der eben das geschieht, was man sich nicht vorstellen konnte, und in der geschehen muß, was man sich nicht mehr vorstellen kann, und könnte man es, es geschähe nicht —; in dieser ernsten Zeit, die sich zu Tode gelacht hat vor der Möglichkeit, daß sie ernst werden könnte; von ihrer Tragik überrascht, nach Zerstreuung langt, und sich selbst auf frischer Tat ertappend, nach Worten sucht; in dieser lauten Zeit, die da dröhnt von der schauerlichen Symphonie der Taten, die Berichte hervorbringen, und der Berichte, welche Taten verschulden: in dieser da mögen Sie von mir kein eigenes Wort erwarten. Keines außer diesem, das eben noch Schweigen vor Mißdeutung bewahrt. Zu tief sitzt mir die Ehrfurcht vor der Unabänderlichkeit, Subordination der Sprache vor dem Unglück. In den Reichen der Phantasiearmut, wo der Mensch an seelischer Hungersnot stirbt, ohne den seelischen Hunger zu spüren, wo Federn in Blut tauchen und Schwerter in Tinte, muß das, was nicht gedacht wird, getan werden, aber ist das, was nur gedacht wird, unaussprechlich. Erwarten Sie von mir kein eigenes Wort. Weder vermöchte ich ein neues zu sagen; denn im Zimmer, wo einer schreibt, ist der Lärm so groß, und ob er von Tieren kommt, von Kindern oder nur von Mörsern, man soll es jetzt nicht entscheiden. Wer Taten zuspricht, schändet Wort und Tat und ist zweimal verächtlich. Der Beruf dazu ist nicht ausgestorben. Die jetzt nichts zu sagen haben, weil die Tat das Wort hat, sprechen weiter. Wer etwas zu sagen hat, trete vor und schweige! Auch alte Worte darf ich nicht hervorholen, solange Taten geschehen, die uns neu sind und deren Zuschauer sagen, daß sie ihnen nicht zuzutrauen waren. Mein Wort konnte Rotationsmaschinen übertönen, und wenn es sie nicht zum Stillstand gebracht hat, so beweist das nichts gegen mein Wort. Selbst die größere Maschine hat es nicht vermocht und das Ohr, das die Posaune des Weltgerichts vernimmt, verschließt sich noch lange nicht den Trompeten des Tages. Nicht erstarrte vor Schreck der Dreck des Lebens, nicht erbleichte Druckerschwärze vor so viel Blut. Sondern das Maul schluckte die vielen Schwerter und wir sahen nur auf das Maul und maßen das Große nur an dem Maul. Und Gold für Eisen fiel vom Altar in die Operette, der Bombenwurf war ein Couplet, und 15 000 Gefangene gerieten in eine Extraausgabe, die eine Soubrette



vorlas, damit ein Librettist gerufen werde. Mir Unersättlichem, der des Opfers nicht genug hat, ist die vom Schicksal befohlene Linie nicht erreicht. Krieg ist mir erst, wenn nur die, die nicht taugen, in ihn geschickt werden. Sonst hat mein Frieden keine Ruhe, ich richte mich heimlich auf die große Zeit ein und denke mir etwas, was ich nur dem lieben Gott sagen kann und nicht dem lieben Staat, der es mir jetzt nicht erlaubt, ihm zu sagen, daß er zu tolerant ist. Denn wenn er j e t z t nicht auf die Idee kommt, die sogenannte Preßfreiheit, die ein paar weiße Flecke nicht spürt, zu erwürgen, so wird er nie mehr auf die Idee kommen, und wollte ich ihn jetzt auf die Idee bringen, er vergriffe sich an der Idee und mein Text wäre das einzige Opfer. Also muß ich warten, wiewohl ich doch der einzige Österreicher bin, der nicht warten kann, sondern den Weltuntergang durch ein schlichtes Autodafé ersetzt sehen möchte. Die Idee, auf welche ich die tatsächlichen Inhaber der nominellen Gewalt bringen will, ist nur eine fixe Idee von mir. Aber durch fixe Ideen wird ein schwankender Besitzstand gerettet, wie eines Staates so einer Kulturwelt. Man glaubt einem Feldherrn die Wichtigkeit von Sümpfen so lange nicht, bis man eines Tages Europa nur noch als Umgebung der Sümpfe betrachtet. Ich sehe von einem Terrain nur die Sümpfe, von ihrer Tiefe nur die Oberfläche, von einem Zustand nur die Erscheinung, von der nur einen Schein und selbst davon bloß den Kontur. Und zuweilen genügt mir ein Tonfall oder gar nur die Wahnvorstellung. Tue man mir, spaßeshalber, einmal den Gefallen, mir auf die Oberfläche zu folgen dieser problemtiefen Welt, die erst erschaffen wurde, als sie gebildet wurde, die sich um ihre eigene Achse dreht und wünscht, die Sonne drehte sich um sie.

Ueber jenem erhabenen Anschlag, jenem Gedicht, das die tatenvolle Zeit eingeleitet, dem einzigen Gedicht, das sie bis nun hervorgebracht hat, über dem menschlichsten Anschlag, den die Straße unserm Auge widerfahren lassen konnte, hängt der Kopf eines Variétékomikers, überlebensgroß. Daneben aber schändet ein Gummiabsatzerzeuger das Mysterium der Schöpfung, indem er von einem strampelnden Säugling aussagt, so, mit dem Erzeugnis seiner, ausgerechnet seiner Marke, sollte der Mensch auf die Welt kommen. Wenn ich nun der Meinung bin, daß der Mensch, da die Dinge so liegen, lieber gar nicht auf die Welt kommen sollte, so bin ich ein Sonderling. Wenn ich jedoch behaupte, daß der Mensch unter solchen Umständen künftig überhaupt nicht mehr auf die Welt kommen wird und daß späterhin vielleicht noch die Stiefelabsätze auf die Welt kommen werden, aber ohne den dazugehörigen Menschen, weil er mit der eigenen Entwicklung nicht Schritt halten konnte und als das letzte Hindernis seines Fortschritts zurückgeblieben ist — wenn ich so etwas behaupte, bin ich ein Narr, der von einem Symptom gleich auf den ganzen Zustand schließt, von der Beule auf die Pest. Wäre ich kein Narr, sondern ein Gebildeter, so würde ich vom Bazillus und nicht von der Beule so kühne Schlüsse ziehen und man würde mir glauben. Wie närrisch gar, zu sagen, daß man, um sich von der Pest zu befreien, die Beule konfiszieren soll. Ich

bin aber wirklich der Meinung, daß in dieser Zeit, wie immer wir sie nennen und werten mögen, ob sie nun aus den Fugen ist oder schon in der Einrichtung, ob sie erst vor dem Auge eines Hamlet Blutschuld und Fäulnis häuft oder schon für den Arm eines Fortinbras reift — daß in ihrem Zustand die Wurzel an der Oberfläche liegt. Solches kann durch ein großes Wirrsal klar werden, und was ehemals paradox war, wird nun durch die große Zeit bestätigt. Da ich weder Politiker bin, noch sein Halbbruder Aesthet, so fällt es mir nicht ein, die Notwendigkeit von irgend etwas, das geschieht, zu leugnen oder mich zu beklagen, daß die Menschheit nicht in Schönheit zu sterben verstehe. Ich weiß wohl, Kathedralen werden mit Recht von Menschen beschossen, wenn sie von Menschen mit Recht als militärische Posten verwendet werden. Kein Aergernis in der Welt, sagt Hamlet. Nur daß ein Höllenschlund sich zu der Frage öffnet: Wann hebt die größere Zeit des Krieges an — der Kathedralen gegen Menschen! Ich weiß genau, daß es zuzeiten notwendig ist, Absatzgebiete in Schlachtfelder zu verwandeln, damit aus diesen wieder Absatzgebiete werden. Aber eines trüben Tages sieht man heller und fragt, ob es denn richtig ist, den Weg, der von Gott wegführt, so zielbewußt mit keinem Schritte zu verfehlen. Und ob denn das ewige Geheimnis, aus dem der Mensch wird, und jenes, in das er eingeht, wirklich nur ein Geschäftsgeheimnis umschließen, das dem Menschen Ueberlegenheit verschafft vor dem Menschen und gar vor des Menschen Erzeuger. Wer den Besitzstand erweitern will und wer ihn nur verteidigt — beide leben im Besitzstand, stets unter und nie über dem Besitzstand. Der eine fatiert ihn, der andere erklärt ihn. Wird uns nicht bange vor irgend etwas über dem Besitzstand, wenn Menschenopfer unerhört geschaut, gelitten wurden und hinter der Sprache des seelischen Aufschwungs, im Abklang der berausenden Musik, zwischen irdischen und himmlischen Heerscharen, eines fahlen Morgens das Bekenntnis durchbricht: »Was jetzt zu geschehen hat, ist, daß der Reisende fortwährend die Fühlhörner ausstreckt und die Kundschaft unaufhörlich abgetastet wird!« Menschheit ist Kundschaft. Hinter Fahnen und Flammen, hinter Helden und Helfern, hinter allen Vaterländern ist ein Altar aufgerichtet, an dem die fromme Wissenschaft die Hände ringt: Gott schuf den Konsumenten! Aber Gott schuf den Konsumenten nicht, damit es ihm wohl ergehe auf Erden, sondern zu einem Höheren: damit es dem Händler wohl ergehe auf Erden, denn der Konsument ist nackt erschaffen und wird erst, wenn er Kleider verkauft, ein Händler. Die Notwendigkeit, zu essen, um zu leben, kann philosophisch nicht bestritten werden, wiewohl die Oeffentlichkeit dieser Verrichtung von einem unabwegbaren Mangel an Schamgefühl zeugt. Kultur ist die stillschweigende Verabredung, das Lebensmittel hinter den Lebenszweck abtreten zu lassen. Zivilisation ist die Unterwerfung des Lebenszwecks unter das Lebensmittel. Diesem Ideal dient der Fortschritt und diesem Ideal liefert er seine Waffen. Der Fortschritt lebt, um zu essen, und beweist zuzeiten, daß er sogar sterben kann, um zu essen. Er erträgt Mühsal, damit es ihm wohl ergehe.

Er wendet Pathos an die Prämissen. Die äußerste Bejahung des Fortschritts gebietet nun längst, daß das Bedürfnis sich nach dem Angebot richte, daß wir essen, damit der andere satt werde, und daß der Hausierer noch unsern Gedanken unterbreche, wenn er uns bietet, was wir gerade nicht brauchen. Der Fortschritt, unter dessen Füßen das Gras trauert und der Wald zu Papier wird, aus dem die Blätter wachsen, er hat den Lebenszweck den Lebensmitteln subordiniert und uns zu Hilfschrauben unserer Werkzeuge gemacht. Der Zahn der Zeit ist hohl; denn als er gesund war, kam die Hand, die vom Plombieren lebt. Wo alle Kraft angewandt wurde, das Leben reibungslos zu machen, bleibt nichts übrig, was dieser Schonung noch bedarf. In solcher Gegend kann die Individualität leben, aber nicht mehr entstehen. Mit ihren Nervenwünschen mag sie dort gastieren, wo im Komfort und Fortkommen rings Automaten ohne Gesicht und Gruß vorbei und vorwärtsschieben. Als Schiedsrichter zwischen Naturwerten wird sie anders entscheiden. Gewiß nicht für die hiesige Halbheit, die ihr Geistesleben für die Propaganda ihrer Ware gerettet, sich einer Romantik der Lebensmittel ergeben und »die Kunst in den Dienst des Kaufmanns« gestellt hat. Die Entscheidung fällt zwischen Seelenkräften und Pferdekraften. Vom Betrieb kommt keine Rasse ungeschwächt zu sich selbst, höchstens zum Genuß. Die Tyrannei der Lebensnotwendigkeit gönnt ihren Sklaven dreierlei Freiheit: vom Geist die Meinung, von der Kunst die Unterhaltung und von der Liebe die Ausschweifung. Es gibt, Gott sei gedankt, noch Güter, die stecken bleiben, wenn Güter immer rollen sollen. Denn Zivilisation lebt am Ende doch von Kultur. Wenn die entsetzliche Stimme, die in diesen Tagen das Kommando übergellen darf, in der Sprache ihrer zudringlichen Phantastik den Reisenden auffordert, die Fühlhörner auszustrecken und im Pulverdampf die Kundschaft abzutasten, wenn sie vor dem Unerhörten sich den heroischen Entschluß abringt, die Schlachtfelder für die Hyänen zu reklamieren, so hat sie etwas von jener trostlosen Aufrichtigkeit, mit der der Zeitgeist seine Märtyrer begrinst. Wohl, wir opfern uns auf für die Fertigware, wir konsumieren und leben so, daß das Mittel den Zweck konsumiere. Wohl, wenn ein Torpedo uns frommt, so sei es eher erlaubt, Gott zu lästern als ein Torpedo! Und Notwendigkeiten, die sich eine im Labyrinth der Oekonomie verirrte Welt gesetzt hat, fordern ihre Blutzengen und der gräßliche Leitartikler der Leidenschaften, der registrierende Großjud, der Mann, der an der Kassa der Weltgeschichte sitzt, nimmt Siege ein und notiert täglich den Umsatz in Blut und hat in Kopulierungen und Titeln, aus denen die Profitgier gellt, einen Ton, der die Zahl von Toten und Verwundeten und Gefangenen als Aktivpost einheimst, wobei er zuweilen mein und dein und Stein und Bein verwechselt, aber so frei ist, mit leiser Unterstreichung seiner Bescheidenheit und vielleicht in Uebereinstimmung mit den Eindrücken aus eingeweihten Kreisen und ohne die Einbildungskraft beiseite zu lassen, »Laienfragen und Laienantworten« strategisch zu unterscheiden. Und wenn er es dann wagt, über dem ihm so wohltuenden Aufschwung hel-



discher Gefühle seinen Segen zu sprechen und Gruß und Glückwunsch der Armee zu entbieten und seine »braven Soldaten« im Jargon der Leistungsfähigkeit und wie am Abend eines zufriedenen Börsentags zu ermuntern, so gibt es angeblich »nur eine Stimme«, die daran Aergernis nimmt, wirklich nur eine, die es heute ausspricht — aber was hilft's, solange es die eine Stimme gibt, deren Echo nichts anderes sein müßte als ein Sturm der Elemente, die sich aufbäumen vor dem Schauspiel, daß eine Zeit den Mut hat, sich groß zu nennen, und solchem Vorkämpfer kein Ultimatum stellt!

Die Oberfläche sitzt und klebt an der Wurzel. Die Unterwerfung der Menschheit unter die Wirtschaft hat ihr nur die Freiheit zur Feindschaft gelassen, und schärfte ihr der Fortschritt die Waffen, so schuf er ihr die mörderischste vor allen, eine, die ihr jenseits ihrer heiligen Notwendigkeit noch die letzte Sorge um ihr irdisches Seelenheil benahm: die Presse. Der Fortschritt, der auch über die Logik verfügt, entgegnet, die Presse sei auch nichts anderes als eine der Berufsgenossenschaften, die von einem vorhandenen Bedürfnis leben. Aber wenn es so wahr ist wie es richtig ist, und ist die Presse nichts weiter als ein Abdruck des Lebens, so weiß ich Bescheid, denn ich weiß dann, wie dieses Leben beschaffen ist. Und dann fällt mir zufällig bei, an einem trüben Tage wird es klar, daß das Leben nur ein Abdruck der Presse ist. Habe ich das Leben in den Tagen des Fortschritts unterschätzen gelernt, so mußte ich die Presse überschätzen. Was ist sie? Ein Bote nur? Einer, der uns auch mit seiner Meinung belästigt? Durch seine Eindrücke peinigt? Uns mit der Tatsache gleich die Vorstellung mitbringt? Durch seine Details über Einzelheiten von Meldungen über Stimmungen oder durch seine Wahrnehmungen über Beobachtungen von Einzelheiten über Details und durch seine fortwährenden Wiederholungen von all dem uns bis aufs Blut quält? Der hinter sich einen Troß von informierten, unterrichteten, eingeweihten und hervorragenden Persönlichkeiten schleppt, die ihn beglaubigen, ihm Recht geben sollen, wichtige Schmarotzer am Ueberflüssigen? Ist die Presse ein Bote? Nein: das Ereignis. Eine Rede? Nein, das Leben. Sie erhebt nicht nur den Anspruch, daß die wahren Ereignisse ihre Nachrichten über die Ereignisse seien, sie bewirkt auch diese unheimliche Identität, durch welche immer der Schein entsteht, daß Taten zuerst berichtet werden, ehe sie verrichtet werden, oft auch die Möglichkeit davon, und jedenfalls der Zustand, daß zwar Kriegsberichterstatter nicht zuschauen dürfen, aber Krieger zu Berichterstattern werden. In diesem Sinne lasse ich mir gern nachsagen, daß ich mein Lebtage die Presse überschätzt habe. Sie ist kein Dienstmann — wie könnte ein Dienstmann auch so viel verlangen und bekommen —, sie ist das Ereignis. Wieder ist uns das Instrument über den Kopf gewachsen. Wir haben den Menschen, der die Feuersbrunst zu melden hat und der wohl die untergeordnetste Rolle im Staat spielen müßte, über die Welt gesetzt, über den Brand und über das Haus, über die Tatsache und über unsere Phantasie. Aber wie Kleopatra sollten wir dafür auch, neugierig und

enttäuscht, den Boten schlagen für die Botschaft. Sie macht ihn, der ihr eine verhaßte Heirat meldet und die Meldung ausschmückt, für die Heirat verantwortlich. »Laß reiche Zeitung strömen in mein Ohr, das lange brach gelegen . . . Die giftigste von allen Seuchen dir! Was sagst du? Fort, elender Wicht! Sonst schleudr' ich deine Augen wie Bälle vor mir her; raufe dein Haar, lasse mit Draht dich geißeln, brühn mit Salz, in Lauge scharf gesättigt.« (Schlägt ihn.) »Gnäd'ge Fürstin, ich, der die Heirat melde, schloß sie nicht.« Aber der Reporter schließt die Heirat, zündet das Haus an und macht die Greuel, die er erlügt, zur Wahrheit. Er hat durch jahrzehntelange Uebung die Menschheit auf eben jenen Stand der Phantasienot gebracht, der ihr einen Vernichtungskrieg gegen sich selbst ermöglicht. Er kann, da er ihr alle Fähigkeit des Erlebnisses und dessen geistiger Fortsetzung durch die maßlose Promptheit seiner Apparate erspart hat, ihr eben noch den erforderlichen Todesmut einpflanzen, mit dem sie hineinrennt. Er hat den Abglanz heroischer Eigenschaften zur Verfügung und seine mißbrauchte Sprache verschönt ein mißbrauchtes Leben, als ob die Ewigkeit sich ihren Höhepunkt erst für das Zeitalter aufgespart hätte, wo der Reporter lebt. Ahnen aber Menschen, welches Lebens Ausdruck die Zeitung ist? Eines, das längst ein Ausdruck ist von ihr! Ahnt man, was ein halbes Jahrhundert dieser freigelassenen Intelligenz an gemordetem Geist, geplündertem Adel und geschändeter Heiligkeit verdankt? Weiß man denn, was der Sonntagsbauch einer solchen Rotationsbestie an Lebensgütern verschlungen hat, ehe er 250 Seiten dick erscheinen konnte? Denkt man, wie viel Veräußerung systematisch, telegraphisch, telephonisch, photographisch gezogen werden mußte, um einer Gesellschaft, die zu inneren Möglichkeiten noch bereit stand, vor der winzigsten Tatsache jenes breite Staunen anzugewöhnen, das in der abscheulichen Sprache dieser Boten ihre Klischees findet, wenn sich irgendwo »Gruppen bildeten« oder gar das Publikum »sich zu massieren« anfangt? Da das ganze neuzeitliche Leben unter den Begriff einer Quantität gestellt ist, die gar nicht mehr gemessen wird, sondern immer schon erreicht ist und der schließlich nichts übrig bleiben wird, als sich selbst zu verschlingen; da der selbstverständliche Rekord keine Zweifel mehr übrig läßt und die qualvolle Vollständigkeit jedes Weiterrechnen erspart, so ist die Folge, daß wir, erschöpft durch die Vielheit, für das Resultat nichts mehr übrig haben, und daß in einer Zeit, in der wir täglich zweimal in zwanzig Wiederholungen von allen Aeüßerlichkeiten noch die Eindrücke von den Eindrücken vorgesetzt bekommen, die große Quantität in Einzelschicksale zerfällt, die nur die einzelnen spüren, und plötzlich, selbst an der Spitze, der vergönnte Heldentod als grausames Geschick fatiert wird. Man könnte aber einmal dahinter kommen, welch kleine Angelegenheit so ein Weltkrieg war neben der geistigen Selbstverstümmelung der Menschheit durch ihre Presse, und wie er im Grund nur eine ihrer Ausstrahlungen bedeutet hat. Vor einigen Jahrzehnten mochte ein Bismarck, auch ein Ueberschätzer der Presse, noch erkennen: »Das, was das Schwert uns Deutschen gewonnen hat, wird

durch die Presse wieder verdorben«, und ihr die Schuld an drei Kriegen beimessen. Heute sind die Zusammenhänge zwischen Katastrophen und Redaktionen viel tiefere und darum weniger klare. Denn im Zeitalter derer, die es mitmachen, ist die Tat stärker als das Wort, aber stärker als die Tat ist der Schall. Wir leben vom Schall und in dieser umgeworfenen Welt weckt das Echo den Ruf. In der Organisation des Schalls ist die Schwäche wunderbarer Verwandlung fähig. Der Staat kann es brauchen, aber die Welt hat nichts davon. Bismarck hat zu einer Zeit, wo der Fortschritt in den Kinderschuhen steckte und noch nicht auf Gummiabsätzen durch die Kultur schlich, es geahnt. »Jedes Land«, sagte er, »ist auf die Dauer doch für die Fenster, die seine Presse einschlägt, irgend einmal verantwortlich.« Ferner: »Die Presse ist in Wien schlimmer, als ich mir vorgestellt hatte, und in der Tat noch übler und von böserer Wirkung als die preussische.« Er sprach es aus, daß der Korrespondent, um sich nicht dem Vorwurf auszusetzen, er habe keine guten Verbindungen, entweder die eigenen Erfindungen oder die der Gesandtschaft lanciere. Gewiß, wir alle hängen vor allem von den Interessen dieser einen Branche ab. Wenn man die Zeitung nur zur Information liest, erfährt man nicht die Wahrheit, nicht einmal die Wahrheit über die Zeitung. Die Wahrheit ist, daß die Zeitung keine Inhaltsangabe ist, sondern ein Inhalt, mehr als das, ein Erreger. Bringt sie Lügen über Greuel, so werden Greuel daraus. Mehr Unrecht in der Welt, weil es eine Presse gibt, die es erlogen hat und die es beklagt! Nicht Nationen schlagen einander: sondern die internationale Schande, der Beruf, der nicht trotz seiner Unverantwortlichkeit, sondern vermöge seiner Unverantwortlichkeit die Welt regiert, teilt Wunden aus, quält Gefangene, hetzt Ausländer, macht Gentlemen zu Rowdys. Nur durch die Vollmacht der Charakterlosigkeit, die in Verbindung mit einem schuftigen Willen Druckerschwärze unmittelbar in Blut verwandeln kann. Letztes, unheiliges Wunder der Zeit! Zuerst war alles Lüge, die immer auch log, daß nur anderwärts gelogen werde, und jetzt, in die Neurasthenie des Hasses geworfen, ist alles wahr. Es gibt verschiedene Nationen, aber es gibt nur eine Presse. Die Depesche ist ein Kriegsmittel wie die Granate, die auch auf keinen Sachverhalt Rücksicht nimmt. Ihr glaubt; aber jene wissen es besser, und ihr müßt daran glauben. Die Helden der Zudringlichkeit, Leute, mit denen sich kein Krieger in einen Schützengraben legen würde, wohl aber von ihnen dort interviewen lassen muß, brechen in eben verlassene Königsschlösser ein, um melden zu können: »Wir waren die ersten!« Für Greuelthaten bezahlt zu werden, wäre bei weitem nicht so schimpflich wie für deren Erfindung. Bravos im übertragenen Wirkungskreis, die zuhaus sitzen, wenn sie nicht das Glück haben, in einem Pressequartier Anekdoten zu erzählen oder bis in die Front vordringlich zu sein, sie bringen den Völkern Tag für Tag und solange das Gruseln bei, bis diese es mit einiger Berechtigung wirklich empfinden. Von der Quantität, die der Inhalt dieser Zeit ist, fällt auf jeden von uns ein Teil, das er gefühlsmäßig verarbeitet, und das Gemeinsame wird uns durch



Draht und Kino so anschaulich gemacht, daß wir zufrieden nachhause gehen. Hat uns aber der Reporter durch seine Wahrheit die Phantasie umgebracht, so rückt er uns ans Leben durch seine Lüge. Seine Phantasie ist der grausamste Ersatz für die, welche wir einmal hatten. Denn haben die einen dort behauptet, daß die andern Frauen und Kinder töten, so glauben es beide und tun es. Fühlt man noch nicht, daß das Wort eines zuchtlosen Subjekts, brauchbar in den Tagen der Manneszucht, weiter trägt als ein Mörser, und daß die seelischen Festungen dieser Zeit eine Konstruktion sind, die im Ernstfall versagt? Hätten die Staaten die Einsicht, mit der allgemeinen Wehrpflicht vorlieb zu nehmen und auf die Telegramme zu verzichten — wahrlich, ein Weltkrieg wäre gelinder. Hätten sie gar den Mut, vor Ausbruch eines solchen die Vertreter des andern Handwerks auf einen international vereinbarten Schindanger zu treiben, wer weiß, jener bliebe den Nationen erspart! Aber ehe Journalisten und die von ihnen benützten Diplomaten abrüsten, müssen Menschen es büßen. »Manches, das in den Zeitungen steht, ist denn doch wahr«, hat Bismarck gesagt. Es gibt ja auch noch etwas unter dem Strich, dort arbeiten unsere braven Feuilletonisten, verrichten Gebete in der Schlacht für Honorar, küssen Bundesbrüder auf den Mund, preisen den herrlichen »Tumult« unserer Tage, bewundern die Ordnung, wie sie früher die Gemütlichkeit verehrt haben, vergleichen eine Festung mit einer schönen Frau oder umgekehrt, je nachdem, und benehmen sich überhaupt der großen Zeit würdig. Da schildert einer, ein Auswärtiger, unter dem Titel »Furchtbare Tage«, serienweise seine Erlebnisse in einer Hauptstadt, die er verlassen mußte. Die äußeren Schrecken bestanden darin, daß man ihm zuge-redet hat, abzureisen, ihm für 1000 Mark nur 1200 Francs geben wollte und vor allem, daß kein Taxameter zu haben war, was in andern Verkehrszentren auch schon vor einer allgemeinen Mobilisierung vorkommen soll. Sonst kann er — man traut seinen Ohren nicht — nicht genug Rühmliches von der Ruhe, Rücksicht, ja Barmherzigkeit der einheimischen Bevölkerung aussagen, von der wir doch in Telegrammen erfahren hatten, sie hätte sich wie losgelassene Panther und Wölfe einer bei einem Eisenbahnunglück beschädigten Menagerie bemommen, kurz, daß es dort vor dem Krieg annähernd so zugegangen sei, wie anderswo nach einem Konzert. Telegramme sind Kriegsmittel. Mit Feuilletons nimmt man es nicht so genau, da kann die Wahrheit durchrutschen. Aber wenn sie erscheint, ist sie vielleicht wieder unwahr, weil inzwischen Telegramme erschienen sind und das Ihrige getan haben, den Telegrammen recht zu geben und die Wirklichkeit zu berichtigen. Oder meint man, dieser Nordau habe schöngefärbt, weil er sich für den Frieden die Rückkehr auf den Platz schon jetzt sichern wollte? Dann disponiert eben der Journalismus über das Leben, je nachdem er nur seinen Vorteil oder auch den Nachteil der andern sucht. Im allgemeinen läßt sich sagen, daß es in Kriegszeiten außer der Arbeit, welche die solide Waffe verrichtet, noch die Leistungen gibt, die Wort und Gelegenheit vollbringen. Greuel, die die Bevölkerung

feindlicher Staaten verübt, sind von gemeiner oder von ganz gemeiner, also gebildeter Herkunft. Pöbel und Presse stehen über den nationalen Interessen. Jener plündert und diese telegraphiert. Und wenn diese telegraphiert, so fühlt sich jener animiert, und was Redaktionen beschlossen haben, vergelten und büßen Nationen. »Repressalien« ist das, womit der Presse geantwortet wird. Sie übertreibt den Zustand der Welt, nachdem sie ihn erschaffen hat. Ist sie sein Ausdruck nur, so ist der Zustand furchtbar genug. Aber sie ist sein Erreger. Sie hat in Oesterreich den sterilen Zeitvertreib des »Nationalitätenhaders« erfunden und unterhalten, um unbemerkt das Geschäft ihres schändlichen Intellekts hochzubringen; hat sie es so weit gebracht wie sie wollte, so gibt sie für späteren Gewinn ihren Patriotismus in Kost; sie kauft Werte im Zusammensturz, sie ist ein Phönix, der aus fremder Asche farbenprächtig aufsteigt. Laßt mich die Presse überschätzen! Aber wenn ich zu Unrecht behaupte, daß in einer Epoche, die so leicht geneigt ist, die Extraausgabe für das Ereignis zu halten, und die mit entzündeten Nerven sich von Lügen zu Fakten verleiten läßt — wenn es nicht wahr ist, daß aus Telegrammen mehr Blut geflossen ist, als sie enthalten wollten, so komme dieses Blut über mich!

»Möge es das letztemal sein«, rief Bismarck, »daß die Errungenschaften des preußischen Schwertes mit freigiebiger Hand weggegeben werden, um die nimmersatten Anforderungen eines Phantoms zu befriedigen, welches unter dem fingierten Namen von Zeitgeist oder öffentlicher Meinung die Vernunft der Fürsten und Völker mit seinem Geschrei betäubt, bis jeder sich vor dem Schatten des anderen fürchtet und alle vergessen, daß unter der Löwenhaut des Gespenstes ein Wesen steckt von zwar lärmender, aber wenig furchtbarer Natur.« Er sagte es im Jahre 1849. Wie furchtbar ist diese Harmlosigkeit in den 65 Jahren erwachsen! Daß sie vor Taten, die sie angestiftet hat, nicht verstummt, zeigt, für wen sie sie getan hofft. Die Maschine hat Gott den Krieg erklärt und findet zwischen den Leistungen, die ich ihr stets zugetraut habe, immer noch Worte, und die Zeit mißt sich und staunt, wie groß sie über Nacht geworden sei. Aber sie war es wohl immer, und ich habe es nur nicht bemerkt. Also war es ein Fehler meiner Optik, sie klein zu sehen. Indes, »Uebelstände« wegzuputzen, die an der Oberfläche wuchern, hinter der ein Großes lebt — die Aufgabe wäre mir zu klein, der fühle ich mich nicht gewachsen. Einer fragte neulich, wo ich denn bleibe, und bat, uns mit Rücksicht auf die neue Zeit von dem alten Schmutz zu befreien. Ich kann nicht. Großes, Elementares muß die Kraft haben, von selber mit den Uebelständen fertig zu werden und bedarf dazu nicht der Anregung und Hilfe eines Schriftstellers. Aber dieses Große, Elementare hat, da bereits sein Schein in alle Augen stach, es noch immer nicht vermocht. Was sehen wir? Das Große hat Begleiterscheinungen. Wenn die Folgen auf ihrer Höhe sein werden, dann Gnade uns! Das Große hat die Begleiterscheinungen nicht über Nacht kaputt gemacht. Daß Bomben mit Witzen abgesetzt werden und Animierkneipen ein 42-Mörser-Programm an-

kündigen, zeigt uns, wie konservativ und wie aktuell wir sind. Nicht das Vorkommnis, sondern die Anästhesie, die es ermöglicht und erträgt, gibt Aufschluß. Wie der uns eingefleischte Humor mit dem Uebermaß des Bluts sich abfindet, wissen wir. Aber der Geist? Wie bekommt es unsern Dichtern und Denkern? Und wenn sich die Welt auf den Kopf stellt, es fällt ihr nichts besseres ein! Und wenn sich die Welt zerfleischt, es kommt kein Geist heraus! Er wird später nicht erscheinen; denn er hätte sich jetzt verbergen, durch verschwiegene Würde sich äußern müssen. Aber wir sehen rings im kulturellen Umkreis nichts als das Schauspiel, wie der Intellekt auf das Schlagwort einschnappt, wenn die Persönlichkeit nicht die Kraft hat, schweigend in sich selbst zu beruhen. Die freiwillige Kriegsdienstleistung der Dichter ist ihr Eintritt in den Journalismus. Hier steht ein Hauptmann, stehen die Herren Dehmel und Hofmannsthal, mit Anspruch auf eine Dekoration in der vordersten Front und hinter ihnen kämpft der losgelassene Dilettantismus. Noch nie vorher hat es einen so stürmischen Anschluß an die Banalität gegeben und die Aufopferung der führenden Geister ist so rapid, daß der Verdacht entsteht, sie hätten kein Selbst aufzuopfern gehabt, sondern handelten vielmehr aus der heroischen Ueberlegung, sich dorthin zu retten, wo es jetzt am sichersten ist: in die Phrase. Trostlos ist nur, wie die Literatur nicht ihre Zudringlichkeit fühlt und nicht die Ueberlegenheit des Bürgers, der in der Phrase das ihm zustehende Erlebnis findet. Zu einer fremden und vorhandenen Begeisterung Reime und noch dazu schlechte zu suchen, gegen eine Rotte eine Flotte zu stellen und von den Horden zu bestätigen, daß sie morden, ist wohl die dürftigste Leistung, die die Gesellschaft in drangvoller Zeit von ihren Geistern erwarten konnte. Das unartikulierte Geräusch, das von den feindlichen Dichtern zu uns herüberkam, bedeutet wenigstens einen Beweis für individuell gefühlte Erregung, die den Künstler auf den national begrenzten Privatmann reduziert. Es war wenigstens das Gedicht, das der Aufruhr der Tatsachen aus den Dichtern machte. Der Vorwurf des Barbarentums im Kriege war falsche Information. Aber das Barbarentum im Frieden, das in Reimbereitschaft steht, wenn's ernst wird, und das aus dem fremden Erlebnis einen Leitartikel macht, ist eine nicht wegzutilgende Schmach. Und schließlich kann sich ein Hodler, der unrecht hat, noch immer neben einem Dutzend Haeckels, die recht haben, sehen lassen. Und schließlich ist ein Wutausbruch noch immer kulturvoller als eine Enquete, die die Frage, ob man Shakespeare aufführen darf, zu dessen Gunsten zu entscheiden die Milde hat. Deutschlands größter neuzeitlicher Dichter, Detlev v. Liliencron, ein Dichter des Krieges, ein Opfer jener kulturellen Entwicklung, die vom Siege kam, hätte wohl nicht das Herz gehabt, sich an die noch rauchenden Tatsachen mit einer Meinung anzuklammern, und es bleibt abzuwarten, ob unter jenen, die das Erlebnis dieses Krieges hatten, und jenen, die als Dichter erleben können, einer erstehen wird, der Stoff und Wort zur künstlerischen Einheit bringt. Was sich zeigen wird, ist, ob aus der Quantität,



zu der vom seelischen Leben keine Brücke mehr führt, weil sie gesprengt wurde, noch Organisches wachsen kann. Intelligenzen, die sich, wenn Gefahr droht, behend und bequem in den Riß ihres Wesens betten, wird's zum Schweinefüttern geben.

Vielleicht war der kleinste Krieg immer eine Handlung, die die Oberfläche gereinigt und ins Innere gewirkt hat. Wohin wirkt dieser große, der groß ist vermöge der Kräfte, gegen die der größte Krieg zu führen wäre? Ist er eine Erlösung oder nur das Ende? Oder gar nur eine Fortsetzung? — Mögen die Folgen dieser umfangreichen Angelegenheit nicht böser sein als ihre Begleitumstände, die sie nicht die Kraft hatte, von sich zu treten! Möge es nie geschehen, daß die Leere mit Berufung auf ausgestandene Strapazen sich noch breiter macht als bisher, die Faulheit eine Glorie gewinnt, die Kleinheit sich auf den welt-historischen Hintergrund beruft, und die Hand, die uns in die Tasche greift, vorher ihre Narben zeigt! Wie war es möglich, daß im Weltkrieg ein Weltblatt jubilierte? Daß ein Börseneinbrecher sich vor die Millionenschlacht stellte und in tosenden Titeln für das fünfzigjährige Bestehen seines ruchlosen Geschäfts Beachtung forderte und fand? Daß Banken im Moratorium zwar ihren Kunden nicht dienen konnten, aber jenem weit über 400 K für jede der hundert Annoncen seiner Festnummer bezahlten? Daß im Kanonendonner die Huldigung von Zeitungsausträgern gehört wurde und das Aufgebot der Gratulanten wie in einer Verlustliste der Kultur durch Wochen aufmarschierte? Wie war es möglich, daß in Tagen, wo die Phrase schon zu bluten begann, ihr letztes Leben an den Tod hingab, sie noch zum Fensterschmuck dienen konnte an einem Freudenhaus des Freisinns? Daß Fahnen von Schreibern hochgehalten wurden, wo sie schon auf dem Felde waren, und daß ein Bilanzknecht und Freibeuter der Kultur sich von einer hochgestellten Bedientenschar als »Generalstabschef des Geistes« feiern ließ? Möge die Zeit groß genug werden, daß sie nicht zur Beute werde eines Siegers, der seinen Fuß auf Geist und Wirtschaft setzt! Daß sie den Alpdruck der Gelegenheit überwinde, in der der Sieg zum Verdienst der Unbeteiligten wird, die verkehrte Ordensstreberei sich ihrer Ehren entäußert, die gerade Dummheit Fremdwörter und Speisennamen ablegt und in der Sklaven, deren letztes Ziel ihr Lebtage war, Sprachen zu »beherrschen«, fortan mit der Fähigkeit durch die Welt kommen wollen, Sprachen nicht zu beherrschen! — Was wißt ihr, die ihr im Kriege seid, vom Kriege?! Ihr kämpft ja! Ihr seid ja nicht hier geblieben! Auch denen, die für das Leben das Ideal geopfert haben, ist es einmal vergönnt, das Leben selbst zu opfern. Möge die Zeit so groß werden, daß sie an diese Opfer heranreicht, und nie so groß, daß sie über ihr Andenken ins Leben wachse!

## DER ERNST DER ZEIT UND DIE SATIRE DER VORZEIT

Als dieses umfangreiche Ereignis über die Menschheit hereinbrach und es allgemein hieß, daß die Maschine von einer Seele bedient werde und letzten Endes auch der Seele dienen werde, da war mein Scherflein der Zweifel, meine Bereitschaft das Schweigen und mein Mut, diesem Schweigen Ausdruck zu geben, damit man wisse, wie es gemeint sei. Was sich in mir scheinbar einem Zwang der Zensur entzog, war in Wahrheit das Bewußtsein, daß unter allen mißgeborenen Tatsachen eine einzige das Recht hat, ihre Negierung auszuschließen: der Krieg, solange es ihn gibt. Es war das Gefühl, daß es selbst unerlaubt wäre, einer Gesellschaft, die den Krieg mehr als eine Abwechslung denn als eine Umwälzung erlebt, einer sozialen Spielart, die das Unglück als Konjunktur schätzt und das Heroentum als die Basis für Armeelieferungen annehmbar findet — daß es unerlaubt wäre, einer solchen Zeit- und Ortsgenossenschaft anders als mit dem stillen Wunsche nach einem Erdbeben nahezutreten. Und noch so weit ließ ich mich in der Selbstbeherrschung hinreißen, zu schweigen vor dem Sprachgesindel, dem der Anblick unnennbaren Grauens nicht die Zunge gelähmt, sondern flott gemacht hat; stumm zu sein vor der verächtlichsten Brut, die sich je in ein Hinterland verkrochen hat, den Dichtern und Denkern und aller wortbereiten Unzucht, die den Morgen und den Abend schändet und von der ich im Innersten überzeugt bin, daß ohne ihr Dasein, ohne ihre grausamste antikulturelle Wirkung, neben der keine Geistesmacht der Zeiten standhielt, dieser Krieg der berauschten Phantasiearmut nicht entbrannt und nicht ins Ueberunmenschliche entartet wäre. Denn welches Unmaß von Greueln würde an diese Barbarei der Bildung hinanreichen und wäre durch sie nicht bedingt?

Mein strategischer Rückzug aus der Position der öffentlichen Meinung ließ sich optimistisch zurechtlegen als die Wartezeit eines, der zeit lebens verurteilt war, in der Hölle Gott zu vermissen, und dessen vielverkannter Sehnsucht vielleicht nun Erfüllung winke. Als die Atempause einer satirischen Qual, die sich vom Weltuntergang Erlösung erhofft hat und nun immerhin einen passablen Weltkrieg erlebt. Nun, glaubten manche, würde doch dem erdensicheren Verstand, dem meer tiefen Behagen und der himmelhohen Moral, denen kein Messina, keine Titanic und kein chinesischer Lustmord etwas anhaben konnten, der Verstand, der Humor und der Hochmut vergehen! Es hat ja nie an Optimisten gefehlt, die meine Weltverneinung als eine Kritik reparabler Zustände auffassen wollten, und in einer Schrift über mich, die 1913 erschienen ist, findet sich die Stelle:

Wir wollen Gottes Ratschluß auch in Gedanken nicht vorgreifen; aber vielleicht tut, nach diesem Krieg, den Einer gegen die ganze Welt geführt hat, noch der Weltkrieg selber not. Fast scheint es, wenn es auch schauerlich ist,

---

Zum Eingang eines Leseabends gesprochen am 13. Februar 1915.

solche Not kommen zu sehen, als ob der Geist der Nächstenliebe darnach rufe: denn wohin jetzt in aller Welt mit allen diesen Intellektuellen und allen schon intellektualisierten Christen dazu! Denn sie haben wirklich das Grausige verübt, wovor aller Herzschlag, wo noch ein Herz schlägt, stille steht, sie haben wirklich verübt, wofür sie Karl Kraus — mortis in nomine laesae majestatis! — zum Tode verurteilt hat: sie haben mit dem Krieg Sechshundsechzig gespielt und aus sterbenden Soldaten haben sie Zeilenhonorar herausgeschlagen! Vielleicht also müssen die Soldaten und der Krieg muß über sie kommen.

Nun ist er da und ich sage: Nie hätte ein Herz lauter im Gefühl seiner Entbehrlichkeit geschlagen! Was tun sie nun mit den sterbenden Soldaten? Sinken, die nicht fallen, auf die Knie? Laßt uns warten. Abwarten, was sie uns hinterlassen wird, die große Zeit, wenn sie eines Tages dahingeht, wie sie eines Tages gekommen ist. Warten wir's ab, ob die Schande, die ich in Form gebracht habe, versunken sein wird und mit ihr — wie gern! — ihr Künstler. Erledigt sein, ohne daß mir der Krieg meine Aufgabe erledigt — das möchte ich nicht. Dann möchte ich lieber, da er mir nicht geholfen hat, wieder ihm beispringen. Aber laßt uns nicht die Geduld verlieren und nicht von heute auf morgen schließen, von den miserablen Begleiterscheinungen einer großen Zeit auf ihre Folgen. Wenn es jetzt auch den Anschein hat, daß sie den Mächten des Ungeistes eher Vorschub leiste; daß der Krieg nicht so sehr den Kampf gegen das Übel fortsetze als das Übel selbst; daß das begeisterte Einstehen einer entgötterten Welt für den Besitzstand des Teufels nicht just ihre ideelle Bereicherung verbürge — warten wir zu. Es könnte am Ende das Wunder geschehen — Dichter und Denker rücken aus, es anzusagen —, daß die im Dienst der Fertigware geopfert Seele durch das Opfer des Leibes neu ersteht. Bis dahin binde sich, mit tausend Fesseln binde sich der sprungbereite Geist, sei wehrlos, wenn ihm Denken, Fühlen, Atmen gesperrt wird, schweige zu den tausend Insulten, die jeder Tag dem lesenden Auge und dem hörenden Ohr ersinnt. Das nie geträumte Erlebnis, daß dieser Kot nicht erstarrt ist, als Regimenter marschierten, halte den Schrei zurück. Die Vorstellung, daß hinter der blutenden Quantität alles Leben unverändert ist und hinter der neuen Maschine ein altes Pathos noch den Tod zur Lebenslüge macht, sie hämmere in den Schläfen. Wenn dieses Leben nach wie vor die Gemeinheit hat, »seine Rechte zu fordern«, ich, der sie ihm zeitlebens bestritten habe, will schweigen!

Und ich muß. Denn ich bin nicht so feig, gegen die Zensur zu kämpfen. Ich habe den Mut, ihr zu weichen. Ja, sie zu beschwören, daß sie jetzt, endlich, statt meiner ihres Amtes walte und sich nicht bange machen lasse von den Knechten der Freiheit. Denn man wisse, hierzulande hat sich in dem, was im status quo der torkelnden Individualitäten als gemeinsam fühlbar ist, nur ein einziges Novum begeben. Ich denke nicht an das Opfer der Kaisersemmel, zu dem sich eine wahrhaft große Zeit ohne viel Aufhebens, aber mit viel Stimmungsnotizen ent-



schließt. Ich denke nicht daran, daß eine beliebte Annonce zwar nach wie vor drei lachende Wiener Typen zeigt, aber die von ihnen gestellte Frage: »Wer hat aus'gesteckt? Wo gibts an guten Tropfen und a Hetz?« jetzt die Worte »und a Hetz« zum Opfer bringt, wiewohl es nach wie vor a Hetz gibt. Ich denke nicht an den seelischen Aufschwung der sich freiwillig meldenden Armeelieferanten. Ich denke nur an den alle Geister bewegenden Kampf gegen die Zensur, die bekanntlich über ein Gewerbe, dessen Ausüben von Rechts wegen den gelben Fleck zu tragen hätten, bloß den weißen verhängt hat. Diese über alle Maßen anspruchsvolle Profession lehnt sich nun gegen die Milde einer Obrigkeit auf, die ihr täglich ein paar Wahrheiten verbietet: anstatt für die ungezählten Lügen und Schlechtigkeiten dankbar zu sein, die sie ihr nach wie vor erlaubt. Die Presse ahnt nicht, wie gut es ihr geht. Ja glaubt sie denn, daß es m i r heute von der Zensur gestattet würde, n a c h - z u d r u c k e n, was täglich in den Wiener Zeitungen steht? ! Bis wir so weit halten, daß ich es darf und mir selbst erlaube — denn Infames, das in großer Zeit geschieht, zu zitieren, wäre ja unwürdig — bis wir so weit sind, bleibt die Frage zu beantworten, wie ich mich zu meinem bereits getanen Werk, das ja eigentlich auch nur aus Nachdrucken besteht, verhalten soll. Ich hatte zu Beginn der großen Zeit die Empfindung, daß ich auch dieses — wie immer sich heute der Leser dazu stellen möge — dem Hörer entziehen müsse, weil eine lautere Stofflichkeit ihm jetzt in den Ohren liegt und weil jene größeren Anlässe, die ich noch nicht gestalten darf, dem Auge meine kleineren, deren Identität ich noch nicht beweisen darf, verdecken. Nun aber stellte sich eines Tages heraus, daß unser Publikum sich an die Größe der Zeit schon so sehr gewöhnt hat, daß sich nicht mehr »Gruppen bilden« und die Überraschung einen nicht mehr inkommodieren muß. Das in Taten und Leiden Ungewöhnliche wird dem gnadenlosen Blick der herrschenden Kulturmacht, für die es geschieht, als Lektüre unterbreitet, das Opfer ist ein Film, und das Leben sieht in der Todesbereitschaft nur seine Extraausgabe, auf die es auch nicht mehr hereinfällt. Und da sich nichts um mich verändert hat, sollte ich nicht sagen dürfen, wie es war? Nein, angesichts der erschütternden Stabilität jener Erscheinungen, aus deren Gebiet meine Rohstoffe in den letzten fünfzehn Jahren bezogen waren, sehe ich mich nicht veranlaßt, nachträglich deren Verarbeitung zu bereuen, bin ich nicht gesonnen, das Erschienenensein der Fackel einzustellen. Nein, ich bin nicht verpflichtet, den Haß zu arretieren, wenn die Schande am Tage bloß geht! Mögen jene, die anderer Ansicht sind und schon der Gegenwart, der hiesigen, den seelischen Aufschwung zuerkennen, den sich geduldigere Optimisten erst von der Zukunft erwarten, mögen solche Leute meine Gestaltungen mit ihren längst verwehten Anlässen als kulturhistorische Kuriosa hinnehmen. Warum soll man sich denn nicht dafür interessieren, wie es in alten Zeiten, vor dem 1. August, in Wien ausgesehen hat? Denn so gnädig wird kein Weltfreund sein, daß er vermöge einer Art geistiger Amnestie schon in der Vergangenheit, die ich meine,

Spuren künftiger Heldengröße entdeckt. Nein, bleiben wir bei der Kulturgeschichte, und stellen wir uns — für einen Abend kann's ja gelingen — auch vor, daß sie die frischeste, aktuellste Wiener Wirklichkeit bedeutet. Stellen wir uns vor, daß wir den Fasching in uns, wenn er auch behördlich inhibiert ist, noch nicht überwunden haben und daß wir höchstens, wenn uns der Ruf: Extraausgabe! trifft, uns im Schrecken der Schlacht befinden, sonst aber im horror vacui, den die Entziehung eines Narrenabends des Männergesangsvereins uns beigebracht hat. Besinnen wir uns doch, ob unser ganzes gutgelauntes Dabeisein nicht einfach als Liste der Anwesenden aus dem Ballbericht in die notgedrungene Wohltätigkeit transferiert ist und bloß der »Rahmen« verändert, aber das Bild noch immer und immer mehr zum Sprechen ähnlich. Werfen wir einen Blick auf unser Nachtleben, übersehen wir aber auch unser Tagleben nicht; bemerken wir, wie geschickt wir aus der Gefahr ins Couplet ausweichen, und beachten wir, wie wir schon jetzt an dem Wiederaufbau unserer Ideale, vor allem des Fremdenverkehrs, arbeiten; horchen wir auf die Gespräche der Zeitgenossen, blicken wir auf die Plakatwände und fragen wir uns dann, ob das nicht lebendigste Wirklichkeit ist und ob wir vom Weltkrieg nicht träumen.

Leben nicht solche, deren Kriegsdienstleistung der Wucher ist? Leben nicht solche, für die der Schützengraben in die Kärntnerstraße einbiegt? Werden sie nicht demnächst ihr Scherflein beitragen in Form eines Nagels, mit dem ein Ritter aus Holz zu wohltätigem Zweck benagelt werden soll, nachdem die Behörde gegen die beabsichtigte Benagelung auf dem einstweiligen Aufstellungsplatz zum Zwecke der Sammlung keine Einwände erhoben hat, so daß ein Wahrzeichen errichtet werden kann, das sich gewaschen hat, und fünfhunderttausend, sage fünfhunderttausend Namen, von denen sonst keine Krone, sage kein letztes Kranl für einen blinden Soldaten zu haben wäre, auf die Nachwelt kommen werden und Wien im Begriffe steht, eine Sage zu bilden — der Schmock im Eisen —, eine Sage sag ich Ihnen, die schon jetzt den Fremdenverkehr nach 700 Jahren ins Auge faßt und die dann beim Portier für 20 Heller zu haben sein wird, bei jenem Portier, von dem, wenn er dereinst seine goldene Hochzeit feiern wird, es in der Zeitung stehen wird, weil eben bei einer sagenumwobenen Bevölkerung alles beim Alten bleibt, höchstens daß es mehr Armeelieferanten gibt, als früher auf den ersten Blick zu erkennen waren, und daß so manche jetzt ein Scherflein beitragen, die später ein Vermögen davontragen werden. Halten wir uns dies und das und noch etwas gegenwärtig und alle die hunderte »und«, mit denen jener grauenhafte Kassier der Weltgeschichte jeden Tag Blutbilanz macht, dann — o dann werden wir der qualgeborenen Heiterkeit meiner Gestalten mehr Aktualität, mehr vom Gefühl, im Krieg zu leben, zuerkennen, als diese ganze Wirklichkeit enthält! Nicht jene erbärmliche Lache, deren Geschäft es ist, von Ernst und Erbarmen abzulenken, wagt sich hier hervor. Sondern eine, die ihre Opfer der Prüfung aussetzt, ob sie tragfähig waren für den

Ernst, für die große Trauer und für die über Nacht erwachsene Größe. Hier ist Humor kein Gegensatz zum Krieg. Diesem können die Opfer entrinnen, jenem nicht. Er befreit keinen Schlechten, er befreit die Guten, die da leiden. Er kann sich neben dem Grauen sehen lassen. Er trifft sie alle, die vom Tod unberührt bleiben. Bei diesem Spaß gibts nichts zu lachen. Aber weiß man das, so darf man es, und das Lachen über die unveränderten Marionetten ihrer Eitelkeit, ihrer Habsucht und ihres niederträchtigen Behagens schlage auf wie eine Blutlache!

## ZWEI STIMMEN

### Vatikan

#### Benedikts Gebet

»... Im heiligen Namen Gottes, unseres himmlischen Vaters und Herrn, um des gesegneten Blutes Jesu willen, welches der Preis der menschlichen Erlösung gewesen, beschwören wir Euch, die Ihr von der göttlichen Vorsehung zur Regierung der kriegführenden Nationen bestellt seid, diesem fürchterlichen Morden, das nunmehr seit einem Jahre Europa entehrt, endlich ein Ziel zu setzen. Es ist Bruderblut, das zu Lande und zur See vergossen wird. Die schönsten Gegenden Europas, dieses Gartens der Welt, sind mit Leichen und Ruinen besät... Ihr tragt vor Gott und den Menschen die entsetzliche Verantwortung für Frieden und Krieg. Höret auf unsere Bitte, auf die väterliche Stimme des Vikars des ewigen und höchsten Richters, dem Ihr werdet Rechenschaft ablegen müssen sowohl für die öffentlichen Unternehmungen wie für Eure privaten Handlungen. Die Fülle der Reichtümer, mit denen Gott der Schöpfer die Euch unterstellten Länder ausgestattet hat, erlauben Euch gewiß

### Redaktion

#### Benedikts Diktat

»... Und die Fische, Hummern und Seespinnern der Adria haben lange keine so guten Zeiten gehabt wie jetzt. In der südlichen Adria speisten sie fast die ganze Bemannung des »Leon Gambetta«. Die Bewohner der mittleren Adria fanden Lebensunterhalt an jenen Italienern, die wir von dem Fahrzeug »Turbine« nicht mehr retten konnten, und in der nördlichen Adria wird den Meeresbewohnern der Tisch immer reichlicher gedeckt. Dem Unterseeboot »Medusa« und den zwei Torpedobootten hat sich jetzt der Panzerkreuzer »Amalfi« zugesellt. Die Musterkollektion der maritimen Ausbeute, die sich bisher auf das »maritime Kleingewicht« erstreckte, hat einen gewichtigen Zuwachs erhalten, und bitterer denn je muß die Adria sein, deren Grund sich immer mehr und mehr



die Fortsetzung des Kampfes. Aber um was für einen Preis? Darauf mögen die Tausende junger Menschenleben antworten, die alltäglich auf den Schlachtfeldern erlöschen ...»

mit den geborstenen Leibern italienischer Schiffe bedeckt, und über deren blaue Fluten der Verwesungshauch der gefallenen Befreier vom Karstplateau streicht.«

## SCHWEIGEN, WORT UND TAT

Das mit dem Schweigen und dem Bruch des Schweigens verhält sich so. Es ist wie so vieles, was das Gewissen begehen kann, kein Widerspruch. Denn das Schweigen war nicht Ehrfurcht vor solcher Tat, hinter der das Wort, wofern es nur eines ist, nie zurücksteht. Es war bloß die Sorge: den Abscheu gegen das andere Wort, gegen jenes, das die Tat begleitet, sie verursacht und ihr folgt, gegen den großen Wortmisthaufen der Welt, jetzt nicht zur Geltung bringen zu können und zu dürfen. Und das Schweigen war so laut, daß es fast schon Sprache war. Nun fielen die Fesseln, denn die Fesseln selbst spürten, daß das Wort stärker sei. Es geschah unwillkürlich, es war kein Akt der Entschliebung, kein Plan hier und dort; gibt es doch Augenblicke, da auch die Maschine Respekt hat und eben dort, wo man nur Eingaben gewohnt ist, auch für Eingebungen Raum wird. Ich hatte zu lange mir mein Teil gedacht; dann, als ich einen Sommermonat mitten im Schweigen der unberührtesten Landschaft lebte, da litt ich sehr daran, daß es sonst nur Lärm gab. Es mußte geschehen, daß nach fünfzehn Monaten, in denen bloß diese fürchterlichen Herolde des Siegs laut wurden von dem besessenen Kassier der Weltgeschichte bis hinunter zu den unentrinnbaren Hilferufern der Extraausgaben, daß nach all der Zeit doch auch der Herold der größten Kulturpleite, die dieser Planet erlebt hat, sich hörbar mache, und wäre es nur, um zu beweisen, daß die Sprache selbst noch nicht erstickt sei. Wohl war ich mir bewußt: Wer vor gewissen Dingen seinen Kopf nicht riskiert, der hat keinen zu riskieren. Was aber hätte der Tausch des Kopfes gegen den Ruhm, einen gehabt zu haben, genützt? Wenn mit dem Kopf auch das Wort konfisziert würde, das er zu geben hatte! Wenn dieselbe Maschinerie, gegen die er anrennt, ihn noch rückwirkend zum Verstummen bringen kann! Er will ihr zeigen, daß in ihm denn doch etwas mehr Platz hat als ein Scherflein; daß sein Durchhalten ein ganz anderes wäre; daß er den Zustand einer Weltkinderstube, in der Gewehre von selbst losgehen, nicht mit dem Plan eines Gottes in Übereinstimmung bringen kann, der Geist und Gras wachsen ließ und der eine Menschheit verwirft, die beides niedertrampelt. Gewiß, lieber den

Kopf anders wagen als durch die schweigende Zeugenschaft solcher Dinge in den Verdacht der Nachwelt zu kommen, man hätte keinen gehabt, man sei nur so schlechtweg ein deutscher Schriftsteller von anno 1915 gewesen. Da aber das tonlose Opfer in dieser allergrößten Zeit noch weniger Wert und Wirkung hat als das Wort; da es auch nicht einmal so beispielgebend ist wie der Mord, wie das, was jetzt jeder tun kann, darf und muß — eben darum ist das Wort von selbst frei geworden. Auch das Wort durfte in dem Augenblick, als es mußte; und ich bin bestechlich genug, einzuräumen: möglicherweise habe dieser Staat durch die Anerkennung einer Ausnahme vom Ausnahmezustand bewiesen, daß in ihm wie in jedem Staat mit absolutistischen Neigungen noch ein Endchen Gefühl für seine kulturellen Trümmer lebt. Daß er selbst noch eine letzte Träne hat, von einer wehen Ahnung her, wir würden, wenn dieses Abenteuer durchgeträumt ist, auf einem blutigeren Schlachtfeld erwachen, auf jenem unbegrenzten Absatzgebiet der Zeithyänen, aus dessen unendlicher Ödigkeit die neue Macht aufsteigt, im Ghetto der Hölle niedergehalten durch Jahrhunderte, nun die Erde verwesend, die Luft erodernd und zum Himmel stinkend. Mögen die von Beruf oder Geburt Konservativen, Adel, Kirche und der Krieger selbst, den Mut verloren haben vor dem unerbittlichsten Feind, so daß sie sich mit ihm um angeblicher Notwendigkeiten willen verbünden. Mögen sie, wie aus einer rätselhaften Pflicht allgemeiner Wehrlosigkeit, tagtäglich das Falsche tun — irgendeinmal spüren sie doch den Wert des Wortes, das ihnen zwar nicht Mut machen kann, wohl aber Scham und jenes Gefühl, das an der allermäßigendsten Stelle gar wohlgefällig ist: Reue. Darum Gnade den schwachen Mächtigen! Der Herr erleuchte sie im Schlafe! Wollten sie mir, wenn sie der Alpdruck dieser todgewissen Zukunft aufschreckt, in einem Augenblick instinktiver Einkehr, in solchem vom politischen Bewußtsein unbewachten Moment, wenn alle Klingklanggloria schweigt, wenn das Läuten der Kanonen und das Schießen der Kirchenglocken verstummt ist, wollten sie mir dann, einmal, leihweise, die Exekutive überlassen, die lange genug ein fauler Zauberlehrling in ihrer Vertretung innehatte — so verpflichte ich mich als alter Unmenschenfresser: den größten scheinbaren Widerspruch, den es jetzt gibt, aus der Welt zu schaffen, den zwischen der blutigen Mechanik der Taten und der flotten Mechanik der Seelen. Dann würde ich: damit das große Ereignis doch nicht so ganz unbeachtet vorüberausche; damit es mehr sei als ein angebrochener Abend der Welt, den sie vor Kinokriegsbildern hibringt; damit der Schrecken doch mehr Plastik habe als die einer Extraausgabe, und das Bombardement von Venedig mehr sei als ein heiserer Bubenschrei; damit der leibhaftige Wahn zerstiebe, die Armeelieferanten seien die wahren Schlachtenlieferer; damit Mord wieder einen zureichenden Grund bekomme und Blut wieder dicker sei als Tinte — ich würde für einen einzigen Tag ein Kommando übernehmen, das die Front in das Hinterland verlegt; die Brutstätten der Weltverpestung, die Gifthütten des Menschenhasses, die Räuberhöhlen

des Blutwuchers, die man mit dem einzigen verabscheuungswürdigen Fremdwort Redaktionen nennt, täglich zweimal erfolgreich mit Bomben belegen lassen; und mit Hilfe von ausgeliehenen Kosaken, die sich aber, um die Grausamkeit voll zu machen, jeder Schändung zu enthalten hätten, durch einen herzhaften Griff in einen Ringstraßenkorso oder in alle jene Plätze, wo die am Krieg Verdienenden ihrer leiblichen Wohlfahrt opfern, der Fleisch- und Fettfülle ein Ende machen! Ich würde, um nicht eigensüchtiger Beweggründe beschuldigt zu werden, nicht davon essen! Aber aus reinster Menschenliebe und damit die täglichen hundert Hekatomben, die wahrlich kein gottgefälliges Opfer waren, endlich gesühnt werden, bin ich bereit, ein Scherflein beizutragen, gegen das ein Mörser ein Kinderspielzeug ist, und selbst Hand anzulegen, damit auch meinem Wort die Tat folge. Damit man nicht mehr sagen könne, ich sei nicht positiv. Und damit es dort am blutigsten sei, wo es auf dieser behaglich hungernden Welt am fettesten zugegangen ist!

## ZUM EWIGEN GEDAECHTNIS

### Zwei Züge

Das Leid und Elend, das die serbische Bevölkerung, vor dem Feinde fliehend, ertragen mußte, ist schwer in Worten zu schildern. Schweren Herzens, ihre einzige Hoffnung auf Gott setzend, verließen die armen Flüchtlinge ihre Heimstätten. Greise, Frauen, Kinder — alle flohen! Unabsehbare Menschenmassen bewegten sich vorwärts — weiter und immer weiter... Mit wieviel Schmerz und Mitleid gedenke ich der Kinder, die diesem Zuge folgten. Halbnackt, mit zerrissenen Sohlen, beschmutzt, gingen sie an der Hand der Mutter, die oft noch einen wimmernden Säugling am Arme trug. Tränen der Rührung stiegen mir ins Auge beim Anblick eines zehnjährigen Kindes, das sein kleines Brüderchen auf die Arme hob und ihm sein letz-

Der Zug hatte die Halle des Wiener Nordbahnhofes verlassen. Die Lichter der Residenz verglühn in der Ferne; der Train donnert der ungarischen Grenze zu. Das Handgepäck ist untergebracht. Dann beginnt das Abendessen erster Serie in dem Speisewagen, der uns bis Budapest begleitet. Man bummelt durch die Waggonn, man ist neugierig. Wer fährt mit dem Zuge. Die Übersicht ist rasch vorhanden. Vielleicht hat man sich's ein wenig



tes Stückchen Brot in das weinende Mäulchen steckte. In der Menge, die sich müde und schwerfällig gegen Mitrowitz und Ipek schob, fiel mir eine hohe, kräftige Bäuerin aus dem Morawatal auf. Sie trug die schöne und farbenfrohe Kleidung der Frauen jener Gegend, dazu einen kleinen Sack auf dem Rücken und ein Körbchen in der Hand. Ihr zur Seite trippelte ihr Söhnchen, ein gesundes, gutgepflegtes Bauernkind, wie man sie in den gebirgigen Gegenden Serbiens findet. »Wissen Sie, wo die Morawadivision ist?« Diese Frage richtete die Bäuerin fast an jeden Vorübergehenden. In jener Division diente ihr Mann; ihm brachte sie das Bündel Wäsche, das sie auf dem Rücken trug... Der Vater, der seit vier Jahren im Felde steht, sollte den Kleinen endlich wieder einmal sehen und Herzen können. Mit schmeichelnder Stimme, die großen Augen voll Kinderunschuld zu mir hebend, streckte das Kind sein Händchen aus und bat: »Tschitscha, daj mi hleba.« (Onkel, gib mir Brot.) Und die Mitgehenden, statt des Brotes, das sie selbst nicht hatten, legten eine Geldmünze in das bittende Händchen... Hie und da überrascht ein schönes Haus: große Kasernen, viele Moscheen fallen auf... In der Stadt Tausende von erschöpften, blassen Flüchtlingen... So schlief man denn unter freiem Himmel, bei 15 Grad Kälte, ohne Feuer, denn es gab kein Holz. Die mitgeführten Nahrungsmittel waren fast ganz aufgezehrt. Das mitgeführte Vieh, von den furchtbaren Strapazen aufgerieben, blieb größtenteils am Wege lie-

anders vorgestellt, mehr würdenträgerartig, mehr repräsentativ; aber zu guter Letzt ist man zufrieden. Um die Bedeutung der Fahrt der großen Öffentlichkeit zu vermitteln, sind zwei Dutzend Männer von der Presse da. Wir vier Österreicher, zu denen sich in Budapest vier Ungarn gesellten, haben uns gleichfalls organisiert, und es war zu unserem Besten. Ein anderes Coupé hat ein Herr, der auch in diplomatischen Diensten reist, begleitet von seiner lebenswürdigen Gemahlin und ihrem hübschen Hündchen; »Pucki« ist der erste Hund, der mit dem Balkanzug fuhr, und fühlt sich heute bereits wie ein Pfau... Ich teilte mein Coupé mit dem Schriftsteller Felix Salten. Nach dem Abendessen machte uns Ludwig Ganghofer, der von München gekommen war und nach Nisch reiste, den ersten Besuch. Es war eine Visite

gen... Angst und Verzweiflung erfüllte sie bei dem Gedanken an das Kommende. Wie sollten sie mit den zarten Kindern in grimmiger Kälte, ohne Brot, über den drohenden steinernen Wall, der sich vor ihren Augen emporreckte, hinüberkommen?... Es war Sonntag. In der Kirche des Patriarchats feierte man den Gottesdienst. Der serbische und montenegrinische Metropolit zelebrierten die Messe... Totenstille herrschte in dem großen Raum; dann tönte traurig das Gebet des alten Metropoliten von den hohen Wölbungen wieder... »Tschitscha, daj mi hleba«, unterbrach meinen Gedankengang ein zartes Stimmlein. Vor mir stand wieder der kleine Knabe, der uns unterwegs schon mit den nämlichen Worten angefleht hatte... Die Zeit zur Flucht drängte... Alles Gepäck wurde zurückgelassen. Doch Brot — Brot mußte man haben... Die Kälte und das Schneegestöber nahmen zu... Müden Schrittes setzte sich der traurige Zug gegen das berüchtigte Zljev in Bewegung... Plötzlich stockte der Zug. Tausende von Karren, die auseinander genommenen Batterien, Automobile, verwirrten sich ineinander. Es ging unmöglich weiter. Der Befehl wurde gegeben, die Wagen zu verbrennen, die Kanonen und die Munition zu vernichten. Alles, was man nicht mittragen konnte, sollte zerstört, einzig die Tiere gerettet werden... Wieder mußte die Nacht unter freiem Himmel zugebracht werden, an der Stelle, auf der man sich eben befand, am Feuer, zu dem die Reste der zertrümmerten Wagen

um Mitternacht, denn Budapest hatten wir einige Minuten vor 12 Uhr nachts verlassen. Man hatte uns dort mit magyarischer Glut empfangen. Die Zigeunermusik freilich fehlte; die fiedelt jetzt eins den Russen zum blutigen Tanz, und das ist wichtiger. Ganghofer war frisch, lustig und herzlich bewegt von der tiefen Bedeutung des Ereignisses, dessen Teilnehmer wir waren. Er erzählte wie der Jüngste und wir tauschten Kriegserinnerungen aus. Man mag noch soviel gesehen und erlebt haben, man hört ihm mit inniger Freude zu. Der Kehrreim aller seiner Worte aber ist das Lob der Schönheit des Krieges. Er plaudert von dem Humor, der selbst in den tragischsten Momenten des Kampfes aufblitzt; der große Shakespeare des Welttheaters weiß eben Ernst und Scherz auch auf der

herhalten mußten... man schlepp- te Räder und Holzteile herbei, um nicht auf den eisbedeckten Steinen rasten zu müssen. Leise, traurig floß das Gespräch dahin, bis die Müdigkeit das ihre tat. Stärker wurde der Frost, immer kleiner das Feuer. Das erste Morgenlicht fiel auf eingefallene blas- se Gesichter, in denen noch das Grauen der verbrachten Nacht stand. Die frierenden Kleinen äußerten wimmernd ihren einzi- gen, bescheidenen Wunsch. Ein Stückchen Brot nur, der schwar- zen Erde gleich, eine kalte Kar- toffel, mußten das Verlangen der bedauernswerten Kleinen stillen ... Kanonen, Karren, Ausrüstung — alles wurde in den Abgrund geschleudert. Dann ging es weiter, einer hinter dem andern; über vereiste Felsen und Geröll, mehr gebückt als aufrecht, rutschend und strauchelnd. Da, plötzlich ein Schrei — ein Pferd stürzte von dem schmalen Pfade in die Tiefe; und wieder ein Schrei, noch ver- zweifelter und gellender als der erste: sein Führer war ihm nach- gestürzt. Die Stunden verrannen unter mühseligem Wandern, von allen Seiten starrten Tod und Ver- nichtung den Flüchtenden entge- gen. Da lag am Wegrand ein zu Tode erschöpftes Pferd, dort ein Ohse mit heraushängenden Ein- geweiden, weiter unten ein Mensch mit zertrümmertem Schädel... Dort blieb eine Menge entkräf- teter, müder Tiere zurück. Sie stan- den unbeweglich, nur ihre tod- traurigen Blicke begleiteten uns. Und wieder umgab uns tiefe Nacht. Mit Händen und Füßen scharren wir den Schnee beiseite, um einen Herd zu errichten. Aber

Kriegsbühne richtig zusam- menzuschütteln. Ein Stra- ßenkampf tobt; Reserven drin- gen über die Leichen der Gefalle- nen vor — ein junger Unter- offizier springt um die Ecke — auf einen Toten. Ein rascher Blick zurück, ein Stam- meln: »Pardon... Bitte um Entschuldigung...« und er ist verschwunden. So er- zählt Ganghofer, und wir fahren durch die dunkle Einsam- keit der Puszta, in der arme Hirtenfrauen von ihren »roten Teufeln« träu- men, die in Wolhynien kämpfen. Der Belgrader Wa- gen, der von München kam, wird abgekuppelt; dafür ist der Schrei nach einem Mor- genkaffee oder einem Speisewagen vergeb- lich. Es ist noch keine Restauration im Be- trieb, und der Speise- wagen erwartet uns erst wieder um 2 Uhr nachmittags in Nisch. Das müssen Passa-



wie sollte die wärmende Flamme entstehen, da alles ringsum feucht oder gefroren war?... Ein Schluchzen drang an unser Ohr; ein leises, nicht endenwollendes Weinen. Wir gingen hin. Bei dem schwachen Lichtschein erkannten wir jene Bäuerin aus dem Morawatale wieder, die uns mit ihrem Knaben bis hierher begleitet hatte. Mit totenblassem Antlitz saß sie an einen Tannenbaum gelehnt da, in den Armen einen leblosen kleinen Körper haltend, zu dessen Häupten, mit zitterndem Lichte, eine kleine Wachskerze brannte. »Mein Kind ist gestorben und ich weiß nicht, wie ich es begraben soll«, sagte die arme Mutter mit bebenden Lippen. Der Atem stockte uns — wir erschauerten. Kälte, Hunger und Krankheit hatten dieses blühende Leben vernichtet, noch ehe ihn der geliebte Vater, den er suchen gegangen, in seine Arme geschlossen und geküßt hatte. Unter der Tanne, wo er verschieden, wurde ihm das Grab bereitet, und in den rauen Stamm schnitten wir seinen Namen:

»Slobodan Ljubinkovits, aus Morawa 1908—1915.«

Entblößten Hauptes, den Blick voll Trauer auf das kleine Grab geheftet, bezeugten wir dem unglücklichen Kinde die letzte Ehre. Sein trauriges Schicksal wird für uns ewig verflochten sein mit der Erinnerung an den Leidenszug nach dem schrecklichen Zljeb. Uns Glücklichen aber, denen der Allmächtige Kraft gab, so viel Mühsal und Not zu ertragen und das Leben zu retten, tönt heute noch das traurige: »Tschitscha, daj mi hleba« des armen Knaben nach.

giere des Balkanzuges zur Notiz nehmen. An sanften Waldbergen vorbei führt der Schienenstrang nach Jagodina. Die zierliche Moschee mit dem maurischen Tore und dem schlanken Minarett interessiert heute alle weniger als die kleine Hütte im Bahnhof, in der ein deutscher Soldat heißen Tee schenkte. Ich hatte mich schon früher gestärkt; Ganghofer, der an Erfahrungen Reiche, hatte im Coupé Tee gebraut, ein Hühnchen aus dem Eßkoffer ausgepackt, den ihm seine fürsorgliche Frau ans Herz gelegt hatte, und Salten und mich zum Frühstück geladen. Ganghofers Frühstück war gewiß eine Spezialität des ersten Balkanzuges. Der Speisewagen, der heißersehnte, wird angekoppelt — ein Sturm auf ihn erfolgt. Hirsch.

Wehe, wehe über die Tagespresse! Käme Christus jetzt zur Welt, so nähme er, so wahr ich lebe, nicht Hohepriester aufs Korn, sondern die Journalisten!

\*

Gott im Himmel weiß: Blutdurst ist meiner Seele fremd, und eine Vorstellung von einer Verantwortung vor Gott glaube ich auch in furchtbarem Grade zu haben: aber dennoch, dennoch wollte ich im Namen Gottes die Verantwortung auf mich nehmen, Feuer zu kommandieren, wenn ich mich nur zuvor mit der ängstlichsten, gewissenhaftesten Sorgfalt vergewissert hätte, daß sich vor den Gewehrläufen kein einziger anderer Mensch, ja auch kein einziges anderes lebendes Wesen befände als — Journalisten.

Sören Kierkegaard, 1846

Und nach siebzig Jahren, wo es um so viel siebzimal wünschenswerter wäre, als es siebzimal mehr Gewehrläufe und Journalisten gibt, stehen sie nicht vor ihnen, sondern dahinter, haben sie laden geholfen und sehen zu, man zeigt ihnen, wie es schießt und fließt, und wartet, bis sie kommen, es zu beschreiben. Welche Verantwortung nimmt die Erde, die solches will und erträgt, im Namen Gottes auf sich!

## DAS LYSOFORM-GESICHT

ist das der Zeit. Zu sehen, feixend, an allen Planken. Das Mittel ist eines der Mittel auf »—it«, »—in«, »—ol« und »—form«, die die Menschheit erst nötig hat, seitdem sie sie erfunden hat, und ohne welche es die Leiden nicht gäbe, gegen die sie erfunden wurden. Aber das Gesicht, das es empfiehlt, ist die Zeit selbst. Hierzulande, wo aller Verfall bunter und lauter ist als sonst in der Welt, vergeht einem Hören und Sehen, wenn man eine Planke entlang geht, nur die Zeit steht und feixt. Welch ein Tohuwabohu von Stillstand! Eine brüllende Proletenkunst feiert ihren orgiastischen Abschied vom Sinn des Lebens. Die Tobsucht empfiehlt das Lebensmittel, dessen Tyrannei den Verstand so weit gebracht hat. Die Ware ist rebellisch worden und jauchzt, springt, platzt vor Vergnügen, weil der Händler ihr die Haut des Konsumenten zur Hülle gab. Nein, an keiner Straßenecke des Fortschritts geht es so hoch her wie an der unsern. Das Ohr verspürt noch den Druck der eben verstummten Siegeschreie, deren Gewalt die Behörde eingedämmt hat, weil das Papier, nicht weil die Menschenwürde auszugehen drohte. Das Heroenzeitalter der Wiener Straße — bis auf den Sonntag, der als Unruhetag eingesetzt wurde, abgelassen — hinterläßt im Gedächtnis einen letzten Glanzpunkt: »Kroßer Sick der Türken über die Russen: Erzerum genohmen!« Kein Schweigegebot aber unterdrückt die gemalten Extraausgabenschreie, die das Auge betäuben, die vernichtenden Anschläge der Gewinnsucht auf den Geschmack. Mestizen aus Weanern und Juden, das ewige Hindernis des Trottoirs, erscheinen in liebevoller Uebertreibung noch an die Wand gemalt; ein Varieté von Wucher und Wohltat tanzt vor uns, peitscht den Lebensüberdruß zum Gaudeamus und eine Quadrille von Zentauren, halb Mensch, halb Ware, bestürmt uns, kein Spielverderber zu sein. Transzendente Antlitze von Gastwirten, melancholisch überschattete Judenbuben, die einen heitern Abend versprechen, overschaumgeborene Aphroditen, Bulldoggs mit Hausmeistergesichtern, Mißgeburten, die strampelnd schon mit Gummiabsätzen zur Welt kommen, brave Soldaten, die außer sich vor Freude sind, weil Antinikotin siegt, während die Entente-Leute verbluten, weil sie nicht beim Jacobi kaufen — und über dieser Farbenhölle, die losgelassen ist, um die Zugkraft des Todes für ein niedriges Lebensinteresse zu verwerten, über diesem schüttelnden Fleckfieber der Zeit, über diesem Gliederkrampf von lebloser Feschität und ausgefressenem Marasmus: das gewitzte Ponem des Lysoformbengels, der zu wissen scheint, was er weiß, der sagen könnte, was er nicht sagen will, nämlich wofür das Mittel auch probat ist. Mit der lächelnden Miene eines, der eine Diskretion begehrt, der sich auskennt, der in dem Punkt Erfahrungen hat, dem schon manches untergekommen ist, der viel erzählen könnte, wenn er wollte, schweigt er, und sagt: »Unentbehrlich für die Frauen.« Schweigt so die Zeit nicht? Sieht sie so nicht aus? Die Moral, die das



Geschlecht verbietet und als Gegenstand des Humors für geschlossene Zirkel zuläßt, räumt ein, daß die Sache ernst ausgehen kann, und findet das komisch. Der Händler illustriert die Gefahr durch einen wissenden, eh schon wissenden Ladenschwengel, der mit gekniffenem Auge und dem von einem Ohr, das viel erlauscht hat, bis zum andern verzogenen Lächeln um keinen Preis verraten will, was er weiß, aber schließlich mit sich reden läßt. Die Passantin, der ein Rat erteilt wird, wird angegrinst und entschließt sich, weil Lysoform nun einmal so pikant sein soll, zu einem Kauf. Diesem Lockvogel ist nicht zu entgehen; diesem eingeweihten Schelm, der täglich Lysoform empfiehlt und am Sonntag auch die Plauderei schreibt, kann man nicht nein sagen. Keine Frau, keine Behörde. Solches Vorbild einer Moral, die längst Herrenabend gemacht hat, begleitet uns auf allen Wegen. So angeschaut, so von allen Sendboten der Hölle angerufen zu werden, ergötzt uns, stört uns nicht. Niemand beklagt sich, kein Steinhagel macht der Zumutung ein Ende. Und niemand erschrickt bei dem Gedanken, daß in einer durch gnädigen Zauber plötzlich ausgestorbenen Stadt diese Gesichter in ihrer überlebendigen Ueberlebensgröße überleben und uns in die Verwesung nachstarren könnten.

## DIE HISTORISCHEN UND DIE VORDRINGENDEN

### Ein Wort an den Adel

Im ungarischen Parlament hat einer, um die sogenannten Bankmagnaten vor Angriffen zu schützen, auf die Verbindung der Magnaten mit den Banken hingewiesen. Das müssen sie sich schon gefallen lassen, daß ihr Wappen, einmal für Tantièmen verkauft, nicht nur als der Schild einer Bankfirma, sondern auch als das Schild der Bankiers seine Dienste tut. Der Graf Tisza aber war wieder der Meinung, daß der Burgfriede zwischen den in Kompagnie getretenen Klassen nicht gestört werden solle, indem auf die von Natur und durch Erziehung gegebenen Gegensätze hingewiesen werde. Sie sollten sich im Gegenteil vertragen und beide voneinander lernen. Denn:

„Die historischen Klassen haben von den jetzt vordringenden neuen Schichten der ungarischen Gesellschaft viel zu lernen, sehr viele Eigenschaften und sehr viele Tugenden haben sie sich von ihnen anzueignen und sehr viele alte Fehler haben sie abzustreifen. Auf anderer Seite aber hat es gegen niemanden eine verletzend Spitze, wenn wir hinzufügen, daß auch die neuen Schichten der ungarischen Gesellschaft bemüht sein müssen, all das in sich aufzusaugen, was die alten Faktoren der Gesellschaft an großen Eigenschaften von ihren Vorfahren ererbt haben...“

Man kann nicht übersehen, daß der Graf Tisza in etwas kategorischer Form seine Standesgenossen aufgefordert hat, im Verdienen tüchtiger zu werden, während er unter höflichen Entschuldigungen die Geldjuden ersucht hat, sich endlich auch die Manieren der guten Gesellschaft anzueignen. Aber das pädagogische Resultat wird, wenn diese Welt noch ein paar Jahrzehnte so weiter läuft und der Fortschritt der Wegmacher der Entwicklung bleibt, nicht ganz den Erwartungen jenes Liberalismus, der auf eine gute Mischung hinarbeitet, entsprechen, weil aller Wahrscheinlichkeit nach schließlich die historischen Klassen ohne irdische Güter und mit schlechten Manieren, die vordringenden Schichten aber mit zweifachem Besitzstand die Gesellschaft repräsentieren werden. Und wann hätte sich diese Evolution besser absehen lassen als an jenem Zustand einer heillosen Vermengung, der eben der Kriegszustand ist? Daß diese Aristokratie entschlossen scheint, auf jede geistige Verpflichtung zugunsten der ihr imponierenden Intelligenz und auf jede sittliche Verantwortung zugunsten der sie umlagernden Krapüle zu verzichten; daß ein ahnungsloses Wetteifern um die Gunst des Auswurfs eingesetzt hat; daß im eklen Gemengsel der Wohltätigkeit der Adel eine Erfrischung erlebt und die Gleichheit im Schützengraben von der Brüderlichkeit im Komitee ergänzt wird; daß Leute froh sind, am Tisch von Leuten einen Platz zu finden, die sie ehemals nicht am Tisch ihrer Leute geduldet hätten, und daß heute der Herr einen Umgang hat, den sein Kammerdiener aus Adelsstolz ablehnen würde — das alles springt aus der großen Zeit und der kleinen Chronik an jedem neuen Tag ins Auge. Sinnfällig kam diese Tendenz zum Rollentausch in der Haltung des Grafen Karolyi zum Ausdruck, der die voreilige und höchst laienhafte Meinung, der Herr Nordau habe mit seinem Umgang im Konzentrationslager renomméiert, hinterdrein durch das Bekenntnis enttäuscht hat, er habe sich vor Glück gar nicht fassen können, den Nordau endlich kennen zu lernen, und dessen eigenes Staunen mit der Versicherung beruhigen müssen, es werde noch schöner kommen und die Klassenunterschiede würden völlig schwinden, seitdem man einmal zusammen nicht nur im Interniertenlager, sondern auch im Schützengraben gelegen sei. Man trifft sich längst in Redaktionen, auf Jours, in der Nächstenliebe und bei allen Gelegenheiten, wo ein Gedränge ist, und vielleicht kommt noch die Zeit, wo der Adel sogar noch die höchst unadelige Gesinnung abstreift, die Leute, denen er den Hof macht und überläßt, hinter ihrem Rücken grauslicher zu finden als in ihrem Gesicht. Denn das ist ein Vorurteil. Auch wird er sich nicht lange mehr zu schämen haben, mit Bürgerlichen zu verkehren, denn der künftige Adel nimmt bereits in einer Weise überhand, daß es bald mehr Ahnherren in der Kärntnerstraße geben wird, als solche, die ihre Ahnherren schon begraben haben. Viele gibt es, die nicht umsonst an Konserven oder Woldecken verdient haben wollen, nämlich ohne die Aussicht, daß in hundert Jahren ein stolzes Geschlecht undefinierbaren Ursprungs, aber sicher aus der Zeit kriegerischer Verdienste, blühen und gedeihen wird, abhold der Vermischung, unzu-

gänglicher als die fallsüchtige Gesellschaft jener Tage, die dem Ahnherrn keinen Fußtritt gab. Eheschließungen dürften das ihrige dazu tun, mit der Trennung vom Tisch, die so lange ein soziales Hindernis war, aufzuräumen. Denn es geschieht schon häufig, daß hochgeborene Herren die Koryphäen der Ischler Esplanade nicht nur heiraten, sondern sogar mit ihnen nachtmahlen gehen. Jupiter hat seine erotischen Neigungen so sehr als Privatsache betrachtet, daß er sich auch mit einer Königstochter nur im Inkognito eines Stiers abgegeben hat: und konnte dennoch nicht verhindern, daß es in die Mythologie kam. Er zeugte mit ihr zwei Gerichtspräsidenten. Was für eine Generation droht aber heraufzukommen, da die Väter ahnungsloser waren als die Mütter? Die Welt hat sich auf eine verzweifelte Art bewiesen, daß sie noch Blut hat. Jetzt wird es ihr auch nicht mehr darauf ankommen, es zu mischen, und es wird sich zeigen, daß die Vordringenden, deren seit Jahrtausenden frischer Stoßkraft keine Defensive Widerstand leisten konnte, die Sieger dieses kurzen Kriegs waren. Aber hat man ihnen nicht die Schlüssel zu den sozialen Festungen in die Hand gedrückt, als wären es die zu den Ghettos? Gibt es einen Abgrund, aus dem man sie nicht heraufgeholt hat? Eine Strickleiter sozialer Verbindung, die man ihnen nicht gereicht hätte? Kinoschmierer, Operettenliebhaber, Agenten müssen sich den Hochgestellten nicht mehr aufdrängen, sie werden begehrt; und der Parvenü braucht sich nicht mehr anzustrengen, wenn Hoheit ihm auf halbem Weg entgegenkommt. Von einer Fürstin empfangen werden, ist gefährlich, weil man sicher sein kann, einen Revolverjournalisten bei ihr zu treffen, die phantastischsten Zusammenstellungen sind im Geschmack der Zeit, und der arme »Würdenträger«, der unter der Last keucht, ist der mißbrauchte Dienstmann des Großindustriellen, der ihn für schlechte Behandlung durch gelegentliches Essen entschädigt. Kann man denn mit Fug noch von Vordringenden sprechen, wenn die Historischen schon hinter ihnen her sind? Wahrlich, nie haben sie selbst sich das Leben so leicht gemacht, wie ihnen der Todfeind, und das letzte Hindernis, das die historische Welt ihnen in den Weg legen wollte, ward durch den unerforschlichen, aber seit Jahrtausenden am Sieg wirkenden Ratschluß ihres Gottes beseitigt. Wie sollte eine Rasse, deren Ambition man nahetritt, wenn man ihr nur die Neigung zu greifbaren Gütern vorwirft, nicht auch auf die moralischen, die doch in einem so verwandelten Leben das billige Ornament der andern sind, Appetit haben? Kommt einst der Tag — und wir erleben ihn —, daß der Wert vollends Ware geworden ist, so mag noch eine Gelegenheit bleiben, ihn aus dem Markt zu ziehen, um den ewigen Händlern die Chance zu verderben: der Adel bewaise sich, indem er ihn ablegt, und lasse die Gesellschaft als ein Ghetto der Nobilitierten hinter sich!



## DIE SCHOENHEIT IM DIENSTE DES KAUFMANNS

Lieber Loos!

Sie haben die Absicht, durch einen Vortrag dem nur in Wiener Hirnen existenzfähigen Gedanken der Kreierung einer »Wiener Mode« Schwierigkeiten zu bereiten, diesem dernier cri einer nach Wien zuständigen Dummheit, die sich vom »Joch der Pariser Mode« befreien will, dem bekannten Joch, welches die Eigentümlichkeit hat, daß man so lange unter ihm geseufzt hat und jetzt bloß nach ihm seufzen darf. Sie wissen, diese Heuchelei ist der Treffpunkt eines schlecht sitzenden Patriotismus hochgestellter Modedamen und des aufrechten Erwerbsinns etlicher Schneiderfirmen, und niemand weiß besser als Sie, daß der Vorsatz, eine Mode zu schaffen, bei weitem kühner ist als ehemals der Entschluß zur Erschaffung der Welt, und daß darum auch das Resultat den Schöpfer kaum zu dem Selbstlob berechtigen dürfte, daß es gut war. Freilich dürfte die Wiener Mode sich eben noch mit dem verpfuschten Zustand der heutigen Welt vergleichen lassen, nur mit dem Unterschied, daß jene, die Mode, wenn sie in Ehren bestehen will, die Unehrlichkeit begehen muß, Pariser Modelle unter Wiener Marke einzuschmuggeln, während diese, die Welt, ihr elendes Original unter dem alten Namen auf den Markt bringt und noch vom heutigen Menschen zu behaupten wagt, er sei nach dem Ebenbild Gottes geschaffen. Die Welt, mit der wir jetzt vorlieb nehmen müssen, ist nämlich, wie Sie wohl schon einsehen dürften, nichts anderes als die Ihnen bekannte deutsche Pöfelware, die ehemals unter ausländischen Bezeichnungen den Weltmarkt zu erobern suchte, bis sie gezwungen wurde, sich als made in Germany zu deklarieren; die Mode aber dreht den Spieß um, behauptet mit freier Stirn, sie sei deutsch, da sie noch immer französisch ist, und wenn man ihr hinter den Schwindel kommt, so wird sie ehrlich und macht den aussichtslosen Versuch, als Wiener Produkt die Welt zu erobern. Nun dürfte es aber noch immer eher glücken, einen deutschen Gott der Welt als den garantiert echten einzureden, als eine Wiener Mode zu beschließen, was eben annähernd so unmöglich ist wie ein Kornfeld in der flachen Hand wachsen zu lassen, während der Versuch, Armeen aus der Erde zu stampfen, bekanntlich über alles Erwarten gelingt. Zu dem Kapitel des Irrsinns, wo die Entwicklung so organischer Dinge wie es die Mode ist, als nationale Forderung betrieben, ja unter ein Kriegsleistungsgesetz gestellt wird, muß ich Ihnen wohl nichts weiter sagen. Sie werden auch wissen, daß dieses Symptom einer dementia heroica nicht zu trennen ist von dem Gesamtbild jener Wiener Gemütskrankheit, die vom fieberhaft ersehnten Fremdenverkehr zwar den Verkehr haben, aber die Fremden durch Beschimpfung entfernen möchte. Ihr Vortrag nun will einem der tollsten Wiener Faschingsscherze zuvorkommen, die sich je bei Krieg, Hunger und Pestilenz hervorgewagt haben. Ein Komitee — dieses noch immer

nicht abgeschaffte Fremdwort dürfte hier von »komisch« kommen und deshalb beliebt sein — hat die Idee gehabt, sich zur Förderung des heimischen Schneidergewerbes ein Stück anfertigen zu lassen, in welchem die engrockige Wiener Mode über die weitrockige Pariser Mode »siegt«, die in Gestalt eines besser gekleideten Aschenbrödels einen Achtungserfolg erzielen wird. Zum Dichter des Stückes, das ebenso apart ausfallen dürfte wie die Wiener Mode, wurde ein versierter Wiener Gerichtssaalreporter ausersehen, dessen Beziehungen zur Muse nicht weniger legitim sind als seine Beziehungen zur Mode und der schon darum kompetent ist, speziell bei der Hebung des heimischen Gewerbes mitzusprechen, weil er selbst, wiewohl er eigentlich nur Feigl heißt, sich unter dem präsentableren Namen Melbourn auf dem Markt eingeführt hat. Wohl mag er nun erkennen, daß die Zeiten für die Inkognitos vorbei sind und daß die Wiener Mode in diesem Punkte immer bescheidener war als die Wiener Dichtkunst, indem sie ja umgekehrt den Melbourn hinter dem Feigl verbergen wollte und jetzt gar darangeht, den Melbourn zu überwinden und nichts anderes sein und scheinen zu wollen als ein Feigl, der bisher im Verborgenen geblüht hat, aber nun die Welt auf sich aufmerksam machen möchte. Wie dem immer nun sei und wenn man auch glauben sollte, daß jene Welt Oesterreich nicht mehr mit Australien, Feigl nicht mehr mit Melbourn verwechseln wird, Tatsache ist und bleibt, daß ein Mann berufen wurde, den Sieg der Wiener Mode dramatisch zu feiern, der den Toilettenluxus aus den Entwürfen des Extrablatt-Zeichners kennt und das mondäne Leben aus jenen bezirksgerichtlichen Verhandlungen, in denen sogenannte »Lebedamen« überwiesen werden, einen Lebenswandel geführt zu haben und hierauf zum Zweck der Veranstaltung unerlaubter Zusammenkünfte durch eine sogenannte »Private« in einer Lasterhöhle ein- und ausgegangen zu sein und sich sodann im Sumpf der Großstadt die Türklinke gereicht zu haben. Es bleibt nicht mir, der bloß das Material für den künftigen Kulturhistoriker herbeischafft, sondern diesem selbst vorbehalten, die rätselhafte Möglichkeit zu ergründen, daß im Wien des Kriegsjahres 1915 zu Affenkomödien Zeit und Lust genug vorhanden war, wenn die Parkettsitze nur 30 Kronen kosteten, und daß »84 Damen der Hocharistokratie und der Wiener Gesellschaft« mit den im Stück des Herrn Feigl auftretenden Schauspielerinnen »sich geeinigt haben, einzig und allein Wiener Erfindungen und Wiener Schöpfungen zu tragen, so daß man an diesem Tage im Deutschen Volkstheater einen Ueberblick über die Wiener Mode erhalten wird«. Aber nicht einmal die groteske Tatsache, daß die Damen der Hocharistokratie sich von der Krankenpflege nicht anders zu erholen wissen als bei der Gelegenheit, Mannequins des Ungeschmacks, ja sandwich-women für den Geist des Feigl-Melbourn zu sein, will ich Ihrer Aufmerksamkeit empfehlen. Was mich bestimmt, Ihrer Rede mein Wort zu überlassen, ist die Einsicht in eine Erscheinung, welche die jetzt ausgebrochene Diskussion über die Frage, ob man im Krieg Mode machen darf, mir offenbart hat. Diese Frage wird

ernstlich gestellt, ohne daß die Interessenten sich in der Antwort einigten, daß man weder einen Krieg noch eine Mode machen darf. Die Anregerin ist die Infantin Maria de las Nieves de Braganza de Bourbon. Diese höchst wohlthätige Dame, die sich von der Forderung, Gold für Eisen zu geben, nicht bis zu dem Opfer hinreißen läßt, auch durch das Gold, welches Schweigen heißt, mit gutem Beispiel voranzugehen, hat verlangt, daß die Modedamen jetzt die Wolle, die sie für Toiletten brauchen, lieber den Soldaten geben und dem Luxus das Scherflein vorziehen sollen. Die Frage, ob die ästhetische Fortsetzung des Frauenlebens, also das Ueberflüssige, nicht in einem tieferen Sinne für die Menschheit notwendiger ist als die einmal gegebene Notwendigkeit, führt auf ein philosophisches Gebiet, auf das die Infantin von Braganza und den von ihr vertretenen Patriotismus mitzuführen ziemlich undankbar sein dürfte. Man würde auf wenig Verständnis und viel Entrüstung stoßen, wenn man behaupten wollte, daß eine schöne Frau, die sich auch in der größten Zeit noch schön zu kleiden wagt und darum dem Fluch der Infantin verfällt, für die »Allgemeinheit«, um die sich die glückliche Naivität der Schönheit gar nicht kümmert, mehr leistet als durch das Opfer, ihre Toilette zu Scharpie zu zerzupfen. Selbst der rein logische Einwand, daß die opferwilligste Infantin noch immer zu wenig leistet, wenn sie bloß ein Spitalskleid trägt und nicht ihr ganzes Hab und Gut dem patriotischen Zweck überläßt, bleibe der Anregerin erspart. Dagegen hat ihr die öffentliche Dummheit die Replik nicht ersparen können, daß es unpatriotisch wäre, gerade jetzt auf den Luxus zu verzichten, da ja die Schneiderfirmen auch leben wollen. Darauf hat die Infantin die einzig zutreffende Antwort gegeben, man möge für dasselbe Geld bei der Schneiderfirma Soldatenhosen bestellen, und ähnlich sollten die Konditorsachen anstatt wie bisher »in den Magen einer schönen Dame in den eines armen Soldaten wandern«. Die Infantin hatte ganz recht, zu sagen, daß man auf diese Art beiden Interessen gerecht werden könne, und daß die Damen dadurch Gelegenheit bekommen, sich sowohl für das Vaterland wie für die Industrie aufzuopfern. Im allgemeinen läßt sich nicht bestreiten, daß die Infantin, wo sie recht hat, recht hat und daß man tatsächlich für das Geld, das man zur Erhaltung der Schneiderfirmen und der Konditorfirmen zahlt, solche Waren kaufen könnte, die einem Zweck zugute kommen, für den, wie die Infantin wieder mit Recht sagt, »die Regierung denn doch nicht alles vorsorgen kann«. Trotz dieser in die Augen springenden Richtigkeit bleibt die Gräfin Berchtold bei ihrer Ansicht, daß es ein Verbrechen wäre, auf den Luxus zu verzichten, weil die Schneiderfirmen doch auch leben wollen. »Ich und gleich mir viele andere Damen«, sagt die Gräfin Berchtold, »wir fühlen uns verpflichtet, unsere Schneiderinnen und sonstigen Lieferanten nicht in einer Zeit im Stiche zu lassen, wo sie doch ganz besonders der Aufträge bedürfen, damit sie ihre Arbeiter und Arbeiterinnen beschäftigen können. Denn es wäre doch eine große Verantwortung, wenn man sich der Einsicht verschließen wollte, daß man nicht nur seinem eigenen Geschmack und



seiner eigenen Einsicht nach leben darf, sondern auch auf die Allgemeinheit Rücksicht zu nehmen hat.« Den weiten Rock verschmähe sie in der großen Zeit, weil sie ihn für »inopportun« halte; sie würde »absolut keine Pariser Modelle tragen«, aber sie lasse sich nicht abhalten, Toiletten nach Herzenslust zu bestellen, nicht weil sie gut aussehen will, sondern damit es den Wiener Schneiderinnen nicht schlecht gehe. Die Gräfin Berchtold und im ganzen 84 Damen der Hocharistokratie sind also keineswegs geneigt, aus Patriotismus auf Toiletten zu verzichten, aber sie tragen sie aus Sozialpolitik. Sie fragen sich nicht: wie steht mir das? Sondern: wie gehts meiner Schneiderin? Patriotinnen sind sie ja ohnedies, wenn sie die heimischen und nicht die ausländischen notleidenden Firmen unterstützen — »denn es ist das erste Gebot jedes Patrioten«, sagt sich die Gräfin Berchtold bei der Anprobe, »nur das zu fördern, was dem Vaterlande frommt«. Uebersehen Sie nun, wenn Sie sich mit der geistigen Unzulänglichkeit, die eine Mode beschließt, in eine Polemik einlassen, das eine nicht: daß dieser Mangel nur ein Teil von jener großen Leere ist, aus der die ganze neudeutsche, deutschchristliche Lebensauffassung entspringt. Wir essen, damit unsere Gastwirte zu essen haben. Wir trinken, damit die Weinhändler einen Rausch bekommen. Wir kleiden uns, damit die Schneider es warm haben. Wir ziehen vor unseren Hutfabrikanten den Hut. Wir lassen unsere Lieferanten bei uns die Waren bestellen. Wir fahren, weil der Kutscher heut noch keine Fuhr gehabt hat. Wir dienen den Instrumenten. Wir sind die Subalternen unserer Beamten. Wir rauchen, damit wir dem Raucher Feuer geben können. Wir sind in einem Maß die Opfer unserer Nächstenliebe, das weit über die Forderungen der Infantin hinausgeht. Wir konsumieren, damit der Produzent konsumieren könne. Wir essen nicht, um zu leben, sondern wir leben, um zu essen; wir leben nicht, um zu essen, sondern wir leben, damit die andern essen; wir sterben, um zu essen; wir essen nicht, damit die zu essen haben, die sterben müssen, damit wir zu essen haben; wir kleiden uns, damit die sich kleiden, die uns kleiden; wir verzichten auf Wolle, um für Wolle zu leben und damit jene Wolle haben, die für Wolle sterben müssen. Nun gut, es mag Mannespflicht sein, den Schneider zu kleiden und den Wirt zu nähren. Aber könnte es ein unsoziales Ding geben als die Schönheit, die vor dem Spiegel steht? Nichts vor sich hat als wieder sich, und der die »Allgemeinheit« nichts anderes bedeutet als die vorgestellte Reihe jener, die sie bewundern werden? Nein, sie tut es aus Nächstenliebe; sie schmückt sich aus Sozialpolitik; sie muß den Lieferanten beschäftigen, dessen Arbeiter sonst brotlos werden. Wohl, man verkenne aus strategischen Gründen den Sinn des Lebens; man sage getrost, eine Frau dürfe nicht schön sein, so lange es Schützengräben gibt. Aber zu verlangen, daß sie vor dem Spiegel eine Patriotin sei, ist Hochverrat an der Schönheit und macht den Patriotismus häßlich. Ist es nicht wahrhaft trostlos, daß selbst hier meine Erkenntnis, daß das Lebensmittel den Lebenszweck unterjocht habe, ein Beispiel findet? Schnell noch etwas Schminke aufgelegt, da-

mit die Rosa Schaffer gut aussieht! Aber haben Sie mich, als ich vor Ihnen diese Ideen entwickelte, bei der hochherzigen Regung ertappt, daß ich mir noch einen Kaffee bestellte, damit der Kaffeessieder eine Freud' habe? In keiner der vielen jetzt entzweiten Kulturwelten erhebt der Mensch so die Prämissen des Lebens zum Inhalt, dient er so dem, der ihn bedient, macht er sich so zum Sklaven seines Sklaven, stürzt er sich so kopfüber in die Leibeigenschaft, und hat sich dennoch die intellektuelle Freiheit bewahrt, die Kultur des Moskowitertums gering zu achten. Aber gibt es eine schmähhchere Leibeigenschaft als die, in der wir leben, wenn sie selbst den Frauenleib, anstatt ihn unter das Joch der Pariser Mode zu beugen, unter den Bedarf der Wiener Modistin stellt? Ich wäre ja Gott sei Dank nicht imstande, es national-ökonomisch nachzuweisen; aber mein Glaube ist es, daß die Schneiderinnen nicht in Not wären, wenn die Damen nicht für sie zu sorgen hätten. Hier steht »die Kunst im Dienste des Kaufmanns«, das heißt, sie ist das verächtliche Ornament seines Geschäfts. Hier steht die Schönheit im Dienste des Schneiders. Nein, hier steht das Leben selbst im Dienste des Lebensmittels, und wir Esser sind seine Nahrung. Wir decken nicht unseren Bedarf beim Händler, sondern seinen an uns. Aus solcher Geistesformation entsteht ein Weltkrieg, aus solch tiefer Unsittlichkeit eines Lebens, das in heillosen Mischung von Gefühl und Gebrauch vergeht, ohne Mut zum eigenen Bedürfnis: nur daraus und nicht aus den Problemen Elsaß oder Galizien — glauben Sie das endlich, und wenige sind berufener, es zu glauben, als Sie! An dieser Debatte, die Sie zu Ihrem Vortrag veranlaßt, empfehle ich die Konkurrenz dreifachen Irrsinns Ihrer Beachtung. Wir sollen eine Mode erfinden: das ist nur die nationale Forderung eines Ungeschmacks, der den Größenwahn bekommen hat. Wir sollen nichts anziehen, damit die Soldaten, die für Baumwolle geopfert werden, es warm haben: das ist das Postulat einer von der großen Zeit bedingten schweren Nervenüberreizung. Wir sollen schöne Kleider kaufen, damit sich die Schneider gut anziehen können: das ist ein unheilbarer Fall, das ist der Zustand unseres Denkens! Daß sich die Aussprache solch bunten Wahnwitzes unter der Patronanz adeliger Damen vollzieht, mag Ihnen beweisen, daß die heutige und hiesige Gesellschaft auch an ihrer unnahbarsten Front keine Sicherung gegen den Feind bietet, der Instinkt und Kultur mit der Vernichtung bedroht. Ich kann den Bestrebungen der Sklaverei keinen Geschmack abgewinnen. Ich werde so frei sein, 84 opferwilligen, patriotischen oder gewerbefreundlichen Damen, deren Geburt sie nicht davor bewahrt hat, der Produktion des Herrn Feigl beizuwohnen, eine Einzige vorzuziehen, die es offen nach einem Pariser Modell gelüstet, die es stolz verweigert, eine Toiletteprobe auf ihre Selbstlosigkeit zu bestehen, und die weder von der Frage, ob ein Staat, der Krieg führen will, hinreichend für seine Soldaten vorsorgen kann, noch von dem Wohlbefinden ihrer Lieferanten die Entscheidung abhängig macht, schön zu sein!

Ihr

K.

## SHAKESPEARE UND DIE BERLINER

»Max Reinhardt brachte im Deutschen Theater den ›Macbeth‹ zur Aufführung... Die Regie hatte mit ihren Künsten nicht gespart... Beispielsweise war auf der Bühne eine Dreiteilung geschaffen, bei der dem Mittelstreifen eine Art symbolischer Bedeutung zugewiesen war. Das Hauptthema, über welches die Regie ihre Variationen spielte, war das Blut. Farben und Beleuchtung waren auf Blut gestimmt, und als das Ehepaar Macbeth den Mordplan ausheckte, umringelten den Hals der beiden blutrote Streifen, die von einem Beleuchtungsapparat projiziert wurden. Ein blutbefleckter Vorhang ging herunter, als der Mord ausgeführt war...«

Die Frage, wann der Herr Reinhardt, nicht aus irgendeinem Bühnenverein, sondern aus jedem besseren Wohnzimmer ausscheiden werde, ist im Weltkrieg leider nicht aktuell. Bis zum Weltkrieg war sie es auch nicht, denn sonst wäre er nicht entstanden. Der Zusammenhang ist klar. Wie es mit den geistigen Aussichten einer Nation bestellt sei, deren Ludimagister von einem verirrtten Bankprokuristen dargestellt wird und deren Hochadel auf den Privatbällen des zum Diktator aufgedunsenen Theaterhändlers die Komparserie stellt, das konnte bloß dem politischen Blick verborgen bleiben. Aber wenngleich in dieser mechanischen Wunderwelt, die in ihrer ganzen Auflage ein Generalanzeiger des Weltuntergangs ist, kein Gras mehr wächst, so gibt es doch jene echte Sommernachtstraumwiese, täglich frisch aus der Natur gerupft, durch die Herr Reinhardt sich längst schon um Shakespeare verdient gemacht hat. Es besteht eine Beziehung zwischen den lebendigen Versatzstücken des neudeutschen Theaters und den Surrogaten des neudeutschen Lebens, das um einen Fleischersatz so wenig je verlegen wird wie um eine Stellvertretung des Geistes, und dessen Wissenschaft im Bedarfsfall auch für Homunculus-Reserven sorgen wird. Diese Lebensrichtung hat einen philosophischen Anhalt. Es ist der Bocksbart des Herrn Shaw, des unermüdlichen Schalksnarren, dessen Weisheit dem Geist paradox gegenübersteht und dessen Dienste kein Shakespearescher König auch nur eine Stunde lang in Anspruch genommen hätte. Mit dem von Fall zu Fall herübergerufenen Troste, daß seine Landsleute die wahre Handelsnation seien, gehört er ganz in den Wurstkessel einer Kultur, in deren heilloser, von Reinhardtschen Hexen zubereiteter Mischung demnächst der Gedanke entstehen mag, mit Bomben erfolgreich belegte Brötchen zu erzeugen. Dieser gut ins Englische übersetzte Trebitsch hat neulich den Einfall gehabt, die Würdigkeit, Shakespeares 300. Todestag zu feiern, den Berlinern zuzusprechen. Sie haben sich das nicht zweimal sagen lassen und, m. w.,



auf den Hals Macbeths blutrote Streifen projiziert. Die Engländer, neidig wie sie sind, glaubten in diesem Warenzeichen jenes bekannte made in Germany zu erkennen, das so lange die englische Provenienz vorgetäuscht hat, ehe es sich zum ehrlichen deutschen Ursprung bekennen mußte. Aber jetzt hat sich auch auf der deutschen Szene, wo man in besseren Zeiten bekanntlich oft mit Wasser gekocht hat, die Erkenntnis durchgesetzt, daß Blut dicker sei. Dekorativ soll es wirken. Das ist nicht so wie bei armen Leuten. Ehedem sind bloß Helden aufgetreten, denen das Wort des Dichters aus dem Hals kam, ohne daß dieser selbst Spuren der dramatischen Absicht verraten hätte. Traten sie von der Szene, so fiel ein Vorhang, auf dem nichts zu sehen war als eine Landschaft mit einer Göttin, die eine Lyra in der Hand hielt, und dennoch war der Zwischenakt voll des Grauens über Macbeths Tat. Herr Reinhardt hat zwar nicht die Kühnheit, die Shakespeareschen Akteure wie die Offenbachs geradezu durch das Parkett auftreten zu lassen, um jeden einzelnen Kommerzienrat von dem bevorstehenden Mord zu avisieren, aber er läßt immerhin — der intelligentere Teil von Berlin M W wird's schon merken — einen blutbefleckten Vorhang niedergehen, auf daß der erschütterte Goldberger seiner Mitgenießerin die Worte zuflüstere: »Kolossal, paß mal auf, Trude, jetzt wirste sehn, wie Machbet den Schlaf mordet!« Die Berliner allein sind würdig, Shakespeare zu feiern; wenn sie ihn aufführen, ist er zum dreihundertsten Mal gestorben. »Mir wars, als hört' ich rufen: Schlaft nicht mehr. Reinhardt mordet den Shakespeare, den heil'gen Shakespeare, den stärksten Nährer bei des Lebens Fest — Es rief im ganzen Hause: Schlaft nicht mehr . . .« Solche Avisos und Lichtsignale dem feindlichen Verständnis zu geben, solcher Einfall, den Teufel, den das Völkchen nicht spürt, wenn er sie schon am Kragen hat, an die Wand zu malen, ist gewiß praktisch gegenüber einer Zeitgenossenschaft, deren Phantasie von einem rechtschaffenen Theatervorhang nichts weiter als eine gediegene Fußwohl-Annonce erwartet. Wie war doch stets und in jedem Belang die Bühne ein Wertmesser der Lebenskräfte! Die unheimliche Identität der Aufmachung eines Reinhardt mit der Regie des jetzt wirklich vergossenen Blutes ist keineswegs zu übersehen. Schöpfen nicht beide aus Quantität und Technik, aus Komparserie und Mache den Gedanken? Und nicht ganz ohne Bedeutung dürfte es sein, daß der Schauspieler, solange er noch Vagabund, Jongleur und Persönlichkeit war, von der guten Gesellschaft gemieden wurde, aber der geschminkte Kommis von heute ihr von seinem Triumphsitz Gnaden austeilte. Nein, dies alles ist nur ein Druckfehler der Weltgeschichte, dort wo sie vom Sieg des i u dogermanischen Geistes handelt. Nein, es wäre zu schön, wenn wir mit Anstand eines Morgens aus diesem Angsttraum erwachten und sich herausstellte, daß das Ganze nur die Illusion eines Theaterabends war, und in Wahrheit werde vor einem endlich ernüchterten, endlich begeisterten Publikum auf der deutschen Bühne ein echtes Blutbad veranstaltet, und das viele Blut in der Welt war nur von einem Beleuchtungsapparat projiziert.

## WELTWEENDE

Das Schauspiel »Freier Dienst« von Leo Feld, das derzeit am Deutschen Volkstheater gegeben wird, ist soeben als Buch erschienen. Es ist Conrad v. Hötzendorf mit folgenden Worten zugeeignet: »Dieses Schauspiel ist aus den großen Eindrücken des letzten Jahres erwachsen. Aus der dankerfüllten und staunenden Ergriffenheit, mit der wir alle dem unbesiegbaren Opfermut unseres Heeres gefolgt sind. Aus einem Gefühl der Demut und des Stolzes, wie wir es nie gekannt haben. Aus dem Bewußtsein, daß eine neue Ordnung unserer inneren Mächte der letzte und versöhnende Gewinn dieser furchtbaren Tage sein muß. Das ist unsere Zuversicht. Wie unablässige Übung körperliche Kräfte erhält und steigert, so muß die Unnachgiebigkeit dieses harten Jahres alle sittlichen Kräfte der Pflichterfüllung und Hingabe gehegt und vertieft haben. Es hat den Menschen aus einsiedlerischer Beschaulichkeit oder Armut erlöst und ihn das größte Glück fühlen lassen, das uns gegönnt sein mag: opferbereiten Dienst für ein höheres als es das eigene Leben ist. Unser Heer ist uns die Verkörperung dieses Geistes, Eure Exzellenz sind uns das Symbol, das edle Beispiel dieses glorreichen Heeres. Indem ich mein bescheidenes Werk, das nichts will, als das allgemeine Gefühl dieser Tage in Worte fassen, Eurer Exzellenz verehrungsvoll zueigne, weiß ich, daß ich auch hierin nur einem Gefühl Ausdruck gebe, das heute jeden Österreicher erfüllt. In Eurer Exzellenz lieben wir das schlichte und lächelnde Heldentum unserer Offiziere.“

In dieser Zeit der Weltwende, in der die »Csardasfürstin« auf Monate ausverkauft ist und alle Anzeichen dafür sprechen, daß mit dem Fenriswolf noch ein kolossaler Rebbach zu machen sein wird, geschieht jeden Augenblick leibhaftig, was bis dahin aus dem Bereich des Unvorstellbaren nicht einmal in die Region fiebriger Halbschlafgesichte

gerückt war. Zeichne allen Wurmfraß der Welt in das Dunkel deines Schlafzimmers, und er wird zur Hippokrene. Dann aber geh zu den Journalen, zu den Plakaten, zu den Passanten, sieh mit Augen und höre mit Ohren — so magst vor solcher Erfüllung des Unerfüllbaren, vor dem Hexentanz der Kontraste, vor dem Kopfstehen der Werte, vor solcher Heiligkeit des Unrechts und dieser unfaßbaren Ergebung unter die Tyrannei des Nichts du glauben, jetzt müsse doch gleich, nein jetzt, aber jetzt ganz sicher werde ein Zeichen am Himmel stehen, das den Ablauf der Zeit verkündet, nicht zu mißdeutende Absage des Universums an einen kompromittierten Planeten, der die Blutprobe so schlecht bestanden hat. Welche Hoffnung hält uns? »Gott, wer kann sagen: schlimmer kann's nicht werden? 's ist schlimmer nun, als je. Und kann noch schlimmer gehn; 's ist nicht das Schlimmste, solange man sagen kann: dies ist das Schlimmste.« Wer noch eine ferne Erinnerung an Menschenwürde gefühlt, wer Luftbomben und Stinkgase nicht für den eigentlichen Sinn der Schöpfung gehalten, wer daran gedacht hatte, daß es Erdhöhlen, Wassergrab und Trommelfeuer gibt und daß von Rechts wegen jetzt jede Stunde mit dem letzten Schlag von tausend unschuldigen Herzen durch die Welt dröhnen müßte, der hatte hoffen können, solange dieser Zustand andaure, wenigstens dem Leo Feld nicht zu begegnen. Diese letzte Assoziation des sonst unentrinnbaren Feldlebens hatte man sich ersparen wollen. Nicht war man darauf gefaßt, daß dieser Feld, dessen einzige Beziehung zur vaterländischen Idee und zum Kriegsgedanken das Opfer seines Namens war und die Verstümmelung zu einem *nom de guerre*, sich aus einem Hirschfeld gar zu einem Schlachtfeld entpuppen könnte. Man hätte geglaubt, daß eine so unerbittliche Gegenwart, wenn sie schon die Kraft habe, Armeelieferanten aus der Erde zu stampfen, doch wenigstens auch die Energie aufbringen werde, Literaten nicht aufkommen zu lassen und so zu schrecken, daß sie sich aus einem durchsichtigen Pseudonym in das finsterste Inkognito zurückziehen. Man hat das Gegenteil erlebt und die große Zeit war zu klein, die Kriegsgreuel des Wortes zu fassen. Aber auf den Leo Feld war man nicht vorbereitet! Von Blut Tantiemen kriegten — daß solches geschehe, hat eine erbarmungslose Untermenschheit geduldet. Daß sich unter den Auspizien des Sternenhimmels eine Operette des Namens: »Gold gab ich für Eisen« abspielen konnte, diese Tatsache wird den Nachlebenden mehr über den Weltkrieg, den wir gleichzeitig führten, zu denken geben als alle Geschichtsbücher aller Friedjungs, die da kommen werden. Daß an dem Tag, an dem vierzigtausend Söhne von Müttern an elektrisiertem Draht gestorben sind, eben dies im Zwischenakt von der Gerda Walde Smokinghemdbrüsten vorgelesen und eben dafür der Viktor Leon hervorgejubelt wurde, wird, wenn in Aeonen noch ein Menschenherz geboren würde, ihm mehr über uns sagen als die Taten selbst, die unser Erfindergeist ermöglicht hatte. Mit dem Abscheu der Ahnung von einem vorweltlichen Brei, aus dem einstens Menschenleiber, Maschinen und Druckwerke nach Bedarf gebildet wurden, als ob sie noch

den Schleim und Aussatz an ihren Fingern fühlte, wird die künftige Menschheit an die Betonperiode zurückdenken, in der die gepanzerte Hinfälligkeit Gott zum Narren gehalten hat. Da hoffe ich denn zuversichtlich, daß das Drama des Leo Feld, wenn es einmal den Weltkrieg überlebt hat, auch noch den Anschluß an jene ferne Gelegenheit finden wird, die sich doch irgend ergeben mag, um unsere sittliche und geistige Verlassenschaft zu sichten. Ich persönlich kenne die Dichtung nicht, denn ach die Zeiten sind vorbei, wo ich das Leben vom frischen Quell einer Volkstheaterpremière bezogen und noch nicht mit müdem Blick in der papierenen Nacht gesucht habe. Ich spreche von dieser Angelegenheit wie der Blinde von einer Farbe, die ihn geblendet hat. Aber indem ich weiß, daß es jetzt auch so viele Menschen gibt, die im Auftrag eines für Exportinteressen tätigen Fatums das Augenlicht hingeben mußten und darum nie mehr in der Lage sein werden, zu sehen, was im Deutschen Volkstheater aufgeführt wird, so bescheide ich mich, und wenn ich dann überdies höre, daß es ein Stück ist, dessen Autor von einem Sturmangriff Prozente bekommt, während ein darin auftretender polnischer Jude gratis und aus purem Edelmut Spionage gegen Rußland treibt, so habe ich doch einen gewissen Eindruck und sage mir, daß Blut dicker ist als Schmalz, daß Rußland wissen dürfte, warum es die Juden nicht in die Zivilisation läßt, und daß diese nur selbstlos sind, solange sie Spionage und nicht bereits Literatur treiben. Der »Freie Dienst« von Feld brauchte aber nichts zur Repräsentation vor der Nachwelt als sein Geleitwort, diese feierliche Ansprache, die ein vom Felddienst Freier an den Generalstabschef zu halten so frei war. Solche im Staat bloß als Verbrechen gegen die Kriegsmacht qualifizierbare Demonstration geht nämlich über die Grenzen des blutigen Faschings, den die noch immer nicht gelangweilte Menschheit nun schon durch zwei Spielzeiten tanzt. Es war nicht vorauszusehen, daß ein Armeebefehl des Herrn Leo Feld kundgemacht würde, worin er sich selbst unter jene einreihet, die zwar nicht dem Heere, jedoch dessen unbesiegbarem Opfermut »gefolgt« sind. Aber nun ist er erschienen und in der Theaterrubrik angeschlagen worden. Und in der Tat — das heißt in jener Tat, die die andern tun müssen —: solange das Heer unbesiegbar ist, kann ein Theaterschmierer noch auf den »letzten und versöhnenden Gewinn dieser furchtbaren Tage« hoffen. Die Zuversicht eines solchen Bürgers ist mit Recht unerschütterlich, denn er kann den »opferbereiten Dienst für ein höheres als das eigene Leben« nicht nur empfehlen, sondern auch aufführen lassen. Und sein »bescheidenes Werk will nichts als das allgemeine Gefühl dieser Tage in Worte fassen«. Da aber das allgemeine Gefühl dieser Tage der Wunsch ist, abgewandt allem nun einmal systemisierten Grauen und Leiden und durch eben dieses einen letzten und versöhnenden Schab zu machen, wobei das Friedensrisiko ohnehin ein großes ist und die Aktualität der bezüglichen Waren und Stoffe jeden Tag eine Passivpost sein kann, so bleibt das Volkstheaterrepertoire so ziemlich in Übereinstimmung mit dem Weltgeschehen. Und wie die Sprache noch als Lüge die Wahrheit



sagt und der Satz noch als Aussatz die Verwahrlosung der Seele beschreibt, so erschüttert uns wie ein letzter Ausdruck unserer Erdennot das Bekenntnis, welches ein Gemeiner der Zeit vor dem Generalstabschef ablegt: dieser Krieg habe »den Menschen aus einsiedlerischer Beschaulichkeit oder Armut erlöst«, je nachdem. Fürwahr, Worthändler waren Trappisten, ehe er begann, und Börseaner waren Bettler! Aller Orte und Meere, zu Land und Luft stirbt es sich wohl für den Aufschwung jener, die ihr Leben nicht nur gerettet, sondern auch bezahlt haben wollen, Söldner fremden Blutes, die sich in Nachrufen, für welche sie noch honoriert werden, neidlos durch die Anerkennung der »Helden« revanchieren. Denn zu Hause ist das Talent und draußen »das schlichte und lächelnde Heldentum«: so sind die Gaben und Berufe verteilt. Wie nun die, welche im Granatenfeuer gelegen sind, es tatsächlich hinnehmen, daß ihnen einer, der ein dreckiges Saisonstück daraus macht, das schlichte und lächelnde Heldentum attestiert, das weiß ich nicht. Wohl aber wünsche ich: Das Heldentum, dem es zu Gesicht oder Geruch kommt, sollte nicht mehr lächeln. Nicht in eine Lache ausbrechen. Nicht schelten, nicht fluchen. Sondern es sollte, um nicht wahnsinnig zu werden vor Schmerz über diese Hinterbliebenen, heimgekehrt alle Waffen zusammenraffen, die ihm das Ingenium der Zeit beigebracht hat, und den heiligen Krieg erst beginnen! Mit dankerfüllter und staunender Ergriffenheit dieser Bewegung, dieser Erhebung, dieser Vergeltung folgend, will ich ihrem Generalstabschef mein Werk widmen. Oder er selbst sein!

## GRUSS AN BAHR UND HOFMANNSTHAL

### Gruß an Hofmannsthal

Ich weiß nur, daß Sie in Waffen sind, lieber Hugo, doch niemand kann mir sagen, wo. So will ich Ihnen durch die Zeitung schreiben. Vielleicht weht's der liebe Wind an Ihr Wachtfeuer und grüßt Sie schön von mir.

Mir fällt ein, daß wir uns eigentlich niemals näher waren, als da Sie Ihr Jahr bei den Dragonern machten. Erinnern Sie sich noch? Sie holten mich gern abends ab und wir gingen zusammen und ich weiß noch, wie seltsam es mir oft war, wenn wir im Gespräch immer höher in die Höhe stiegen, über alle Höhen uns verstiegen, und dann mein Blick, zurückkehrend, wieder auf Ihre Uniform fiel; sie paßte nicht recht zu den gar nicht uniformen Gedanken. Im Oktober werden's zwanzig Jahre! Seitdem ist man »berühmt« geworden, es hat uns an nichts gefehlt, aber wer wagt zu sagen, daß diese zwanzig Jahre gut für uns waren? Wie sind sie jetzt plötzlich so blaß geworden in diesem heiligen Augenblick! Es war eine Zeit der Trennung, der Ent-

fernung, der Vereinsamung; jeder ging vom anderen weg, jeder stand für sich, nur für sich allein, da froren wir. Jetzt hat es uns wieder zusammengeblasen, alle stehen füreinander, da haben wir warm. Jeder Deutsche, daheim oder im Feld, trägt jetzt die Uniform. Das ist das ungeheure Glück dieses Augenblicks. Mög es uns Gott erhalten!

Und nun ist auf einmal auch alles weg, was uns zur Seite trieb. Nun sind wir alle wieder auf der einen großen deutschen Straße. Es ist der alte Weg, den schon das Nibelungenlied ging, und Minnesang und Meistergesang, unsere Mystik und unser deutsches Barock, Klopstock und Herder, Goethe und Schiller, Kant und Fichte, Bach, Beethoven und Wagner. Dann aber hatten wir uns vergangen, auf manchem Pfad ins Verzwickte. Jetzt hat uns das große Schicksal wieder auf den rechten Weg gebracht. Das wollen wir uns aber verdienen.

Glückauf, lieber Leutnant. Ich weiß, Sie sind froh. Sie fühlen das Glück, dabei zu sein. Es gibt kein größeres. Und das wollen wir uns jetzt merken für alle Zeit: es gilt, dabei zu sein. Und wollen dafür sorgen, daß wir hinfort immer etwas haben sollen, wobei man sein kann. Dann wären wir am Ziel des deutschen Wegs, und Minnesang und Meistersang, Herr Walther von der Vogelweide und Hans Sachs, Eckhart und Tauler, Mystik und Barock, Klopstock und Herder, Goethe und Schiller, Kant und Fichte, Beethoven und Wagner wären dann erfüllt. Und das hat unserem armen Geschlecht der große Gott beschert!

Nun müßt ihr aber doch bald in Warschau sein! Da gehen Sie nur gleich auf unser Konsulat und fragen nach, ob der österreichisch-ungarische Generalkonsul noch dort ist: Leopold Andrian. Das ist nun auch gerade zwanzig Jahre her, daß Andrian den „Garten der Erkenntnis“ schrieb, diese stärkste Verheißung. Er wird sie schon noch halten, mir ist nicht bang: ein Buch mit zwanzig, eins mit vierzig, eins mit sechzig Jahren, weiter nichts, in jedem aber volle zwanzig Jahre drin, dann wird er der Dichter der drei Bücher sein, das ist auch ganz genug. Und wenn ihr so vergnügt beisammen seid, und während draußen die Trommeln schlagen, der Poldi durchs Zimmer stapft und mit seiner heißen dunklen Stimme Baudelaire deklamiert, vergeßt mich nicht, ich denk an euch!

Es geht euch ja so gut, und es muß einem ja da doch auch schrecklich viel einfallen, nicht?

Auf Wiedersehen!

Bayreuth, 16. August 1914.

Hermann-Bahr.

Heute kann's ja doch endlich zugestellt und ohne Verletzung des Briefgeheimnisses verbreitet werden. Heute muß ja der Humor dieser brieflichen Feuertaufe von durchschlagendem Effekt sein. Denn damals, als das Grauen noch eine Sensation war und man noch aufhorchte, wenn

Mörser losgingen, ist die Wirkung verpufft. Und doch war dieses Schreiben des damals national, jetzt katholisch spekulierenden Literaturfilous, das ihn zugleich von der Seite jener Dummheit zeigte, die das aussichtsvollste Geschäft verderben kann, — und doch war es damals, ernsthaft, in den Zeitungen veröffentlicht, bei uns und in Berlin, und wurde von dem Meister noch in ein Buch, das er »Kriegssegens« nannte, aufgenommen. Das Glück, dabei zu sein, wurde von diesem Hermann Bahr allerdings zu einer Zeit empfunden, wo die Kriegspflicht noch nicht auf die 50- bis 55jährigen ausgedehnt war. Aber schließlich, wer hätte denn je gefürchtet, daß man auf Herrn Bahrs Dienste reflektieren würde, solange die Charge eines Kriegshanswurstes eine freiwillige und noch nicht systemisiert ist? Er ist darum noch kein Soldat, weil er den Kriegsausbruch einen »heiligen Augenblick« nennt, wie er darum noch kein Heiliger ist, weil er einen katholischen Roman geschrieben und ihn »Himmelfahrt« genannt hat. Es handelt sich indes nicht um sein Wohl und Wehe, von dem man überzeugt sein kann, daß er es in den Dienst jeder guten Sache stellen würde, die gerade aktuell ist, da er ja überall unabhkömmlich ist und nie daran dächte, sich anders als auf die bisherige Art reklamieren zu lassen. Es handelt sich vielmehr um die Einziehung des Herrn v. Hofmannsthal in die kriegerische Sphäre, die hier auf eine in der Geschichte der Mobilisierungen noch nicht erhörte Weise besorgt wird. Was die Verhältnisse der Wirklichkeit anlangt, in der Herr v. Hofmannsthal lebt und in der er, wenn schon nicht mit seinem Ruhme, so doch mit seiner Gesundheit den Weltkrieg überleben wird, so läßt sich nur sagen, daß es keine privatere Angelegenheit auf dieser blutigen Erde geben könnte als die Frage, ob einer mit größerer oder geringerer Begeisterung dabei ist, wo er dabei sein muß; daß es die letzte Privatangelegenheit ist, die der heutige Mensch hat; und daß es höchstens Sache des Staates, nie aber des Mitmenschen sein darf, der Kreatur den ungestörten Genuß des Erdenglücks zu mißgönnen. Aber die völlige Schamlosigkeit, mit der in diesem Fall auf publizistischem Wege die Gewißheit verbreitet wurde, daß der Herr von Hofmannsthal »in Waffen« sei und irgendwo — wer weiß wo — an einem Wachtfeuer sitze, an das der »Wind« den Gruß des Altmeisters, des daheim sitzenden, leider nicht mehr mitkönnenden, wehen möge — bitte, wehen möge! — nur dieser übertriebene Optimismus fordert zu der tatsächlichen Feststellung heraus, daß selbst im Krieg, der bekanntlich Krieg ist, auf die postalischen Verbindungen mehr Verlaß ist als auf den Wind. Denn die Post kann, wenn es ihr auch noch so schwer gemacht wird, immerhin findig sein, während der Wind ein von Natur schwanker Geselle ist, ehrgeizlos und ein Blatt öfter auf einen Misthaufen wehend, als Mist zu einem Wachtfeuer, an dem ein vaterländischer Dichter, wenn er gerade nichts zu singen und zu sagen hat, der Lieben in der Heimat gedenkt, welche jetzt Briefe an ihn schreiben mögen, die ihn nicht erreichen. Aber auf die Post kann man, wenn sich nicht die Zensur ins Mittel legt, Häuser bauen, die sie dann eins nach dem

andern abläuft, bis sie den Adressaten gefunden hat, und der Briefträger hätte dem Herrn Bahr, der sich einmal beklagt hat, daß ihm die Briefe der Cosima Wagner nicht zugestellt werden, während die von Gabor Steiner ankamen, triumphierend beweisen können, daß er den Leutnant Hofmannsthal gefunden habe, gleich beim Ausbruch des Weltkriegs und die ganze große Zeit hindurch, an einem Wachtfeuer, das im Kriegsfürsorgeamt brennt und wo die Meinung des Herrn Bahr, daß man dort warm habe und alle für einander stehen, durchaus zutrifft. Wer weiß wo: ehemals der schwermütige Refrain eines Soldatenliedes, ist in diesem Fall nicht einmal ein Postvermerk, da es sich keineswegs um die Feldpost handelt, deren Arbeit selbst bei zustellbaren Briefen immerhin durch die Truppenbewegungen erschwert wird. Denn es ist einfach nicht wahr, daß es je eine Zeit gab, und wäre sie noch so groß gewesen, da niemand sagen konnte, wo Herr v. Hofmannsthal, und hätte er selbst in Waffen gestarrt, sich aufhalte. Er hat vor zwanzig Jahren als Dragoner Herrn Bahr begleitet; er wäre, da er in solcher Eigenschaft den Weltkrieg keineswegs begleitet hat, von Herrn Bahr zu finden gewesen. Diesem ist nur eingefallen, »daß sie sich eigentlich niemals näher waren«, als damals. Aber es hätte ihm eigentlich einfallen können, daß sie sich jetzt noch näher sind. Zum Beispiel dem Setzer, der diesen meinen Gruß gesetzt hat, ist es gleich beim Anblick des Bahrschen Grußes, wiewohl der ihm schon gedruckt vorlag, eingefallen, und er hat die Stelle, wo es von jenen zwanzig Jahren heißt, daß »sie« so blaß geworden seien, irrtümlich für einen Druckfehler gehalten und richtig so gesetzt: »Wie sind Sie jetzt plötzlich so blaß geworden in diesem heiligen Augenblick!« Und er hat ein Uebrigcs getan: er hat die Stelle, wo Herr Bahr von dem Glück, dabei zu sein, spricht, von dem ungeheuren Glück des Augenblicks: »Möge es uns Gott erhalten!«, er hat auch diese für einen Druckfehler angesehen und als ein gründlicher Kenner der wahren Seelenbeschaffenheit der beiden Herren die Worte hingesetzt: »Möge uns Gott erhalten!« Warum auch nicht? Es hat ja den beiden Herren durch all die zwanzig Jahre »an nichts gefehlt«, sie hatten sich so viel verdient, nun wollen sie sich auch noch das Glück des Augenblicks verdienen und einen Schluß auf Heroismus machen, wenn die Geschäftsspesen nicht allzu groß sind. Gott möge sie erhalten. Gott weiß, wie es der Setzer weiß, wie es der Briefträger und alle Welt weiß: wo Herr v. Hofmannsthal jenes Glück, von dem Herr Bahr behauptet, daß es kein größeres gibt, tatsächlich erlebt hat. Nur Herr v. Hofmannsthal selbst hat gezögert, es zu sagen; und da er die Bescheidenheit hatte, den offenen Brief des Mentors nicht auf der Stelle offen zu beantworten und nicht in jenen Zeitungen, die ihn gedruckt hatten, zu erklären, er sei zwar noch nicht in Warschau, werde aber in Wien bleiben, weil er nicht mehr in Rodaun sein könne — so ist es erlaubt, an seiner Statt nachträglich die Berichtigung vorzunehmen. Dem rapiden Sturmloch der Entwicklung vom Nibelungenlied über Herrn Walther von der Vogelweide, Mystik und Barock, Klopstock, Kant, Schiller, Beethoven bis



zu der Erwartung: »Nun müßt ihr aber doch bald in Warschau sein!«, will ich mich dabei nicht hinderlich in den Weg stellen, da ja der Weg zweifellos der »rechte« ist. Indes, der Aufgeber des verloren gegangenen, aber viel gelesenen Briefes, der Autor dieses von der eigenen Windigkeit verwehten Bekenntnisses, dürfte längst wissen, daß am 16. August 1914 oder in den folgenden Tagen die Oesterreicher im allgemeinen noch nicht in Warschau waren, daß speziell aber der Leutnant Hofmannsthal überhaupt nie so weit vorgedrungen ist, wenn ihm nicht etwa nach der Einnahme dieser Festung Gelegenheit geboten war, mit Liebesgabenpaketen oder in sonst einer honorigen Mission des Kriegsfürsorgeamtes dortselbst zu erscheinen. Was nun vollends die andere Erwartung des Herrn Bahr anlangt, Hofmannsthal werde, sobald er mit der österreichischen Armee seinen Einzug in Warschau halte, die Gelegenheit benützen, den dortigen österreichischen Generalkonsul aufzusuchen, so gehört sie so sehr in den Bereich jener Vorstellungen, die der kleine Moriz vom Kriege hat und die keineswegs zu verwechseln sind mit den Vorstellungen des großen Moriz, die wir tagtäglich im Leitartikel mitmachen, daß man sich wundern muß, wie die Setzer, die es das erstemal zum Druck brachten, die Setzer des Herrn Bahr, doch zweifellos von Gelächter geschüttelt, keinen Mißgriff gemacht haben. Ich habe, wie schon erwähnt, die meinen vor Ausschreitungen bewahren müssen. Denn mit den Setzern ist nicht zu spaßen, wenn sie einmal etwas Spaßiges in die Arbeit kriegen; da ist ihnen kein Augenblick heilig. Daß aber die Leser, ergriffen von dem Vorbild der Treue im Hinterland, wo auch der alternde Dichter seiner Lieben im Felde gedenkt, nicht gelacht haben, ist begreiflich. Was könnte man ihnen, die zu jedem vaterländischen Opfer des Intellekts bereit sind, in einem heiligen Augenblick nicht alles zumuten! Herr Bahr aber, der ja auch damals schon mehr als 50 Jahre alt war, also in einem Alter stand, das ihn zum Waffendienst wie zum Ammenmärchen in gleicher Weise untauglich macht, war ernstlich der Meinung, daß der müde Sieger Hofmannsthal gleich beim Einmarsch und ehe er sich noch im Hotel die Hände vom Blut gereinigt hat, aufs Konsulat gehen werde, das an einem Tage, wo österreichische Truppen einziehen, natürlich noch nach zwei Uhr offen hat, und dort fragen werde, ob der Poldi, nämlich der Generalkonsul, da sei oder zufällig außer Haus. Denn es versteht sich von selbst, daß ein österreichischer Generalkonsul in einer russischen Festung bei Ausbruch eines Krieges nicht davonläuft, sich aber andererseits auch nicht fangen läßt, sondern auf seinem Posten ausharrt, bis die braven Oesterreicher kommen, die Eigenen, zu deren Empfang er natürlich anwesend ist, nicht etwa nur aus Gründen der Repräsentation, sondern auch, um den einziehenden Truppen das im Krieg notwendige Paß-Visum zu erteilen. Fragt sich höchstens, ob noch der Poldi — Herr Bahr scheint darüber nicht informiert — das Amt hat, das er vielleicht schon an den Rudi abgetreten hat, während er selbst in Moskau amtiert, wo er vorläufig noch auf die österreichische Armee warten muß. Vielleicht ist aber der Poldi noch in

Warschau. Wenn ja, wird er zweifellos zur Feier des Tages, »und während draußen die Trommeln schlagen«, nicht nur in vergnügtem Beisammensein mit seinem Gast aus Wien, mit dem Hugerl, des gemeinsamen Gönners in der Heimat gedenken, sondern auch, durchs Konsulat stapfend, Baudelaire deklamieren, wie einst im Mai. Beiden aber, dem Generalkonsul und dem Eroberer Warschaus wird »schrecklich viel einfallen«, mehr noch als dem Bahr, dem es die Zeitungen in Wien und Berlin gedruckt haben. Nein, die Druckereien sind nicht geborsten vor Heiterkeit, denn sie waren sich der Wichtigkeit ihrer Mission bewußt, die sonst unbestellbare Botschaft an Leutnant Hofmannsthal weiterzugeben, der am Wachtfeuer wohl selten einen Brief, aber immer pünktlich seine Zeitung bekommt. Sie sind ja dazu da, den Wind zu machen statt des Windes, wiewohl selbst sie nicht verhindern können, daß, wenn künftig einmal ein rechtschaffener Wind Mist heranwehen sollte, ich glauben werde, es sei ein schöner Gruß vom Hermann Bahr. . . . Nun müßte man allerdings meinen, daß ein Mensch, dem das aus der Feder geflossen ist, auf Lebenszeit verhindert wäre, eine »Himmelfahrt« mit Erfolg auf den Markt zu bringen, weil es ja doch unmöglich sei, daß sich die Leser je noch von einem solchen Salzburger etwas erzählen lassen werden. Denn wenn es bekannt ist, daß es keine hypertrophischen Formen in der Welt der Erscheinungen geben kann als einen Christen, der ein Schmock, und einen Juden, der dumm ist, so könnte eine Verbindung dieser verschiedenen Eigenschaften und Zustände nicht eben das Ragout sein, das die Feinschmecker in der Belletristik vertragen. Aber was vertragen sie nicht! Wenn sich ein Herrgottsschwindler in einem Feldpostbrief, den er in Wien durch einen Dienstmann abgeben könnte, nur auf Eckhart und Tauler beruft, so glauben sie ihm sogar die Mystik; und wenn ein ausgewitzter Literaturschieber von einem heiligen Augenblick sprach und sich als sterbender Attinghausen noch einmal aufrichtete, um den Krieg zu segnen und die beiden Jünger, die an ihm auf so exponiertem Posten teilnehmen, mit der Bitte zu entlassen, ihn, während sie Baudelaire singend in den Tod ziehen, nicht zu vergessen, da stand wohl in manchem Auge eine Träne. Hätten wir ungerufen die Einbildungskraft des größten Moriz, so »möchten wir uns das Gesicht des Herrn Hofmannsthal vorstellen«, wenn er dem alten Mystiker zum erstenmal wieder auf einem Jour bei Schlesingers begegnet und wenn der die Frage stellt, wie sich das damals in Warschau gemacht habe. Aber die beiden Herren, der Grüßer und der Gegrüßte, müssen sich irgendwie auf den Schlachtenruhm geeinigt haben, denn das Buch, in dem der Brief steht, ist im Handel geblieben und gewiß sind sie einverständlich zu dem Entschluß gekommen, es in dieser großen Zeit nicht einstampfen zu lassen. Mindestens ist nicht bekannt geworden, daß Herr v. Hofmannsthal aus Wien einen Feldpostbrief nach Salzburg, das doch immerhin zum weiteren Kriegsgebiet gehört, geschrieben hat, des Inhalts: »Lieber Bahr, machen Sie sich meiner wegen keine Sorgen. Weit entfernt, in Warschau zu sein, bin ich in Wien, ich bin gesund und arbeite

an einem ›Prinzen Eugen‹. Ob ich das Glück fühle, dabei zu sein? Ob ich es fühle! ›Ich weiß, Sie sind froh‹, schreiben Sie. Wie Sie das erraten haben, Sie Kenner. Ob ich froh bin! Mir fällt schrecklich viel ein, zum Beispiel, daß wir uns eigentlich niemals näher waren als jetzt. Ich meine das nicht im lokalen Sinne, denn Sie sind in Salzburg; sondern im Punkt der Gesinnung. Sie können sich noch erinnern, wie ich Dragoner war. Sehen Sie, es ist das einzige, was ich ganz vergessen hatte. Ja, Sie haben recht. Wie sagt doch Baudelaire: Was wir vor zwanzig Jahr'n für zwei Hallodri war'n! Sonst hat sich wenig verändert. Was den Poldi anlangt, an dessen Stimme Sie sich seit damals dunkel erinnern, so kann ich Ihnen mitteilen, daß auch bei ihm sich wenig verändert hat, es wäre denn, daß die Umstände schon zu der Zeit, wo ich nicht vor Warschau stand, ihn verhindert haben, dort Generalkonsul zu sein. Ich hätte ihn also nicht getroffen; gut, daß ich nicht dort war. Das Buch, das er mit vierzig Jahren hätte schreiben sollen, ist noch nicht erschienen, und zu dem mit sechzig, sagt er, hat er noch Zeit. Tatsächlich aber hat er neulich, während draußen die Burgmusik spielte, Baudelaire deklamiert, um Ihre Illusionen, Sie lieber Phantast, nicht ganz zu enttäuschen. Er hat durchgehalten. Die Zeit ist ernst, die Stimmung zuversichtlich. In diesem Sinne grüße ich Sie.« So ungefähr hätte Herr v. Hofmannsthal sich aussprechen sollen, ohne gezwungen zu sein, auch nur anzudeuten, daß er im Krieg eine Tätigkeit ausübe, mit der verglichen die im Kriegsarchiv auf der Mariahilferstraße gefahrvoll ist, von den Helden der Kriegsberichterstattung nicht zu reden, die doch oft den Rauch der Kaffeehäuser im engeren Kriegsgebiet zu schlucken kriegen, und ganz zu schweigen von manch einer draufgängerischen Kollegin, die eben dort, wo Männer auf Eroberungen ausgehen, am liebsten auch die Hände nicht in den Schoß gelegt hätte. Die Dienstleistung aber, die Herr v. Hofmannsthal erwählt hat, bietet dafür den Vorteil, daß sie den Funktionär in einem angenehmen Inkognito erhält, dem zwar kein Lorbeer blüht, das aber den Glauben, er stehe vor Warschau, weder hervorruft noch ausdrücklich in Abrede stellt. Hätte Herr v. Hofmannsthal der Gnade des Schicksals oder wie die Protektion heißen mag, die ihn unsichtbar gemacht hat, sich durch den Vorsatz würdig gezeigt, auf Kriegsdauer auch unhörbar zu sein, so hätte ich gern davon Abstand genommen, die Verlegenheit, in die ihn der taktlose Gruß des Herrn Bahr gebracht hat, zu vergrößern. Niemand hätte ihm vorgeworfen, daß er, der doch einst als Dragoner sein Jahr an der Seite des Bahr absolviert hat, das Glück, dabei zu sein, in einer ziemlich versteckten Filiale des Kriegsverspiele. Er hätte nichts zu tun gebraucht, als den gewagten Anspruch, mit dem er seine »Oesterreichische Bibliothek« eingeleitet hat: »Es ist etwas Stummes um Oesterreich«, für seine Person wahr zu machen. Er hätte nichts zu tun gehabt, als zu schweigen, in einer Zeit, in der manche »nichtgediente« Kollegen, die zum Wort eine, wenn auch nicht so erlesene, so doch tiefere Beziehung haben als er, es der Tat, zu der sie nicht geboren wurden, opfern mußten! In dem Augenblick,

als er Musenalmanache auf das Jahr 1916 herausgab, schwarz-gelbe Büchel aussteckte und die unleugbare Popularität des Prinz-Eugen-Marsches für literarische Zwecke zu fruktifizieren begann, war jede Diskretion über die weite Entfernung, in der sich seine einwandfreie Gesinnung von dem ihr angemessenen Schauplatz aufhält, überflüssig. In dem Augenblick, als er hervortrat, war es klar, daß er nicht in Warschau sei. Er mußte es nicht mehr dementieren. Er konnte die Theaternotizen, in denen von seinem Abmarsch an die Front berichtet wurde, unwidersprochen lassen. Er konnte die Ehre, die ihm durch das Manifest des Bahr angetan wurde, auf sich sitzen lassen! Jeder wußte es und konnte ihm ins Gesicht sagen, daß er in Wien sei, und an diesem Zustand ist nichts unstatthaft als der volle Mund einer Kriegsfürsorge, die anderen den Krieg besorgen möchte und sich selbst mit der Literatur zufrieden gibt. Denn da möchte ich doch bitten: wenn einer bei Kriegsausbruch im Vorzimmer einer Wohltätigkeitsanstalt gesehen wurde, von des Gedankens Blässe angekränkt, wenn einer in einem heiligen Augenblick so verfallen aussah, wie zwanzig Jahre in der Erinnerung, so hat er auf Kriegsdauer jede Annäherung an den Prinzen Eugen zu unterlassen; wiewohl dieser auch wenig Freude an dem Weltkrieg gehabt hätte, aber selbst heute und trotz dem Bündnis mit der Türkei das mit der Brucken nicht so gemeint hätte, daß man konnt hinüberraucken ins Kriegsfürsorgeamt! Es ist unwürdig, sich von einem Professionsgrüßer ein »Glückauf, lieber Leutnant« zurufen zu lassen, wenn man bei sich selbst weiß und sich jeden Tag davon überzeugen kann, daß man das Glück hat, hinauf in ein Büro gekommen zu sein. Man hat den Zuruf »Ich weiß, Sie sind froh«, in solcher Lage mit einem lauten und vernehmlichen Ja zu quittieren, ganz als stünde man vor einem andern Altar als dem des Vaterlandes. Niemand hat von Leuten wie Bahr und Hofmannsthal Bravourstückeln in den Dolomiten erwartet; von Hofmannsthal nicht, weil er dazu zu gut erzogen ist, und vom Bahr nicht, wiewohl der Alterston des Abschiednehmers, der zwar nicht mehr mittun kann, aber von der rüstigen Jugend nicht vergessen werden will, keineswegs darüber hinwegtäuschen darf, daß die Biederkeit auch waffenfähig ist und daß schon ältere Aelpler in diesem Krieg losgegangen sind. Item; man war nie so herzlos, die Namen der beiden Herren in einer Verlustliste zu vermissen — obgleich sie schon manch wertvollere, wortärmere Menschen angeführt hat und wenige, von deren Fortleben sich eine ungünstigere kulturelle Wendung befürchten ließ. Aber der Uebermut, der, nicht zufrieden, daß das Glück des Augenblicks lebenslänglich erstreckt wird, noch täglich in der traurigen Gewinnliste des Hinterlands figurieren will, ist wahrlich die lästige Kehrseite des Mutes, der einem erlassen wird. Herr Hofmannsthal hatte erst zu dementieren und dann ein Patriot zu sein! Oder zu schweigen und dann auch, solange der Krieg dauert, keine Musik dazu zu machen! Wenn er nicht bis Warschau gekommen ist, so hatte er auch nicht nach Berlin zu gehen und dort nebst einigen anerkennenden Worten für »Hindenburgs Siegeszug nach Warschau« eine Rede über



den Krieg gegen Italien als »unseren Krieg« zu halten und durch solche Wendungen den schon ganz konfusem Bahr in Versuchung zu bringen, bei ihm anzufragen, ob er nun bald in Venedig sein werde, nämlich am Lido, wo Bahr selbst schon in den buntesten Uniformen Aufsehen erregt hat. Aber niemand hat dem Herrn v. Hofmannsthal, den der Treubruch Italiens einen Dreck angeht — privat mag er ihn schmerzen, weil er ihn verhindert, Goethes dritte italienische Reise zu machen —, niemand hat ihm außer dem Kriegsfürsorgeamt noch das Amt gegeben, die Nation zu vertreten. Er mag ja, was nicht schwer ist, eine ehrlichere Haut sein als der d'Annunzio, aber es ist kompletter Größenwahn, der ihn in die künstlerische wie politische Rivalität treibt, denn abgesehen davon, daß er mit dem bißchen ästhetischen Kram in Oesterreich weit weniger Staat machen kann als jener mit seiner melodischen Fülle in Italien, wird doch d'Annunzio aus diesem Krieg mit etwas geschwächter Sehkraft hervorgehen, während Herr Hofmannsthal schon heute mit zwei blauen Augen davongekommen ist. Wenn einer, statt vor Warschau zu stehen, im Kriegsfürsorgeamt sitzt, statt in Venedig einen Bombenerfolg zu haben, auf dem Podium der Berliner Singakademie steht und statt in Belgrad einzurücken, im Verlag der »Muskete« einen Prinzen Eugen mit Bildern herausgibt — dann hat selbst einer, der sonst der letzte wäre, aus jenen Unterlassungen jemand einen Strick zu drehen, das Recht, sie festzustellen. Der alte Weg, den schon das Nibelungenlied ging, ist jener gerade nicht, den der Herr Hofmannsthal gegangen ist, aber sicher hat der alte Mentor recht, wenn er bezweifelt, ob diese zwanzig Jahre, die so blaß wurden, als sollten sie gehalten werden, gut für uns waren. Was sein Telemach — »griechisch: Telemachos, der aus der Ferne Kämpfende« — getan hat, entspricht höchstens der Sorge, »immer etwas zu haben, wobei man sein kann«, oder wo man dabei sein kann. Gewiß, man soll ihm nicht vorwerfen, daß er die große Zeit nur mit dem Erlebnis der Bündnistreue hingebracht hat und damit, andere patriotisch zu ermuntern: er war wie bei manchem harten Strauß auch wieder bei jenem beteiligt, dem er die Libretti liefert, und er hat die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, zu Ehren Shakespeares ein intellektuelles Feuerwerk abzubrennen, bei dem die Einfälle knallten, ehe sie leuchteten und durch den Widerspruch, mit dem sie aufeinander losplatzten, einiges Aufsehen entstand. Er sprach davon, daß die »heutige Zeit keinen tieferen Drang kenne, als über sich selber hinauszukommen« — Glückauf! — und wenn Shakespeare bisher der Geist war, der alles sagt, »was in Momenten ungeheurer Ereignisse sich in den Herzen der Menschen verbirgt, was ein Gemüt ängstlich versteckt«, so werde »einem anderen Geschlechte ein stummer Shakespeare entgegentreten«. Shakespeare hätte das Gemütsleben einer Zeit, an der nichts ungeheuer ist als der Kontrast von ängstlich versteckten Gedanken und angemaßten Taten, wohl zur Gestalt gebracht; aber was uns vorderhand genügen würde, ist nicht so sehr die Erwartung eines stummen Shakespeare, als die Vermeidung eines lauten Hofmannsthal. Denn eben dieser ist eines

der hervorragendsten Beispiele aus der Armee von Literaten, die zur Verherrlichung von Ereignissen ausgesendet wurden, welche sie um keinen Preis erleben möchten, und denen im Krieg »schrecklich viel eingefallen« ist. Sein ganzer Ruhm, der immer auf so schwachen Beinen stand, daß er nun vollends militärtauglich wurde, ist ihm dabei eingefallen. Der Krieg hat durch die Anziehung, die er auf die schwerpunktlosen Gehirne, auf das Scheinmenschentum, auf die dekorationsfähige Leere ausgeübt hat, Unwerte vernichtet und sich wenigstens darin von seiner positiven Seite gezeigt. Herr Hofmannsthal, der vom Vaterland erwartet, daß es ihn nicht rufe, wenn er von Schlachtenruhm träumt, aber wenn er erwacht, ihm Grillparzers Ehren erweise, er, der nie mehr war als ein tauglicher Uebersetzer fremder Werte oder ihr kunstgebildeter Vertreter, nie mehr als der gefällige Platzhalter eines vor ihm gegebenen Niveaus, auf dem sich die Natur unwohl gefühlt hat, dieser Hugo Hofmannsthal ist wie kaum einer aus der Schar geistiger Flüchtlinge um sein bißchen Besitzstand gebracht. Oesterreich irrt wie immer, wenn es in einem, der heute eben noch die Geschicklichkeit hat, sich mit den Landesfarben zu schminken, seinen geistigen Vertreter sieht. Es müßte ihm die Lizenz entziehen, das Wort in vaterländischer Sache mit mehr Anspruch auf Glaubhaftigkeit zu führen als ein beliebiger Journalist, und ihn endgültig in die Redaktion verweisen, aus der Sphäre der Wohltat, wo an Literaten Kriegsfürsorge geübt wird, in einen jener dunkeln Privatbetriebe, wo Worte unerlebten Gesinnungen dienen müssen. Schon damit Herr Bahr, dessen Wehrfähigkeit trotz der Musterung, der er sich am Lido freiwillig unterzog, nicht mehr in Anspruch genommen wird und dessen nationale Bestrebungen weniger die politische Arena als die eines Zirkus verlangen — schon damit er wisse, wo er ihn und seinesgleichen zu finden hat, ihn nicht vergebens am Wachtfeuer suche und dort auch nicht vermissee!

## DAS UEBERVOLLE HAUS JUBELTE DEN HELDEN BEGEISTERT ZU, DIE STRAMM SALUTIEREND DANKTEN

Bürgertheater. Den Witwen und Waisen der Helden von Usziczko galt der heutige Abend im Bürgertheater. Die Ersatzeskadron des k. u. k. Dragonerregiments Kaiser Nr. 11 (Oberleutnant Baron Rohn) hat für die Witwen und Waisen der bei Usziczko gefallenen Kameraden eine Festvorstellung veranstaltet. In aller Erinnerung ist das ruhmvolle Heldenstück der Kaiserdragoner vor der Brückenschanze am Dnjestr. Gegen zahllose Stürme haben sie den vorgeschobenen Posten gehalten, der vielfachen Uebermacht

---

Nach Konfiskation erschienen im Oktober 1917.

getrotzt, bis nach monatelangem heißen Streiten die Massen der Feinde die zu einem Trümmerhaufen gewordene Schanze endlich bezwingen konnten. Mitten durch die feindlichen Reihen bahnte sich das übriggebliebene Häuflein der Kaiserdragoner, von seinem Kommandanten Oberst Plandkh geführt, dennoch den Weg zu den Unsrigen. Die Tapferen von Usziczko grüßte heute das Wiener Publikum auf der Bühne des Bürgertheaters und brachte ihnen eine stürmische Huldigung dar. Dieser schöne Gedanke, die Helden von Usziczko zu feiern, lag dem szenischen Vorspiel zugrunde, das die feinsinnige heimische Dichterin Irma v. Höfer für diesen Anlaß verfaßt hat. Sie hat die Oertlichkeit der heißen Kämpfe zum Schauplatz der Szene gemacht, und Maler Ferdinand Moser hat die Landschaft am Dnjestr mit glücklicher Hand auf die Bühne gezaubert. Vor der Schanze, hinter der sich im Dämmerlichte des Mondes der Dnjestr wie ein Silberfaden hinzieht, sind die Kaiserdragoner gelagert, und die heute die Bühne belebten, standen noch vor kurzem im fürchterlichen Ringen am Dnjestr. Die meisten von ihnen trugen die wohlverdienten Auszeichnungen. Hofburgschauspieler Skoda interpretierte in der Uniform eines Dragoneroffiziers den gehaltvollen und fesselnden Prolog von Irma v. Höfer. Er erzählt von dem Ruhme der Kaiserdragoner, von den Heldentaten der »Elfer«, von dem Ausharren in allen Angriffen, ist von zündender Begeisterung und tiefem Empfinden erfüllt. Während der Kaiserdragoner im Morgengrauen den Ueberfall des Feindes erwartet, denkt er an sein Heim, an Mutter, Gattin und Kinder, streichelt und küßt die letzte Postkarte von den Lieben und geht darauf vor den Feind. Das Vorspiel von Irma v. Höfer ist eine poetische, formschöne Darstellung der letzten Heldentat der Kaiserdragoner und gibt in großen Umrissen die Geschichte des ruhmvollen Regiments. Nach der glutvollen Ansprache des Offiziers, die Herr Skoda mit rhetorischem Schwung und pathetischer Steigerung hinreißend vortrug, wurde das neue Regimentslied von Rittmeister Zamorsky, einem Helden von Usziczko, mit dem anfeuernden Text von Frau Rittmeister Elma Perovic gesungen. Dann zogen die Gestalten der Führer und Inhaber des berühmten Regiments vorüber, des Obersten Heißler, Prinz Eugen, Radetzky und schließlich unseres Kaisers. Der Regimentstrompeter blies »Zum Gebet!«. Die Soldaten auf der Bühne knieten nieder und stimmten die Volkshymne an, in deren Töne das Publikum, in dem man außer den höchsten militärischen Kreisen auch die Spitzen der Zivilbehörden und die Vertreter der vornehmsten Gesellschaft bemerkte, einfiel. Rauschender Beifall folgte diesem Vorspiel der Frau v. Höfer, welche die Ereignisse der jüngsten Tage mit lebender Kraft und greifbarer Plastik auf

die Bühne gebracht hat. Dann mußte der Vorhang des öfteren in die Höhe gehen und das übervolle Haus jubelte den Helden begeistert zu, die stramm salutierend dankten. Irma v. Höfer war Gegenstand rauschender Ovationen und es wurde von vielen Seiten der Wunsch laut, daß die Dichtung durch weitere Aufführungen breiteren Schichten zugänglich gemacht werde. Dem szenischen Prolog folgte die Aufführung von Eyslers »Der Frauenfresser« mit Fritz Werner und Betty Myra in ihren bekannten Glanzrollen...

Das hat sich am 28. April 1916 in Wien zugetragen. Gebt den Tag zurück; es kann nicht wahr sein! Es muß meine Erfindung sein, meine Uebertreibung, mein unseliger Hang, überall Spitzen zu sehen und die Luftlinie zu ziehen zwischen Aufgang und Niedergang. Es kann nicht sein. Es stand als Vision des Entsetzlichsten, das im Kopfsturz der Menschenwürde dieser Zeit vorbehalten wäre, vor meinem Aug — es kann nicht lebhaftig worden sein! Will's noch so tief hinunter, es kann nicht, weil auch das Chaos sein Reglement hat. Gebt den Tag zurück, es ist nicht wahr! Blutig ist der Ernst, bleiern die Langeweile dieser toten Saison. Aber daß Uebriggebliebene durch die feindlichen Reihen sich den Weg zu den Unsrigen gebahnt haben, zu jenen furchtbaren Parkettreihen der Unsrigen, der Uebriggebliebenen; daß sie sich durchgeschlagen haben bis zur Theatervorstellung — gerechter Gott im Himmel, straf meinen Unglauben mit der Hölle: ich glaub es nicht! Kriegsteilnehmer, auch hohen Ranges, von den Spitzen, sagten mir, sie glaubten es nicht. Es sei von mir, sagten sie. Ob ich denn das nicht wisse. Ich weiß nichts mehr, es ist alles so rapid gekommen, es ist alles so wahr geworden, womit ich die Zeit verleumdet hatte, ich habe den Ueberblick verloren. Aber ich denke wohl: wenn man mich schwören läßt, die Hand, womit ich schwöre, sei meine Hand — so ist es von mir. So kopfüber in den Abgrund — das erfindet der Tag nicht, wenn ihm nicht der Teufel hilft, und der Teufel nicht, wenn ihm nicht ein Schwarzkünstler Mut macht. Da flüstere ich ihm ins Ohr, was mir so durch den Kopf schießt, als sollte es mir das Hirn zerfetzen: daß ich denke, zwischen dem Blut und dem Nutzen bestehe ein Kausalnexus, auf das Sterben von je tausend komme einer, der Schweißfüße hat und sich infolgedessen ein Palais kaufen kann und da er liefert, wissend, wohin, nicht wissend, woher er liefert, das Recht hat, im Automobil zu sitzen, während Fürstinnen auf der Plattform eines Beiwagens stehen. Man sagt mir, es sei kein Kausalnexus, so sage ich: aber den Nexus müsse man schon bemerkt haben und wäre das Opfer noch so unerläßlich und willkommen, man müßte sich entschließen, auf alle Entbehrungen zu verzichten und sogar lieber nicht zu sterben, wenn solcher Wohlstand die Begleitung sei. Aber ich lasse von der Kausalität nicht, denn hier und dort stoße ich auf die Wurzel der losgebundenen Mechanik, nur daß sie dort den Trost und die Lockung der Ideologie fand und hier die ehrliche Rede des Wuchers führt. Aber



dieses eine, dieses letzte glaube ich nicht: daß jene dort diesen hier vorgeführt wurden! Bis zum Kino gehe ich noch mit — nicht ins Theater! Wie? Den Gewehren entronnen, sollten sie sich vor Operngucker gestellt haben? So fräße, wenn die Seele hungert, sie sich ganz? Nein, das hat der Teufel aufgebracht und der hats von mir. Einer sagte: doch sei es geschehen, aber sie waren vom Kader. Unmöglich, sagte ich, noch unmöglicher, denn dann wäre es so: Der erste Blick auf den Bericht — — — aber habe ich nicht eben den erfunden? Als mir von der Irma von Höfer träumte oder von der Jarzebecka und von allem, was hienieden, jeds auf seine Art, der Glorie dient, und plötzlich von der schmachvollsten Situation, in der eine siegende Front dem Hinterland preisgegeben wäre und vor ihm, um sich zu retten, salutieren müßte und dann doch umklammert würde unter Mißbrauch der Flagge des Roten Kreuzes und dergleichen. Ich lag in hohem Fieber, der Arzt schrieb ein Rezept und ich den Bericht. Aber dann las ich ihn doch in der Zeitung, wie ging das zu? Still, nehmen wir an, der Bericht sei ein Bericht. Aber die Zeit ist in die Zeitung verzaubert und in natura solcher Dinge nicht fähig. Dann wird sie's, nach und nach. Im Bericht entwickelt es sich. Der erste Blick gibt noch Hoffnung: Skoda ist ein Schauspieler, hat einen Bombenerfolg, läßt alle Minen springen. Komödianten waren es, die haben Helden gespielt. Das geschieht täglich, es hat Zugkraft, es ist ein Greuel vor dem Herrn, aber für den Herrn wird nicht Theater gespielt, sondern für das Publikum. Es ist ein schöner Gedanke. Plötzlich läßt der Bericht erkennen, die Helden selbst seien es gewesen, sie hätten die Helden gespielt, sie seien die geborenen Heldendarsteller. Wie selbstverständlich grüßte heute das Publikum die Tapferen von Usziczko, nachdem es bei der letzten Premiere etwa die Tapferen vom Isonzo begrüßt hat, und rief sie stürmisch. Waren es aber nicht Komparsen und nicht die Helden selbst, sondern etwas drittes: Soldaten, die Soldaten spielten, Regimentskameraden, die für sie auf der Bühne standen unter Applaussalven, dann — dann war's doch beiderlei, dann mußten sie spielen, was sie erst erleben werden, malen, was jene taten, dann hatten Soldaten Schminke und ihre Auszeichnungen waren wohlverdiente Bühnenrequisiten. Sie spielten nicht, wie sie die letzte Postkarte von den Lieben gestreichelt und geküßt haben dort oben am Dnjestr und darauf vor den Feind gegangen sind, sondern sie spielten, wie sie es erforderlichenfalls tun würden. Welche Vorstellung packt uns mit eisigerem Griff, die oder die? Einer, der nicht dabei war, es nicht las, nur hörte, es sei geschrieben gewesen, daß es geschehen sei, sagte, das Blut, das er dem Vaterlande zu weihen bereit war, sei ihm erstarrt, er könne nicht mehr. Einer aber, der dabei war, sagte, er wisse heute noch nicht, ob es Helden, Soldaten oder nur Komparsen waren, die doch vielleicht auch ihrerseits einmal in die Situation gelangen könnten; er glaube, es seien Traumgestalten gewesen, aus meinem Traum in die Zeit entsendet und nun verdammt, für ein Weilchen am Dnjestr zu lagern im Morgenrauen, da und dort, bis die Sonne dem Spuk ein Ende macht. Aber

wie immer es zu deuten sei: nun lebe er einmal in diesem Uebergang, und als die oben niederknieten zum Gebet vor dem Parkett und als die oben stramm salutierten und das Ungeziefer unter ihnen zujubelte und patriotische Lieder sang und in Smokingen dastand Brust neben Brust — da ergriff es ihn als der schauerlichste aller Kontraste, wie ein fürchterliches Ringen der Ehre Gottes mit den Argumenten des Satans und wie der Schmerz um eine delirante Menschheit, die sich um des eigenen Opfers willen höhnt. Er wisse nicht mehr, was geschehen sei, es war eine Panik. So viel habe er behalten, daß der Fritz Werner, der bestimmt kein Soldat sei und überall durchschlagenden Erfolg erzielt habe, nur nicht bei Usziczko — wehe, die Sphären fließen ineinander — daß er anstatt wie sonst als Ulan, diesmal, zu Ehren der Mitwirkenden, als Dragoner verkleidet im »Frauenfresser« aufgetreten sei. Skoda auch, er gab Feuer, hatte mörderische Wirkung, ist ein Hofschauspieler. Niemand weiß Zuverlässiges. Alle äußeren Grenzen sind gesperrt, alle innern aufgemacht — und darum kein Entrinnen, denn wenn es schon Paßschwierigkeiten hat, nach der Adventbai zu entfliehen — innen verliert sich der Weg ins Grenzenlose. Es hängt zusammen. Wohin sich retten aus dieser Freiheit! Der Notausgang in die eigene Seele verrammelt! Weil Krieg ist. Protektion ausgeschlossen; nicht richten kann man sich, zu sich selbst zu kommen. Außen aber fließt alles zusammen, durcheinander. So hat der Begriff »Vorstellung« zum tragischen Doppeldasein, zu dem ihn die Zeit verflucht hat — ach, alle Vorstellungen sind genommen — so hat er unvorstellbaren Zuwachs erhalten: das Ganze ist nur eine solche Vorstellung, über die eine Kritik erscheint. Der Witz, daß mit der Schlacht gewartet werde, bis der Ganghofer kommt, ist nicht mehr neu; er ist tägliche Wahrheit, die unerbittlichste, die die Welt ihrer leidenden Menschheit antun konnte. Aber nun wäre noch mehr geschehen: Der Reporter sitzt wieder wie einst im Parterre, die Front ist auf die Bühne gekommen, die Helden treten auf. Krieg war ein Theater, worin sie Freiplätze hatten mit dem Privileg, nicht selbst mitspielen zu müssen: sie, Kritiker und Autoren des Werks in einem, wie gewohnt. Nun hat der Krieg noch den Schauspielplatz gewechselt, der Berg ist zum Propheten gekommen, und der Theaterkritiker selbst schreibt den Schlachtbericht. Das übervolle Haus jubelte den Helden begeistert zu, die stramm salutierend dankten. Von vielen Seiten wurde der Wunsch laut, daß die Dichtung, von tiefem Empfinden erfüllt, auch breiteren Schichten zugänglich gemacht werde und daß die Gefallenen aufstehen, niederknien, stramm salutieren mögen vor den Hyänen, die das so haben wollen und die ja Hunger leiden müßten, wenn der Tod nicht wäre. Nein! Nein! Nein! Es kann nicht sein! Gebt den Tag zurück! Es war mein Geburtstag. Ich trat mit diesem Tag ins letzte Aufgebot, bin schon 42 Jahre. Wer weiß, vielleicht liege ich noch als Held auf der Bühne des Kriegertheaters, dem Schlachtfeld des Bürgertheaters. Aber ich werde es nicht beschreiben. Denn das kann ich nicht. Ich werde mittun, denn das will ich, wenn alle müssen, die es nicht beschreiben können. Es ist uns allen unbe-

schreiblich. Es ist uns allen gegeben. Mein Geist spürt die Erniedrigung der Menschheit, ihm ist sie angetan, nicht meinem Leib. Was am 28. April 1916 geschehen ist, hätte, wenn es geschah, den Sinn: tränenlosen Auges hatten wir uns zum Ungeheuren gewöhnt, dann aber sollten wir einmal weinen und da nahmen wir die Operngläser vor. Aber es geschah nicht! Es war eine Fata morgana auf meinem Wüstenweg. Es war zum Geburtstag. Ich sollte noch überrascht werden. Man hat mir das Bild des Unvorstellbarsten, was mich die Zeit hat fühlen lassen, zum Präsent gemacht.

## DAS GEGENSTUECK

Aus M ü n c h e n wird uns geschrieben: Unter dem Schlagworte »Die Feldgrauen für die Feldgrauen« veranstalten Offiziere und Mannschaften der hiesigen Ersatzformationen ein ganz eigenes Theater, wobei sie das von einem Feldgrauen verfaßte Stück »Der Hias« zur Aufführung bringen. Im Rahmen einer dreiaktigen Komödie werden uns einzelne Bilder aus dem Leben in Feindesland vor Augen geführt, und wir lernen so ziemlich alles kennen, was der Krieg an Abenteuerlichem, Verwegenem und Überraschendem, nicht minder aber auch an herzlich Erfrischendem und Ergreifendem mit sich bringt. Patrouillengänge, Gefangennahme, Kriegsgericht gegen »deutsche Barbarei«, französischer Chauvinismus und frohgemutes Lagerleben wie die Feier des Königsgeburtstages wechseln in bunter Reihe ab, wobei ganz besonders das kameradschaftliche Zusammenleben der Offiziere und sonstigen Vorgesetzten mit der Mannschaft und deren treues Zusammenhalten geschildert wird. Die Anhänglichkeit der Mannschaft an die Offiziere zeigt sich im schönsten Licht, — und solch ein Muster echt bayerischer Art ist der Offiziersbursche Hias, der durch seine rasche Entschlossenheit, seine Tapferkeit und seine Klugheit seinen verwundeten Leutnant vor s c h m a c h v o l l e m E n d e in den Händen der Franzosen rettet und die Schuldigen der gerechten Vergeltung zuführt. Aber um die Fabel des Stückes handelt es sich gar nicht; was uns bei diesem Theater so mächtig packt, ist der f r i s c h e Z u g, der es durchweht, ist die Ursprünglichkeit und Echtheit, die ihm anhaften. Es ist Theater und doch keines, vielmehr in höherem Sinne w a h r h a f t i g e s L e b e n, das durch die unbeholfene Darstellung nur noch gewinnt. Was diese Feldgrauen uns jetzt auf der Bühne des Münchner Volkstheaters »vorspielen«, das ist nur die Wiedergabe des Erlebten, wenn auch in anderer Form, das ist aus ihren Empfindungen herausgeboren und wohl nur ein Spiegelbild ihres ureigensten Wesens, wie es sich draußen im Felde gebildet hat. Am deutlichsten zeigt sich dies im zweiten Akte, da der »Geburtstag des K i n i« (Königs) gefeiert wird und die Soldaten nun durch ihre bescheidenen, von den Kameraden bejubelten Darbietungen das

Fest verschönern und für deren Erheiterung sorgen. Und während Schnadahüpfeln gesungen werden und ein unverfälscht bayrischer Schuhplattler getanzt wird — dabei zwei Soldaten als fesche Dearndl —, arbeitet am Offizierstische das Feldtelefon, werden Meldungen entgegengenommen und abgegeben, arbeitet die Kriegsmaschine ihren eisernen, unerbittlichen Gang! Dieser Akt ist vom Publikum beklatscht worden, wie dies noch keine Kunstleistung erfahren hat. In den Zwischenpausen spielte das Militärorchester patriotische Lieder und Märsche. Es ist wohl überflüssig zu betonen, daß sämtliche Mitwirkenden, denen sich auch einige Damen der Gesellschaft angeschlossen haben, keinerlei Spielhonorar beziehen, die gesamten Einnahmen aus diesen Vorstellungen fließen dem Roten Kreuz für militärische Wohlfahrtseinrichtungen zu. Und da es also auch nach dieser Richtung hin kein Theater im üblichen Sinne sein will, nennt der Theaterzettel keinen einzigen Namen der Mitwirkenden, ja, nicht einmal der Verfasser des Stückes tritt aus seiner bescheidenen Zurückhaltung heraus. Im dritten Akte sollte auch ein Film vorgeführt werden, aber leider hat die Polizei ihn wegen Feuersgefahr gestrichen, so daß wir darum kamen, die Auffahrt der Artillerie, Handgranatenkampf, Handgemenge und Nahkampf zu sehen. Zum Schlusse endlich gab es noch ein in großen Dimensionen gehaltenes lebendes Bild »Krieg und Frieden«, das ebenfalls sehr viel Beifall fand. Wie uns mitgeteilt wird, beabsichtigt das Theater der Feldgrauen, das in München nur acht Vorstellungen veranstaltet, das ganze Land zu bereisen; es wird sicherlich überall herzliche Aufnahme finden, um so mehr, als in diesem Stück so manches kluge, liebe und zuversichtliche Wort fällt, das lebhaftes Echo in den Herzen der Zuhörer weckt. Und dazwischen viel Scherz und gesunder, kräftiger, echt bajuvarischer Humor, der wirklich zündend wirkte. Daß schließlich auch unserer Verbündeten, ganz besonders aber der ruhmreichen österreichisch-ungarischen Armee, gedacht wird, versteht sich von selbst. Kein Zweifel, der »boarische Hias«, der unverfälschte Typus des »bayrischen Löwen«, wird auf seiner Rundfahrt durch die deutschen Gauen seinen Weg machen, und er wird sicherlich überall herzhaftem Verständnis begegnen, — jenem stillen, behäbigen, guten Lächeln, das so sehr die Seele erwärmen kann.

Nur daß wir hier, gemäß der Volksart, mehr aufs Individuelle gegangen sind, die dort mehr aufs Allgemeine. Aber auch dies ist so schön, so in höherem Sinne wahrhaftiges Leben, so traulich ist es, dazusitzen, während die Kriegsmaschine auf der Bühne ihren eisernen unerbittlichen Gang arbeitet, und Soldaten zu sehen, die Soldaten spielen und, solche wieder, die fesche Dearndln sind, und Damen der Gesellschaft, die mittun, und nur der Handgranatenkampf entfällt wegen Feuersgefahr, aber der Tod stellt lebende Bilder, die andern sind im Nah-



kampf umgekommen, wir sind um den Nahkampf gekommen, aber gesunder Humor bringt Ersatz, und so ans Herz geht es, daß man hoffen kann durchzuhalten, bis man mit jenem stillen, behäbigen, guten Lächeln, das die Seele erwärmt, einst im ewigen Frieden zu sich kommt. Kein Handgemenge — Schuhplattler gib'ts heut! Kein Nahkampf — Schnadahüpfeln! Kein Ärgernis in der Welt. Ich habe die Regie. »Was für eine Gesellschaft ist es? ... Wie kommt es, daß sie umherstreifen? ...« »Die besten Schauspieler in der Welt, sei es für Tragödie, Komödie, Historie, Pastorale, Pastoral-Komödie, Historiko-Pastorale, Tragiko-Historie, Tragiko-Komiko-Historiko-Pastorale, für unteilbare Handlung oder fortgehendes Gedicht. Seneka kann für sie nicht zu traurig, noch Plautus zu lustig sein. Für das Aufgeschriebene und für den Stegreif haben sie ihres Gleichen nicht.« »... der Natur gleichsam den Spiegel vorzuhalten: der Tugend ihre eignen Züge, der Schmach ihr eignes Bild, und dem Jahrhundert und Körper der Zeit den Abdruck seiner Gestalt zu zeigen ... O es gibt Schauspieler, die ich habe spielen sehn und von andern preisen hören, und das höchlich, die, gelinde zu sprechen, weder den Ton noch den Gang von Christen, Heiden oder Menschen hatten, und so stolzierten und blökten, daß ich glaubte, irgendein Handlanger der Natur hätte Menschen gemacht, und sie wären ihm nicht geraten; so abscheulich ahmten sie die Menschheit nach ... Und die bei euch den Narren spielen, laßt sie nicht mehr sagen, als in ihrer Rolle steht: denn es gibt ihrer, die selbst lachen, um einen Haufen alberne Zuschauer zum Lachen zu bringen, wenn auch zu derselben Zeit irgendein notwendiger Punkt des Stückes zu erwägen ist.« »... Die Schauspieler können nichts geheim halten, sie werden alles ausplaudern.« »... Habt ihr den Inhalt gehört? Wird es kein Aergernis geben? — Nein, nein; sie spaßen nur, vergiften im Spaß, kein Aergernis in der Welt. — Wie nennt ihr das Stück? — Die Mausefalle. Und wie das? Metaphorisch ...?« »Der König steht auf. — Wie? Durch falschen Feuerlärm geschreckt ...?« »Ei, der Gesunde hüpf't und lacht, dem Wunden ist's vergällt; der eine schläft, der andere wacht, das ist der Lauf der Welt. Sollte nicht dies, und ein Wald von Federbüschen (wenn meine sonstige Anwartschaft in die Pilze geht) nebst ein paar gepufften Rosen auf meinen erhöhten Schuhen, mir zu einem Platz in einer Schauspielergesellschaft verhelfen? ...« »Ha, ha! Kommt, Musik! kommt, die Flöten! Denn wenn der Kini von dem Stück nichts hält, ei nun! vielleicht — daß es ihm nicht gefällt.« O lieber Horatio, ich wette Tausende auf das Wort des Geistes!

## DER TRAGISCHE KARNEVAL

Die Münchner Polizei hat bereits in zwei Fällen Veranlassung genommen, gegen auffallend gekleidete Damen einzuschreiten. Am Montag

ereignete sich der dritte derartige Fall. . . . Sie trug einen blauen Kittel, einen kurzen weißen Rock, weiße Schuhe, blaue Strümpfe und am Kopf eine blauseidene Zipfelmütze. . . . Ein Polizist war über den Aufzug empört und führte die Dame zur Polizeidirektion. Der Polizeipräsident erinnerte das Fräulein daran, »daß wir nicht im Karneval leben«. Unter Tränen bat die Zurechtgewiesene um Entschuldigung.

Dem Siegeslauf der Schalek, die jetzt die Front am Isonzo abgeht und augenblicklich die Honveds auf Doberdo inspiziert, auch nur auf einem Abschnitt zu folgen, ist einstweilen, da die Wachsamkeit an hundert andern Einbruchsstellen der Kulturschande beschäftigt ist, unmöglich. Unmöglich auf andere Art, als das, was geschieht, unmöglich ist und die Schalek selbst ein Ding der Unmöglichkeit. Leicht macht sie es mir ja nicht. Versuch' ich wohl sie diesmal festzuhalten und fasse ich sie satirisch, so meint man, ich hätte zur gegebenen Kontrastwirkung noch eins hinzugetan. Zitiere ich sie aber, so glaubt man, ich hätte den Text gefälscht. Sage ich, wie ich oben getan, die Schalek sei die Front abgegangen, so hält man es für meinen Witz; denn die Komik ihres Dabeiseins so auszudrücken, als täte sie es nicht bloß einem Soldaten gleich, sondern gar einem General, könnte doch nur Uebertreibung sein. Zitiere ich sie aber, behaupte ich, sie habe neulich mit den Worten begonnen: »Schritt für Schritt bin ich die Front am Isonzo längs des Görzer Abschnittes abgegangen«, so wird man verwirrt, und der Humor der Erscheinung leidet durch den Zweifel, ob nicht eben das nur Erfindung sei. Es bleibt nichts übrig, als eine Kampfpause der Schalek abzuwarten, und indem ich sie selbst sprechen lasse, durch Ausführlichkeit die Echtheit zu beglaubigen. Vorläufig ist kein Ende abzusehen. Allen Einflüsterungen der Kommandierenden zum Trotz, die, statt zu kommandieren, ihr den Rat geben: »Fahren Sie weg!«, ist sie geblieben, und wiewohl man ihr sagte: »Sie brauchen ja nicht im Schrapnellhagel zu schreiben!«, wollte sie nicht als Auskneiferin dastehen und treibt sich ausgerechnet überall dort herum, wo es am gefährlichsten ist. So steht die Schalek mitten im Kugelregen, ißt Spargel am Tisch des Divisionärs, schlüpft in Unterstände, scheut die Beobachter auf der Podgora nicht, besucht sie, und findet, wenn sie des Abends kampfmüde heimkehrt, ihr Zimmer, das keineswegs bombensicher ist, mit Rosen gefüllt. Der Niederschlag dieser vielfältigen Erlebnisse ist eine unerbittliche Serie von Feuilletons, die von der durchhaltenden Geschmacklosigkeit eines gegen Hohngelächter gepanzerten Herausgebers fortgesetzt wird, die sich aber durch den Vermerk »Nachdruck verboten« vergebens gegen das Schicksal zu schützen versuchen wird, als Zeitdokument schwersten Kalibers jenen kommenden Geschlechtern übermittelt zu werden, die vielleicht wieder zwischen Mann

und Weib unterscheiden möchten — bewahrt zu werden als die nicht mehr steigerungsfähige Karikatur der Mißgestalt, in der ein völlig scham-, hemmungs- und verantwortungsloser Zeitgeist seine blutigen Possen getrieben hat. Denn sage ich, die Schalek habe nicht als Auskneiferin dastehen wollen, so wird man's so lange für meinen Witz halten, bis ich dartue, daß es ihr Ernst ist. Ihre Worte in ihrem Druck fangen nicht: man lacht und vergißt. Meine in meinem sind nur meine Wirkung. Ihre Worte in meinem Druck werden es bezeugen! Wer vermöchte gleich mir die Welt zu erschüttern durch nichts als daß er alles, was sie schon weiß, wiederholt? Sieht man jetzt Weiber militärisch verkleidet und empfängt man, weil man sie trotzdem grüßt, statt eines Kopfnickens, das die Disziplin des Geschlechts noch immer vorschreiben sollte, ein stramm Salutieren, so mag man staunen, wie der abgestandene Operettenwitz, der veraltet war, ehe das soziale Leben den ersten Mißbrauch der Weiblichkeit ankündigte, der schale Ulk der komischen Alten als Feldwebel oder bemoostes Haupt, jetzt auf realen Leichenfeldern Zugkraft erhält. In dem schrecklichen Einzelfall der Reporterin jedoch, die dank dem faulen Zauber der Hysterie (der die Menschheit anästhesiert und einzig zu jener aktiven und passiven Standhaftigkeit vor der Maschine befähigt, welche Heldentum heißt und größer ist als Hektors Mut, ders mit keinem Mörser aufgenommen hätte), in der Schreiberin also, die vermöge der antreibenden Gewalt seelischer Unterernährtheit alle Sensationen dieser welthysterischen Zerrüttung erleben kann und der glaubwürdige Gewährsmann dieses Krieges wird: in dem stärksten Monstrum dieser Ausnahmszeit ist der ganze tragische Karneval enthalten. Die Sage von uns wird erzählen, daß Frauen, die als Frauen, also auffallend gekleidet gingen, verhaftet wurden. Den Amazonen aber ward in der Kindheit die rechte Brust abgebrannt, um sie zum Bogenspannen, noch nicht zum Schreiben tauglich zu machen, und die Fabelphantasie keines Zeitalters hätte ausgereicht, die Schalek auf dem Kriegspfad zu erfinden. Sie findet ihr Gegenstück etwa in den entmannten Männern der Wissenschaft, die dort, wo sie nur schießen hören, gleich mit einem Ehrendoktorat zur Stelle sind, und noch eine Begründung hiefür bereit haben. Nicht errötend folgen sie den geistigen Spuren der Schalek, die ja die kulturelle Gleichstellung Skodas mit Kant als erste befürwortet hat. Generale aber, die ihre Pflicht nicht zuletzt in deren Absonderung von anderen Idealen erkennen, für das Wesen und die mit keiner metaphysischen Sphäre vereinbare Fachlichkeit ihres Berufs ein korrektes und somit besseres Verständnis haben als Philosophieprofessoren, die die Ehre ihres Studiums an die Erfolge des Kriegs vergeben, Generale empfangen im düstern Umkreis ihres Wirkens nur dann einen heiteren Eindruck, wenn Rektor und Prodekan aus der Operette ins Quartier kommen und das Doktorat hervorziehen. Es wäre ihnen ja lästig, wenn sie nicht lachen müßten und ihnen nicht zur Revanche die Frage auf der Zunge läge, ob die Herren Philosophen vielleicht Lust hätten, länger zu bleiben und Feldwebel honoris causa zu werden.

Kein Auftrag, als der der immer beunruhigten Streberseele und etwa noch die kindische Sucht, aus allem ein Ornament zu machen und eine Auszeichnung wenigstens am andern zu sehen, wiewohl sie zum Verdienst so paßt wie das Auge zur Faust — kein Auftrag, kein Zwang, kein Wunsch hats ihnen geschafft. Niemand hätte es vermißt, wenn's nicht geschehen wäre. Die Generale wissen nicht, was sie damit anfangen sollen, aber die Philosophen, die mit jedem Tag seit dem Tod Schopenhauers und vor allem seit Kriegsbeginn größere Optimisten werden, sind unerschöpflich in der Hingabe ihrer Ehre, so daß es fast den Anschein hat, als wollten sie den Siegen zuvorkommen und als wären diese an den einstimmigen Beschluß der Fakultät geknüpft. Austauschprofessoren mögen unterwegs in Streit geraten, wer mehr Ehrendoktorate verliehen hat. Die Empfänger aber sind sich nicht im reinen darüber, ob das Doktorat der Philosophie für sie eine honoris causa ist. So viel nur wissen sie und haben auch sie aus der Philosophie gelernt, daß solche Gabe für die jetzt tief unter dem Niveau der Schopenhauerschen Mißachtung stehenden Verleiher in Wahrheit eine causa turpis ist! Wäre zum Glück nicht überall dort, wo der Rang ist, auch die Fähigkeit — was ja sogar von den Universitäten angenommen wird —, und gäbe es im Reich der Erscheinungen, in das jetzt die Philosophie mit Ehrendoktoraten eintritt, Unterschiede, wie etwa zwischen einem Napoleon und einem, dem der Krieg nur vom Kino bekannt wäre und der vor jedem Bild, das fallende Menschen vorführt, nichts zu sagen wüßte, als etwa »Bumsti!« oder »Aha!« —, die Vertreter der optimistischen Weltanschauung würden manche Enttäuschung erleben. Ich spreche nicht aus Neid; ich weiß, daß es mir auf Lebenszeit versagt ist, das Ehrendoktorat der Philosophie zu erringen, selbst wenn ich nachweisen könnte, daß ich Leibniz für einen Fabrikanten von »Keks« halte. Denn dieses Verdienst würde reichlich aufgewogen durch meine Erkenntnis, daß Professoren der Philosophie, die dem Weltuntergang mit Ehrendoktoraten schmeicheln, von allen Karnevalstypen, auf die der Mond dieser Mordnacht grinst, die weitaus lächerlichsten und verächtlichsten sind.

Und eins in dieser Erkenntnis sind mit mir jene Exponenten des Unglücks, deren menschlichem Sinn die Pflicht noch immer besser zusagt als die Abwechslung durch einen Firlefanz, der sie erschwert. Eins in der Ansicht, daß Philosophen und Weiber, die die Ehren ihrer Berufe dort ablagern, wo sie nicht hingehören und wo man sie nicht braucht, daß Dekane, die der Glorie noch den Doktorhut aufstülpen wollen, und Jourkoryphäen, die an Artilleriestellungen ihre Neugierde befriedigen möchten, nicht jene Botschaft aus dem Hinterlande bringen, die sie zum Dank für die Mühe, es zu schützen, von dort zu empfangen gehofft haben. Noch warten wir aber auf eine von ihnen, die uns die tröstende Gewißheit brächte, daß sie solche Zumutungen künftighin mindestens so mühelos abweisen werden, wie den Angriff des Gegners. Von einem Hinauswurf der Professoren haben wir noch nichts vernommen. Aber die günstige Nachricht sei weitergegeben, daß die



Schalek nicht überall durchbrechen konnte, von der Südwestfront zurückgeworfen wurde und daß wenigstens dieser Teil des Kriegsschauplatzes zu einer unwirtlichen Gegend für den innern Feind geworden ist, von dem uns die Abwehr des äußern keineswegs befreit hat, den aber von einem bestimmten Punkte zu verjagen in beispielgebender Weise geglückt scheint. Die Schalek mußte zurückgehen, kein Unterstand wurde ihr gewährt und nichts zu essen gegeben. Wir entbieten den tapferen Offizieren für dieses Vollbringen unsern Gruß, wie es in jener Zeitung heißt, von der jetzt wenigstens das Totschweigen einer Front, deren Männer nicht imstande waren, der Schalek ins Auge zu sehen, gern zu erwarten ist. Allen, trotz allem äußeren Gelingen Verzagten sei diese Kunde von einer vorbildlichen patriotischen Tat gebracht, durch die es mit einem kühnen Handstreich geglückt ist, einmal die inneren Grenzen zu schützen. Wie schön wäre es, wenn sich in einer Zeit, die für Mitteilungen gegenteiligen Inhalts, für Interviews u. dgl., Rücksichten nicht kennt, kein formales Hindernis gegen die Beglaubigung solcher Nachricht stellte. Die Verhüllung hat sonst den Sinn, dem Gegner nicht mehr zu verraten als was er ohnedies schon weiß. Dem Todfeind sollte mit aller Deutlichkeit gesagt werden können, an welchem Punkt er keine Aussicht hat vorwärts zu kommen, aber die Sicherheit, mit der langen Nase, mit der er gekommen ist, abziehen. Es sollte der Gegenwart gemeldet werden, die solches noch nicht gehört und im Glauben an eine Macht, die bis zu den höchsten Spitzen der Natur und der Gesellschaft reichen müsse, allen Mut verloren hat. Es werde der Zukunft verkündet, die uns um des Beispiels willen, das mutige Männer auf dem vorgeschobenen Posten einer verlorenen Zeit gegeben haben, nicht ganz verwerfen wird, um des Vorzugs willen, in dem tragischen Karneval, den wir uns leisten konnten, doch einmal für einen Augenblick die Besinnung gefunden zu haben!

## VON EINEM MANN NAMENS ERNST POSSE

Der Sinn der waffenbrüderlichen Vereinigung wäre unvollkommen, wenn nicht zur Hebung des Fremdenverkehrs und zum Austausch der Professoren auch ein Wechselgastspiel von Redakteuren käme, etwa so, daß der Chef des ›Fremdenblatts‹ seinen informierten Mist in der ›Kölnischen Zeitung‹ ablagert und der Chef der ›Kölnischen‹ dafür seinen Kohl im ›Fremdenblatt‹ pflanzt. Pfingsten, ein Fest, das, wie Weihnachten und Ostern ihre Heiligkeit, längst seine Lieblichkeit unter Zeitungspapier begraben hat, war die Gelegenheit:

»Zum ersten Male nimmt der hervorragende erste Schriftleiter der ›Kölnischen Zeitung‹, jenes ausgezeichneten Blattes von wohlverdientem Weltruf, das in mehr als hundertjähriger ununterbrochener Ueberlieferung *u n e i g e n n ü t z i g* im Dienste großer und gerechter *S a c h e n* steht, im Welt-

kriege das Wort in der österreichischen Presse: wir sind ihm dafür zu besonderem Danke verpflichtet.«

Aehnlich dürfte sich an dem gleichen Tage Köln über Wien geäußert haben. Der geistige Vertreter jener Stadt, die, wie man gleich sehen wird, ihren Geruch in der Welt mit weit mehr Recht dem Kölnischen Wasser als der Kölnischen Zeitung anvertraut, heißt Ernst Posse, ist aber nur in seinem Zunamen ernst zu nehmen. Da das Fremdenblatt dem Aufsatz die Bemerkung nachschickt, daß Nachdruck mit Quellenangabe erlaubt und erwünscht sei, so will ich's unternehmen. Man wird nicht nur daraus ersehen, was von einem Geisteszustand zu erhoffen ist, dessen maßgebendster publizistischer Vertreter mit Recht den Namen Posse führt, sondern auch erfahren, wie der Vorwurf, daß ich die Presse überschätze, an dem eigenen Machtwahn dieser Standesgenossenschaft zuschanden wird. Unter dem Titel »Wie gründen wir Mitteleuropa?« zeigt ein Schwätzer den einzig richtigen Weg, der zu solcher Gründung führen kann: mit der Phrase dort zu beginnen, wo man mit ihr geendet hat; denn neues Leben blüht aus den Ruinen. Wäre die Sorte Menschheit, die es probieren will, weil ihr dieser Wechsel vom Hörensagen bekannt ist, nicht völlig ausgehöhlt und auch nur eines Gedankens noch fähig, sie würde ihre Wortführer mit nassen Fetzen aus den Redaktionen des Weltbrands jagen. Der geistige Austausch der Herren Szeps und Posse hat aber seine Vorgeschichte:

Wir im Reiche werden uns erinnern, daß Minnesangs Frühling an der Donau blühte, daß Walther von der Vogelweide, der Preiser deutscher Art und deutscher Sitte, in Oesterreich singen und sagen lernte, daß unser nationales Lied von der Nibelungen Not und Tod zuerst am Wiener Hofe vorgelesen wurde; und in den verbündeten Ländern wird man jetzt noch tiefer empfinden als vordem, daß die Dichter und Denker der Wirkungszeit des großen Friedrich, mag ihre Wiege im geschmeidigen Süden, in Franken, in Schwaben oder im spröderen preußischen Norden gestanden sein, in ihrer Muttersprache auch für sie dichteten und dachten, daß ihre Werke deutsches Gemeingut sind.

Das gemeinste deutsche Gut dürfte die Anwendung dieses Wortes sein. Die Dichter und Denker im Reich, die Singer und Sager in Oesterreich — unter denen aber die Singer in der Majorität sind —: diese alte Wechselbeziehung in Ehren. In Wahrheit wird kein Mensch im »Reiche« sich je an einen andern geistigen Zusammenhang mit Oesterreich erinnern, als daß die Reinhardt und S. Fischer aus Budapest in Berlin reüssiert haben. Aber die Theaterdirektoren müssen sich aufs Kino verlegen und die Tage der Verleger sind gezählt. Dafür bricht die Zeit der Minnesänger wieder an. Hört, hört:

Uns Journalisten wird in einer Zeit, wo Bücher kaum noch gelesen werden, eine ähnliche Aufgabe zufallen wie die, welche unsere Vorläufer in den Jahrhunderten vor Erfindung der Druckkunst, als Bücher noch nicht gelesen wurden, zu erfüllen hatten, indem sie,

fahrende Sänger und Vaganten, von Hof zu Hof zogen, um ihren Zeitgenossen in einer ihrem Verständnis und ihrem Geschmack angemessenen Form die Zeitung zu künden. Allen denen unter uns aber, die gedankenlos in den Tag hineinlebten, und den nicht minder Zahlreichen, die sich gegen den Einfluß der Presse wegwerfend spreizten und sperzten, hat der Krieg offenbart, welche Macht der moderne Zeitungsschreiber in der Hand hält. Man denke sich, wenn man kann, die Zeitung weg in diesem internationalen Aufruhr der Gemüter; wäre ohne sie der Krieg überhaupt möglich geworden, möglich in seinen Entstehungsursachen, möglich auch in seiner Durchführung? Ich will hier nicht untersuchen, ob der Offenbarer Krieg, der den Menschen und den Dingen bis auf den Grund ihres Wesens schaut, an der Presse mehr Schatten- als Lichtseiten erkannt hat. Jedenfalls wird für die Beurteilung der Zeitung die Beleuchtung, in die der Krieg sie gerückt hat, auf lange hinaus maßgebend sein.

Ach, daß wir's hoffen könnten! Und daß wir's endlich gehört haben! Endlich auch das schwarz auf weiß haben! Ohne die Presse wäre der Krieg überhaupt nicht möglich gewesen! In seinen Entstehungsursachen nicht und nicht in seiner Durchführung! Der Wiener Rädelsführer des Weltverbrechens hat einmal geschrieben:

»Vor einigen Tagen war in den englischen Blättern, die seit Jahren die Holzstöße zum Weltbrande herbeigeschleppt haben, zu lesen ....«

Wenn so etwas der englischen Presse nachgesagt wird, dachte ich, dann wird der Presse als solcher ja die Fähigkeit dazu nachgerühmt. Dieser indirekte Beweis für mein Recht, die Presse zu überschätzen, wird nun durch das direkte Geständnis übertrumpft. Und allerorten beginnt jetzt die Presse, sich des Einflusses rühmend, den sie der feindlichen Presse zum Vorwurf macht, sich stolz der Urheberschaft am Weltkrieg anzuklagen. *Tua culpa, tua culpa, mea maxima culpa.* Das Kinderspiel der Erwachsenen »Wer hat angefangen?« wird auch in den Lagern der internationalen Journalistik und hier mit dem berufsgenossenschaftlichen Stolz, der die fremde Schuld zum eigenen Ruhm macht, erörtert. Der Journalismus ist die einzige Internationale, die durchgehalten hat, denn Journalisten kämpfen ja nicht gegeneinander, sondern gegen die Völker der anderen. Einig bleiben sie in dem allgemeinen Siegerbewußtsein, daß es doch schön sei, in einer Welt zu leben, die man vermöge jener unumgänglichen Verbindung von Abhub und Druckerschwärze und jener unwiderstehlichen Wirkung von Druckerschwärze auf Geistesschwäche zerstören kann. Da und dort beeilen sie sich nun, ihre Opfer durch den Vorschlag von Reformen zu entschädigen, empfehlen internationale Ueberwachungsbüros, Journalistenakademien und natürlich den Austausch von Berufsgenossen, und einer

versteigt sich sogar zu der Meinung, daß »die Hauptsache doch immer das Verantwortungsgefühl« sei. Wie sich jene aber eine Heilung des Weltkrebsses durch kosmetische Scherze vorstellen, wie sich dieser das Fortbestehen einer Presse bei Züchtung einer Eigenschaft denkt, die den Lebensnerv der Presse zerstört, beides ist gleich rätselhaft. Journalistenakademien — das bedeutet die Graduierung der Schande; es ist das Projekt des Größenwahns, der mit einer Gewerbeschule des Verbrechens nicht mehr auskäme. Austausch von Journalisten — das wäre der Entschluß, im eigenen Staat das falsche Geld des andern anzuerkennen. Internationale Ueberwachungsbüros: die Ueberwacher der Presse hätten genug zu tun, sie auf Reklamenotizen für ihre Tätigkeit zu durchsuchen. Was soll aber vollends die Einführung eines Verantwortungsgefühls, da doch die Presse als ganze eben den mechanischen Ersatz eines solchen bedeutet? Schon meldet sich ein Gegner derartiger Reformen, der offen erklärt, daß es nicht angehen würde, beim Verantwortungsgefühl stehen zu bleiben, »ohne dessen Grenzen nach oben und unten zu untersuchen«. Das Verantwortungsgefühl muß seine Grenzen haben. »Die Mitschuld der Presse am Kriege ist nicht zu bestreiten — aber kann man ihn aus dieser Tatsache allein erklären?« Was der Presse — natürlich nur der feindlichen — an Verantwortungsgefühl gefehlt habe, habe ganz Europa gefehlt. Immerhin wird die Wirkung der Druckerschwärze, deren Verschleißer sich meinen Angriffen durch den Hinweis auf ihre Vergänglichkeit zu entziehen pflegten, jetzt unter die Kriegsursachen eingereiht, dem Feinde zur Schmach, dem Berufe zum Stolz. Beides aber, die Abwälzung der Schuld und die Reklamierung der Macht, ist wieder ein Teil von jener Kraft, die noch mehr Verderben durch die Phrase des Guten als durch den Effekt des Bösen hervorgebracht hat. Weil aber Gebärdenspäher und Geschichtenträger, die es schwarz auf weiß bringen, des Uebels mehr auf dieser Welt getan haben, als Blausäure und Bomben in Fliegers Hand nicht konnten, so gibt es gegen die Presse keine andere Reform als die Abschaffung. Dieser Erkenntnis war ich der Rufer in der Wüste: jetzt, in einer Wüste gewordenen Welt ruft sie allenthalben das Echo. »Hätte man« — so bricht eine deutsche Frau jetzt aus — »nur zehntausend hetzerische Zeitungsschreiber aus allen Ländern zusammengetrieben... hätte man sie nur rechtzeitig zusammengetrieben, die heute weiterklaffen von allen Ufern des Roten Meeres, das gespeist wird von dem Blute Millionen Unschuldiger... ja, hätte man zehntausend hetzerische Journalisten aus allen Ländern zusammengetrieben und gehenkt, o wie viel wertvolle, hoffnungsvolle Menschen wären in all diesen Ländern heute am Leben! Statt dessen seid ihr es, die ihr noch lebt, die ihr einer bösen Schwärze gleich Europa von einem Ende zum andern überzieht, ihr, die Hetzer, die Mitschuldigen an diesem Kriege, deren Knochen wie die der Schächer hätten zerbrochen werden sollen, bevor wir zuließen, was jetzt geschieht!« Und ein biederer Provinzblatt, das zugibt, die Presse habe sich »in ihrer überwältigenden Weltmacht noch nie so gezeigt wie in diesem Kriege« und es sei »sicher, daß



die Freunde des Friedens mit einem schlaun und heimtückischen Feind zu tun haben, der mit Holzpapier und Druckerschwärze arbeitet«, bedauert doch, daß es »nicht an Leuten fehlt, wie z. B. die erwähnte Fürsprecherin einer radikalen Maßregel, die aus A e r g e r, daß sich das gedruckte Wort oft stärker erweist als unumstößliche Tatsachen, d a s K i n d mit dem Bade ausschütten«. Der Schwachsinn entschuldigt die Presse mit ihrem Verbrechen und hält es nicht für richtig, das Kind mit eben jenem Blutbad, das es angerichtet hat, auszuschütten. Aber die Harmlosigkeit, die Anklage und Verteidigung in einem besorgt, schreibt mit derselben roten Tinte wie der Mord. Und die Hetzarbeit der Weltpresse hat nicht ärgeren Schaden gestiftet als die allgemeine Möglichkeit, durch eine Suggestion des Tonfalls verschwommener Meinung geistige Werte zu ersetzen. Durch falsche Tatsachen die Völker zu verhetzen, würde nicht gelingen, wenn es nicht schon längst gelungen wäre, durch falschen Geist das Volk zu verderben. Was noch knapp vor einem Krieg geschieht, wenn die Menschheit einmal für ihn reif geworden ist, wäre das Geringste, und die schlimmsten Greuel sind durch Jahrzehnte wahr gewesen, ehe andere erlogen wurden. Das Resultat des leiblichen Mords gibt freilich den Weg an, wie dem Uebel künftig zu steuern wäre. Es empfiehlt die einfache Schätzung: was vernünftiger ist, hunderttausend intellektuell mittelwüchsige, ethisch wertlose Individuen in soziale Berufe zu zwingen, auf die Gefahr hin, daß die Neugierde der Massen und die Eitelkeit der Führenden um die Nährväter gebracht würden, oder zehn Millionen Menschen zu opfern. Deren Erhaltung ist, wie sich gezeigt hat, ohne die Beseitigung der Presse nicht möglich. Wird die Menschheit eine andere Entschuldigung als die des Irrsinns haben, wenn sie in einem lichten Augenblick gewahr wird, daß sie die Fülle ihrer Besten geopfert hat, und schlimmer: daß ihr die Gruppe ihrer Schlechtesten, die es bewirkt hat, übrig blieb? Daß diese überleben, weil sie an einem Krieg nicht teilnehmen mußten, den sie gemacht und dem sie den Frieden ferngehalten haben? Schreibt sich die Wehrfähigkeit aller noch immer nicht von der Schreibfähigkeit der vielen her? Hat es die Welt noch immer nicht schwarz auf rot, und ist ihr, was es an Papier auf Erden gibt, noch immer nicht das Leichentuch für Menschheit und Wälder? Was hülfe der Frieden den Nationen, wenn seine erste Bedingung nicht der Krieg aller gegen die Presse wäre? Die Verpflichtung, jenen, die uns künftig noch »die Zeitung künden« wollen, sie rechtzeitig zu kündigen? Mehr Beweis, um ihnen den Prozeß zu machen, braucht man nicht als ihr freches Geständnis, »der Krieg habe offenbart, welche Macht der moderne Zeitungsschreiber in seiner Hand hält«, als die hämische Aufforderung, »sich, wenn man kann, die Zeitung in diesem internationalen Aufruhr der Gemüter wegzudenken«, als die Frage des Siegers über allen Staaten, »ob der Krieg ohne sie überhaupt möglich gewesen wäre«. Ich hab's ja immer mit Ernst behauptet. Aber daß es jetzt auch der Posse zugibt, ist erschütternd. Ernst Possart — das war ehemals die Bezeichnung für den durchschnittlichen deutschen Tra-

gödienspieler. Der Weltkrieg wird einst Ernst Posse geheißen haben! Man denke sich, wenn man kann, die Zeitung weg aus dem Weltkrieg. Nein, ich kann es nicht! Ich konnte es nicht, ehe er ausbrach! Ultra Posse nemo tenetur. Aber wenn die Beleuchtung, in die der Krieg die Presse dank dem Krieg und der Fackel gerückt hat, noch durch etliche Laternenpfähle ergänzt werden könnte, so würde die Bevölkerung aller ehemals befreundeten und verfeindeten Staaten einen internationalen Austausch von Chefredakteuren als einen Glanzpunkt des Friedensfestes ansehen. Die Form dazu würde sich, wenn sie ohnedies wieder als fahrende Sänger von Hof zu Hof ziehen, um die Zeitung zu künden, leicht finden lassen, man würde sie, da infolge der rapiden Hebung des Fremdenverkehrs kein Obdach für sie vorhanden wäre, einladen, unter freiem Himmel zu übernachten, und eine Menschheit, deren Machthaber es versäumt hatten, Zeitungsartikel niedriger zu hängen, wäre es zufrieden, dafür die Verfasser höher hängen zu sehen.

## DIPLOMATEN

Graf Szögyeny am Tage des Kriegs-  
ausbruches.

Von Franz Freiherrn v. Haymerle.  
K. u. k. Botschaftsrat.

— 19. Juni

An die

Löbliche Redaktion der »Neuen Freien Presse«

Wien.

(Das sind acht Zeilen, weil zum Glück der Ausbruch auf den Krieg folgt und die Löbliche mit großem L geschrieben wird, während es sonst nur sechs gewesen wären. Da er also anhub, dürfte wohl die Fortsetzung so sein, daß die Welt aufhören wird. Halten wir den Atem an, mag uns dies um so schwerer fallen, als die folgenden Gedanken auch jeder für sich einen eigenen Absatz haben, bezähmen wir die kunstvoll gesteigerte Neugierde — der Lohn, der uns winkt, wird so sein, daß der Oesterreicher sagt: »Es ist dafür gestanden«, während der Deutsche das nicht versteht und nach einigem Nachdenken sagt: »Ach so, Sie meinen wohl, es hat sich gelohnt? Na hören Sie mal, das meine ich nun ganz und gar nicht!« Der arme Graf Szögyeny dürfte oft sein Kreuz [Schwierigkeit] gehabt haben, zwischen solchen Sprachbesonderheiten den Dolmetsch zu machen. Und was hatte der Freiherr v. Haymerle dabei zu tun?)

Ich wäre Ihnen d a n k b a r , wenn Sie nachstehende Zeilen in Ihr geschätztes Blatt aufnehmen wollten.

Ich hatte die Ehre, seit Ende Januar 1914 als k. u. k. Botschaftsrat in Berlin unter dem Befehle Sr. Exzellenz des Grafen Szögyeny-Marich zu stehen. Näheres über die Zeit kurz vor Ausbruch des Weltkrieges zu sagen, liegt nicht in meiner Absicht, noch bin ich dazu berechtigt; ich möchte nur eine für den großen Staatsmann charakteristische und zugleich ehrende Episode erwähnen.

Es war am Abend der Kriegserklärung zwischen Serbien und der k. u. k. Monarchie.

Ich war, mit der Bitte um eine Unterschrift, noch um 1/29 Uhr abends zu Sr. Exzellenz aus der Kanzlei hinuntergekommen.

Der Botschafter war eben im Begriff, aus dem Eßzimmer in sein Schreibzimmer zurückzukehren.

(Ein Shakespearescher König wäre hier ungeduldig geworden und hätte etwa gesagt:

Bursche, mach's kurz. Armsel'ge Botschaft bringt,  
Wer mit geschäft'ger Miene also anhebt.  
Solch Augendrehn und Lippenmurmeln kenn' ich,  
Und wind'ge Worte schlag ich in den Wind.  
Bist du ein Botschaftsrat, so rat' ich dir,  
Halt kurz die Botschaft; bringst du gute Zeitung,  
So ist die Zeitung schlecht, der du sie bringst,  
Und nur mein Ohr geschaffen, sie zu hören.  
Wer viel zu sagen hat, sagt nicht so viel;  
Zum Ernst der Tat paßt nicht der Rede Spiel.

---

Was also geschah, als der Botschafter, eben im Begriffe, aus dem Eßzimmer in sein Schreibzimmer zurückzukehren, noch um 1/29 Uhr abends, also statt ins Schlafzimmer zu gehen, den Botschaftsrat empfang?)

Als er mich sah, frug er mich, seiner Gewohnheit gemäß, auch dann immer zuerst seine Besucher oder Beamten zu fragen, ob etwas Neues los sei, selbst dann, wenn er selbst Wichtiges mitteilen wollte: »Was gibt's Neues?« Auf meine Antwort, mir sei nichts Wichtiges bekannt, sah mich der alte Herr mit einem ganz eigentümlichen, halb stolzen, halb wehmütigen Blicke an und sagte, mir tief ergriffen die Hand reichend: »Soeben haben wir Serbien den Krieg erklärt«.

(Der Botschaftsrat, 1/29 Uhr abends, wußte das noch nicht. Dagegen das Volk: es wußte es.)

Buchstäblich in dem gleichen Augenblicke ertönte bereits in der Moltkestraße (die zwischen dem Botschaftspalais und dem preußischen Kriegsministerium hindurchführt), ein donnerndes vielfaches Hoch und gleich darauf wurde unsere geliebte Volkshymne von Hunderten von Menschen

aller Stände — Offiziere, Herren im Zylinder, Damen in Abendtoilette, Frauen aus dem Volke, Arbeiter, Soldaten und Kinder — angestimmt, und alles rief wie aus einem Munde nach dem Botschafter. »Ans Fenster«, »ans Fenster«, »er soll sich zeigen«, »wir wollen ihn sehen!«

(Ans Fenster? Es ist halt ein Kreuz. Alstern ans Fenster, wozu hätten denn die Herrschaften sonst Abendtoilette gemacht? Aber wie war nur diese Ueberraschung zu erklären?)

Es fühlte eben bereits damals mit dem der großen Menge eigenen Spürsinn das deutsche Volk, wie innig —

(Sympathie geht eben schneller als Diplomatie.)

Se. Exzellenz war so tief ergriffen, daß ich nur mit Mühe ihn dazu bewegen konnte, ans Fenster seines Schreibzimmers zu treten. — —

Graf Szögyeny war so erschüttert, daß er der begeisterten Menge nur mit der Hand seinen Dank zuwinken konnte. Doch Tränen rannen ihm über die Wangen. Und ich schäme mich nicht, einzugestehen, daß auch mir, der im Hintergrund stehend diesen erhebenden Moment miterleben durfte, die schweren Tränen kamen.

Für den Botschafter war es aber wohl der größte und schönste Moment seines schicksalsschweren Lebens, als der bedeutende Staatsmann kurz vor dem Scheiden aus seinem seit zweiundzwanzig Jahren innegehabten Amte noch erleben konnte, welche für unser geliebtes Vaterland unschätzbaren Früchte...

Hochachtungsvollst

Freiherr v. Haymerle,

k. u. k. Botschaftsrat, zurzeit im Felde.

Mit solchen unschätzbaren Lese Früchten, die die Welt der Erwachsenen und Verantwortlichen im Lichte der Fibel zeigen, vertreiben wir uns die große Zeit. Sie haben geweint; es wird wieder in der Fibel stehn, damit man den Enkeln nichts mehr zu erzählen brauche. Alle drei haben geweint, denn der Botschafter war erschüttert, wie er fühlte, daß er selbst, nämlich der bedeutende Staatsmann erschüttert war: das sind zwei, und der Botschaftsrat, der dabei stand: macht drei. In der Auseinandersetzung zwischen dem Betmann Hohlweg und Herrn Goschen soll nur einer geweint haben, denn jeder der beiden behauptet, daß der andere geweint habe. Immerhin ist festgestellt: daß aus einem großen Moment eine große Zeit entstanden ist. Und daß Ende Juli 1914 zwischen den Diplomaten mehr Tränen als Noten ausgetauscht worden sind. Später wurden dann in Europa die Noten ganz eingestellt und nur noch den Tränen freier Lauf gelassen. Wenn Europa sie getrocknet haben wird und wieder mit klaren Augen in die Welt sieht, wird es vielleicht verhindern, daß es künftig einen so traurigen Beruf



wie die Diplomatie noch geben könne und gar einen so trostlosen wie die Journalistik, und vor allem, daß durch die Verknüpfung von Botschaft und Zeitung so viel Gelegenheit in die Welt komme, Tränen und allerlei sonst zu vergießen. Ein Shakespearescher König hätte, nachdem der Botschaftsrat endlich geendet, etwa die Worte gesprochen:

O Haymerle, zu viel der Tränen flossen,  
Seitdem geschehen, was dir Tränen schuf,  
Und eh du es berichtet. Spar die Tränen,  
Daß künftig sie der Menschheit nicht mehr fließen.  
Du Bote blutig tränenvoller Tat,  
Ich dank' dir nicht! Zieh wieder ab ins Feld,  
Bring bessre Botschaft; bring auch bessre Zeitung!  
Du Haymerle des Unheils, mach dich fort,  
Ermüde nicht das Ohr mit dem Bericht,  
Der Jovis Donner macht zum Schwatz des Pöbels.  
Was malst du Pinsel uns den grauen Himmel  
Zum Sonnentag, das Elend zur Idylle?  
Harmloser Bote du des Schaudervollen,  
Zu lang hat Trauer unter uns gewelt:  
Du bannst sie nimmermehr durch Langeweile!  
Und merk, vielfältig greuliches Erlebnis  
Wird durch die Einfalt kindischer Erzählung  
Nicht ausgetilgt. Wer hat dich hergesandt  
Zum Spott auf uns und dieses heil'ge Land?  
Unhaymerle, ich geb' dir diesen Rat:  
Die Rede spare, spare auch die Tat.  
Hättst noch nach neun du nichts von ihr erfahren,  
So käme all dies Unglück nicht zu Jahren.  
O wär, was nachher, heute noch zuvor!  
Botschaft und Zeitung lähmten Aug und Ohr.  
Nimm meinen Zorn, es sei dir nicht verhehlt:  
Man liest, hört, glaubt euch, weil der Glaube fehlt!

## DIE LAUFKATZE

Ein Lieblingsgedanke des Erfinders des Grubenhundes ist endlich realisiert worden: der Neuen Freien Presse auch eine Laufkatze anzuhängen. Die »Katzensteuer«, zu der eine Persönlichkeit die Anregung gegeben hatte, war die gefundene Gelegenheit:

(Die Katzensteuer.) Zu der in unserem Blatte von Herrn Viktor Lustig gegebenen Anregung der »Katzensteuer« schreibt man uns: »Es wäre noch hinzuzufügen, daß sich die Katzenplage in den äußeren Bezirken

besonders fühlbar macht. Es müßte ihr auch vom humanitären Standpunkt gesteuert werden, weil speziell in Döbling jetzt viele Ruhebedürftige sich befinden. In der Nähe meiner Wohnung befindet sich der geräumige Hof einer Fabrik, wo Tag und Nacht eine große Anzahl Laufkatzen mit ihren Jungen einen unerträglichen Lärm verursachen, ohne daß, trotz lebhaften Proteste der Anrainer, diesem Uebelstande bisher gesteuert werden konnte. Behördliche Intervention wäre dringend geboten und sie wird nach Publikation in Ihrem hochgeschätzten Blatte auch gewiß erfolgen.

Dr. Gabriel Bardach.«

Vor allem: der »Zivilingenieur Berdach«, seit Friedenszeiten unvergessen, legt Wert auf die Feststellung, daß er mit dem oben Genannten nicht identisch, nur gesinnungsverwandt ist. Er freut sich aber, daß in einer Epoche, in der so viele Anregungen gegeben werden, sein Beispiel fortwirkt. Und mit ihm erfreut, daß alles noch beim alten sei, las ich, fern von Wien, die zustimmende Betrachtung, welche die Arbeiter-Zeitung dem Vorfall gewidmet hat:

\* Die Schwester des Grubenhundes: die Laufkatze. Der bellende Grubenhund, mit dem die »Neue Freie Presse« seinerzeit so viel Aufsehen und (unbeabsichtigte) Heiterkeit erregte, hat ein Schwesterchen bekommen: die Laufkatze. Die »Neue Freie Presse« hat kürzlich eine »Anregung« veröffentlicht, daß eine Katzensteuer eingeführt werden solle, also kann wie der Erfinder dieser Idee jeder mit vollem Namen in das Blatt kommen, der zu dieser Anregung eine Zuschrift an die Redaktion schickt. Das ist eine alte Einführung bei der »Neuen Freien Presse«, die in der »Gesellschaft« so beliebt macht. Von dieser Sitte läßt sie nicht, obwohl ihr dabei schon so mancherlei Blamage unterlaufen ist. Auch diesmal hat sie sich beeilt, eine Zuschrift abzudrucken, in der diese Anregung auch »vom humanitären Standpunkt« begrüßt wird, weil sich »speziell in Döbling jetzt viele Ruhebedürftige befinden«. (Natürlich: speziell in Döbling, denn in weniger noblen Bezirken braucht man keine Ruhe!) Dann heißt es in der abgedruckten Zuschrift weiter — —

Wirklich Laufkatzen! Die man also besteuern soll; hoffentlich mit ihren Jungen. Nur leider, daß Laufkatzen keine Jungen haben, wenn sie sich auch oft in Fabriken aufhalten. Laufkatzen sind nämlich gar keine wirklichen Katzen, sondern kleine Wagen (genau so wie die Grubenhunde), bewegliche Wagen, die bei Kranen angebracht sind, auf denen die Leitrollen für die Lastkette sind. Da hat sich also ein Einsender einen Scherz erlaubt. Aber das unwissende Blatt hätte sich diesen Aufsitzer leicht erspart, wenn es nicht jede Zuschrift aus der »Gesellschaft« abdruckte. Für die Zukunft würde es sich empfehlen, wenn es sich zur Richtschnur dienen ließe, daß jedes Vieh, das ein Einsender schickt, verdächtig ist, ob es nun ein Grubenhund, eine Laufkatze, eine Geldkatze oder eine neunschwänzige Katze oder eine blinde Kuh ist.

So verfehlt die Auffassung sein mochte, daß jeder Bardach zur »Gesellschaft« gehöre — eine Kränkung für den Dr. ing. Erich Ritter v.

Winkler, dessen Adelsprädikat allerdings die ehrenvolle Aufnahme des Grubenhundes ermöglicht hat —, und so sicher es ist, daß im vorliegenden Fall nur der schlichte jüdische Name in Verbindung mit dem Appell an das hochgeschätzte Blatt und dessen Einfluß auf die Behörden Wunder gewirkt hat, so ließ sich doch dem Kommentar der Arbeiter-Zeitung die erfreuliche Vermutung abgewinnen, daß sich die Nachricht wie eine Laufkatze verbreitet habe, und diese Annahme wurde zur Gewißheit, als mir am nächsten Tage die erdbebenartige Detonation eines Zornes zu Gehör kam, der die Heiterkeit steigerte, durch die er entfesselt war. Über dieses Nachspiel hat die Arbeiter-Zeitung ein Protokoll aufgenommen, das den unter dem Titel »B ü b e r e i e n i m K r i e g e« erschienenen Ausbruch enthält und das hier mit den Zwischenbemerkungen der Arbeiter-Zeitung, aber mit den mir passenden Unterstreichungen wiedergegeben wird:

\* Die Laufkatze und der übergeschnappte Herausgeber. Die Laufkatze mit ihren Jungen, die die Döblinger Ruhebedürftigen stört, hat in der Redaktion der »Neuen Freien Presse« ein gar schreckliches Unheil angerichtet: Der Herr Herausgeber ist ob des letzten Reinfalls nämlich komplett meschugge geworden. Die fröhliche Heiterkeit, die sein neuester Aufsitzer in Wien verbreitet hat, veranlaßt ihn zu einem furchtbaren Zornesausbruch. Da man sieht, wie er vor Wut zerspringt, wird man nur immer fröhlicher; also müssen das die Leser wörtlich lesen:

Millionen unserer Mitbürger sind an der Front und Millionen im Hinterland sorgen mit ihnen und fühlen die Schwere einer die Völker von Europa bedrückenden Krise. In einer solchen Zeit, die namentlich der Presse die härtesten Pflichten auferlegt und den Dienst für das Publikum und die Erhaltung der Angehörigen des Blattes so schwierig macht (man achte auf Benedikts Zartsinn! Red. d. Arb.-Ztg.), haben die B ü b e r e i e n in der Publizistik nicht aufgehört und werden von Leuten unterstützt, die durch Teilnahme oder Ermunterung beweisen (da meint er uns! Red.), daß sie gar keinen Zusammenhang mit den Stimmungen des Volkes haben und daß ihnen jeder Ernst fehlt. Welche Freude, wenn es gelingt, einen durch Nacharbeit im Kriege abgehetzten Redakteur (Abendblatt! Red.) durch einen Brief mit Fälschung einer im Wohnungsverzeichnis befindlichen Angabe von Namen und Wohnung zu täuschen (Aber Dr. Gabriel Bardach steht im Wohnungsverzeichnis nicht! Red.) und ihn, dessen Gedanken und Empfindungen vom Kriege in Anspruch genommen sind, zu einem Übersehen zu bringen. Wie gefährlich solche Versuche der Irreführung gerade im Kriege, da es so schwer ist, zwischen Gerücht und Wahrheit zu unterscheiden, werden können, wie infam dieses verbrecherische Treiben ist, darüber werden die Staatsbehörden sich zweifellos eine Ansicht bilden und die entsprechenden Folgen ziehen müssen.

In dem Falle, von dem wir heute sprechen, sind allerdings die Betrüger um den Erfolg des Betruges gekommen. Wir haben eine Notiz veröffentlicht, worin die Besteuerung der Katzen beantragt wurde. Wir erhielten eine zweite Zuschrift, in der von Laufkatzen gesprochen worden ist. Da es uns bekannt war, daß darunter auch eine technische Einrichtung zu verstehen ist, so haben wir im Wörterbuch der deutschen Sprache von Dr. Daniel Sanders nachgesehen, ob diese Bezeichnung auch in dem Sinne von häufig angewendet werden könne. Daniel Sanders sagt darüber: »Läufig, von manchen Tieren, zum Beispiel von Katzen, laufig.« Da in dem Wörterbuch von Sanders auf diesen Sprachgebrauch ausdrücklich hingewiesen wird, ist die Bäuberei im Kriege ohne weiteren Schaden verprasselt. Aber welche Niedrigkeit gehört zu dem Versuch, an solchen bewegten Tagen einen mit Arbeit und Mühe überlasteten Redakteur in einen Irrtum bringen zu wollen. Wir können mit voller Wahrheit und mit der ernstesten Gewissenhaftigkeit gegen das Publikum versichern, daß der Redakteur unseres Blattes, den diese Buben antasten wollten, an Charakter, Wissen und Sorgfalt der Arbeit den Müßiggängern, die diese Gemeinheiten aushecken, weit überlegen ist, und daß jene, die in einer so schweren Krise die Fratzerei solcher Fälschungen begehen wollten, von jedem Publizisten, der auf seinen Stand hält und Standesgefühl hat, aus tiefstem Herzen verachtet werden. Die Buben sind nicht wert, daß wir sie mit dem Fuße wegstoßen, aber wir glauben, daß wir einen Vorfall, der in keinem anderen Lande der Welt in so bösen Tagen auch nur denkbar wäre, ohne Rücksicht darauf, daß die Einsender sich lächerlich gemacht haben, öffentlich besprechen müssen, weil in Kriegszeiten, in denen das Publikum zuweilen von starken Erschütterungen bewegt ist, solche Infamien ernste, weite Kreise berührende Nachteile haben könnten.

An dieser monumentalen Frechheit wird jeder Spott zuschanden; es ist ja so, als ob sich der Herr Herausgeber selbst parodieren wollte. Aber die Schamlosigkeit, den »durch Nachtarbeit gehetzten Redakteur« vorzuschieben, kann dem Schwindler nicht nachgesehen werden. Daß man einen Redakteur hinfallen lassen kann, wäre nichts Besonderes; ihm eine Falle zu legen wäre kein Verdienst. Aber es sind nicht die Redakteure, die da aufsitzen, es ist das System Benedikt, das bloßgestellt wird. Das System nämlich, jeder Zuschrift von jedem Bardach unweigerlich Aufnahme zu gewähren; der »Bardach« ist es, dem die »gütige Veröffentlichung« sicher ist. Der Ulk dieser Zuschriften ist nur ein Hilfsmittel, um dem Publikum dieses System klarzumachen: daß sogar aufgelegter Unsinn durch die Flagge »Bardach« gedeckt wird. Die Redakteure der »N. Fr. Pr.« — die es doch nicht verschuldet haben, daß ein Mensch wie Moriz Benedikt in ihrem Namen reden darf; sie werden das Los bitter genug tragen — die würden die »Zuschriften« wohl



gern in den Papierkorb werfen, wenn eben der Herr Herausgeber, diese Verkörperung der Beziehungen zu den »Bardachs« aller Grade, ihnen die sorgfältigste Pflege des Mischpochismus nicht zur unwiderrufflichen Pflicht gemacht hätte. Und daß sich jemand die Mühe genommen hat, den Nachweis zu führen, daß an dem schmierigen Wesen der »N. Fr. Pr.« auch der Krieg nichts geändert hat, ist ihm nur zu danken, obwohl der Beweis überflüssig war: hat doch das Schandblatt den ganzen Krieg überhaupt nur als Reklame für sich benützt. Nicht die intellektuelle Unzulänglichkeit der »N. Fr. Pr.«, ihre moralische Minderwertigkeit wird durch die lustigen »Zuschriften« aufgedeckt, und die Leute lachen nicht darüber, daß man dort einen Aufsitzer von einer ernsten Sache nicht zu unterscheiden weiß, sondern freuen sich, daß die schäbige Eitelkeit des Herrn Herausgebers in die klug gelegte Falle geraten ist. Das freut alle, die die »N. Fr. Pr.« verachten, und verachtet wird sie von jedem, der sie nur einmal in der Hand gehabt hat. Die Tage der Grubenhunde sind die erquicklichsten im Leben der Abonnenten der »N. Fr. Pr.«

Das ist nichts. Das sind, um in der Tonart dieser gräßlichsten Stimme, die je das Ohr der Welt gepeinigt hat, zu sprechen, »Sticheleien«. Das tut nicht weh. Man muß diesen Schreihals würgen, bis ihm die Lust vergeht, sich den Freipaß für seine Unsauberkeiten durch Berufung auf die Millionen unserer Mitbürger, die an der Front sind, zu verschaffen. Man muß diesem rabiaten Wucherer, der, anstatt Jehovah auf den Knien zu danken, daß sein Geschäft unter den Augen von Steueradministration, Landesgericht und Kriegsgewalt florieren kann, die Staatsbehörden gegen kulturelle Bestrebungen aufzurufen wagt, so auf das Maul schlagen, daß die »Sorge«, die er seit zwei Jahren täglich am Poincaré »nagen« sieht, ihn wie ein Schüttelfrost befällt. Er meint, weil sich nach achtzehnjährigem Schweigen und dem riskantesten In-sich-Geschäft der Wut, das die Finanzgeschichte kennt, eben »die Stiche in der Leber melden«, die er dem Großfürsten Nikolajewitsch zugeschrieben hat, er meint, wiewohl ich doch die Laufkatze nicht erfunden, höchstens angeregt habe — er meint mich und spricht von Buben. Ich sage Benedikt und meine ihn! Man muß diesen Banditen, dessen Gewalttätigkeit gegen die letzten Ueberreste eines öffentlichen Schamgefühls von der Unterworfenheit hochgestellter Preßknechte erhitzt wird, derart überschreien, daß er die Glorie, die ihm zum Alibi seines Handelns gut genug scheint, erschreckt aus der Pranke fallen läßt und nie wieder auf die Idee verfällt, die große Zeit, an der seine Opfer leiden, als seine eigene Schonzeit aufzufassen und sich aus dem blutigen Strafgericht der Welt eine Amnestie herauszufetzen. Man muß, wenn ein solches Individuum, dessen Raubgier die journalistische Schande noch um eine persönliche Note bereichert und das in die Pest der Zeit noch seinen Atem zu senden wagt, wenn es endlich einmal mit seiner gekränkten Ehre aus dem Käfig auf die Straße läuft, die Gelegenheit benützen und ihm so scharf in die Pupille sehen, daß ihm die Stimme für ein paar Leitartikel, der Gusto auf ein paar Börsenmanöver zwischen Morgen- und Abendblatt vergeht und daß es »im

Gemäuer« seines Ansehens vernehmlicher »zu rieseln beginnt« als in dem der Entente, so vernehmlich, daß etlichen Botschaftern, Feldzeugmeistern und Fürsten doch einmal bange wird, auf die Mitarbeit an solchem Handwerk stolz zu sein. Man muß den verderblichsten Betrüger der mitteleuropäischen Dummheit, der sich sein patriotisches Opfer bestätigen läßt, wenn er ein paar Spalten seines Bordells einmal gratis zur Verfügung gestellt hat, und der ins Herrenhaus gelangen möchte, weil er bis heute straflos an der Leichtgläubigkeit Millionen verdient hat, man muß ihn fragen, ob er ernstlich glaubt, daß es »in einer solchen Zeit« nicht dringlicher als in irgendeiner früheren Zeit geboten ist, sein Handwerk, das den Offenbarungsglauben für Unwissen und Unmoral anspricht, zu entlarven, eben jenes Handwerk zu stigmatisieren, das den äußersten Kontrast zum Schein der Zeit bedeutet und sie selbst auf das blutigste stigmatisiert hat. Man muß ihn fragen, ob er unter der Erhaltung der Angehörigen »des Blattes« (hundert Hiebe für den Größenwahn dieser schlichten Bezeichnung, die die Welt als Zubehör des Blattes auffaßt!), ob er unter der Erhaltung dieser »Angehörigen«, die er für die Angehörigen der Frontkämpfer hält, ob er darunter etwas anderes versteht als die einer irregeführten Autorität erpreßte Möglichkeit, seine Plauderer, Laufburschen und Laufkatzenfänger für unentbehrlich zu erklären. Ob er — von der schon lustigen Blöðheit abgesehen, die jeden um 11 Uhr vormittags (nach der Sommerzeit!) blamierten Schmock zum geplagten »Nachtredakteur« stempelt — ob er denn toll geworden sei, daß er von einem »durch Nachtarbeit im Kriege abgehetzten Redakteur« zu sprechen wagt, als wäre so einer direkt aus dem Trommelfeuer gekommen, um die Anregungen zum »Mistbauer und die Fliege« zu bewältigen und nun die Rubrik »Katzensteuer« zu redigieren. Man muß ihn fragen, ob er durch die Lektüre seiner Leitartikel so um alles Maß gebracht sei, daß er wirklich glaube, es könne einen Menschen in Zentraleuropa geben, der sich die Kriegssorge in der Figur eines Lokalredakteurs der Neuen Freien Presse verkörpert denkt, und ob er endlich gesonnen sei, wenigstens diese fortwährende Verwechslung seines Geschreis mit dem Weltgetöse einzustellen, die uns noch weit lästiger auf die Ohren fällt als Krieg und Kriegsgeschrei. Ob er glaubt, daß die Gedanken und Empfindungen seiner Kommis, die »dem Blatt« zu erhalten ihm Sorge macht, mehr vom Krieg, der ihnen — siehe Sanders — »stapelgrün aufliegt«, in Anspruch genommen sind als von der beständigen Furcht vor einer Stimme, die aus Schmalz in »Gegralz« übergehend, auf Samtpfoten heranschleicht, um plötzlich in ein Berserkergebrüll zu entarten, und die unerträglicher ist als selbst der Lärm von tausend Laufkatzen mit ihren Jungen speziell in Döbling. Man muß ihn fragen, was er eigentlich unter »Fälschung« verstehe: die schlichte Erfindung eines echten, in jeder Lebenslage glaubhaften jüdischen Namens, auf den — schon aus Pietät für den ähnlichen Berdach in der Glockengasse — die Neue Freie Presse unfehlbar anbeißt, oder die dummfreche Behauptung, es sei die »Fälschung einer im Wohnungs-

verzeichnis befindlichen Angabe von Namen und Wohnung« begangen worden, wenn dort eine solche sich tatsächlich nicht befindet. Ob er glaubt, daß die Enthüllung, die Neue Freie Presse habe einem Bardach zuliebe eine Laufkatze Junge werfen lassen, »im Kriege« gefährlicher als im Frieden sei und ungünstig auf die russische Offensive wirken könnte. Ob er, weil es nun einmal so schwer ist, im Kriege zwischen Gerücht und Wahrheit zu unterscheiden, glaubt, daß das Gerücht, eine Laufkatze habe in die Neue Freie Presse Junge geworfen, schädlicher sei und geeigneter, dem Völkerhaß Nahrung zu geben, als die seinerzeit gern gedruckte und heute noch nicht widerrufene Wahrheit, die Franzosen hätten Bomben auf Nürnberg geworfen. Ob die Verwendung von Laufkatzen im Kriege von der Haager Konvention verpönt sei, während der Gebrauch von Grubenhunden im Frieden unangefochten geblieben ist und bis heute schweigend hingenommen wurde. Ob dem gewissenhaften Redakteur damals »bekannt war«, daß ein Grubenhund »auch eine technische Einrichtung« bedeuten könne, und ob er damals im Sanders nachgeschlagen und festgestellt habe, daß diese Bezeichnung auch im Sinne von »in der Grube lebend« angewendet werden kann. Was den Erfolg des heutigen »Betruges« anlangt, der ja hinlänglich mißraten scheint, so wäre die Unschuld, deren Irreführung versucht wurde, auf die Frage festzunageln, warum sie, um der gefährlichen Nebenbedeutung willen, die ihr bekannt war, die Laufkatze, die in der Redaktion eingelaufen war, nicht vorsichtshalber doch lieber verscheucht, sondern um eines Bardach willen, dessen Bedeutung ihr einwandfrei schien und der an ein hochgeschätztes Blatt appellierte, welchem die Behörden gegen Laufkatzen so schnell parieren werden wie gegen deren Erfinder, sich so viel Kopfzerbrechen gemacht und so viel von der großen Zeit verloren hat. Insbesondere müßte gefragt werden, ob die Angabe, es sei »bekannt« gewesen und trotzdem sei aus Gewissenhaftigkeit noch im Sanders nachgesehen worden, ohne eine Spur von Schamröte aufrecht gehalten wird und ob nicht, wenn es dabei bleibt, die Lüge die Blamage vervollständigt, weil ja außer dem »Uebersehen« auch noch zum Ueberfluß Nachsehen mitgewirkt hätte. Ob der Aufsitzer, dessen Absicht die denkbar einfachste war, nicht erst durch die Aufklärung zu vollem Effekt gelangt, so als wollte der Irregeführte dem Verführer zeigen, daß es noch viel komischer sei, als er selbst geglaubt hat. Ob die Vermutung, eine Laufkatze könne vielleicht »auch« eine läufige Katze sein, nicht eher durch die Verbindung mit den Jungen, die schon einen unerträglichen Lärm verursachen, ehe sie geboren sind, berichtet, als durch die Auskunft des Sanders bestätigt wird. Und ob die Vermutung, daß eine Laufkatze »auch in dem Sinne von läufig angewendet werden kann«, wirklich durch die Auskunft des Sanders bestätigt wird: »Läufig, von manchen Tieren, zum Beispiel von Katzen, laufig.« Ob nicht vielmehr eine solche Vermutung erst durch die nicht erteilbare Auskunft bestätigt würde: »Läufig, von manchen Tieren, zum Beispiel von Katzen, daher auch Laufkatzen genannt« oder: »Laufkatze a) technische Ein-

richtung b) läufige Katze«. Ob nicht der Schluß: »da in dem Wörterbuch von Sanders auf diesen Sprachgebrauch ausdrücklich hingewiesen wird« die allerfrechste Fälschung und Blödmacherei des Lesers bedeutet, da im Sanders allerdings auf »diesen« Sprachgebrauch hingewiesen wird, »dieser« Sprachgebrauch aber nichts für jenen Sprachgebrauch beweist, der unter einer Laufkatze eine läufige Katze verstehen ließe; da niemand bezweifelt hat, daß es »läufige Katzen« im Sprachgebrauch gibt, diese Gewißheit vielmehr erst die Irreführung wirksam macht; und da der »Sprachgebrauch« einer Laufkatze im Sinne von läufiger Katze weder im Sanders noch sonst im Leben vorkommt. Es ist doch der stärkste Beweis für die Möglichkeit, dem Leser mehr als dem Redakteur zuzumuten, wenn man ihm den Gedanken gang serviert: da im Sanders ein anderer Sprachgebrauch ausdrücklich bestätigt wird, so erkannten wir, daß der Sprachgebrauch bestätigt ist. »Idiot« kann allerdings sowohl Dummkopf als auch Privatmann bedeuten. Wenn nun aber ein solcher behauptet, er habe sich beruhigt so nennen lassen können, weil er im Fremdwörterbuch bestätigt gefunden habe, daß »Idealist« von manchen Menschen, zum Beispiel von Börsenarn, angewendet wird, so bedeutet Idiot auch Schwindler. Bis zu welchem Grade er das ist, wäre erst durch die Frage festzustellen, ob er wirklich im Sanders, in dem er natürlich nicht vor dem Erscheinen der Laufkatze, sondern erst nach entstandenem Schaden das Nachsehen hatte — ob er dort wirklich die Erklärung gefunden hat: »Läufig, von manchen Tieren, zum Beispiel von Katzen, laufig.« Es mag ja sein, daß der Sanders — die Wissenschaft kommt der Presse gern entgegen — schnell eine Auflage veranstaltet hat, in der eine Deutung von »läufig« steht, die durch die Zitierung des Beispiels der Katze und durch die aparte, höchstens im Wiener Dialekt mögliche Form »laufig« dem Wortbild der »Laufkatze« nahekommt, ohne diese selbst anzuführen. Ich weiß es nicht und ich will nicht in Abrede stellen, daß der Schwindler eine solche neuere, verstärkte Auflage des Sanders — der ihm ja stark aufliegt — besitzt, die es ihm durch die Darbietung einer »laufigen Katze« ermöglicht, dem Leser einzureden, es sei dort »ausdrücklich« eine Laufkatze offeriert. In meiner Auflage des Sanders, die es mit Recht verschmäht, irgendwelche Tiergattung als Beispiel anzuführen, um nicht den läufigen Katzen vor den läufigen Hunden den Vorzug zu geben, und der es auch nicht einfällt, durch die Anführung des seltenen »laufig« dem »Lauf-« näherzukommen, ist die Sache so dargestellt: »Läufig, -isch, a.: v. manchen Tieren (u. verächtl. v. Menschen): v. d. Brunst ergriffen (s. laufen 2).« Wie dem immer aber sein mag, so neu kann gar keine Auflage des Sanders sein, daß man aus ihr herauslesen könnte, eine Laufkatze sei eine laufige Katze, und so alt ist keine, daß sie nicht diese Version als einen Druckfehler, nämlich als lausig erkennen ließe. Aber der von keiner Scham mehr gebändigte Schwindler, der seine Leser mit demselben Tonfall der Plausibilität hineinlegt, mit dem man ihn selbst bezwungen hat, wäre nun noch zu fragen, ob nicht die Beteuerung, dem beruhigenden Auf-



schluß des Sanders sei es zu verdanken, daß »die Büberei im Kriege ohne weiteren Schaden verprasselt« sei, ob solche Rede nicht vielmehr der Kausalnexus eines Paranoikers im fortgeschrittenen Stadium ist oder, wie eben dieser einmal von Sir Grey gesagt hat, Europa der Spielball eines »Wirren«. Ob die Anklage, die Irreführung sei »an solchen bewegten Tagen« an einem Redakteur begangen worden, der an solchen bewegten Tagen mit der Einrichtung der Lustig- und Bardachbriefe über die Katzenplage betraut war, und die Befriedigung, daß zum Glück kein weiterer Schaden im Krieg gestiftet worden sei, weil im Sanders das Wort »läufig« vorkommt — ob solches Auf und Ab nicht eben das klinische Bild ergibt, das man in bewegten Zeiten schon oft an aufgeregten Leuten, speziell in Döbling, beobachtet hat, an solchen, die schon vor der Irreführung sich an deren Ziel befunden haben. Ob der Kranke aber nicht doch einen hellen Moment hat, wo er erkennt, daß die Versicherung, sein Dienstbote für Lokales sei irgendeinem »Müßiggänger«, nicht etwa nur den Anregern kulturell höchst wertvoller Versuche, »an Charakter, Wissen und Sorgfalt der Arbeit überlegen«, keineswegs ernsteste Gewissenhaftigkeit, sondern blanke Vermessenheit war. Ob er dann noch die Entschuldigung der schweren Krise Europas für die Unfälle einer Redaktion geltend machen könnte, die niemand in ihrem Recht auf Unwissenheit antasten wird, aber jeder in ihrem frechen Anspruch auf Allwissenheit zu erschüttern die Pflicht hat. Denn es braucht nicht zum hundertsten Mal gesagt zu werden, daß kein Mensch außer einem Alleswisser wissen muß, was eine Laufkatze ist, und daß es ein höchst verdienstvolles »Vollbringen« im Kriege ist, zu dem wir »unsern Gruß entbieten«, einem Land- und Seeräuber, der Kitcheners Tod ein ruhmloses Ende nennt, aber jedem Bardach zu einem ruhmvollen Leben verhilft und um solches Respekts willen den Schiffbruch seiner Wissenschaft erleben muß, Anstand und Bescheidenheit zu lehren. Daß es nicht gelingt, hängt mit der Unvollkommenheit aller technischen Einrichtungen zusammen. Denn immer noch wird es einem Schwindler leichter glücken, der Dummheit seiner Leser Entrüstung über einen Satiriker, als dem Satiriker, ihr Mißtrauen gegen einen Schwindler beizubringen. Dieser fängt sie mit dem Krieg, redet ihr ein, eine Laufkatze verbreite sich wie ein Gerücht, und hat die Stirn, wie einst, da ein Pfuscher durch die leere Erfindung einer an sich möglichen Explosion ihm leichtes Spiel ließ, in dem Geschrei über »verbrecherische Irreführung der Neuen Freien Presse« den Grubenhund und Berdachs Erdbebenbeobachtungen als »falsche Nachrichten« zu verschütten, ohne doch mit einem Sterbenswörtchen auf solchen Ursprung alles Wehs hinzudeuten, geschweige denn auf den Lebensschmerz, der sich ihm in meinem ganzen Dasein verkörpert. Könnte daraus ein Leitartikel werden, so würde der sagen: »man kann sich vorstellen«, wie dieses Kapital an Rachsucht brachliegen muß und wie es wurmen mag, daß die einzige Waffe des Totschweigens den Feind nicht zu leben gehindert hat, und wie man, wenn man sich nicht durch gelegentliche allgemeine Ausbrüche

Luft machte, in Gefahr käme, sich selbst zu Tod zu schweigen. Ich lehne es durchaus nicht ab, dem schwer Ringenden im tragischen Konflikt zwischen seinem Gelübde und seiner Galle zu helfen und mich zwar nicht getroffen, aber gemeint zu fühlen, wenn er irgendein Schimpfwort ausgestoßen hat. Nie vermöchte seine Rede mich so sehr anzugreifen, wie ihn sein Schweigen, und er weiß, daß sein noch so lautes Gebärdenspiel mich nie abhalten wird, zu ihm zu sprechen, und daß ich, wenn ich einmal Lust verspüre, etliche »Laienfragen« an ihn zu stellen, dies ohne Rücksicht darauf tun werde, ob er die bezüglichen Laienantworten erteilt. Er weiß, daß ich ihn bekämpfe, weil ich ihn für die Pest halte, nicht weil er mich gekränkt hat. Er weiß, daß er mich nie gekränkt hat, daß ich als Knabe die Chance, meine Seele anstecken zu lassen, zurückgewiesen habe, und daß alle andersgerichtete Version Verleumdung ist, bezogen aus dem jüdischen Sagenkreis, in dem ein Angriff nur als Revanche für einen entzogenen Vorteil gedacht werden kann. Er weiß, daß die aus den tiefsten Quellen der Kommerzseele geschöpfte Frage: »Was haben Sie gegen den Benedikt?« von keiner Aufklärung beruhigt werden kann. Er weiß um eine Selbstlosigkeit, die ihn und alle verachtet, die um seine Gunst Meinung und Ehre verkaufen. Er weiß, daß ich der ganzen judenchristlichen Welt dieses Hinterlandes, die auf das Wort eines besessenen Börseaners lauscht, dem Kitcheners Ende nicht ruhmvoll genug ist, reinsten Herzens Kitcheners Latrinen wünsche. Vergißt er's und übernimmt er sich, so werde er mit aller erdenklichen Entschiedenheit befragt, ob er nicht dennoch sich so viel Besinnung bewahrt habe, daß er zugeben muß, die Zurückweisung des Kulturgestanks bewaise immerhin einen bessern Zusammenhang mit den »Stimmungen« als sein Betrieb, und daß es weit ehrenvoller sei, vom Fuße des Herrn Benedikt weggestoßen zu werden als die Hand des Herrn Benedikt drücken zu dürfen. Und ob er — hier aber fasse man ihn fest ins Auge; hier stelle man ein an allen Fronten verachtetes Individuum, dessen eigene Front den furchtbaren Sienerglanz des Ritualräubers trägt; hier trete man dicht an das numidische Ponem eines Jugurtha, der seinen Fuß auf den Nacken Roms und aller Christenerde setzt; hier frage man: ob er mit voller Wahrheit und mit der ernstesten Gewissenhaftigkeit versichern kann, daß es frivoler sei, in Kriegszeiten, in denen das Publikum und die Börse zuweilen von starken Erschütterungen bewegt sind, dem schädlichsten Parasiten solcher Bewegtheit einen Possen zu spielen, als in solchen Zeiten, also gelegentlich einer Schlacht bei Lemberg, durch vierzehn Tage das Jubiläum »des Blattes« zu feiern und im Moratorium von den Banken Gelder für hundert Annoncenseiten zu erpressen. Ob ein Mensch, der das Eisen, unter dem die Millionen sterben, von dem Anteil an den Millionen jener kennt, die vom Eisen leben, ob ein Redakteur, der unter dem eisernen Diktat eines Vertreters des Eisenkartells eine Berichtigung gratis schreiben muß, anstatt durch den Angriff eine Erhöhung des Pauschales erzielt zu haben, ob ein Zoolog, der sich unter allen Arten von Katzen nur mit den Geldkatzen aus-

kennt, die ihm freilich auch Junge abwerfen, ob ein Philosoph, der das Leben eines Mönches führt, weil er in der Welt Bankdirektoren treffen könnte, die einzigen Wesen im Staat, die sein Ansehen tarifmäßig berechnen können — ob so einer, wenn er uns schon mit seinen Meinungen und Leidenschaften und Einbildungen und Stimmungen und mit den Einzelheiten und mit den Details das Ohr betäuben darf, nicht wenigstens doch das Recht verwirkt hat, sich mit seiner Ehre laut zu machen. Ob es selbst dem Hirnverbrannten erlaubt ist, darauf zu rechnen, daß die Behörden gegen die Plage der Laufkatzen so schnell intervenieren werden wie gegen die Katzenplage: Notiz in der Freien Presse genügt, arretiere sofort. Ob sich der »lächerlich gemacht« hat, der, in guter Erfassung meines seit anno Erdbeben propagierten kultursatirischen Ernstes, vom Grubenhund, von dessen verheimlichtem Biß die Tollwut stammt, glücklich fortgeschritten ist und heute den Mut hat, eine Laufkatze eine Laufkatze zu nennen — und nicht vielmehr jener, der lächerlich wurde, weil es gelang, und wäre er trotzdem ernst zu nehmen, durch die verzweifelte Abwehr, bei der der Größenwahn die Dummheit um Hilfe anbrüllt. Denn den Aufsitzer könnte er schweigend überleben; die Beschwerde wegen Mißbrauchs der redaktionellen Nervenzerrüttung im Kriege könnte er vor Trotteln mit einigem Anspruch auf Bedauern vorbringen — aber so dumm sollte kein Leser in den Zentralstaaten sein, daß er die Verteidigung einer Wachsamkeit, die um den einen Sinn der Laufkatze gewußt haben will und den andern erfüllt gefunden hat, der also nicht das geringste passiert ist und die sich trotzdem so rabiät gebärdet, hingehen lassen könnte. Einem Schläfer Maikäfer ins Bett praktizieren, ist keine Kulturtat: sie wird es erst, wenn dort sonst nur Wanzen sind, die jener für Edelsteine ausgibt; und wenn er gar nachträglich behauptet, er habe nicht geschlafen und die Maikäfer seien auch Edelsteine, aber insofern sie Maikäfer seien, liege eine Bäuberei vor, so ist das Experiment bis zu einem Grade geglückt, daß man annehmen müßte, die Nachbarschaft werde mit dieser vielfachen Unsauberkeit in Bett und Gehirn endlich einmal aufräumen. Die einzige Hemmung für solche Gründlichkeit ist das Mitleid, und diese hält auch das Verhör durch die Frage auf, die man sich selbst zu stellen hätte: ob es nicht wirklich frivol ist, einem Zeitungsmenschen, dessen Midasgabe, alles was er berührt in Humor zu verwandeln, das Tagesgespräch bildet, noch durch gelegentliche Mitarbeit aufhelfen zu wollen; dem Leitartikler, dessen tägliche Sorge die Sorge Poincarés ist, dessen »Einbildungskraft« das letzte Lachen einer verblutenden Welt sichert, der die Nase der Kleopatra gemessen hat, von Puschkins Geliebter über das Bankhaus Eskeles zum Leutnant Mlaker stürmt, »die Milliarde« umarmt, der Armee seinen Gruß entbietet und, bald Springinsgeld, bald Patriot, zugleich Märchenerzähler und Bilanzknecht, die Leserschaft durch täglich neue Kapriolen entzückt. Ob es nicht an sich schon lächerlich ist, dem Vortänzer des tragischen Karnevals, wenn der in seinem Maskenzug nichts führte als die Schalek, auch noch eine Laufkatze anzuhängen! Diese Erwägung

aber, die wieder vor einem, der nachweislich diesseits der Schwelle des Tollhauses sein Gewerbe treibt und sich andauernd des Zuspruchs der höchsten Kundschaft erfreut, übertriebene Rücksicht wäre, weicht der Erbitterung über eine Frechheit, die nicht nur Haltet den Dieb! ruft, sondern das Verdienst, dem Staatsfeind auf die Finger zu sehen, als Kriegsverrat ausgeben möchte. Aug in Aug, die Hand am Schreihals, werde der Heuchler, der den Versuch, Verwirrung in einer Diebshöhle anzustiften, für ein verbrecherisches Treiben hält und dessen Unzurechnungsfähigkeit keinen Milderungsgrund, nur die tägliche phantastische Abwechslung dieses blutmaschinellen Einerleis bedeutet, verhöhnt bis zur letzten, unerbittlichen Frage: ob er denn glaubt, daß nicht eben der Krieg der geeignete Zeitpunkt sei, den Burgfrieden der Hyänen zu stören. Aber ich weiß, eher wird eine Hyäne zum Samariter werden und eher wird eine Laufkatze Junge kriegen, bevor jener mir darauf Antwort gibt!

## AUF DER SUCHE NACH DEM MENSCHEN IM HEROS

Der Auswurf der gewiß nicht planetreinen europäischen Bevölkerung, also die Presse, ist, abgesehen von der kleinen Meinungsverschiedenheit, die zum Völkerblutbad geführt hat, völlig einig in dem Verlangen nach mehr Preßfreiheit, die bekanntlich eine der kostbarsten Errungenschaften der Menschheit bedeutet und von dem Gute der menschlichen Freiheit als solcher nicht zu trennen ist. Wiewohl nun das Recht, Mensch zu sein, nicht das geringste mit der Meinungsfreiheit, wie sie die Wegelagerer des Fortschritts propagieren, zu schaffen hat und man sich die vollkommenste Verfügung über die Lebensgüter recht wohl ohne eine tägliche Presse vorstellen könnte, wird dem Volk der unauflösliche Zusammenhang alles dessen, was der Mensch vom Leben zu fordern ein Recht hat, mit einer unzensurierten Journalistik so tief eingeleitartikelt, daß man sich wirklich eher Malkontente in einer presselosen Zeit als in einer brotlosen vorstellen könnte. Mehr denn je wagt es diese Profession von Tagedieben, die ihren Beruf verfehlt haben, geistige Freiheit in Verbindung mit dem Amt zu bringen, die Menschenwürde täglich ungestraft zur Kanaille zu machen. Daß eine Staatsanwaltschaft Nachrichten verbietet oder Kommentare, deren Lektüre vielleicht keinen Schaden am Staatsinteresse bewirken würde, deren Unterdrückung aber dort keinen edleren Teil verletzen kann, wird nur so laut beklagt, um die Leserschaft vergessen zu machen, daß eine Kulturanwaltschaft fehlt, die alles das zu verbieten hätte, was jene noch erlaubt. Die sittliche Verfassung, in der diese Gemeinschaft Anklagen gegen die Zensur erhebt, wird kaum besser als durch die Schrankenlosigkeit der Befugnisse illustriert werden können, die sie sich tagtäglich gegen die Ueberreste unserer Scham und



unserer Vernunft herausnimmt. Auf einer einzigen Seite drängen sich täglich hundert Beispiele, die solches Uebermaß an Freiheit beweisen wollen. Aber keines hat in den letzten, ach so reichen Kriegswochen so gellend nach Beachtung gerufen wie der Entschluß des Herrn Árpád Pásztor, Sonderberichterstatter des »Az Est« — totenübel wird einem schon vor der Fülle der Abenteuer, die solche Namens-, Berufs- und Firmenverbindung enthält —, also der Entschluß dieses Mutigen, »Casement in Berlin« für das »Berliner Tageblatt« auszuforschen, Nachdruck verboten. Er macht sich auf den Weg, den Lebensspuren des Mannes nachzugehen, der den Märtyrertod gestorben ist, um den Würmern die Gelegenheit zu geben.

In Berlin verweilend fiel mir ein: Wäre es nicht zweckmäßig, fern von der Politik einen Mann zu suchen, der ihm nahestand, oder die Erinnerung, die von ihm zurückblieb, oder vielleicht die Hotels aufzusuchen, wo er lebte, die Frau, für die er vielleicht Neigung hatte, und dies alles noch heute? Ich möchte die noch vibrierenden Minuten erfassen, denn morgen, in ein paar Jahren, flieht schon die Zeit wie hundert Jahre vorüber, und in dem Heros sieht man nicht mehr den Menschen... Und gerade der Mensch ist doch das ewige Problem...

Bei der Wahl, einen Mann, eine Erinnerung oder ein Hotel zu suchen, entscheidet er sich für dieses, und der Hotelportier des eigenen Hotels hilft schon, das ewige Problem zu lösen.

Der Hotelportier denkt nach auf meine Frage, ob er wüßte, wo Casement gewohnt hat?

Der Hotelportier weiß es nicht, aber es wird festgestellt, daß Casement in der Bar des Hotels Bristol verkehrt hat. Die Kellner werden interviewt.

Anton Schramm und Willy Rhon kannten ihn. Ich gebe weiter, was diese mir erzählten.

Dann geht's ans Forschen.

»Trank er gern?« »Nein. Er trank nicht viel. Am liebsten Martini-Cocktail.«

Das ewige Problem ist aber damit bei weitem nicht erschöpft. Die Frage der Fragen bleibt noch offen:

»Sah man ihn in Damengesellschaft?«

Niemals. Schwere Enttäuschung bemächtigt sich Árpáds. Er wendet sich verdrossen der Politik zu und interviewt Herrn v. Puttkamer, dem er den Ausspruch entreißt:

»... Einen Casement hängt man nicht... Einen Casement, wie irgendeinen Dieb oder Mörder? Das ist eine richtiggehende englische Niedertracht.«

Herr v. Puttkamer verwendet absichtlich den Vergleich mit Dieben und Mördern, weil man einen Journalisten noch nicht gehängt hat. Die Menschheit fühlt sich unter der Presse zu wohl, um ihre Tyrannen an den Galgen zu wünschen. Sie erträgt es gern, daß nach dem Tod eines Märtyrers der Reporter in die Hotels läuft und fragt, ob er Damenbesuche empfangen hat.

Hospiz am Brandenburger Tor. Hier wohnte er zuerst in Berlin. »Christliches Hotel ersten Ranges« nennt es sich, und möglich, daß Casements Wahl darum auf dieses Hospiz fiel.

So wird der Portier ins Gebet genommen.

»... Was für Menschen kamen her zu ihm?«

»Amerikaner, und ein-, zweimal ein Hindu...«

»Damen niemals?«

»Nie...«

Die drei Punkte sollen die Sprachlosigkeit des Fragers ausdrücken. Im Hotel Fürstenhof aber ist noch weniger herauszukriegen. Zum Glück wird in einem andern Hotel ein Amerikaner aufgetrieben, der etwas zu wissen scheint.

»War er aufgeregt, als er sich von Ihnen verabschiedete... Weinte er vielleicht?«

»Ja. Aber lassen wir das, wir stehen ja den Ereignissen so nahe, und diese sind ja so private Angelegenheiten...«

»Bitte!... Werden Sie es nicht aber einmal beschreiben?«

Arpád ist auch taktvoll, wenn einer grob wird oder es speziell verlangt; aber es wäre ihm sehr unangenehm, wenn dieser selbst schreiben wollte, was er nicht sagen will. Er wickelt sich los von dem unwirtlichen Amerikaner. Es gibt noch Informationsmöglichkeiten!

Frida Scholtz, Stubenmädchen im »Hotel Saxonia«. — Casement wohnte im Zimmer 416, und Frida Scholtz hat auch sein Zimmer aufgeräumt.

»Erinnern Sie sich noch an ihn? Was für ein Mensch war er?«

Das liebe deutsche Mädchen lächelt:

»Ja, der Herr war ein komischer Mensch... Nicht so wie die übrigen Gäste, man kann ihn nicht so rasch vergessen.«

»Um wieviel Uhr stand er auf?«

»Jeden Morgen um 9 Uhr. Dann mußte man ihm den Tee hereintragen. Er zog sich an, ging ins Lesezimmer oder etwas spazieren, während dieser Zeit mußte sein Zimmer in Ordnung gebracht werden.«

Nun ist der Moment gekommen, wo Arpád die vibrierenden Minuten erfassen kann. Man sieht bereits in dem Heros den Menschen, wie er

»jeden Früh, wenn er aufkommt und aufsteht, seinen Tee trinkt«, den man ihm hereintragen muß, und später verlangt er, daß sein Zimmer in Ordnung gebracht wird. Aber das ewige Problem ist noch nicht ganz gelöst. Frida Scholtz gibt sich alle Mühe.

»...nie wurde er vertraulich, immer verschlossen.«

Jetzt ist Arpád am Ziel.

»Damen haben ihn nicht aufgesucht?«

»Nein. Nie... Nur Frau B. vom Zimmer 405. Sie schickte Herrn Casement oft Blumen, nach dem Mittagbrot kamen Casement und seine Freunde bei ihr zusammen, plauderten.«

»Moment!« denkt Arpád, das wollen wir doch ein wenig untersuchen.

»Wie alt war die Dame?«

»Über vierzig... Nein, nein, mein Herr, das war keine Liebe... Nur eine große Freundschaft, Bewunderung... Wir wüßten es ja...«

Frida hat Arpáds Gedanken, die sich in drei Punkten in einem Punkt zusammenfassen lassen, erraten. Er beeilt sich, noch ein paar Daten über Frau B. zu erraffen, und kommt dann wieder auf das Problem zurück.

»War Herr Casement zerstreut?«

Sie verneint es. Er hat sogar nicht vergessen, ihr vor der Abreise ein Trinkgeld zu geben. Sie weiß darüber eine interessante Mitteilung zu machen.

»Hier, Fräulein, sagte er, als er ging, und gab mir 2 Mark 50 Pfennig als Trinkgeld.«

Nun wäre ja alles so ziemlich festgestellt. Bleibt nur noch eins. Der Hotelportier Planner erzählt von der Abreise.

Dies und das.

Das ist alles, was ich in Berlin über Casement erfuhr. In der weiten, geschichtlichen Perspektive habe ich die kleinen, menschlichen Züge zu schildern versucht. Wie sein Wagen vom Hotel Saxonia durch die Budapest-er Straße fuhr...

Die früher auch anders heißen haben dürfte.

Das Übrige, was geschah, ist ja schon ein düsterer Shakespearescher Akt.

Bis dahin ist es von Arpád Pásztor, Sonderberichterstatter des »Az Est«, austauschweise dem »Berliner Tageblatt« zugeteilt, und so ehrt man in den Zentralstaaten die Märtyrer des perfiden Albion, indem man herauszukriegen sucht, ob sie Damenbesuche empfangen haben. Ein Akkord in Moll klingt nach:

Beim Morgengrauen am Karfreitag. In den hügeligen irischen Häfen...

Im Morgenblatt des 20. August. Im Berliner Tageblatt... Und wenn man nach dieser Stimmungspause bedenkt, daß da einer für seine Überzeugung gehängt wurde und so etwas, mit solcher Moralität und Manier, überlebt, Einfluß hat, von Ministern und Generalen so leicht Auskunft bekommt wie von Hotelportiers und Stubenmädchen, uns belehrt, ergötzt, durchs Leben und in den Tod führt — so ist es wahrlich höchste Zeit, mehr Preßfreiheit zu verlangen!

## 'S GIBT NUR AN DURCHHALTER!

Zu den grauslichsten Begleiterscheinungen des Durchhaltens, als wär's kein Leiden, sondern eine Passion, gehört dessen tägliche Feststellung, Belobigung und behagliche Beschreibung. Wie der Wiener schon in Friedenszeiten davon durchdrungen war, daß er ein Wiener ist, sich das täglich zum Frühstück und zur Jause nicht nur selbst ins Ohr sagte, sondern es auch zweimal in der Zeitung zu lesen bekam, und in einer Art, daß wenn ihm erzählt werden sollte, viele Leute seien auf dem Stephansplatz herumgestanden, ihm statt dessen gesagt wurde, es seien viele Wiener gewesen — so wird in der Zeit der schweren Not keinem das Durchhalten so leicht gemacht wie dem Wiener, denn keiner trifft es so leicht wie der Wiener, weil er eben vor allem ein Wiener ist und wiewohl der Wiener nicht nur Bedürfnisse hat wie ein anderer, sondern auch speziell als Wiener einen speziellen Gusto auf Spezialitäten, diese Triebe doch spielend zu unterdrücken vermag, indem er eben ein Wiener ist und deshalb also natürlich auch zu seinem Kaffee, den er nicht bekommt, Hab' die Ehre sagt und wenn er schon nicht mehr seine Kaisersemmel hat, so doch noch seinen Humor hat, mit dem er sich jederzeit nicht nur über die Teuerung, sondern auch über den Mangel leger hinwegsetzen kann und mit dem er erforderlichenfalls sogar ein Zigarettl, das er nicht kriegt, sich anzuzünden vermag, so fesch wie es außer ihm auf der weiten Erde eben nur er kann, der Wiener.

Wie die Beziehung des Wieners zur Natur sich in einer fortwährenden Berufung auf die »Anlagen« ausspricht, so ist die Beziehung des Wieners zum Leben eine unerschöpfliche Auseinandersetzung mit den Viktualien, und es muß einen tiefen Grund haben, daß jene häufige Redensart, durch die der Wiener dem Ernst einer Situation gerecht werden will, den keine Illusion übriglassenden Wortlaut hat: »Da gibt's keine Würschteln!« Anstatt sich nun mit dieser Tatsache im gegebenen Zeitpunkt abzufinden, wird der Wiener nicht müde zu versichern, wie vortrefflich er die Würschteln zu entbehren verstehe und daß es direkt ein Hochgenuß sei, auf sie zu verzichten — eine Wiener Spezialität, ein Gustostückl, vom Schicksal eigens für den Wiener reser-



viert. Nicht nur davon überzeugt, daß ihn die Schöpfung als ihren eigentlichen Zweck beabsichtigt habe und daß der Stephansturm annähernd Sitz und Mittelpunkt der Verwaltung des Kosmos sei, ist es ihm gelungen, den berechtigten Glauben, daß es nur e i n e Kaiserstadt, nur e i n Wien gebe — einen ähnlichen Hinweis hat bekanntlich unlängst der englische Zensor nach Deutschland mit einem »Gott sei Dank« durchgehen lassen —, daß es ferner nur e i n e Fürshtin gebe, die Metternich Paulin, in einer Art sangbar zu machen, daß es für ihn auf der Welt n u r a Kaiserstadt, n u r a Wien und n u r a Fürshtin zu geben scheint, und durch den gerechten Zufall eines schlechtgebauten Couplets hat er sich des Unvermögens schuldig bekannt: nichts sonst zu sehen, wo immer er hinkommen mag, als eben diese ihm vertrauten Erscheinungen. Wien in jeder Stadt suchend, war er ungehalten, wenn er es nicht fand, nicht wiedererkannte, fuhr nach Paris, um »auf ein Rindfleisch« zu Spieß ins Restaurant Viennois zu gehen, verglich es mit dem von Meißl & Schadn, und kehrte an Selbstbewußtsein bereichert zurück. Wie der Deutsche, ohne auf besondere Wünsche des Berliners dabei Rücksicht zu nehmen, sich in jeder Lebenslage einen Deutschen nennt und auch vor Leuten, die nie daran gezweifelt, ja es auf den ersten Blick selbst bemerkt haben, so muß der Wiener nicht erst vor einem Spiegel stehen, um sich als Wiener zu erkennen. Man mag aber zugeben, daß der Deutsche in der Verwendung der Methode, sich aus sich selbst zu definieren, sparsam ist im Vergleich mit dem verschwenderischen Wiener, der seit einigen Jahrzehnten gewohnt ist, sein Gemüt sowohl wie sein Gemüse, seinen Schick sowohl wie seinen Schan als spezifisch wienerisch zu bezeichnen, und sehr wohl imstande wäre, bei der Ausfertigung eines Reisepasses, der ihn heute zwar nicht in Konflikt mit der Welt bringen kann, darauf zu dringen, daß sein Geburtsort zugleich als besonderes Kennzeichen notiert werde. Denn es gibt wohl kaum einen Wiener, der nicht felsenfest darauf bauen würde, daß er ein apartes Blut mitbekommen habe. Das wäre freilich noch keine Ueberhebung, sondern nur eine ethnologische Behauptung, die sich am Ende sogar beweisen ließe. Das Bedenkliche aber ist, daß er von sich überzeugt ist, daß überhaupt n u r er ein Blut bekommen habe und kein anderer, denn er wäre wohl peinlich überrascht, wenn er eines Tages hörte, in den russischen Zeitungen sei etwas von einem feschen Petersburger Blut gestanden. Und mit ihm wäre die ganze Welt erstaunt, denn es ist eine Tatsache, daß so etwas noch nie vorgekommen ist. Es kommt eben nur in Wien vor, wo Leute, die daselbst schon 50 Jahre und mehr ansässig sind und längst nicht mehr ihre Zuständigkeit beweisen müssen, in der Zeitung plötzlich als »Wiener« agnosziert werden, während man doch noch nie gelesen hat, daß zur Begrüßung des Königs von Schweden sich ein Spalier von zahllosen Stockholmern gebildet habe. Höchstens die Schweizer noch haben diese Ehrlichkeit, ohne Umschweife sich selbst als »Schweizer Bürger« anzusprechen, wobei aber mehr die Anständigkeit, sich an einen einmal geleisteten Eid öfter zu erinnern, mitspielt, als die Selbstgefälligkeit einer

unverantwortlichen Gegenwart. Auch sind die Schweizer die unvergleichlich besseren Hoteliers, die nicht so ungeschickt wären, Ausländer durch eine lästige Hervorhebung der eigenen Vorzüge vor den Kopf zu stoßen, während die Wiener den Fremdenverkehr, zu dem sie einen unglücklichen Hang haben, um jeden Preis heben wollen, ohne zugleich ihre Einrichtungen zu heben, deren Attraktion sie gerade darin erblicken, daß sie so wie sie sind geschätzt werden müssen, weil sie eben spezifisch wienerisch sind.

Dieses Monopol des Wieners auf Einzigartigkeit in allen Lebenslagen, und nun sogar im Verzicht auf die Lebensgüter, zu verteidigen und tagtäglich zu stützen, dazu hat vorzüglich die israelitische Presse einen Tonfall, dessen Ueberredungskraft es nicht nur gelungen ist, einen Menschenschlag, der einst an der noblen und weltsinnigen Lebensführung des Vormärz wie kein anderer teilnahm, kulturell einzukreisen, sondern ihm auch unter täglicher Entschädigung durch eine ekelhafte Liebedienerei einzureden, das Gegenteil sei der Fall und der Wiener habe vor dem allgemeinen Fortschritt, nämlich dem, der mit der Eisenbahn die Menschen weiterbringt, noch seine besondere »Note« voraus, weil er eben trotz der Fähigkeit, sich der Eisenbahn zu bedienen, doch mit Leib und Seele ein Wiener geblieben sei. Wie er jetzt nur auf die Seele angewiesen ist, um diese Eigenschaft zu betätigen, wie er ohne Fett selbstlos geworden ist, das bekommt er Tag für Tag bestätigt und gepriesen, und der Wiener fühlt sich, gebildet wie er ist, besonders geschmeichelt, wenn ihm sein Entbehrungsschmock nun erzählt, daß er, der Wiener, über alles Erwarten, nein mehr: wie man nicht anders von ihm erwarten konnte, und akkurat wie es von ihm zu erwarten war, die Opfer, die man von ihm eigentlich nicht verlangen dürfte, dennoch bringt und zwar deshalb, weil sie von ihm »geheischt« werden.

Es hieße Eulen nach Athen tragen, wollte man erst ausdrücklich betonen, daß die Schadenfreude unserer Gegner sich der bestimmten Erwartung hingab, der Aushungerungs- und Erschöpfungskrieg werde den als leichtlebig und genußsüchtig verschrienen Wiener als das erste Opfer zur Strecke liefern. Diese Hoffnung ist, wie wir alle wissen, gründlich vereitelt worden. Wien hat sich mit heiterer Unbefangenheit in alle Entbehrungen zu schicken gewußt, die der Krieg mit sich brachte. Nach einigen leicht begreiflichen Unsicherheiten schwenkte die ganze Bevölkerung mit einer Sicherheit und Promptheit, die auch unseren preußischen Bundesbrüdern Ehre gemacht hätte, in das System der Reglements und Verordnungen ein, die den Verbrauch der notwendigen Nahrungsmittel regelten. Die Brotkarte ist ebenso eine Selbstverständlichkeit geworden, wie die fleischlosen Tage. Ohne jede Sentimentalität gedenken wir des Wiener Gebäcks.

Freilich könnte die gute Laune noch gehoben werden, wenn man Eulen, die vielleicht ganz schmackhaft sind, statt immer nur nach Athen, wo

man an einem *embarras de richesse* zugrunde geht, zur Abwechslung einmal nach Wien tragen wollte, und die Frage, ob die preußischen Bundesbrüder, auf die beim Einschwenken geschaut wurde, es nicht doch noch besser getroffen haben, da sie's ja gleichzeitig üben mußten, bleibe unentschieden. Aber es läßt sich nicht leugnen, die Zeiten, wo einem das Herz aufging, wenn es einem Guglhupf geschah, sind vorbei, und auch in Bezug auf das Rindfleisch ist der Wiener aus einem Epikuräer ein Stoiker geworden. Und ich bin Zyniker genug, es zu beweisen:

Wir haben die liebevoll gehätschelten Idiosynkrasien des Wiener Geschmacks abgelegt, uns zum Schöpsernen und sogar zum Seefisch bekehrt. Fallen sehen wir Zweig auf Zweig! Nach dem mit verschwenderischer Auswahl auf den Tisch gestellten Gebäckkörbchen verschwanden die Kaisersemmeln, das Salzstangel und das mürbe Gebäck... Wir haben die Maisperiode mit klassischem Stoizismus übertaucht und fühlen uns magenkräftig genug, eine neue Maiszeit mit der Hoffnung auf Wandel zu überstehen.

Man beachte die nur scheinbar scherzhafte, im Innern aber — oder muß man jetzt »Innerei« sagen — ganz ernsthafte Verwendung der religiös-philosophischen Sphäre. Der Mangel an Schweinernem ist Zuweg an Seelischem. Es gibt noch andere kriegsführende Völker; aber keinem trägt das brave Durchhalten eine so gute Sittennote ein wie dem Wiener, dessen Reife nicht nur in der Entsagung, sondern auch in der heitern Würde, mit der sie sich vollzieht und die beinahe an die Seelengröße des in den Tod gehenden Sokrates heranreicht, von allen Historikern bemerkt wird. »Ohne Deklamation, ohne Ruhmredigkeiten« haben die Wiener, nach der Versicherung des Herrn Salten, auf den Jausenkaffee verzichtet. »Bitte« — könnte ein Wiener einem Londoner einmal vorhalten — »haben Sie damals kein Weißgebäck gehabt? No alstern, nacher reden S' nix!« Heute aber beißt er die Zähne zusammen und schweigt. Denn so dulden kann nur er:

Nicht einmal das Wort Patriotismus wird um dieser Dinge willen bemüht. Man nimmt sie einfach hin, richtet sich danach ein und spricht nicht darüber.

Nur täglich bißl in den Zeitungen. Eine »Haltung, die in ihrer gleichmäßigen Ruhe wie in ihrer Würde bewundernswert und, nebenbei, ergreifend ist«, rühmt jener Salten dem Wiener nach.

Natürlich redet man vom Krieg, wo zwei Menschen beisammen sind, allein Gespräche über Mehl, Butter, Milch und ähnliche Dringlichkeiten gibt es fast gar nicht. Wollte jemand in Gesellschaft oder sonstwo feierlich erklären: wir müssen durchhalten!... er würde dem gleichen kühlen Schweigen begegnen, wie ein effekthaschender Schauspieler. Denn das Durchhalten ist selbstverständlich, es wird einfach geschafft. Aber man liebt es nicht, daß darüber mit Pathos geredet wird....

Vielleicht unter jenen, die Hunger haben. Aber nicht unter den Armee-lieferanten und Salten-Lesern, also in der Gesellschaft.

Eine Wiener Eigenschaft hat sich übrigens auch während des Krieges nicht verändert. Sie stellen ihr Licht noch immer geflissentlich hinter den Scheffel und nennen das: Diskretion.

Sie nennen es Diskretion und machen daraus ein Feuilleton. Der Wiener tut seine Pflicht, aber er sagt nicht, daß er seine Pflicht tut, sondern er sagt, daß er nicht sagt, daß er seine Pflicht tut — wer sagt, daß er nicht seine Pflicht tut? »Mit humorvollem Lächeln« verstehe man hier, so heißt es, Lasten zu tragen, man mache aber »kein Reklamegeschrei«. Nun, wenn einer in alle Welt hinausruft, daß er ein großer Schweiger sei, so hat die Welt allen Grund, es zu bezweifeln. Und vielleicht auch, ob er wirklich tue, wovon er so lärmend zu schweigen versteht. Aber die Welt täte dem Wiener Unrecht. Er duldet nicht nur, er duldet nicht nur still, sondern so dulden und so still dulden, mit einem Wort so schön dulden, das kann nur er. Schauen wir uns um in unserm Weltblatt weit und breit, ob's einer dem Wiener nachmacht! Wenn in Petersburg die Musik abgeschafft und die Speisekarte geändert wird, so ist es, ganz abgesehen von solchen Symptomen des Zerfalls, ein »Tändeln mit dem Krieg« und beileibe »kein Zeichen innerer Teilnahme, zu der die Genußmenschen in Petersburg gar nicht fähig sind.« Wie anders der Wiener. In dem Bewußtsein, daß er ein Wiener ist und daß ihm mit Rücksicht auf diesen Umstand nichts Aergeres geschehen kann, benimmt er sich auch danach, hält er die paar selbstlosen Tage in der Woche und schweigt. Gibts keine Würscheln, so hat er doch noch seine Extrawurst. Es ist schwer genug ein Licht zu haben, wenn Not an Kerzen ist, und es noch unter den Scheffel zu stellen, in dem kein Getreide ist. Aber man tut's, man lebt weiter, man schafft's, und schafft man's nicht, so wird's einem geschafft. So ist der Wiener. Und weil es seine Haupteigenschaft ist, ein Wiener zu sein, so kann er sie nun bewähren wie nie zuvor, so daß er auch jetzt noch etwas vor der Welt voraus hat, nämlich: ein Durchund-durchhalter zu sein.

## ICH WARNE DAS NEUE OESTERREICH

vor dem Hermann Bahr. Er ist doppelzüngig und hofft damit dem Doppeladler ein Kompliment zu machen. Er hat mehr Gesinnungen als bunte Bademäntel und da er diese nicht mehr am Lido spazieren führen kann, so macht er von jenen in dem Hinterland eines erstarkten Oesterreich Gebrauch, wobei ihn seine ausschweifende Phantasie, die einmal den Hofmannsthal vor Warschau gesehen hat, wohl auch nach einem österreichischen Venedig entführen mag. Wenn ich Mini-



ster des Aeußern wäre, ich würde einem solchen Menschen nicht über die Calle trauen. Er ist ein treuer Sohn der Kirche und des Neuen Wiener Journals. Er ist die Zugbrücke zwischen Schlössern und Redaktionen; aber wenn ich Portier bei Harrach wäre, würde ich einem, der von Lippowitz kommt, sagen: Hier wird nicht geteilt! Ich warne das neue Oesterreich. Es hat im feindlichen wie im neutralen Ausland den Rückhalt etlicher anationaler Herzen, die darüber wohl unterrichtet sind, daß es von Kriegsbeginn an solche auch in Oesterreich gegeben hat, vor allem den ehrenwerten Lammasch, der uns der Welt schon in den Haager Konferenzen von unserer menschlichen Seite gezeigt, und seit den Tagen, da sich sämtliche deutsche Dichter und 93 deutsche Intellektuelle — mehr gibt es hoffentlich nicht — mit Schmach beluden, die Sache einer nicht von Fliegerbomben gewährleisteten Kultur nie preisgegeben hat. Dieser Mann hat nun das Unglück, in Salzburg zu leben und, wie dies die Verhältnisse einer Kleinstadt eben mit sich bringen, mit Herrn Bahr, der gleichfalls in Salzburg lebt, in Berührung zu kommen. Darüber weiß Herr Bahr etwas im Neuen Wiener Journal zu plaudern:

... Und hier bewährt sich, daß der Stil der Mensch ist: die innere Reinheit des Sprechers, die wir diesen Sätzen anhören, bezwingt uns Goethe... Zelter... Johann Heinrich Meyer... Diese Kraft ungetrübter, wasserheller, durchsichtiger, nichts entstellender, aber auch nichts einmengernder, Darstellung, deren wir längst entwöhnt sind, hat Lammasch, sein Buch vom Frieden erinnert im Ton an Clausewitzens Buch vom Kriege; und auch Moltke hatte, gar in Briefen, diesen unerlernbaren Ton einer vollkommenen Sachlichkeit, die darauf verzichten kann, irgendeine Person, sei es die des Sprechers, sei es die des Angesprochenen, zu Hilfe zu rufen, die niemals haranguiert, die der sanften Macht der Wahrheit still vertraut.

Zum Unterschied also von Herrn Bahr, der nicht nur Goethe, Zelter, Meyer, Clausewitz und Moltke einmengt, wenn er von Lammasch spricht, sondern in derselben Spalte mit diesem auch einen kleinen Berliner Literarhytiker würdigt, und der zum Beweise der Wahrheit, daß der Stil der Mensch ist, nicht nur selbst schreibt, sondern auch die autobiographische Bemerkung beisteuert:

Eben das ließ mich jeden Satz zerhacken, in Adjektiven schwelgen und am liebsten mit Punkten, Ausrufungszeichen und Gedankenstrichen hantieren. Syntax war uns unerträglich, wir hatten unser Chaos zu lieb. Und doch waren keine fünf Jahre vergangen, als aus den Naturalisten Artisten wurden, wir schwuren auf Flaubert —

Womit Herr Bahr wohl behaupten will, daß er ein anderer Mensch geworden ist, aber unrecht täte zu meinen, er sei ein besserer Mensch geworden. Denn er hat nicht nur seinen Stil verändert, was ein wahrer Mensch ja nicht kann, nicht nur seine Urteile, was ein wahrer Mensch nicht darf, sondern auch seine früheren Urteile mit Hilfe seines

späteren Stils, was ein wahrer Mensch nicht darf, aber auch nicht kann. Aber der sanften Macht der Wahrheit hat Herr Bahr stets weniger vertraut als dem schlechten Gedächtnis der Leser, die schon nicht merken würden, daß er eine heftige Antipathie gegen die Direktion des Deutschen Volkstheaters in Begeisterung verwandelt und alte Zeitungskritiken für die Buchausgabe umredigiert hat. Er hat diesem schlechten Gedächtnis seiner Leser so sehr vertraut, wie sein Gerichtszeuge Holzer — gleich ihm ein Partisan des neuen Oesterreich und Ritter des Franz Josef-Ordens — seinem eigenen schlechten Gedächtnis. Der Stil ist der Mensch besonders dann, wenn er umstilisiert. Was nun Lammasch anlangt, den der schmerzliche Zufall der Salzbürgerschaft in solchen Zusammenhang bringt, so rühmt ihm Herr Bahr jene Sachlichkeit nach, die es vermeidet, irgendeine Person, sei es die des Sprechers, sei es die des Angesprochenen, zu Hilfe zu rufen. Wieder im Gegensatz zu Herrn Bahr, der ihn wie folgt anspricht:

Daß ich diesen edlen, glaubensstarken —

Hier müßte schon Lammasch, der ja in das neue Strafgesetz den Begriff der »berechtigten Aufwallung« einführen wollte, unterbrechen: Ihr Glaube, Sire, ist nicht der meinige! —

groß und frei gesinnten Mann hier in Salzburg habe, zuweilen in sein leuchtendes Auge blicken, seinen unverzagten Worten lauschen und mir an ihm doch wieder etwas Appetit zur Menschheit holen darf —

Was schwer sein dürfte, wenn er, wie zu hoffen, dem Professor Lammasch im Umgang mit dem Bahr vergeht —

das ist ein großes Glück für mich. Daß man ihn mir aber in Salzburg läßt, während bald schon jeder Ministerialvizeseekretär einmal einen Tag Minister gewesen sein wird, das ist eine Schande für Oesterreich.

Herr Bahr ist zu bescheiden, um den wahren Sachverhalt zuzugeben: Lammasch, der natürlich längst Minister sein könnte, geht nicht nach Wien, weil er sich eben vom Hermann Bahr nicht trennen kann. Was ihn am Hermann Bahr fesselt, dürfte jedenfalls die Glaubensstärke sein. Was diesen zu Lammasch zieht, ist offenbar die örtliche Nähe. Daß ihm Lammasch's geistige Entfernung vom Menschheitsdebakle imponiert, das zu glauben, würde eine Glaubensstärke voraussetzen, die ich vor den Worten des Herrn Bahr nie gehabt habe. Lammasch bekennt sich gegenüber der deutschen Siegesideologie zu einem Frieden ohne Sieger und Besiegte, erblickt nur in einem solchen »die moralischen Garantien gegen die Wiederkehr einer ähnlichen Katastrophe«, hat aus seinem Abscheu vor der großen Zeit nie ein Höhl gemacht, und Herr Bahr möchte nun behaupten, daß dies wie aller vernünftigen Menschen auch sein Gefühl sei: »Unter vier Augen gesteht man das ja längst überall ein.« Doch wenn unter vier Augen zwei leuchten und zwei zwinkern, so ergibt sich leicht ein zwar nicht strafgesetzlich, aber ethisch »unerlaubtes Verständnis«, das dem ehrlichen Mann wohl nicht

schaden, aber dem unehrlichen nützen könnte, weil nun die Glaubensstarken überzeugt sein müssen, daß hier einer der wenigen guten Europäer, die von allem Anfang es mit der Menschheitswürde gehalten haben, das W o r t führe.

Da ist es denn geboten, wieder einmal auf ein Büchlein hinzuweisen, das den Titel »K r i e g s s e g e n« führt, und insbesondere auf jenen darin enthaltenen denkwürdigen »Gruß an Hofmannsthal«, über den seinerzeit die Hühner in Salzburg Tränen gelacht, die Menschen aber mit ihrer Humorlosigkeit und mit ihrem schlechten Gedächtnis, auf das Herr Bahr allerwegen still vertraut, zur Tagesordnung der Generalstabsberichte übergangen sind. Ich kann mir im Ernst nicht denken, daß ein Mensch, dem dieses Schriftstück gegenwärtig ist, nicht in eine schallende Heiterkeit ausbricht, wenn er dem Bahr in Salzburg, im Himmel oder wo immer begegnet. Der Vorlesungssaal erdröhnt von Lachsalven, wenn ich zu der Stelle komme: »Nun müßt ihr aber doch bald in Warschau sein!«, und der folgende Satz: »Da gehen Sie nur gleich auf unser Konsulat und fragen nach, ob der österreichisch-ungarische Generalkonsul noch dort ist: Leopold Andrian« wird nicht mehr zu Ende gehört. Wenn aber dann gar die Stelle kommt, wo »ihr so vergnügt beisammen seid, und während draußen die Trommeln schlagen, der Poldi durchs Zimmer stapft und mit seiner heißen dunklen Stimme Baudelaire deklamiert«, und die Bitte: »vergeßt mich nicht, ich denk an euch!« — da gehts vollends drunter und drüber, etwa so wie die Leute einst elektrisiert waren, wenn der Guschelbauer den Stößer schwenkte, ehe er die Worte »weil iiii an olter Drahrer bin« hervorbrachte. Ich liebe so populäre Wirkungen nicht; aber die Sache will's. Ich lege auch den größten Wert darauf, daß die Wirkung sich fortsetzt, so daß alle, denen der »Gruß an Hofmannsthal« unbekannt oder doch entrückt ist, wenigstens jetzt, nachdem sie das hier gelesen haben, zu lachen anfangen, wenn sie dem Bahr in Salzburg oder wo immer begegnen, und gar jene, an denen er wieder den Versuch machen sollte, in ihr leuchtendes Auge zu blicken. Es bleibt dem Professor Lammasch überlassen, ob er bei solcher Gelegenheit den Schwärmer auf die Völkerrechtswidrigkeit der Tatsache aufmerksam machen will, daß während des russischen Kriegs und bis zum Einmarsch Hofmannsthals in Warschau das österreichische Konsulat amtiert und der Poldi daselbst Baudelaire deklamierend herumstapft. Aber ernstlich wird sich die Glaubensstärke des Heimgesuchten fragen, ob es denn schon so weit gekommen sei, daß man mit Herrn Bahr einen gemeinsamen Gott haben müsse. Denn es dürfte ihn ganz besonders interessieren, daß Herr Bahr, dem ich gern den Vortritt lassen würde, wenn ich bei jenem Schlager hervorgerufen werde, daß Herr Bahr also in seinem »Kriegssegens« den Kriegsbeginn, den er von der Einrückung des Herrn Hofmannsthal ins Kriegsfürsorgeamt datierte, einen »heiligen Augenblick« genannt und von der Tatsache, daß »jeder Deutsche, d a h e i m oder im Feld, jetzt die Uniform trägt«, wörtlich gesagt hat: »Das ist das

ungeheure Glück dieses Augenblicks. Mög es uns Gott erhalten!« Und ausgerufen hat: »Nun sind wir alle wieder auf der einen großen deutschen Straße. Es ist der alte Weg, den schon das Nibelungenlied ging . . . Glückauf, lieber Leutnant. Ich weiß, Sie sind froh, Sie fühlen das Glück, dabei zu sein. Es gibt kein größeres.« (Was Herr v. Hofmannsthal damals stillschweigend zugegeben hat.) »Und das wollen wir uns jetzt merken für alle Zeit: es gilt, dabei zu sein . . . Und das hat unserem armen Geschlecht der große Gott beschert! . . . Auf Wiedersehen!« Das letzte Wort dieses schon historischen Manifestes an Herrn v. Hofmannsthal ist wohl das einzige, das in Erfüllung gegangen ist in all der großen Zeit, in der sich der Glaubensstarke nur noch durch den Glauben zurechtfindet, daß unser großes Geschlecht sie dem armen Gott beschert hat.

Man hätte nun aber doch wohl annehmen müssen, daß ein Mensch, dem das passiert ist, auf Kriegsdauer, wenn nicht lebenslänglich sich versteckt halten würde. Statt dessen riskiert er auf die Straße zu gehen, in Zeitungen und Zirkeln für das junge Oesterreich zu werben, zwischen Piusverein und Neuem Wiener Journal zu vermitteln, und es gelingt ihm, wie nur irgendeinem Treßler, der Fürstinnen zu Tische führt, die österreichische Adelsgesellschaft auf die letzte Probe ihrer Distanzlosigkeit und geistigen Indifferenz zu stellen. Das wäre freilich das schlimmste nicht, da ja die Theatersensationen des noch zu jungen Oesterreich keine andern sein können als die seit siebzig Jahren gewöhnten. Da er aber Miene macht, auch die wenigen Persönlichkeiten, die in der Welt den Glauben befestigen könnten, daß sich das Oesterreichertum mit dem Menschentum verbinden lasse, also die Vertreter des alten Oesterreich, durch seine Annäherung zu kompromittieren, so sehe ich mich zu der Drohung gezwungen, daß ich bei Wiederholung des Versuches — ich warne das neue Oesterreich, ich warne aber auch den Hermann Bahr — zum Aeüßersten entschlossen bin: nämlich den »Gruß an Hofmannsthal« im Wortlaut wiederabzudrucken! Damit ihm ein für allemal der Gusto vergehe, zugleich auf die Glaubensstärke des alten und auf die Gedächtnisschwäche des neuen Oesterreich zu spekulieren.

## DAS OESTERREICHISCHE ANTLITZ

Vor einiger Zeit sehe ich, in jede Kontur sogleich die Figur einstellend, von weitem etwas vor mir sich drehen und schieben. Ich sehe nur Gang und Rücken. Wissen Sie, was das ist? frage ich den Begleiter: Er: Ich sehe nur Gang und Rücken. Ich: Ja, aber sieht das nicht so aus wie einer der »besten Zahler« Wiens? Vielleicht der überhaupt beste! Oder ein guter Leiher. Er: Das könnte sein, jedenfalls ein alter Agent.



Ich: Ja, der Agent Oesterreichs und unser neuer Adel. Dieses ist Emanuel Edler v. Singer! Jener Mendl, der den Tirolern die Kaiserstreue versinnbildlicht hat und vor dessen Fenster sie, weil er doch kaiserlicher Rat ist, sich am 18. August zu versammeln pflegten und sangen. Sehen Sie, so ist das Leben. Ich war diesen Sommer im Kanton Aargau und habe die Ruine Habsburg besucht. Auf meine Frage, ob dort — außer einem Bild Rudolf von Habsburgs sind nur Bilder aus dem Atelier Adèle vom Kronprinzen Rudolf, der Stephanie etc. vorhanden — ob also ein Mitglied des Kaiserhauses schon dort war, wird mir geantwortet: Ja, der kaiserliche Rat kommt jedes Jahr! Es ist aber nicht der Singer, sondern ein anderer, der sich dort auch als Spender einer Büste Franz Josefs I. verewigt hat. Dies, sehen Sie, ist der kulturhistorische Schlußpunkt. Der kaiserliche Rat, den man unterschätzen würde, wenn man ihn in das Spalier einer eröffneten Jagdausstellung verwies, ist dorthin gelangt, wo er sich am höchsten, dem Ziel am nächsten, am einsamsten fühlt und nur in der Erinnerung der Ruinenkellnerin seines Wesens Spur hinterläßt. Sollte dies nicht sinnbildlich in die kühne Wirklichkeit zurückführen, in der wir leben? Uebrigens ist der Weg zur Ruine schwer zu finden, keiner der dort lebenden Schweizer kennt sich aus, jeder sagt etwas anderes, zeigt in eine andere Richtung, es sind zehn Minuten dahin und man braucht anderthalb Stunden. Man fühlt sich heimisch. Sicher möchten die Leute dort auch einen Fremdenverkehr haben, aber es gelingt ihnen nicht. — »Sehen Sie, das da ist Emanuel v. Singer!« »Regiert der wirklich in Oesterreich?« »Jawohl, weil er es glaubt!«

In dem auf so tragische Weise dahingeshiedenen Ministerpräsidenten Grafen Stürgkh habe ich einen lieben Förderer und Freund verloren. Vom Beginn seines Eintrittes in das politische Leben als Mitglied des verfassungstreuen Großgrundbesitzes aus Steiermark habe ich mit dem Verewigten bis gestern, seinem Todestage, ununterbrochen in freundschaftlichster Weise verkehrt. Es verging kaum ein Tag, an dem mir nicht Gelegenheit geboten war, mit ihm zu sprechen... Graf Stürgkh war nicht nur zeit seines Lebens ein warmer Freund der Presse und der Journalisten, sondern er selbst war ein urteilssicherer Journalist...

... Er wandte sich an mich mit dem Ersuchen, ihm eine Zigarre zu geben. Er zündete sie an, und in unglaublich kurzer Zeit diktirte er einen formvollendeten Artikel... Ich entgegnete darauf: »Das ist dieselbe Zigarre, die mir Exzellenz früh gegeben haben.« Graf Stürgkh war auch selbst ein eifriger Zeitungsleser. Schon als Abgeordneter war er des Morgens einer der ersten Gäste im Café Landtmann oder im Café Central... Schon um 7 Uhr morgens, auch nach der Sommerzeit, erörterte er in seinem Arbeitszimmer im Ministerratspräsidium mit mir den »politischen Speisezetteln des Tages«, wie er sich auszudrücken pflegte. Gewöhnlich war ich bis 8 oder  $1\frac{1}{4}$  9 Uhr, je nach dem Ausmaß des Tagesprogramms, bei ihm. Mittags erschien in der Regel zu dieser Tageszeit der Herr Polizeipräsident von Wien, Baron Gorup, oder der Bürgermeister von Wien, Exzel-

lenz Dr. Weiskirchner, der oft scherzweise mein »Nachfolger« genannt wurde.

... In dem letztgenannten intimen Raum liebte er es, mich am Sonntag abends... noch um 9 Uhr abends zu empfangen, und ich mußte dann bei ihm das Souper einnehmen. Die zwei Stunden vergingen in anregendstem Gespräch...

... Fröhlich morgens um 7 Uhr, wenn ich bei ihm erschien, hatte er... selbstverständlich alle in Wien erscheinenden sowie eine Unzahl aus der Provinz gekommenen Zeitungen gelesen, und wie gelesen! ... Dabei war er, wenn über diese seine enorme Arbeitsleistung... gesprochen wurde, von einer seltenen Bescheidenheit... Wie er einst seine politischen Artikel selbst schrieb, so tat er es jetzt mit all den vielen alleruntertänigsten Vorträgen, Noten, Erlässen und Staatschriften...

... Man muß ihn gesehen haben, wenn er von einer Audienz kam. Da war es jedesmal, als hätte ihn die Stunde des Aufenthaltes im Gemach des Kaisers verjüngt. »Es ist ein Stahlbad«, so sagte er oft und oft, »mit diesem Herrscher von einer so erlauchten Festigkeit und Weisheit zu sprechen...«

... Und dabei darf ich auch erwähnen, wie liebenswert seine Aufmerksamkeit gegenüber dem treuen Freunde stets war. Wenn ich oft spät abends mich bei ihm einfand, war seine erste Frage, ob ich schon etwas zu mir genommen habe, und rasch war dann auf seinen Wink das wenige, das ich zu meinem bescheidenen Nachtessen brauchte, auf dem Tisch. Er war, wenn möglich, noch bescheidener in der Lebensführung als ich. Eine Regalia media, das war der größte Luxus, den er sich gönnte. Gestern morgen noch war ich bei ihm, wie allemal seit Antritt seiner Ministerpräsidentschaft, zu der gleichen Stunde... Es ist klar, zu persönlichen sentimentalischen Rückerinnerungen war in dieser Stunde, die mich, den Publizisten, bei ihm erscheinen ließ, wahrhaftig nie die Zeit...

... Er reichte mir die Hand... Er war tief gerührt und antwortete mir, meine Hand fassend: »Wie sprechen Sie mir aus dem Herzen!...« Damit schied ich von ihm.

Um 1/2 3 Uhr erhielt ich die niederschmetternde Kunde... Ein hoher Staatswürdenträger, den ich im Laufe des Nachmittags im Ministerpräsidium traf, sagte mir: »Wenn es angesichts dieser Tat einen Trost gibt, so ist es der, daß unser armer Freund wenigstens nicht gelitten hat, sondern sofort vom Tod ereilt worden ist.«... Emanuel Edler v. Singer.

Und dann erzählt er von der Zeit, da der Ministerpräsident krank war:

Ich übernahm nun die Aufgabe, ihn über alle Vorgänge im Parlament zu unterrichten. Ich erstattete ihm telephonisch genauen Bericht bis in die späteste Nachtstunde über jede Debatte, jede Abstimmung, jede Rede, kurz über alles, was für seine Urteilsbildung von Wichtigkeit war. Er gesundete und drückte mir in wärmsten Worten seinen Dank aus für meine Mühe, für meine Mitarbeiterschaft.

Der Ministerpräsident habe nicht gewußt, wie er ihm »seine Dankeschuld abstaten könnte«. Sein Lieblingswunsch? Eine Audienz! Der Kaiser selbst war von einer Krankheit kaum hergestellt. Singer trat ein und lobte den Ministerpräsidenten.

Das alles war wirklich. Und nun ist die große Gelegenheit zu der Frage, ob es, frühmorgens und spät abends, möglich sein wird.

## DIE FELDGRAUEN

über Otto Ernst

EIN WEHRMANN: Ich habe hier einen Kameraden, nur mal um einen Fall her- auszugreifen von den hunderten. Er ist ein Familienvater wie ich, die erste Zeit ging es noch, aber nach zwei Monaten schon kam es. War es das Heim- weh, war es Sorge um Weib und Kinder. Ich wußte es erst nicht... Es wurde von Tag zu Tag schlimmer, kein Lachen mehr, kein freundliches Wort kam mehr über seine Lippen... Doch mit einem Male war's vorbei. Ich hatte bei einem Kameraden von Otto Ernst »Laßt Sonne herein« und »Appelschnut« gesehen. Und mit diesen beiden Helfern habe ich einen trüben Menschen fröhlich, einen Blinden sehend gemacht.

EIN HAUPTMANN: ...Eine Gnade Gottes, ein unschätzbarer Segen sind Ihre Werke für uns Deutsche in dieser schweren Zeit!... Sie sind für mich die Bestätigung, die Verkörperung des männlich-deutschen Glaubens der Gegenwart. Darum kann ich nicht anders, ich muß Ihnen, gerade Ihnen mein Herz ausschütten.

EIN HAUPTMANN: Ich las Ihr Buch — wörtlich: »unter sich kreuzendem Geschoß inmitten«. Das Schlußkapitel von »Semper der Mann« — jeder Deutsche sollte es sich in das Herz schreiben, es sähe besser in Deutsch- land aus.

EIN OBERMATROSE: Wir haben als Zeichen unserer großen Dankbarkeit und unbeschreiblich großen Freude drei kräftige Hurras auf Sie ausgebracht.

EIN KANONIER: ... Wieviel mehr Freude gewährt ein einziges solches Buch als ein Dutzend Schmöker! Besonders wir, die wir an der Langeweile der Westfront fast verkommen, bedürfen einer Aufmunte- rung und einer Stärkung dessen, was uns verloren zu gehen droht. Dem arbeiten am wirksamsten gute deutsche, gemütvolle Bücher wie die Ihrigen entgegen.

EIN LUFTSCHIFFER: Ohne Phrasen dreschen zu wollen: Ihr Buch war mit das Schönste, Tiefste und Erhebendste, was ich seit Jahren gelesen habe... Und nun lächeln Sie nicht wieder so spöt-

tisch und freuen Sie sich, daß Sie einem E r d e n b ü r g e r, der alles nur grau in grau sah, so glückliche Stunden bereitet haben.

EIN OFFIZIER-STELLVERTRETER: Wir lagen in Polen im Schützengraben. Ob noch ein Angriff zu erwarten sei, konnte niemand sagen; doch übten wir die größte Wachsamkeit. Um unsere Nerven, die wieder einmal ihr Teil erhalten hatten, etwas zu beruhigen, krochen wir in den Unterstand, wo ich, um uns auf andere Gedanken zu bringen, etwas vorlesen mußte. Ich wählte Ihre Plauderei »An die Zeitknicker«, die auch viel Anerkennung fand. Eben wollte ich die »Anna Menzel« beginnen, als wir zu unseren Zügen gerufen wurden mit der Meldung: am Waldrande habe man feindliche Schützen erkannt. Der Tanz begann. Immer mehr Angreifer kommen aus dem Walde hervor. Unser Maschinengewehr, welches sich zwischen meinem und dem ersten Zug befand, fängt nun auch an mitzuwirken. Ebenso war unsere Artillerie auf der Hut gewesen und sandte nun gruppenweise ihre Schrapnells auf den Gegner. — Mir fiel die Unruhe meiner Leute auf; der Gegner hatte schon teilweise den Drahtverhau erreicht. Unter meinen Leuten waren sehr viel junge Krieger, die heute zum erstenmal im Feuer standen. Was konnte ich als Zugführer anderes tun als ihnen zurufen, ruhig zu feuern. In diesem Augenblick dachte ich an die Worte aus der Mahnung an die »Zeitknicker«: Ruuuuhig, nur immer ruuuuhig!« Gebückt von Mann zu Mann, von Gruppe zu Gruppe kriechend, rief ich ihnen zu. Die Wirkung war bald zu merken. Die Feinde, die schon im Begriff waren, unseren Drahtverhau zu überwinden, wurden von den nun sichtbar ruhig feuernden Schützen niedergeschlagen. Der Angriff war glatt abgewiesen; wir hatten nur wenig Verluste. So ist es uns geglückt, dem Gegner wieder einmal eins auf die Nase zu geben dank unserer Wachsamkeit und dem ruhigen Feuern der Schützen, das ich wiederum in erster Linie Ihrer Erzählung verdanke. Sie hat eine ungeahnte Wirkung gehabt!

EINE ÖSTERREICHISCHE KRANKENSCHWESTER: Ich bin Schwester des Roten Kreuzes. Ich schreibe diese Zeilen während der Nachtwache, fortwährend unterbrochen von dem Läuteapparat, der mich zu einem Leidenden ruft. Ich habe meine Soldaten alle lieb; denn jeder ist krank und hilfsbedürftig; aber natürlicherweise fühlt man sich doch zu den Deutschen mehr hingezogen, weil man mit ihnen sprechen und ihnen erzählen und vorlesen kann... Und dann die eifrigen Debatten über das Gehörte, und dann die Frage, wer denn so schöne Geschichtl machen könne! Und versprechen muß ich allen, ihnen ganz bestimmt Ihr Bild zu zeigen...

EIN HAUPTMANN: Ich habe mir den Kopf zerbrochen, wie ich Ihnen durch Taten Dank abstatten könnte...

EIN GENERALMAJOR: Gestern habe ich mich an Ihrer »Weihnachtsfeier« er-



quickt. Leider habe ich in Ihren Büchern nicht finden können, ob Sie — wenn Sie sich mal zur Arbeit stärken müssen — dies mit Rot- oder Weißwein tun. Bei Ihren prächtigen Charaktereigenschaften und Ihrem Humor würde ich (als Mecklenburger!) auf Rotwein schließen! Eins aber weiß ich: sollte es im Himmel Sofaplätze geben, dann bekommen Sie einen solchen.

SECHZEHN KRAFTFAHRER: Sechzehn Kraftfahrer der 10. Armee haben mit Entzücken Ihren »Offenen Brief an Annunzio« gelesen — er drückt in Worten unsere Gefühle aus! Wir können nicht unterlassen, Ihnen zu danken.

EIN SOLDAT: ... Ich war gestern, als ich von Ihnen las, in einer jubelnden, jauchzenden Stimmung; alles um mich herum war ein sonniges Tal mit blühenden Bäumen ringsum.

EIN VIZEFELDWEBEL: Innigen Dank für den »Gewittersegen«, der mich erfrischt und erquickt hat. Der Teufel hole alle Flaumacher und Nörgler; wie hat das Buch mir und allen in Feldgrau aus der Seele gesprochen!

EIN UNTEROFFIZIER: Heute haben wir Ostersonntag. Am Nachmittage wollen uns benachbarte Unterstände besuchen, und zur Feier des Tages wird Ihr »Sonntag eines Deutschen« vorgelesen. Das soll uns die schönste Osterfeier ersetzen.

EIN LANDSTURMMANN: In den Freistunden findet ein richtiges Wettlesen statt. Jeder möchte zuerst dieses oder jenes Ihrer Bücher lesen, und da wir bisher drei Stück erhielten, muß hübsch gewartet werden, bis ein Kamerad das Buch zu Ende hat.

EIN FLIEGER-BEOBACHTER: Gerade Sie, der Sie sich stets als Lebensbejaher erwiesen, sind ein Erlöser in diesem Stumpfsinn des täglichen Einerlei. Dank, herzlichen Dank dafür!

EIN KRIEGSGEFANGENER: Ein tausendköpfiges Kriegsgefangenenlager im Loft-house Park verlangt, um hinterm Stacheldraht nicht geistig zu verkommen, nach Nahrung. Sie, lieber Otto Ernst, müssen unverzüglich nach England kommen. Da aber das leider nicht geht, so verwandeln Sie sich in ein Buch, das den Namen trägt: »Flachsmann als Erzieher«. Fräulein Appelschnut oder sonst wer Liebes steckt es in ein Päckchen, und so naht uns der Befreier aus geistiger Umnachtung.

EIN MILITÄRMUSIKER: ... Ueber die Zeit der Trennung sollen meiner lieben, armen, unglücklichen Braut Ihre so wunderbar heilkräftigen, tröstlichen Werke hinweghelfen!...

EIN OFFIZIER AUS ARABIEN: ... Der Dank ist ein besonderer nicht nur wegen der Stärke des Inhalts, sondern auch wegen des Ortes, an dem ich ihn zuerst empfand, nämlich als ich, als Stabsmitglied des nun heimgegangenen Marschalls v. d. Goltz-Pascha, auf dem Rückwege von

Bagdad im März 1916 nach Konstantinopel am Euphrat entlang fahrend, Ihre reizenden Geschichten las, die mich in der trotz Weltberühmtheit dieses Flusses überaus öden Umgebung desselben besonders herzerfrischend berührten.

EIN OBERLEUTNANT: Die Verse voll Kraft und Begeisterung wirkten direkt erhebend auf mich und meine Kameraden. »An mein Vaterland« mußte millionenfach verbreitet werden; es ist geradezu klassisch zu nennen.

EIN KOMPAGNIEFÜHRER: ... Die Bücher müssen sofort meine braven »Kerls« lesen. Draußen brüllen die Kanonen, »teils leichtere, teils schwere« ... In dieser Umgebung habe ich einige schöne, frohe Friedensstunden erlebt, und das durch Sie...

EIN KRIEGSFREIWILLIGER: Gestern las ich Ihr kräftiges Protestlied gegen die englischen Vетtern. Wie habe ich mich gefreut! ... Es war mir ein Bedürfnis, dem lieben Meister einen herzlichen Gruß zu entbieten und ihm zu zeigen, daß ich auf meinem Platze stehe...

EIN OBERLEUTNANT: Jede tapfere Zeile zündet wie eine pünktlich krepierende Granate. Ich bitte um einen Hinweis, wo Neues von Ihnen zu finden ist. Der Dank wird nicht ausbleiben.

EIN OBERMATROSE: ... denn es geht einem ja bekanntlich der Mund über, wenn einem das Herz voll ist.

EIN LANDSTURMMANN: Sie können mit Ihrer von Gott gesegneten Feder unserem Vaterlande mehr nützen als mit dem Bajonett.

BEDIENUNG der 9-cm-Geschütze, genannt »DIE STURMKOLONNE«: ... Unser Dienst läßt es aber nicht immer zu, daß alle daran teilnehmen, und so lesen wir den Roman doch lieber einzeln...

EIN OBERLEUTNANT UND KOMPAGNIEFÜHRER: Bei Regen und Hagelschauern ließ ich »Sonne herein« in meine Erdhöhle ... Bei dem »Rauch- und Brandopfer« einer Liebesgabenzigarre träumte ich von »Fatima« und vergaß darüber fast Essen und Trinken, trotz Erbswurst und Speck.

ZWEI OFFIZIERE UND ZWEI UNTEROFFIZIERE: Vier wackere Schwaben grüßen den Verfasser des Herrn »Gutbier«. Wir liegen ebenso gern für deutsche Männer Ihrer Gesinnung im Felde, als wir wünschen, eine große Anzahl solcher »Gutbiers« bei uns zum Wassers schöpfen im Schützengraben zu haben.

EIN UNTEROFFIZIER: Ich erhielt zu Weihnachten durch einen Freund Ihre patriotischen Gedichte, und mache mit denselben hier großes Aufsehen, muß sie immer wieder vortragen.

EIN SOLDAT: Diese jedes brave Herz erhebenden Ge-

dichte werden bestehen, solange die Welt deutsche Treue und englische Falschheit kennt.

EIN OBERMATROSE: Mir persönlich ist gewissermaßen die Otto Ernst-Verehrung schon in der Schule gekommen... Dankbar dem Schicksal bin ich, daß es mir Gelegenheit gibt, dieses dem Dichter selbst mal sagen zu dürfen. Das Glück, im Gefecht zu stehen, haben wir noch nicht gehabt; unsere Zeit vergeht bis jetzt mit Warten. Aber einmal wird der Engländer uns wohl kommen müssen, und daß das bald geschieht, das wollen wir hoffen...

EIN JUSTIZRAT: Das Otto Ernstsche prächtige Werk »Appelschnut«, welches in Ihrem Verlage erschienen ist, eignet sich in ausgezeichnete Weise zur Versendung ins Feld. Es würde manchem feldgrauen Familienvater große Freude bereiten. Ich möchte Sie bitten, eine wohlfeile Volksausgabe herstellen zu lassen. Es wäre doch außerordentlich schön, wenn das prächtige Buch möglichst vielen Familienvätern, die in der Front stehen, zugänglich gemacht würde.

EIN OFFIZIERSSTELLVERTRETER: Bevor ich wieder in den Schützengraben steige, lese ich in Ihrem »Grüngoldnen Baum«, »Von zweierlei Ruhm« und anderes. Ich habe wieder mal herzliche Freude über Ihren Humor und hoffe, daß die Wirkung auch im Granatfeuer nicht nachläßt.

EIN STABSARZT: Ich las Ihren offenen Brief an d'Annunzio. Mir aus dem Herzen gesprochen!... Ich kämpfe mit dem Messer, Sie mit der Feder, jeder nach seinen Kräften. Die Hauptsache ist, daß wir durchdringen. Gott strafe England!

EIN GEFREITER: Ihr ausgezeichnete Humor half uns über manche trübe Stimmung hinweg und förderte den Unternehmungsgeist. Solche Schriften sind von patriotischer Bedeutung.

EIN OFFIZIERSASPIRANT: Von der Walstatt aus entbiete ich Ihnen, großer Meister und Freund der Jugend, meine herzlichsten Grüße! Möge es uns bald vergönnt sein, den schon aus vielen Wunden blutenden Feind röchelnd zu unseren Füßen zu sehen. Es lebe mein österreichisches Vaterland und mein großes unsterbliches deutsches Volk, die deutsche Kunst und ihre größten Diener! Heil dem Künstler, dessen Feuergeist für seines Volkes Ehre ficht!

EIN LEUTNANT UND DICHTER: Ja, Sie haben tausendmal recht, nein sechs- und sechzigmillionenmal! Denn in uns allen spukt (und spuckt) leider Gottes dieser »Gutbier«; wer hat nicht schon fremdes Verdienst geschmälet!...

EIN OBERLEUTNANT: Haben Ihnen nicht manchmal die Ohren geklungen, wenn ich eines Ihrer England-

gedichte in Kasinos und Kadettenkorps vortrug?  
Gejubelt wurde genug, um es bis an die Küste zu hören.

EIN LEUTNANT: In der Telephonbude liegt ein Buch von Otto Ernst. Die Sonnenflecke spielen über die Seiten. Ich hab' so 'ne Freud' an Ihnen gehabt, so 'ne Freud' überhaupt bekommen am Morgen, daß ich ein Ventil haben muß für all den Frühlingsübermut in mir. Fortlaufen, durch den Wald laufen, in die Welt laufen möcht' ich! Verflucht, das möchte ich, wenn ich nicht meinen Posten hätt'! Was denn dann tun? Singen! Jawohl, das hilft mir immer! Gleich will mir nicht einfallen, was nun am besten zu schmettern wär. Husch — da ist der Gedankenblitz — schwupp, da liegt der Befehlsblock! Raus mit dem Bleistift — Otto Ernst soll einen Gruß haben! Guten Morgen, Otto Ernst! Wissen Sie auch, daß Sie ein ganz alter Bekannter von mir sind? Jawohl, Sempersjung, das sind Sie!...

EIN FLIEGER (mit einem Bilde): Dem Dichter und Meister zum Danke für sein neues Buch, das mir den rechten Genuß brachte und uns stärken wird zu neuer Arbeit im Dienste der hohen Sache.

EIN UNTEROFFIZIER: Am Dienstag war hier an der Westfront Theater, und zwar gab man, verehrter Dichter, Ihren »Flachsmann als Erzieher« bei überfülltem Hause. Es war mein schönster Abend an der Front.

#### DAS PREUSSISCHE KRIEGSMINISTERIUM:

Kriegsministerium. Berlin W 66, den 18. Dez. 1914.  
Zentraldepartement. Leipzigerstr. 5.

Zur Stärkung des kriegerischen Geistes unserer Truppen würde das Kriegsministerium es dankbar begrüßen, wenn Sie die Erlaubnis zum Nachdruck nicht nur für »England«\*) erteilten, sondern auch gestatteten, daß einige Gedichte in der den Feldtruppen regelmäßig zugehenden Zeitung »Parole« abgedruckt würden.

I. A.: Waitz.

\*) Seine vorwiegend gegen England gerichteten Kriegsgedichte hatte der Dichter mit dem Vermerk versehen: »Nachdruck in Großbritannien und dessen sämtlichen Kolonien gestattet.«

Ferner: Eine Oberin; Ein Oberst; Vier Offiziere, darunter ein Oberlehrer; Ein Unteroffizier; Ein Kraftfahrer und stud. hist. art.; Ein



Oberleutnant und Kompagnieführer; Ein kriegsgefangener Arzt in Sibirien; Ein Soldat; Ein Soldat; Kriegsgefangene Offiziere in Sibirien; Ein Landsturmmann; Ein Vizefeldwebel; Ein Leutnant; Ein Unteroffizier; Ein Armierungssoldat; Ein Feldwebelleutnant; Ein Soldat; Ein Pionier; Ein Gefreiter; Ein Internierter; Von Sr. Königl. Hoheit dem Kronprinzen von Bayern; Aus dem Kabinett Sr. Majestät des Königs von Bayern.

---

So geht der Strandläufer von Sylt trockenen Fußes durchs rote Meer.

## DER KRIEG IM SCHULBUCH

Eine Berliner Zeitung hatte am 16. April die folgende Notiz gebracht:

Aus dem Aprilheft der Wiener Zeitschrift Die Fackel ersehen wir, daß im Verlage von Karl Meyer, Hannover, ein für den Schulgebrauch bestimmtes Lesebuch der Rektoren Kappey und Koch in Hildesheim erschienen ist, das u. a. ein Gedicht »Regiment greift an« enthält. Die folgende Strophe gibt eine Probe dieses Gedichtes:

Da drüben, da drüben liegt der Feind  
In feigen Schützengräben,  
Wir greifen ihn an, und ein Hund wer meint,  
Heut würde Pardon gegeben.  
Schlagt alles tot, was um Gnade fleht,  
Schießt alles nieder wie Hunde,  
Mehr Feinde, mehr Feinde! sei euer Gebet!  
In dieser Vergeltungsstunde!

Dagegen haben wir nur eine Frage an die zuständigen Stellen: wer überwacht die Schulliteratur?; und ist dieses Lesebuch wirklich zum Schulgebrauch unserer Kinder zugelassen?!

Ein deutscher Verlag schrieb an die Fackel:

Im »Börsenblatt für den deutschen Buchhandel« wurde neulich ein ganz unglaubliches Gedicht »Regiment greift an« zitiert, welches Sie zuerst in einem deutschen Lesebuch für den Schulgebrauch gefunden und getadelt haben. (Anm.: Das Zitat war der »Arbeiter-Zeitung« entnommen.) Die Tatsache, daß solche Verse in einem deutschen Lesebuch Aufnahme finden können, finde ich so entsetzlich, daß ich gelegentlich einen meiner Autoren veranlassen möchte, an geeigneter Stelle auf diese Sache zurückzukommen. Würden Sie die Freundlichkeit haben mir mitzuteilen, in welchem Lesebuch sich dieses Gedicht findet.

Inzwischen war, am 4. Mai, in jener Berliner Zeitung die folgende Notiz erschienen:

Wir haben am 16. April, nach der Wiener Zeitschrift Die Fackel, ein einigermassen gewalttätig gesinntes Gedicht »Regiment greift an« erwähnt, das in ein für den Schulgebrauch bestimmtes Lesebuch der Rektoren Kappey und Koch aufgenommen worden war und das in seiner Art nicht gerade für kindliche Gemüter geeignet schien. Wir erfahren jetzt durch das Oberkommando in den Marken, daß dieses Gedicht, das von einem mittlerweile gefallenen Kriegsteilnehmer zuerst in einer hannoverschen Zeitung veröffentlicht worden war, erfreulicherweise auf Verfügung des stellvertretenden Generalkommandos des X. Armeekorps aus dem Lesebuch ausgemerzt werden mußte und im Neudruck des Buches nicht mehr enthalten ist. Die Verfügung ist übrigens schon am 29. Januar, also lange vor dem Erscheinen der Aprilnummer der Fackel, erlassen worden.

Was dieser nicht bekannt sein konnte. Sonst hätte sie gleich die löbliche Austilgung zur Kenntnis genommen, um festzustellen, daß es existent war; daß es entstehen und aufgenommen werden konnte und daß deutsche Pädagogen sich von deutschen Militärs erziehen lassen mußten. Die Reproduktion in der Fackel hat zwar nicht das behördliche Einschreiten zur Folge gehabt — davon hätte sie kaum etwas erfahren —, sondern mehr: dessen Verlautbarung. Auf diesem gangbaren Weg, die pädagogische Schande nicht nur auszumerzen, sondern es auch bekanntzumachen, möge nun fortgefahren werden. Ich verspreche feierlich, daß ich es mir nicht als Erfolg anrechnen werde. Vielmehr bin ich in jedem einzelnen der folgenden Fälle bereit, festzustellen, daß die Verfügung schon lange vor dem Erscheinen der Fackel erlassen worden ist.

\*

»Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten, in acht nach Klassenstufen geordneten Abteilungen und zwei Vorschul-Teilen, neu bearbeitet vom Geh. Studienrat Professor Dr. Alfred Biese, Direktor des Königl. Kaiser-Friedrichs-Gymnasiums in Frankfurt a. M.«, enthält unter den »Lesestücken aus der Kriegsliteratur für die Unterklassen Sexta bis Quarta« nebst dem gräßlichen »Reiterlied« (Wer da, wer) des Gerhart Hauptmann, dem der Krieg Herz und Hirn requiriert hat, noch die folgenden Dokumente jener unnennbaren Schande, die aus Herzverhärtung und Gehirnerweichung Verse gemacht hat:

#### Berliner Landsturm.

Von Hans Brennert.

Es pfeift die Eisenbahne —  
adieu, Frau Nachbar Schmidt!  
Der Landsturm muß zur Fahne —  
der Landsturm, der geht mit.  
In Frankreich und in Polen,  
da müssen wir versohlen

ganz schnelle ja  
die Felle ja  
Franzosen, Russ' und Brit'!

Der tapfre Landsturmmann — er rückt an, er rückt an!  
Auf —! Landsturm mit Waffe,  
Mit Knarre und mit Affe —  
Steig ein! Steig ein! Steig ein!  
Zur Weichsel und zum Rhein!

Und ist uns auch zu enge  
der Rock blau oder grau —  
ihr kriegt doch eure Sengen  
nicht weniger genau!  
Wir schworen es ja Muttern,  
daß wir euch würden futtern,  
ihr Söhnekens,  
mit Böhnekens,  
die sind so heiß und blau!

Der tapfre Landsturmmann — er rückt an, er rückt an!  
Auf —! Landsturm mit Waffe,  
Mit Knarre und mit Affe —  
Steig ein! Steig ein! Steig ein!  
Zur Weichsel und zum Rhein!

Lernt schießen schnell! — Ihr Jungen!  
Kommt nach! Zieht bald mit aus!  
Es ist genug gesungen  
die Wacht am Rhein zu Haus!  
Wir müssen an die Seene!  
Auf, Jungens, rührt die Beene,  
die Wade, marsch! —  
Parademarsch!!!

Und drescht den Nikolaus! —

Der tapfre Landsturmmann — er rückt an, er rückt an!  
Auf —! Landsturm mit Waffe,  
Mit Knarre und mit Affe —  
Steig ein! Steig ein! Steig ein!  
Zur Weichsel und zum Rhein!

O Nikolaus, o Nikolaus!  
Von Wilhelm Platz.

O Nikolaus, o Nikolaus, du bist ein schlechter Bruder,  
du predigst uns von Frieden vor  
und rüstest heimlich Korps um Korps,  
o Nikolaus, o Nikolaus, du bist ein falsches Luder.  
O Engelland, o Engelland, wie hast du dich benommen,  
als wie ein rechter Krämersmann,  
der nimmt, so oft und viel er kann.

O Engelland, o Engelland, das wird dir schlecht bekommen.  
Der Franzmann auch, der Franzmann auch, zeigt wieder seine  
Krallen,  
er möchte gern den schönen Rhein,  
wir aber nach Paris hinein,  
das will ihm nicht, das will ihm nicht, das will ihm nicht  
gefallen.

Und wenn die Welt voll Feinde wär'  
und keinem wär' zu trauen,  
so fürchten wir uns dennoch nicht,  
wir halten's, wie der Kaiser spricht:  
Wir werden sie, wir werden sie, wir werden sie verhauen.

### Die Geschichte von Lüttich. Von Friedrich Hussong.

Unsere Kerrels, die wollten ins Frankreich hinein,  
in einem Ritt nach Paris vom Rhein.  
Da lag das Lüttich mitten im Weg;  
nicht links, nicht rechts Pfad oder Steg.  
Da sprach der General Emmich:  
»Gottsakerment, das nemm ich.«

Gotts Dunner, wie will er das nehmen ein,  
wo so viel Forts und Kanonen sein?  
Da sagte der: »Wir rennen ein Loch,  
paßt auf, ihr Kerls, und nehmen es doch.  
Daß die uns hindern, würmt mich,  
aber paßt auf, das stürmt sich.«

Herr General Emmich, ich sag's mit Gunst,  
ein Ding ist's gegen die Regel und Kunst;  
man muß da erst lange vor liegen  
und das Lüttich geduldig bekriegen;  
doch der: »Das sind eitel Dünste,  
die regelrechten Künste.«

Und die Kerrels stürmten und rannten ein Loch  
und kriegten's trotz Forts und Kanonen doch  
und sind auf dem Weg ins Frankreich hinein,  
in einem Ritt nach Paris vom Rhein.  
Wie sagt der General Emmich?  
»Gottsakerment, das nemm ich.«

### De dicke Berta. Von Gorch Fock.

Dicke Berta heet ik,  
tweeunveertig meet ik,

wat ik kann, dat weet ik!  
Söben Milen scheet ik,



Steen un Isen freet ik,  
dicke Muern biet ik,  
grote Löcker riet ik,  
dusend Mann de smiet ik!  
Beuse Klüten kok ik,  
Blitz und Donner mok ik,  
heete Suppen broo ik,  
grote Reisen do ik:  
erst vor Lüttich stunn ik,  
Huy un Namur funn ik,  
ok Givet, dat kreeg ik,  
un Maubeuge sehg ik,

um Antwerpen stuk ik,  
un Ostende duk ik.  
Vor Verdun, dor stoh ik,  
no Paris hen goh ik,  
ok no London, gleuf ik:  
op den Tag dor teuf ik!  
Schient de Sün, denn summ ik,  
schient de Moon, denn brumm ik  
ganz verdübelt, meen ik!  
Mienen Kaiser deen ik,  
dicke Berta heet ik,  
tweeunveertig meet ik,  
wat ik kann, det weet ik!

Eine Dichtung des Herrn Cäsar Flaischlen — was für eine Sorte doch  
ehedem zur »Literatur« gehört hat! — beginnt so:

Sie haben das sehr schön sich ausgedacht  
von hüben wie von drüben  
und mit unserer deutschen Ritterlichkeit  
seit Jahren Schindluder getrieben.

Sie haben seit Jahren uns umstellt  
an allen Ecken und Kanten,  
Verträge und Klauseln ausgeheckt  
und einander Schmiere gestanden.

Feig, wie sie sind, vermeinten sie,  
uns heimlich zu Boden zu knebeln  
und bei der ersten Gelegenheit  
uns einfach zusammenzusäbeln.

Nicht einer hatte den traurigen Mut,  
offen das Schwert zu e r h e b e n :  
sie kauften sich einen kleinen Mann,  
die Fackel ans Haus zu l e g e n.

»Schrei auf, mein Herz!« Und du, Michel, greif zum Schwert:

Und hau nach hinten und hau nach vorn,  
hau zu, wie nur zu hauen,  
wohin es trifft, ein jeder Hieb  
sei Grausen und sei Grauen!

Hau drauf und drein, durch Eisen und Stein,  
mit Kolben und Kanonen —  
wir wissen ja endlich, woran wir sind,  
und brauchen niemand zu schonen!

Und geht die ganze Welt kaputt  
in Blut- und Flammenwehen,  
und wird es wirklich Jüngster Tag —  
wir bleiben und wir stehen!

Wir bleiben, Michel, und wir stehn  
vor Gottes Thron zu s a g e n :  
allwie man ihn und seine Welt  
an elende Habsucht v e r r a t e n !

Der Hans Heinz Ewers jedoch, der in Amerika den Deutschenhaß, den er erweckt, nach Möglichkeit zu bekämpfen sucht und zu seinem größten Bedauern rechtzeitig verhindert war, zurückzukommen, singt den Gymnasiasten eins von der »Emden« vor:

Der Kapitän der »Emden« sprach:  
»Verdammt noch mal und zugenäht!  
Nun liegt der d e u t s c h e Handel brach!  
— John Bull hat mächtig aufgedreht  
und bläht sich hinter jedem Riff;  
es kapert sich der L a u s e b r i t'  
so manches gute deutsche Schiff.  
Verdammt; da tu' ich auch noch mit  
mit meiner braven »Emden«!

Der J a p s e schwimmt vor Tsingtaus Gischt  
und lauert früh und lauert spät —  
da ist zur Nacht ihm was entwischt,  
verdammt noch mal und zugenäht!  
Die Katze, die ihm schon im Sack,  
will noch einmal aufs Mäusen gehn!  
— und auf das g e l b e L u m p e n p a c k  
pfeift unser blonder Kapitän  
Karl Müller von der »Emden«!

Verschwunden! Weg! Das Schiff ist weg!  
— Wie Brite auch und J a p s e späht,  
sie finden nimmer das Versteck,  
verdammt noch mal und zugenäht!  
Sie fahren hin, sie fahren her  
und haben weidlich durchgesucht  
sechs Wochen lang des Ostens Meer —  
— da schwimmt sie in Bengalens Bucht,  
die liebe kleine »Emden«!

Und so. In der letzten Strophe schlägt der Dichter den Grafentitel für den Kapitän der »Emden« vor, indem er »als Poet« den Wappenspruch: »Verdammt noch mal und zugenäht!« ihm »dreingibt«. Herr Ewers, wiewohl durch die Umstände an der aktiven Mitwirkung bei der Glorie rechtzeitig verhindert und gezwungen, in amerikanischen

Varietés für die deutsche Sache einzutreten, hat sich schon zu Kriegsbeginn durch ein stimmungsvolles Gedicht verdient gemacht, in welchem er sein Mütterchen besang, das ein kleines, stilles Häuschen am Rhein besitze und es nunmehr natürlich in ein Spital verwandelt habe. Zwischen den Buddhas, ausgerechnet, und ähnlichen exotischen Kostbarkeiten, die Herr Ewers von seinen Weltreisen mitgebracht hat, ruhen nun, so schrieb er, brave Jungens von jenen Strapazen aus, die dem Dichter selbst erspart geblieben sind, während das Mütterchen unverdrossen der Pflege obliegt und ihr Scherflein beiträgt. Einer dieser braven Jungens sei blind, denn »sie stachen ihm bei Namur« oder Maubeuge oder sonst irgendwo, wo Herr Ewers sich nicht durch persönlichen Augenschein davon überzeugt hat, »die Augen aus«. Als der Dreck erschien, ließ sich ein Mitarbeiter des ›Vorwärts‹, der jene Lunte, die Herr Ewers nicht gerochen hat, zu riechen begann, die Mühe nicht verdrießen, beim Mütterchen des Herrn Ewers sich nach dem blinden Soldaten zu erkundigen. Aus Teilnahme, warum nicht. Wiewohl aber sonst jedes Mütterchen in Deutschland Bescheid weiß — dieses eine ward verlegen und erklärte sich um so mehr außerstande, den blinden Soldaten vorzuführen, als sich herausstellte, daß sie zwar ein Häuschen am Rhein bewohne, aber nie der Spitalstätigkeit obgelegen habe. Aber auch sonst habe sie in ganz Düsseldorf weit und breit einen blinden Soldaten nicht gesehen, was sei denn das nur, so oft sei schon wegen des schönen Gedichtes ihres Sohnes, auf den sie stolz sei, bei ihr angefragt worden, sie möchte es auch gern lesen, aber sie habe wirklich kein Spital und wisse auch nichts davon, daß wo anders einer liege, dem die Augen ausgestochen worden seien, das wäre ja auch gar zu schrecklich, aber der gute Junge, an alles denkt er doch, immer habe er schon eine lebhaft Phantasie gehabt, und kehre er dereinst gesund heim, das Mutteraug werde ihn eben darum erkennen . . . Verdammt noch mal und zugenäht. Herr Ewers aber vertritt seitdem die deutsche Sache in Amerika und kämpft in Versen gegen allerlei Lumpenpack. Und in den Unterklassen von Sexta bis Quarta, geführt von einem Geheimen Studienrat, liest es die deutsche Jugend.

\*

Ich würde mich freuen, feststellen zu können, daß auf Verfügung eines österreichischen Militärkommandos die zugleich mit »Regiment greift an« zitierten Sätze eines Wiener Pädagogen lange vor dem Erscheinen des Aprilheftes jeder Möglichkeit künftigen Schulgebrauches entzogen waren. Sie seien zum Gebrauch für eine Menschheit hieher gesetzt, die einen Leitfaden durch unser Labyrinth der Nächstenliebe nötig haben wird, worin, wenn man schon glaubte, beinahe im Freien zu sein, schnell noch Aristokratinnen ein Kinderspiel »Russentod« erfunden haben und Pädagogen die Theorie dazu:

»Auf daß ihr mit wissendem Herzen und Munde hasset, halte ich euch einen Spiegel vor, aus dem euch das neidverzerre und haßverfärbte Antlitz des falschen Albion entgegengrinst.«

»Jetzt freilich möchte ich nur wünschen, daß den Russen Galizien all seine Gaben: Armut und Schmutz, verseuchte Brunnen und tolle Hunde, Hunger und Seuchen in verschwenderischem Maße zuteil werden läßt.«

»Von den Kerlen aber ist nichts zu sehen! Schauen in ihren Monturen aus, als wären sie aus demselben Lehm und Sand geformt, um den wir uns nun tagelang raufen. Sind feige Hunde, die Erdfarbenen!«

»Alles schwarz von Russen, grad so wie in einer vernachlässigten Küche! Man braucht nicht zu zielen: einfach losdrücken und schon liegt einer. Na, da knallten wir sie nieder, wie die Köchin raschen Fußes das Ungeziefer zertritt.«

»Sakra, dös war höllisch fein! Bald hab' i's Vurtl heraußt g'habt. Eini das Messer ins Russenfleisch und gach umdraht!«

»Hei, da haben wir mit unseren Karabinern dreingehauen, als gälte es Klötze zu spalten. Hab' auch viele Russenschädel zerschlagen. Hurra!«

»Es muß ein ganz eigenartiges Gefühl sein: Hier zu stehen, den Feind 'rankommen zu sehen und ihn niederknallen zu können, ohne daß er einem recht ankann.«

»... und jetzt darf ihnen (den Russen, die sich ergeben) niemand mehr etwas tun als: gefangennehmen. Und hätten doch so gern diese Gazer (magyarisches Schimpfwort) ein bißl massakriert...«

»Jeden einzelnen von uns hat der Krieg aus dem Alltag gerissen, hat ihn umgeformt und sittlich wachsen lassen. Wir alle sind bessere Menschen, bessere Oesterreicher geworden!

\*

Zum versöhnlichen Ausgang aber sei noch angemerkt, daß jene Berliner Zeitung durch das Oberkommando in den Marken offenbar auch erfahren haben will, das Gedicht — das Gedicht! — sei »von einem mittlerweile gefallenen Kriegsteilnehmer zuerst in einer hannoverschen Zeitung veröffentlicht worden«. An dieser Mitteilung ist zwar die literarhistorische Genauigkeit rührend, aber keineswegs die Mitteilung, daß der Dichter inzwischen gefallen sei. Es kann auch unmöglich beabsichtigt sein, durch den Hinweis darauf, daß ein Mann seinen Untergang in der nämlichen Begebenheit gefunden habe, in die er mit einem »Gebet« um »mehr Feinde« und mit der Parole »Schießt alles nieder wie Hunde« eingegriffen hat, eine mildere Beurteilung dieses Standpunktes zu erwirken, um so weniger, als ja das Niederschießen von Hunden in Friedenszeiten auch nicht gerade gang und gäbe oder die Uebung höher gesitteter Naturen war. Eher müßte man schon sagen,



daß ein Kriegsteilnehmer, der als Dichter dazu beigetragen hat, daß »alles totgeschossen wird, was um Gnade fleht«, zwar durch sein persönliches Fortleben Aufsehen erregen würde, aber im andern Fall das Faktum nur folgerichtig und das Diktum nicht sympathischer erschiene. Wie dem nun immer sein mag, das Oberkommando in den Marken dürfte eine gute Absicht an unrichtiger Stelle betätigt haben. Denn es gibt eine Instanz, die es noch besser mit dem Dichter meint:

Hannover, den 19. 5. 16.

Soeben erfahre ich durch Zufall, daß in Ihrer Aprilnummer ein Gedicht meines Schwiegersohnes besprochen ist und möchte ich Sie höfl. bitten, ein Exemplar Ihrer Zeitschrift an genannten Herrn möglichst gleich abzusenden. Adresse ist: Leutnant F. L. Hoppe, X. Armeekorps, 20. Inf.-Division, Inf. Reg. 79, 3. Bat., 11. Komp.

Hochachtend, im voraus bestens dankend

Frau G. Haase  
Hannover, Geibelstr. 27

Das heiße ich einen versöhnlichen Ausgang! Belegexemplare für solche Rezensionen über solche Gedichte pflegen zwar nicht abgesandt zu werden. Aber wenn hinter Maschinengewehren als deus ex machina solch eine freundlich besorgte Frau am Schluß erscheint und das unnennbare Grauen dieses Weltabends zu einem deutschen Schwiegermutterscherz wendet, so sind wir's auch zufrieden.

## GOETHES VOLK

Berlin, 24. Februar. Ballin gewährte dem Mitarbeiter des »A Vilag« in Hamburg eine Unterredung, in der er erklärte, daß die Admiralität mit den Ergebnissen des unbedingt notwendig gewesenenen U-Boot-Krieges außerordentlich zufrieden sei. Das Ziel des verschärften U-Boot-Krieges ist nicht das, möglichst viel Schiffe zu versenken, sondern den Verkehr von und nach England abzuschneiden, welche Absicht als vollkommen erreicht bezeichnet werden kann. Deutschland selbst schneide es bei jedem einzelnen Schiff tief ins Herz, nicht nur bei einem der neutralen, sondern auch bei feindlichen...

Wess das Herz voll ist, dess gehet das Gemüt über:

### Deutsche Art

Es zetern unsre Feinde  
Ob U-Boots-Barbarei,  
Die edle Hetzgemeinde  
Brüllt Haß und schimpft dabei.

Doch hält ihr Wutgeheule  
Nicht vor der Wahrheit stand:  
Wir sind im Gegenteile  
Nur leider zu galant.

Wer, dem ein Schiff zur Beute  
Verfiel auf stürm'schem Meer,  
Verteilt an dessen Leute  
Zigarren und Likör?

Wer sieht die Schiffspapiere  
Mit solcher Rücksicht ein?  
Lotst Feindes-Offiziere  
Ins Rettungsboot hinein?

Nur, wenn der Kapitän sich —  
Wie's jüngst von Zwei'n geschah  
Frech wehrte, griff man den sich  
Selbst rücksichtsvoll noch da:

Denn da die Zwei, als Briten  
Sich ödeten und wie,  
Fing man noch einen  
Dritten —  
Gibt eine Whistpartie!

Wer sorgt für solche Gäste  
So, wie's bei uns geschieht? ! —  
Gesprengt, versenkt wird feste —  
Doch immer — mit Gemüt!

Georg Bötticher

Mit diesem Gedicht hat die liebe »Jugend« das Jahr 1917 eröffnet. Nun mag ja die Bestie der Gegenwart, wie sie gemächlich zur todbringenden Maschine greift, auch zum Vers greifen, jene zu glorifizieren. Was in dieser entgeistigtesten Zeit Deutschlands, von den Hauptmann und Dehmel hinunter bis zum letzten Münchner Ulkbruder zusammengeschmiert wurde — und wär's noch toller und mehr gewesen und wären auch täglich eine Million Tonnen des Geistes versenkt worden — es würde doch vor der letzten weltgeschichtlichen Instanz als unerheblich abgewiesen werden, wenn es sich zu ungunsten der deutschen Sprache gegen das Dasein der Luther, Gryphius, Goethe, Klopstock, Claudius, Hölty, Jean Paul, Schopenhauer, Bismarck behaupten wollte. Ja, wenn zugunsten Deutschlands nichts weiter geltend gemacht würde, als daß auf seinem Boden das Gedicht »Ueber allen Gipfeln ist Ruh« gewachsen ist, so würde ein Prestige, auf das es schließlich mehr ankommt als auf jene zeitgebundenen Vorurteile, zu deren Befestigung Kriege geführt werden, heil aus der Affäre hervorgehen. Was die Lage kritischer machen könnte, wäre eine einzige vom Ankläger enthüllte Tatsache. Daß nämlich dieses Zeitalter, das als verstunkene Epoche preiszugeben und glatt aus der Entwicklung zu streichen wäre, um die deutsche Sprache wieder zu einer gottgefälligen zu machen, sich nicht damit begnügt hat, unter der Einwirkung einer todbringenden Technik literarisch produktiv zu sein, sondern sich an den Heiligtümern seiner verblichenen Kultur vergriffen hat, um mit der Parodie ihrer Weihe den Triumph der Unmenschlichkeit zu begrinsen. In welcher Zone einer Menschheit, die sich jetzt überall mit dem Mund gegen ein Barbarentum sträubt, dessen die Hand sich beschuldigt, wäre ein Satanismus möglich, der das heiligste Gedicht der Nation, ein Reichskleinod, dessen sechs erhabene Zeilen vor jedem Windhauch der Lebensgemeinschaft bewahrt werden müßten, wie folgt der Kanaille preisgibt:

(»Unter allen Wassern...«) Im »Frankfurter Generalanzeiger« lesen wir:

Frei nach Goethe!

Ein englischer Kapitän an den Kollegen.

Unter allen Wassern ist — »U«  
Von Englands Flotte spürest du  
Kaum einen Rauch...  
Mein Schiff versank, daß es knallte,  
Warte nur, balde  
R—U—hst du auch!

Wo in aller Welt ließe sich so wenig Ehrfurcht aufbringen, den letzten, tiefsten Atemzug des größten Dichters zu diesem entsetzlichen Rasseln umzuhöhen? Die Tat, die es parodistisch verklären soll, ist eine Wohltat, verglichen mit der Uebeltat dieser Anwendung, und hundert mit der Uhr in der Hand versenkte Schiffe wiegen eine Heiterkeit nicht auf, die mit Goethe in der Hand dem Schauspiel zusieht. Die Ruchlosigkeit des Einfalls, der den Sieg jener Richtung bedeutet, die mit dem Abdruck von Klassikerzitaten auf Klosettpapier eingesetzt hat, ist über alles erhaben, was uns das geistige Hinterland dieses Krieges an Entmenschung vorgeführt hat. Und wie um den Rohstoff einer Gesinnung, die solcher Tat fähig war, nur ja handgreiflich zu machen, ergänzt das Wiener Saumagenblatt, das Schere an Schere die Verpflanzung des Generalanzeigergeistes in unsere Region besorgt, die Beschwörung Goethes noch durch diese Anekdote:

Zwischen zwei anderen englischen Kapitänen spielte sich folgendes Zwiegespräch ab: Der eine fragt: »Wo hingehst du?« — »Zu Grunde«, antwortete der andere kurz und bündig!

Am nächsten Tag aber wird — vermutlich aus Sympathie mit dem Namen des Admirals Scheer — eine Nachricht weitergegeben, von der jeder deutsche Patriot, der die sentimentalere Auffassung des Herrn Ballin mitmacht, überzeugt sein muß, daß sie eine Lüge ist:

(Admiral Scheer zum U-Boot-Lied der »englischen« Kapitäne.)

Das »Lied des englischen Kapitäns«, das wir gestern in unserem Blatte veröffentlichten — »Unter allen Wassern ist U« —, hat auch den Beifall des Siegers in der Seeschlacht am Skagerrak, des Admirals Scheer, gefunden. Unterm 18. Februar richtete er an die Schriftleitung der »Dresdner Nachrichten« folgende Zeilen: »Ueber das »Lied des englischen Kapitäns« aus den »Dresdner Nachrichten« habe ich mich herzlich gefreut. Hoffentlich behält der gute Mann recht. Scheer, Admiral, Chef der Hochseestreitkräfte.«

Nun aber geschieht ein Uebriges, das den Literarhistorikern zu schaffen machen wird. »Unter allen Wassern« taucht in allen Blättern auf und

wohl in der Absicht, einen authentischen Text festzustellen und zugleich den Namen des Dichters, der Deutschlands nationale Enttäuschungen an Goethe wettgemacht hat, der Vergessenheit zu entreißen, veröffentlicht das Berliner Tageblatt, in der Gaunersprache des neuzeitlichen Verkehrs auch B. T. genannt, die folgende Fassung:

Lied des englischen Kapitäns.  
(Frei nach Goethe)

Unter allen Wassern ist — »U«!  
Von Englands Flotte spürest du  
Kaum einen Hauch...  
Mein Schiff ward versenkt, daß es knallte —  
Versinkt deins auch!                      Ludwig Riecker (München)

Nehmen wir an, daß er der Urheber ist und dieses sein Wort, an dem man nicht drehn noch deuteln soll. Ehe ich es las, habe ich eine andere Mitteilung des B. T. für den Rekord jener findigen Entwicklung gehalten, die wie die Kunst in den Dienst des Kaufmanns, alle wehrlose Größe in den Dienst der Niedrigkeit gestellt hat:

Elefanten im Dienste des »Berliner Tageblatts«

Um die Schwierigkeiten zu mindern, die sich gegenwärtig bei der Heranschaffung der großen, für die Herstellung des »Berliner Tageblatts« nötigen Papiermassen ergeben, haben wir mit Herrn Hagenbeck ein Abkommen getroffen, wonach er uns vier seiner Elefanten mit den dazugehörigen indischen Führern zur Verfügung stellt. Heute vormittag haben die Elefanten zum erstenmal ihren Dienst brav und fleißig verrichtet. Sie brachten mehrere mit Papierrollen hoch gepackte Wagen vom Anhalter Bahnhof zu unserer Druckerei. Drei Elefanten waren mit starken Riemen als Zugtiere eingespannt, der vierte Elefant betätigte sich, indem er mit seiner breiten Stirn den Wagen schob. Natürlich erregte diese neue, oder wenigstens für Europa neue Beförderungsart in den Straßen sehr viel Aufsehen und Interesse.

Welch ein Schauspiel! Für Europa neu; in Indien bedienen sie längst die Presse. Welch ein Aufzug! Anstatt den Dichter des U-Boot-Liedes mit dem Rüssel emporzuheben oder doch wenigstens so stark zu niesen, daß er sich unter allen Wassern vorkommt, anstatt die Papiermassen so zu zerstampfen, daß sie unbrauchbar werden, oder doch wenigstens so laut zu brüllen, daß die jüdischen Führer erschrocken fragen: Nanu, was is denn los? — tragen diese geduldigen Riesen, ihrer heiligen Herkunft vergessend, dem Mosse die Betriebsmittel ins Haus. Und einer betätigt sich gar als Schieber! Urwälder werden kahl geschlagen, damit der Geist der Menschheit zu Papier werde, und die obdachlosen Elefanten führen es ihr zu. Bei Goethe! Es ist der Augenblick, aus einer Parodie wieder ein großes Gedicht des Abschieds zu machen.



## VON DER SINAI-FRONT

Schopenhauer macht in »Parerga und Paralipomena« II., Kapitel 15, in dem Dialog »Über Religion« zu der Stelle, wo er von dem »Mord- und Raubzug ins gelobte Land« spricht, den das auserwählte Volk Gottes antrat — um es, als Land der Verheißung »auf Jehovas ausdrücklichen, stets wiederholten Befehl, nur ja kein Mitleid zu kennen, unter völlig schonungslosem Morden und Ausrotten aller Bewohner, selbst der Weiber und Kinder (Josua, Kap. 10 und 11) den rechtmäßigen Besitzern zu entreißen« —, die folgende Anmerkung:

Wenn einmal, im Lauf der Zeiten, wieder ein Volk erstehn sollte, welches sich einen Gott hält, der ihm die Nachbarländer schenkt, die sodann, als Länder der »Verheißung«, zu erobern sind, so rathe ich den Nachbarn solches Volkes, bei Zeiten dazu zu thun und nicht abzuwarten, daß nach Jahrhunderten endlich ein edler König Nebukadnezar komme, die verspätete Gerechtigkeit auszuüben, sondern solchem Volke zeitig die Verheißungen auszutreiben, wie auch den Tempel des so großmüthig die Nachbarländer verschenkenden Gottes bis auf den letzten Stein zu zermalmen, — und das von Rechts wegen.

Und dann:

Uebrigens ist der Eindruck, den das Studium der Septuaginta bei mir nachgelassen hat, eine herzliche Liebe und innige Verehrung des *μεγας βασιλευς Ναβουχωδονοσορ* wenn er auch etwas zu gelinde verfahren ist mit einem Volke, welches sich einen Gott hielt, der ihm die Länder seiner Nachbarn schenkte oder verhieß, in deren Besitz es sich dann durch Rauben und Morden setzte und dann dem Gotte einen Tempel darin baute. Möge jedes Volk, das sich einen Gott hält, der die Nachbarländer zu »Ländern der Verheißung« macht, rechtzeitig seinen Nebukadnezar finden und seinen Antiochus Epiphanes dazu, und weiter keine Umstände mit ihm gemacht werden!

Ich habe diese Sätze lange nach dem »Gebet an die Sonne von Gibeon« kennen gelernt. Wer sie liest, wird dieses Gedicht und die große Identität, deren Erfassung sein Gedanke ist, verstehen und von der prophetischen Offenbarung Schopenhauers erschüttert sein.

## MADE IN GERMANY

Fünftausend Dokumente, deren jedes für sich der Nachwelt die Schande zum Bewußtsein brächte, von dieser Welt zu stammen, liegen noch in meinem Schrank. Aber den Vorrang, ihr den Tott anzutun, hat jeder neue Tag, und unter allen Nachrichten sind die neuesten am besten und unter den neuesten Nachrichten wieder die Leipziger Neue-

sten Nachrichten. Die zentrale Eigenart des Denkens, vor der das Staunen der europäischen Umgebung sicherlich größer ist als das Has-sen, findet wohl nirgendwo einen planeren Ausdruck. Ein Leser, dessen Ehrgeiz, mich an die Quelle zu führen, keine Rücksicht auf meine Pflicht nimmt, dem Jahrhundert zwar »den A b d r u c k seiner Ge-stalt zu zeigen«, jedoch nur »die a b g e k ü r z t e Chronik des Zeit-alters zu sein«, bringt mich mit etlichen Ausschnitten in Versuchung. Aber nirgend kommt die Gemütsart, die die rechte Hand nicht wissen läßt, daß die linke Bomben wirft, sondern es niederschreiben läßt, daß es der Feind tut, nirgend kommt sie so schön zur Geltung.

Daß die Vorführung einer Schlacht im Film zum täglichen Brot der deutschen Kinobesitzer gehört, weiß man. Da nun die technische Ka-naille in London, wenngleich sicherlich mit größerem Können, das-selbe tut und Aufnahmen von der Offensive an der Somme vorgeführt hat, heißt es in Leipzig:

... Die gefilmte Schlacht, die gefilmte Majestät des Sterbens und des Todes. Daß die Engländer eine unwissende und ungebildete Gesellschaft sind, wissen wir ja, der vorliegende Fall zeigt aber auch, bis zu welcher Gefühlsroheit N e i d und L ü g e führen.

So heißt es in Leipzig. Da der Neid aber ein hervorragendes Motiv für das Kinorepertoire ist, meldet sich die »Kölnische Zeitung« (Aus-gabe für das Feld), die auch zu bescheiden ist, von den deutschen Schlachtfilms außerhalb der Annoncenrubrik etwas zu wissen, und regt an, die Roheit und Unbildung der Engländer sogleich in Deutschland einzuführen:

... Wäre es nicht erwünscht, daß man auch dem Deutschen hinter der Front solche lebenswahren Bilder der jüngsten Ereignisse vorführte? An Gelegenheiten, die geeignete Bilder zur Aufnahme bieten, dürfte kein Mangel sein. Die Taten unserer Soldaten, im Bilde vorgeführt, gäben wahr-haftig Stoff genug für mehr als einen Film, und das Volk, das am Bilde manchmal mehr hängt, als am Worte, würde solchen Vorführungen ein gewaltiges Interesse entgegenbringen, auch wenn wir auf die Ausschmük-kungen im Interesse nationaler Selbstverhimmlung, die Engländer und Franzosen nötig haben, verzichten.

Versteht sich. Machen wir. Zwar ist es längst gemacht, aber das ver-gessen wir, um den Feinden, die es auch machen, teils Gefühlsroheit vorwerfen, teils beweisen zu können, daß wir's noch besser machen werden. Nur daß ein deutscher Ulan, der mir den Ausschnitt von der Front schickt, dazu schreibt, »jetzt habe das Sterben des armen Schüt-zengrabensoldaten wirklich einen Zweck: es dürfe mit allem Dreck von Reinhardt um den Beifall des deutschen Kinopöbels konkurrieren«. Leipzig aber, das die Erbärmlichkeit, um die Köln die Engländer beneidet, auf den Neid der Engländer zurückführt, veröffentlicht eine Kritik des durch das Genie und die Persönlichkeit seines Autors be-rühmt gewordenen »Hias«:

(Berliner Theater. »Der Hias.«) Unter dem Krachen aller Feuerwaffen und mit Sturmgeschrei ging gestern abend »Der Hias«, ein feldgraues Spiel in drei Akten, über die Bretter des Berliner Theaters. Der Zettel verschwieg den Namen des Verfassers; aber ein Feldgrauer soll das Stück geschrieben haben, und Feldgraue (Offiziere und Mannschaften Berliner und bayrischer Ersatztruppenteile, unter denen gewiß einige von schauspielerischer Herkunft waren) führten es auf. Für die Frauenrollen stellten sich Frauen der Aristokratie zur Verfügung. Das Stück, nicht besser als die meisten seiner Art, gab Gelegenheit, Lagerleben und blutige Kämpfe mit erstaunenswertem Naturalismus vorzuführen. Die echten Soldaten auf der Bühne spielten, als ob sie an der Front wären. Dort, wo die kriegerischen Vorgänge der technischen Mittel der Bühne spotteten, sprang der Film ein und der Apparat rollte (im letzten Akte) eine Reihe von geschickt in die Szene des Stückes eingelegten Schlachtbildern ab. Erhöht wurde der Eindruck durch den Lärm der Maschinengewehre und Handgranaten und durch das Aechzen und Stöhnen der Gefallenen.

Freilich bemerkt Leipzig, um nicht ganz in den Verdacht zu kommen, daß es ein klein London sei, dazu:

Die mörderische Abspiegelung ging auf die Nerven, ohne daß sie durch die Kunst geadelt zur Höhe der zeitgeschichtlichen Ereignisse emporgetragen worden wäre. Von einem dichterischen Atem ist in dem Stück kein Hauch zu verspüren.

Ein Unrecht am »Hias«. Wenngleich nicht gerade durch die Kunst, sondern nur durch die Mitwirkung der deutschen Aristokratinnen geadelt, ist er doch zur Höhe der zeitgeschichtlichen Ereignisse emporgetragen. Die echten Soldaten auf der Bühne spielten, als ob sie an der Front wären, und für zwei Mark funfzig kann man das Aechzen und Stöhnen der Gefallenen hören, was viel lohnender ist als die gefilmte Majestät des Sterbens in London, die doch stumm bleibt. Den Neid, der die Engländer darob befallen müßte, könnte man ihnen schon jetzt vorhalten. Aber ein Beispiel für deren Verlogenheit wird gleich angeführt:

Eine englische Denkmünze auf die Seeschlacht im Skagerrak. Nachdem die Engländer ihre schwere Niederlage vom Skagerrak auf dem Papier allmählich in einen Sieg umgemodelt haben, setzen sie diesem Lügenverfahren dadurch die Krone auf, daß sie eine Denkmünze auf die Seeschlacht prägen, womit sie sie offenbar in eine Reihe mit anderen Seeschlachten stellen wollen, die seit dem Vorbilde der Königin Elisabeth, die auf den Untergang der Armada im Jahre 1588 eine berühmte Münze prägen ließ, durch Denkmünzen als Siege verherrlicht worden sind... Rund herum läuft die Inschrift: »Der ruhmreichen Erinnerung derer, die an jenem Tage

fielen.« Im Vergleich mit neueren deutschen Gedenkmünzen kann diese englische als gedankenarm und unkünstlerisch bezeichnet werden. Der Text, der nichts von Sieg enthält, ist für englische Verhältnisse ziemlich bescheiden... Die Denkmünzen sollen käuflich sein — die goldene zu 230 Mk., und der Gesamtertrag soll den Hinterbliebenen der gefallenen Seeleute zukommen. — So verabscheuungswürdig diese englische Verlogenheit auch ist, kann man es nicht in Abrede stellen, daß sie System hat und sicher auch Erfolg haben wird, denn es unterliegt keinem Zweifel, daß auch auf diesen englischen Schwindel wieder eine ganze Menge neutraler Untertanen hereinfließen wird.

Man muß die gedankenreichen und künstlerischen deutschen Denkmünzen keineswegs zum Vergleich heranziehen, um sich von der Bescheidenheit und Käuflichkeit, kurz von der verabscheuungswürdigen Verlogenheit dieser englischen Denkmünze, deren Text nichts von Sieg enthält und deren Gesamtertrag den Hinterbliebenen der gefallenen Seeleute zukommt, eine Vorstellung machen zu können. Sie gilt der Erinnerung derer, die an jenem Tage gefallen sind, ihr Ertrag der Unterstützung derer, die sie zurückgelassen haben: man mache sich von diesem englischen Schwindel, der wie gesagt nichts von Sieg enthält, also als völlig gedankenarm und unkünstlerisch bezeichnet werden kann, ein Bild. Wovon man sich hingegen kein Bild machen kann, ist die Geistesverfassung, die hier vor den blutigsten Kontrasten ihrer dummacherischen Uebung nicht satt wird und aus dem Abhub der Phrase noch ein Surrogat der Gesinnung herzustellen vermag, von dem sie mit verzücktem Augenaufschlag weiterlebt. Da wird links »von unsrem römischen Mitarbeiter« über den »Kampf gegen den deutschen Geist in Italien« berichtet:

Die verzweifelten Versuche der italienischen Ueberpatrioten, den Kampf gegen Deutschland auch auf den deutschen Geist und auf die deutsche Wissenschaft auszudehnen, erleben immer wieder neue Niederlagen, die dann ihrerseits zu den erheiterndsten Klagen in der italienischen Patriotenpresse führen. So finden wir in dem römischen »Giornale d'Italia« vom 8. September, das den höchsten Deutschenhaß mit der größten eigenen Ignoranz verbindet, eine herzbewegende Klage über zwei Veröffentlichungen der allerletzten Zeit in Italien...

Aber eine Veröffentlichung gleich rechts in den »Leipziger Neuesten Nachrichten« würde den italienischen Ueberpatrioten eine kleine Genugtuung verschaffen und ihren verzweifelten Versuchen, den Kampf gegen Deutschland auch auf den deutschen Geist und die deutsche Wissenschaft auszudehnen, zum Durchbruch verhelfen:

Die Lauterberger Weltanschauungswoche. Für die vom 2. bis 7. Oktober in Bad Lauterberg im Harz im städtischen Kurhause in Aussicht genommene »Weltanschauungs-



woche« haben Geheimrat Natorp-Marburg, Professor Leser-Erlangen und Professor Hunzinger-Hamburg je 6 stündige Vorlesungen über: »Die hauptsächlichsten Weltanschauungstypen der führenden Kulturvölker und der Kulturberuf unseres Volkes«, »Fichte und wir« und »Die Weltanschauung unserer Klassiker« zugesagt. Außerdem wird Dr. Ferdinand Avenarius-Dresden einen Einzelvortrag halten. Für die Nachmittage sind gemeinsame Wanderungen, für die Abende gesellige Zusammenkünfte vorgesehen. Der Preis der Teilnehmerkarte ist auf 10 Mark festgesetzt worden. Die Vorlesungen beginnen um 8 Uhr vormittags und dauern bis 11 Uhr.

Da das nur um drei Stunden zu viel wäre, so dürfte jeder der drei Gelehrten zwei Vormittage innehaben, wobei aber Avenarius-Dresden in die gemeinsamen Wanderungen oder geselligen Zusammenkünfte eingeschoben werden müßte. Das Arrangement ist schwierig. Aber die Natur einer im städtischen Kurhause in Aussicht genommenen Weltanschauungswoche bringt das mit sich. Warum veranstaltet man sie nicht bei Wertheim? Was es alles gibt und was für bunte Dinge auf diesem kargsten Stück Erde wachsen! Alles was sie dort nicht haben, bekommen sie geliefert. Und so auch 'ne Weltanschauung. Da es jetzt dank solchen Möglichkeiten, also dank einer Weltanschauung, die deren Herstellung als Fertigware nebst Aufmachung garantiert, unmöglich geworden ist, sich die Welt anzuschauen, so möchte ich gern die Lauterberger Weltanschauungswoche mitmachen. Die Welt schaut Lauterberg an, Lauterberg die Welt, und beide verstehen einander doch nicht. Aber ein Hauptspass muß es sein, und Filmaufnahmen sollten von dem belehrenden Teil sowohl wie insbesondere von den geselligen Zusammenkünften in der Welt verbreitet werden. Man müßte den Avenarius sprechen sehen und eindrucksvoller als die gefilmte Majestät des Sterbens wäre einmal die gefilmte Humilität des Lebens. Was es aber mit der deutschen Weltanschauung, soweit sie sich ohne Grenzübertrettsbewilligung entfalten kann, für eine Bewandnis hat, und wie das deutsche Wort dem deutschen Volk sogar den Film ersetzt, bewies der folgende Bericht, den Leipzig von Köln bezogen hat:

Kaiser Wilhelm als Feldarbeiter. Aus Oberschlesien geht der »Köln. Vlkstztg.« die folgende hübsche Schilderung eines Vorganges zu, der sich dort vor einiger Zeit abspielte:

Bekanntlich reiste der Kaiser an die Ostfront. Seine schlesischen Truppen erfreute Seine Majestät durch persönliche Anerkennung und durch seinen Dank für ihre Tapferkeit. Des freute sich ganz Schlesien. Aber ganz Schlesien freute sich noch über etwas anderes.

Was rennt das Volk, was läuft die Schar hinaus auf die abgemähten Felder? Den Kaiser zu sehen. Nachmittags zwischen 5 und 7 Uhr ist es. Munteres Volk birgt die kostbaren Ährengarben auf bereitstehende Wagen. Plötzlich ruhen alle Hände, Stille tritt ein, alle Mützen fliegen vom Kopfe, Staunen ergreift alle: Der Kaiser kommt! Er ist schon

da, zieht den Rock aus und — in Hemdsärmeln beginnt des Deutschen Reiches Oberhaupt mit Hand anzulegen an die Feldarbeit. Auf dem mit goldenen Getreidegarben besäten durchfurchten Boden unseres lieben Vaterlandes erheitert das durch die Sorgen der Kriegsjahre tief durchfurchtete Antlitz Seiner Majestät munteres Lächeln. Er hilft selbst, mit höchsteigener Person, den »von oben« gespendeten Segen für sein Volk einzuheimsen. Wie der Herr, so der Knecht. Dem Kaiser tun es seine Begleiter, hohe Herren und Offiziere, nach. »Siehst du da nicht auch unsern Reichskanzler bei der Feldarbeit?« — »Wahrhaftig, er ist's.«

Von der Stirne heiß, rinnen muß der Schweiß bei solcher Arbeit. Überrascht schaut das zuschauende Volk, wie Seine Majestät den von der Stirne perlenden Schweiß mit dem Hemdärmel ein übers andre Mal abwischt; denn in brennender Sonnenhitze mit der Garbengabel Wagen vollzuladen, wenn auch mit aufgestreiften Hemdärmeln, macht schwitzen — und Durst. Und so haben wir wieder das schöne Bild: Seine Majestät sitzt mitten in seinem ihm treu ergebenen oberschlesischen Volk, auf das er sich verlassen kann, sitzt auf einem Feldrain und trinkt aus einem gewöhnlichen Krug frisches Wasser.

Herablassend winkt er den Kindern und spricht wie ein Vater traulich zu ihnen. Sie sollen versuchen, über die Stoppeln zu laufen. Sie tun es. Herzlich lacht Seine Majestät über der Kinder Vergnügen und schenkt ihnen etwas als Lohn für ihre Mühe und die Freude, die sie ihm bereitet haben.

Ist da nicht alles, was es gibt, wie im Gesamtkunstwerk vereinigt? Der Kaiser sitzt mitten in seinem Volk, auf das er sich verlassen kann, auf einem Feldrain, was rennt das Volk, das Oberhaupt streift die Hemdärmel auf, von der Stirne heiß, der Segen kommt in einem doppelten Sinne von oben, wie der Knecht, so der Herr, wie der Herr, so der Knecht, nämlich unser Reichskanzler, siehst du da nicht, wahrhaftig er ist's, die Welt ist verkehrt, die Genitive sind vorangestellt, es ist der Kinder Vergnügen, des Reiches Oberhaupt legt Hand an, und so haben wir wieder das schöne Bild — aber selbst Ganghofer hätte den Text nicht zustande gebracht: »Auf dem mit goldenen Getreidegarben besäten durchfurchten Boden unseres lieben Vaterlandes erheitert das durch die Sorgen der Kriegsjahre tief durchfurchtete Antlitz Seiner Majestät munteres Lächeln.« Man beachte die unwillkürliche Steigerung von »durchfurcht« und den Vorgang, wie auf dem Boden, der mit Garben besät ist, munteres Lächeln das Antlitz erheitert. Nie ist ein deutscherer Satz geglückt. Wie ein durch alle Gefahren heimgeführtes Unterseehandelsboot mutet er an. Ein Londoner Film muß vor Neid zerspringen. Eine Lauterberger Weltanschauungswoche kann etwas zulernen.

Der Hans Müller, der nicht an die Front gehen mußte, um Briefe von dort zu schreiben — er wäre ein großer Vaterlandsverteidiger geworden, auch wenn er ohne Uniform auf die Welt gekommen wäre —, hat neulich dem Tod ins Auge gesehen. Er war nämlich in Schönbrunn, nämlich in der Menagerie und beschreibt, wie der Panther hinter den Gitterstäben dagelegen ist und ihn angeblickt hat. »Ich bin allein im Raum«, sagt Müller, der keinen Augenblick die Geistesgegenwart verlor, so lange bis sich das Feuilleton in ihm zu formen begann. Freilich war er mit der vorgeschriebenen Marschroute, sich über den Panther etwas einfallen zu lassen, was zu Vergleichen mit der Menschheit führen konnte, nach Schönbrunn gekommen. Die Gefahr lockte ihn, aber er hatte sie wohl unterschätzt. Nun, im Nachgefühl der heroischen Lage, setzt er das schlichte Wort hin: »Ich bin allein im Raum.« Man kann ihm das Abenteuer glauben, wiewohl er sich kürzlich erst zu der Behauptung verstiegen hat, daß er vom deutschen Kaiser in der Hofburg empfangen worden sei. Müller beschreibt nunmehr den Panther, dessen Eindruck er sich nicht entziehen kann, bis auf die Nüstern, »unter denen die Borsten nadelspitz wegstecken«. Fünfzehn Jahre war er nicht in Schönbrunn gewesen. »Damals war die Welt noch weit und offen . . . O Vielfalt der Welt, eingefangen wie ein Tropfen Essenz in die Kapsel der Erinnerung . . .« Beginnt er zu sinnern, wie nur ein Shakespearescher Königssohn oder wie ein Nestroyscher Handlungsgehilfe zu sinnern pflegen, wenn sie ein Müllersches Theaterstück gesehen haben. Diese Gedanken Hans Müllers, die bis zu den Pampas schweifen und hierauf einen Abstecher nach Dänemark, Sorrent, Spanien und an den Vierwaldstättersee machen, scheinen den Panther zu langweilen. Denn »das Tier reißt seinen Rachen auf«, es gähnt. Müller mißdeutet es und glaubt, er befinde sich nunmehr in jener Todesgefahr, der er durch die Aufgabe seiner Feldpostbriefe in Wien und durch seine Tätigkeit im Kriegsarchiv glücklich entronnen ist. Es ist ein spannender Augenblick, welchem Müller mit dem knappen, aber inhaltsschweren Satz gerecht wird: »Es begibt sich, daß ich ganz dicht an die Gitterstäbe herantrete.« Diese Begebenheit einmal als wahr angenommen, warten wir nun auf das, was sich weiter begeben wird. »Der Panther schaut und regt sich nicht.« Es begibt sich nämlich zugleich, daß der Panther, der bis dahin kein Antisemit war, zum erstenmal im Leben einen Herrn von der Neuen Freien Presse sieht. Der Panther wartet, wir warten. »Sein Atem trifft den meinen in der unbewegten Luft«, berichtet Müller, während wir im Hinterland atemlos der Entwicklung harren. »Unsere Augen klimmen ineinander.« Der Panther, dem gewiß eine hübsche Beobachtungsgabe, aber kein Talent der Schilderung gegeben ist, hätte die Begebenheit, die auch auf ihn Eindruck gemacht haben muß, vielleicht nicht so impressionistisch, aber doch packend beschrieben. Nun aber habe, so behauptet Müller und der

Panther widerspricht nicht, »etwas Ungeheures, etwas, was man« (Gottseidank) »in Worte nicht fassen kann, wie von der Urzeit der Schöpfung her, die ereignislose Minute mit Spannung gefüllt«. Was ist geschehen? Also doch? Hatte der Panther, der beim Anblick des Hans Müller eine Gebärde machte, die in der Sprache dieser Gattung »Oiwelh!« bedeutet, zu einem entscheidenden Schlag gegen das Ansehen der Neuen Freien Presse ausholen wollen? Nein, das arme Tier, das sich glänzend beobachtet fühlte, riß bloß seinen Rachen auf. Es gähnte, wie gesagt, Müller aber glaubte, es wolle ihn verschlingen, um das Feuilleton zu verhindern. Alle, die nicht schreiben können, zum Beispiel ich, sind so geartet, sagt man. Aber man tut uns unrecht. Wir sind nicht hungrig, wir gähnen bloß. Müller aber ist fasziniert. »Wie gebannt blicke ich in diesen schwarzen Schlund, der von den gelben Zahnmessern furchtbar bewacht ist.« Dies Bild ist aber keine Reklame für Odol, sondern Müller erkennt, daß »die Feindschaft zwischen Kreatur und Kreatur ewig währen wird«, denn »auf gleichem Stern gibt es dennoch niemals Nachbarschaft! Wem gehört die Erde —?« Diese pessimistische Erkenntnis, die an eines jener Probleme rührt, die wieder nur mit einer Frage beantwortet werden können, hat der Denker in einem furchtbaren Augenblick sozusagen aus dem Löwenrachen geholt, in einem Moment zwischen Tod und Leben, die nur durch Gitterstäbe voneinander getrennt waren. »Jetzt zieht der Panther mit einer schweren, wie trächtigen Bewegung die linke Vorderpranke unter dem Bauche weg und hebt sie hoch.« Schreckliches wird geschehn. »Eine Sekunde hält er den Tod erhoben, das grüne Glas seiner Augen wird flüssig.« Flieh, Müller! »Eine Sekunde ist es atemstill in der Wildnis. Todfeinde.« Wird Müller losgehen? »Brückenlose, die einander Blick in Blick gegenüberstehen.« Müller steht gegenüber und zögert. Seine Stimmung ist ernst, aber zuversichtlich. »Dann — vorüber.« Der Panther ist gerettet. Atmet auf. Froh, daß keine Brücke von ihm zu Müllern führt, während Müller sich das gewünscht hätte. »Müde legt die Riesenkatze ihren schönen Kopf in den Nacken zurück, der Arm gleitet an den Gefängnisstäben kraftlos hinab, und mit einem schweren, wie erschöpften Ton fällt der ganze Körper dumpf auf die Liegestatt des Käfigs.« Von Müller's Blick bezwungen. Dem Panther ist mies. (Wie mies.) Was vermag ein Panther gegen einen Feuilletonisten? Wem gehört die Erde? Dem Feuilletonisten! Aber der Sieger ist nicht hoffärtig. Wenn auch noch so hoffähig. Er wird ihn gnädig behandeln. »Ein jähes Mitleid, von jener Art, die man nicht erklären kann, durchschüttert mich.« Er wälzt den Löwenanteil an dem Sieg über den Panther auf den Menageriedirektor ab, der den Panther gefangen hält und infolgedessen um die Möglichkeit gebracht hat, seine Kräfte frei zu gebrauchen. »Du armer Knecht« — Müller wird bitter — »hat man dir dein Leben fortgestohlen?« Müller erkennt, daß er über einen Wehrlosen gesiegt habe und wünscht den Panther frei. Er möchte ihm womöglich in Urforsten begegnen. Er beklagt eine Ordnung der Dinge, die ihn hieher geschleppt hat, »hie-



her zur Schau der Kinder«. Erst wenn alle heiligen Zeiten einmal ein Literat kommt, weiß der Panther, wozu er auf der Welt ist. »Kein Blick des Tieres verrät, daß es einen Menschen nahe weiß.« »Sinnlos liegt es da.« Ein Nebbich. Müller entfernt sich und denkt über das Leben und Gott über die Welt. Erkenntnisse, wie sie die Schalek an der Front gefunden hat, findet Müller vor diesem Käfig. Er weiß nun, was Glück ist, nämlich Freiheit. Von den Tieren erkennt er: »Nur, wo sie nicht wissen, daß sie dienen, dienen sie mit Munterkeit.« Anders als die Feuilletonisten, die wieder nur dort, wo sie wissen, daß sie nicht dienen, mit Munterkeit dienen. Müller hat einmal zwei Ferkel gesehen, die in einer Singspielhalle dressiert vorgeführt wurden, nennt ihren Dresseur mit Recht einen Mörder, weil er eine Kreatur zwingt, ihren Sinn zu vernichten, und fragt, ob es im modernen Staat kein Gesetz gebe, das solche Mörder abfaßt. »Denn was heute ihnen, den Tieren, auferlegt ist, könnte morgen uns selbst vom Schicksal zugemutet werden.« Daß es uns von Dresseuren längst zugemutet wird und daß das Schauspiel unsrer Produktion eben jene große Zeit ausfüllt, an der der Hans Müller Tantiemen verdient, ganz wie jene, die »noch an der Flamme, die vom Boden aufzuckt, sich die arbeitsscheuen Hände wärmen« — das ist unter allen Gedanken, die einem so in Schönbrunn kommen können, dem Hans Müller nicht eingefallen. Denn wenn er entrüstet den Dresseur fragt, »ob er die Natur der Ferkel als von Haus aus turnerisch empfinde«, müßte er sich selbst doch fragen, ob er die Natur der Menschen als von Haus aus wehrpflichtig empfinde, was er für sich selbst freilich verneinen würde; müßte er sich fragen, ob er etwa glaube, daß das Recht, einen Wehrmann oder Wehrschild zu benageln je nachdem, das Recht sei, welches mit uns geboren ist; und ob etwa die Verwandlung von geistigen Menschen, die ihre Feder nicht in den Dienst der guten Sache stellen wollten, in Stiefelputzer und Latrinenfeger dem Sinn der Kreatur entspreche. »Da ergeht es den Inwohnern der Menagerie Schönbrunn freilich besser«, nämlich als den Ferkeln, meint Müller beschwichtigend. Ganz wie den Autoren des Kriegsarchivs. »Ein Traum ihrer Vergangenheit umgibt sie hier mit zarten Farben, und wo es möglich ist, erhalten sie Freiheit wie ein Elixier, das die Rasse am besten hochzucht.« Und er zitiert die Worte des Menageriedirektors: »Als erster Grundsatz der Wartung gilt es, den in Gefangenschaft befindlichen, zumeist aus fremden Zonen stammenden Tieren in unseren Breiten annähernd jene Lebensbedingungen zu gewähren, an die sie in der Freiheit gewöhnt sind.« Es gelte, ihnen »jenes Paradies zu schaffen, in dem sie ihre Heimat und ihre Jugend wiederzufinden glauben«. Ist da von Menagerie oder Pressequartier die Rede? Soll die Redaktion oder der Urwald ersetzt werden? Wird Hagenbeck zitiert oder Hoehn? »Sie erhalten frühmorgens außer ihrem Kaffee Weißbrot mit Biskuit, mittags...« Wer? Die Affen, »unsere tragikomischen Karikaturisten«, wie Müller sie nennt. Allerdings sei das bei jenen, bei den Affen, nur im Frieden der Fall gewesen... Wie nun das Wort vom Frieden fällt,

erhebt sich Müllers — hoffentlich unerwiderte — Tierliebe auf jene höhere Warte, auf der der Dichter stehen soll, wenn er nicht gerade mit dem König geht, in welchem Falle er bekanntlich auf der Menschheit Höhn wohnt. An den Tieren, bei denen »die Ewigkeit rauscht, der Brunnen des Morgigen«, sollen sich die Menschen ein Beispiel nehmen, was ohne Zweifel eine vernünftige Forderung ist, weil die Menschen so etwas noch immer fressen, während doch jeder bessere malaiische Bär den philosophischen Zucker verschmäht hätte, den ihm ein Feuilletonist durch die Spalten reicht, und kein Panther, der auf sich hält, in mondheller Nacht über die Gemeinplätze des Hans Müller jagen würde. Tiere sind keine Schmöcke. Die Sehnsucht »nach der gemeinsamen Heimat aller Lebendigen«, als die dieser hier den nächtlichen Schrei der Tiere deutet, mögen sie wohl empfinden, aber sicherlich nur mit Ausschluß von Kriegsliteraten, die in dienstfreien Stunden das Weltall umarmen. Der Hans Müller, das weiß jedes Elefantensbaby, ist der erfolgreichste Autor der patriotischen Saison und identisch mit jenem Hans Müller, der öffentlich behauptet hat, daß ihn der deutsche Kaiser in der Wiener Hofburg empfangen habe. Da aber der deutsche Kaiser einen Dichter, der nicht im Feld war, nicht empfangen würde, und einen, der es fälschlich behauptet, schon gar nicht, so kann der Hans Müller so wenig in der Hofburg gewesen sein wie im Feld, während es durchaus glaubhaft ist, daß er in Schönbrunn war.

## SCHWEIZER IDYLLE

Könnte man über das Grauen zur Tagesordnung übergehen, so kann man doch nicht über die Tagesordnung hinübergehen, nicht über die furchtbare Naivität, mit der der Wahnwitz seine Kontraste aufrichtet, nachdem er an sich schon die äußersten Postulate an Menschenwürde und Nervenruhe gestellt hat. Das so erschwerte Da-Sein macht einem aber auch den Wunsch nach einem Wegsein unerfüllbar. Nun ist die Erschwerung oder Erleichterung von Reisen sicherlich keine Angelegenheit, die, noch so vernünftig geregelt, den Verlust an Menschheit und Menschentum aufwiegen würde, den uns jede heimatliche Stunde anschaulich macht, und noch so unvernünftig geregelt, könnte sie die Bitternis dieser Zeiten nicht mehr vermehren. Es mag schließlich sinnvoll sein, daß uns, die all ihr Mögen unter den Begriff des Vermögens gestellt haben, verboten werde, uns zu erholen, damit die Valuta sich erhole, die es ja nach unsern Taten noch immer nötiger hat als wir nach unsern Leiden. Es mag hingehn, daß die tadellosesten Privatmenschen, deren Herkunft und Lebensführung den Verdacht »kriegsverräterischer« Absicht ausschließt — wiewohl ich sehr geneigt bin, nach diesem Krieg sein Geheimnis den Schakalen in der Wüste zu verraten —, durch das endlose Spalier von »Agenten«, Paßrevisoren,

Klauselauguren, Leibesuntersuchern und sonstigen in Grenzwirtshäusern beschäftigten Instanzen gehetzt werden, ehe man sie zu einem Butterbrot in der Schweiz gelangen läßt. Es mag hingehn, daß propagerendes Preßungeziefer mit Diplomatenpaß hin und her läuft; denn jedes Geschäft braucht einmal seine Reklame und anständige Leute, solche, die drei Wochen in »Kontumaz« sitzen — ein Fremdwort, in dem der Oesterreicher schwelgt —, geben sich ja nicht dazu her, den Neutralen, die dafür gar kein Gehör haben, zu versichern, daß der Wiener nicht untergeht. Es mag hingehn, daß man sich von dem Auftreten der Burgschauspieler in Zürich nicht nur einen Triumph über die Zürcher Ensembles, sondern auch einen politischen Umschwung verspricht und ihnen darum nicht nur die Fahrt, sondern auch das Ziel so bequem macht, daß ihnen die jetzt zeitraubende Umrechnung der Kronen- in die Schweizer Währung ganz erspart bleibt, indem einfach wir für sie die Spesen der dortigen Gastmähler zu bezahlen haben. Was aber nicht hingehen kann, ist die Schadenfreude, mit der die Heimgekehrten den Daheimgebliebenen erzählen, was es dort alles auf ihre Kosten zu fressen gab. Die journalistische Schamlosigkeit, die dem Herrn Treßler erlaubt, uns spaltenweise den Nachtschisch zu servieren und an Tagen, wo das Blut in Katarakten strömt, sich zum Mittelpunkt der Betrachtung zu machen, gehört zu den undenkbaren und dennoch körperhaften Erlebnissen dieses allerschuftigsten Zeitalters. Herr Treßler ist ein durchschnittlicher Maskenschauspieler, der den Charakter bei der Nase nimmt, ein Chargenspieler von der Art, die auf den Provinzbühnen in einer dem Bühnengenius und allem echten Theaterwesen abholden Epoche noch immer massenhaft produziert wird. In der Menschendarstellung fürs Varieté — diese Könnerschaft läßt keinen Geschlechtsunterschied aufkommen — erreicht er allenfalls das Niveau der Frau Niese. Als äußerlicher, leerer, technisch beflissener Kopist aller Stile nimmt er auf der Bühne etwa den Rang ein, den der Herr Salten in der Sprache innehat, und weil ihm die verschiedensten Nasen gleich gut sitzen, so ist eine ihrer Theaterkultur abtrünnige Stadt vielleicht berechtigt, ihn für den Nachfolger Mitterwurzlers zu halten, genau so wie sie gewohnt ist, die Frau Niese einem Girardi »kongenial« zu finden. Da nun die Bevölkerung dieser Stadt in Dingen des Theaters zwar ihren Geschmack überwunden, aber ihr Interesse für die Privatangelegenheiten der Schauspieler gesteigert hat, so läßt sie sich, während ihre Angehörigen in Schützengräben liegen, gern und willig von Herrn Treßler erzählen, wie er sich im Schlafwagen, Bett Nr. 10, auf der Fahrt nach Innsbruck bequem gemacht hat. Gleichwohl darf man nicht glauben, daß im Weltkrieg dem Herrn Treßler alles so gut ausgeht, wie man glauben möchte. Zuerst, ja, klappte alles famos und Herr Treßler, der sich in ein Buch von Marx Möller »vertieft« hatte, wollte schon den Eßkorb auspacken.

Aber große Enttäuschung harnte meiner, denn meine fürsorgliche Gattin hatte es übersehen, den Kartoffelsalat essig- und öldicht zu verschließen,

und so schwamm die Mehlspeise mit dem Kalbsbraten im Essig umher. Das war eher peinlich, löste aber nicht das geringste Mitleid bei meinem Nachbar aus. Übrigens entwickelte er sich als ein sehr netter Coupégenosse, der nicht einmal schnarchte.

Daß es bei Treßlers noch Essig und Öl, Kalbsbraten und Mehlspeise gibt, ist das einzig Versöhnliche an der Sauce. Nun kommt der Liebling an die Grenze, und während dort die meisten Reisenden als Leute behandelt werden, die sich durch das Reisen verdächtig machen, gelang »sein Durchbruch bei Feldkirch glänzend«. In Sargans hat er gleich eine »herrliche Bratwurst« nebst einem Krügel »Bierli« zu sich genommen. In Zürich nimmt ihn »ein Mitglied des österreichisch-ungarischen Generalkonsulats in Empfang«. Wozu hätten wir denn sonst eine Vertretung in Zürich? Auf der Straße »empfing ihn ein Meer von Licht«. Jene aber, die Vertretung, war auch schon vor Ankunft des Herrn Treßler nicht faul gewesen.

Man hatte mir im Hotel Baur en Ville Quartier gemacht, bestehend in einem großen, luxuriös ausgestatteten Schlafzimmer mit raffiniertem Badezimmer und einem eleganten Empfangssalon.

Hier mag Herr Treßler selbst empfangen, nachdem er außer vom österreichischen Konsulat und einem Meer von Licht auch noch »von dem überaus liebenswürdigen Direktor Reuker empfangen« worden war.

Ich fühlte mich schon jetzt im Himmel, aber es war, wie sich herausstellte, nur der erste Himmel. Der siebente folgte nach. Ich hatte Mühe, ein herrliches Menü für vier Franken, das meiner harrete, zu erledigen. Am Schlusse gab es Erdbeeren in Schlagobers. Ich aß immer Schlagsahne, früh, mittags und abends...

Nun folgt Herrn Treßler zu Ehren »von dem bezaubernd liebenswürdigen Generalkonsul v. Maurig ein Souper zu zwanzig Gedecken im Hotel Baur au Lac« und an einem andern Tage noch eins, »und zwar hatte der österreichische Generalkonsul diesmal 130 Einladungen ergehen lassen«. (Der österreichische allein; der ungarische hat sich wohl aus Scheu vor parlamentarischen Kostenberechnungen zurückgehalten.) »Mein Berliner Kollege Moissi war auch, meiner Einladung folgend, erschienen.« Wobei irrelevant ist, ob die Kosten für die Ernährung von 130 Oesterreich zum Fressen gern habenden Persönlichkeiten vom Repräsentationsgeld des Generalkonsuls oder direkt aus der Staatskasse gedeckt werden. So oder so, bleibt es ein die nicht geladenen Angehörigen der österreichisch-ungarischen Monarchie angehender Kostenpunkt und ich bin nicht gesonnen, bei der nächsten Steuerfatierung speziell das Gedeck für Herrn Moissi im Ausgabenetat unerwähnt zu lassen. Wobei ich aber noch die Absicht habe, mich zu erkundigen, ob ich auch für die Reisespesen der dem Burgtheaterensemble für Re-



klamezwecke beigestellten Herren Salten und Hofmannsthal aufzukommen habe. Von einer Bereinigung dieses Punktes würde nämlich meine Staatszugehörigkeit nach dem Kriege in hohem Maße abhängen. Aber vorläufig sind wir ja noch mitten im Krieg, sehen wir also zu, wie die in Zürich den Herrn Treßler hochleben lassen.

So wurde es wieder 3 Uhr nachts, als ich mich von Generalkonsul v. Maurig und seiner ungemein sympathischen Gemahlin verabschiedete, denn um halb 6 Uhr mußte ich aufstehen und zur Bahn eilen, um nach Bern zu fahren. Ich schlief ein unter den Klängen des »Heil dir im Siegeskranz« und »Gott erhalte«, das die — »Italiener« mit wütender Begeisterung spielten.

Ein diplomatisches Meisterstück, an dem nur die Vorstellung peinlich berührt, daß Herrn Treßler zu Ehren auch die Volkshymne gespielt wird. Unsere Schweizer Vertretung schien aber an der Idee festzuhalten, daß Herr Treßler das Beste sei, was Oesterreich momentan herzugeben hat, und so fuhr er denn, um halb 7 Uhr früh, »von einem Herrn der österreichisch-ungarischen Gesandtschaft begleitet«, nach Bern. Die Herrn in Bern haben das gern. Sie scheinen viel zu tun zu haben. Die Abwicklung der Reiseangelegenheiten anderer Oesterreicher dauert drei Monate; für Herrn Treßler fahren sie gleich selber mit. In Bern nun »empfing« ihn wieder etwas, aber es war kein österreichischer Diplomat, sondern nur »eine Probe zu ›Weh dem, der lügt‹«, wie sichs für einen Schauspieler ziemt, der leider auch einmal den Küchenjungen und nicht immer nur den Tafelgast zu spielen hat. Selbstverständlich gibt Herr Treßler am Nachmittag »bei den Herren unserer Gesandtschaft Baron Gagern, Baron de Vaux und Baron Hennen Karten ab«, die ich als Herausforderung aufgefaßt und ihm in diplomatischer Vertretung dieser Herren als unverwendbar zurückgegeben hätte. »Mehr tot als lebendig« kommt Herr Treßler dorthin, wohin er gehört, »in die Garderobe«. Köstlich schildert er, wie schläfrig er war, wie er aber, sobald der Vorhang in die Höhe rauschte, als echtes Theaterblut, selbstredend — der Kenner kennt das. Und mit der Miene des gerissenen Kulissenkunden ergänzt er: »Husch! Husch! die Waldfee! Wie man bei alternden Naiven zu sagen pflegt.« Nun aber harrt des Unverwüstlichen die schwierigste Aufgabe.

Die Herren der Gesandtschaft hatten fünfundsiebzig Einladungen ergehen lassen. Es war eine außerordentlich glänzende Gesellschaft in den märchenhaften Räumen des Hotel Bellevue-Palace vertreten, welches sich für die hoffentlich in absehbarer Zeit beginnenden Friedensverhandlungen vorzüglich eignen würde.

Immerhin besser als für die Fêtierung eines mittelmäßigen Schauspielers. Denn wie immer man über den Wandel der Zeiten denken mag, die sich aus solchen, welche die Tischwäsche vor den Komödianten in Sicherheit brachten und diese kaum am Gesindetisch hätten speisen

lassen, in die der aristokratischen Reinhardt-Bälle verwandelt haben; ob man nun dem Vorurteil oder der Toleranz den Vorzug gibt: so muß doch wohl gesagt werden, daß die Begebenheit, die einem Herrn Treßler noch schildern darf, ohne Beispiel ist:

Mir wurde die ehrenvolle Aufgabe zuteil, die Prinzessin Schönburg-Hartenstein, die Gemahlin unseres Botschafters am Vatikan, zu Tisch zu führen. Links von mir saß die schöne Gräfin Schwerin mit dem Prinzen Schönburg. Und da prangte nun ein Büfett von einer Mannigfaltigkeit, wie ich es kaum je in Friedenszeiten gesehen habe. Also so sieht es im siebenten Himmel aus?! Tausendundeine Nacht!

Das den meisten andern Oesterreichern unerreichbare Büfett sei Herrn Treßler gegönnt. Was die andere ehrenvolle Aufgabe betrifft, muß gesagt werden, daß ich, wenn ich Botschafter am Vatikan wäre, zur äußersten Schonung dortiger Empfindlichkeiten und überhaupt aus Rücksichten des Prestiges alles tun würde, um zu vermeiden, daß Herr Treßler meine Frau zu Tisch führt. Wenn ich aber vollends die schöne Gräfin Schwerin wäre, würde ich streng darauf achten, nie solche gesellschaftliche Verpflichtungen einzugehen, die mich zwingen könnten, die linke Tischnachbarin eines Schauspielers dritten Ranges zu sein, und geschähe es mir doch, so würde ich die Anerkennung meiner Reize durch Herrn Treßler und die Neue Freie Presse mir mit einer Entschiedenheit verbitten, daß einem Komiker, wenn er mir schon beim Dessert den Apfel reichen dürfte, doch die Lust zu Parisurteilen verginge. Die Erlebnisse des Weltkriegs sind ja nicht gerade danach angetan, die Wichtigkeit aristokratischer Herabkunft zu überschätzen, und um so weniger, als just der Weltkrieg in Fülle Beispiele einer sich selbst aufopfernden Würde geboten und die Wertlosigkeit vieler Rezensions-exemplare des »Salonblatt« dargetan hat. Beileibe nicht, weil sie sich so oder so im Krieg oder hinter ihm benommen hätten; sondern weil sie im Gegenteil nicht dem adeligen Instinkt gefolgt sind, die Mobilisierung der Ideale für den schäbigsten Zweck zu durchschauen; weil sie nie so friedensdiensttauglich waren, um einen Krieg dieser Art zu verhindern. Kein tieferer Gedanke verbindet ihren Rang mit dem Verfall der Menschheit als der Entschluß, den Reklamestrebenungen bürgerlicher Wohltätigkeit ihren Namen zu spenden. Aber weil der Lebensinhalt dieser Klasse die Tradition sein sollte; weil selbst die verlorene Würde noch besser ist als die gewonnene Gemütlichkeit, so ist es immer wieder wichtig, den Herrschaften zu zeigen, daß die von ihnen abgelegten Kleider ihr besseres Teil sind. Ein Vorurteil, das vor Presse, Bank und Bühne kapituliert, täte wahrlich gut, sich wenigstens bei Tisch zu behaupten! Denn was ist das für ein Schwindel von einer Exklusivität, die zwar die Vertreter von Beruf und Arbeit ablehnt, aber die Amuseure dieser Schichten enthusiastisch annimmt, während sie an der Kunst und ihren Menschen vorbeilebt? Was ist das für eine kuriose Ordnung gesellschaftlicher Dinge, die, solange einer als deut-

scher Buchhandlungsgehilfe konditioniert, ihn nie in die Lage bringen kann, Prinzessinnen zu Tisch zu führen, während die Entwicklung und öffentliche Schaustellung seiner Talente, die doch ein Abstieg sein müßte, ihn mit dem Inhalt des Gothaischen Handbuchs vertraut machen kann? Die Unempfindlichkeit aristokratischer Kreise, über welche am meisten die staunen, die dort eingelassen werden, müßte denn doch von der Erwägung begrenzt sein, ob der eben erst abgeschminkte Tischnachbar auch den künstlerischen Rang einnimmt, der über jede soziale Schranke erheben mag. Daß in der Sphäre hochadeliger oder hoch-offizieller Menschen die Mitglieder jenes ehrwürdigen Burgtheaters zu Hause waren, das vor dem Treßler-Zeitalter begraben wurde, Menschen, deren unerhörte Begabung zugleich die der gesellschaftlichen Vollkommenheit war, das bedarf keiner Erläuterung und keiner Entschuldigung; und wenn ein Davison oder Matkowsky, die aus Grenzenlosigkeit erschaffen waren, neben Fürstinnen getrunken hätten, so wäre die »Gesellschaft« ohne den Vorwurf einer Anomalie geblieben. Durch den Umgang mit Verwandlungskomikern beweist sie, daß ihr der Theatergeschmack in gleichem Maße abhanden gekommen ist wie der Sinn für die keineswegs wertlosen Normen ihres eigenen Faches. Wenn preußische Aristokraten sich eine Ehre daraus machen, von Herrn Reinhardt zum Handkuß zugelassen zu werden, so läßt sich der Tiefstand noch mit dem napoleonischen Ausmaß einer den Snobismus aufpeitschenden Theaterdiktatur erklären. Herrn Treßler jedoch gibts auf jeder deutschen Provinzbühne, und was mit einem von den tausend in der Schweiz getrieben wurde, ist ein Durchfall der österreichischen Gesellschaft. Jener wird, so schläfrig er ist, nicht müde, ihn schadenfroh zu beschreiben:

Leider hatte indessen der Schweizer Fahrplan plötzliche Änderungen erfahren. Da wollte man mich im Auto nach Österreich bringen, aber auch die Österreicher hatten sich gegen mich verschworen. Denn auch hier war mein Zug ausgefallen. Die österreichisch-ungarische Gesandtschaft hatte es übernommen, diese Hiobsbotschaft meiner Direktion telegraphisch mitzuteilen.

Ich schlief also vom Hotel zur Bahn, schlief in ein Halbcoupe erster Klasse hinein, schlief nach Zürich, schlief im Restaurant in Buchs, schlief auf dem Bahnsteig in Feldkirch —

Bessere Reisende als Herr Treßler sind dort schon wachgerüttelt worden, und solche, die weniger gefährliche politische Geheimnisse bei sich hatten. Denn, dem Feind zu verraten, was unsere Diplomatie im Weltkrieg treibt, uns selbst zu verraten, daß wir nur durchhalten müssen, um einen Gastspieler zu bewirten — das ist in Wahrheit ein staatsgefährliches Beginnen. Aber um solch eines kümmert sich der Grenzschutz nicht und überläßt es meiner, immer nur meiner Ohnmacht, die inneren Grenzen gegen den Feind zu schützen, der sie längst überschritten hat: gegen die Zeitung, die durch ihr bloßes Dasein der Zeit, der sie dient, die Ehre geraubt hat und die Scham, es zu fühlen.

## VERKUENDIGUNG

Am Tag des Blutes und der Auferstehung, in dem Blatt, das von dieser Welt ist, am dreihundertsten Todestag von Shakespeare und Cervantes:

Ich habe die Ehre, mich vorzustellen

Friedrich Müller, 38 Jahre, große technische Erfahrungen im praktischen Maschinenbau und im kommerziellen Aufbau großer Sachen.  
Bekannte Erfolge.

Lange in Amerika gelebt, in Europa große Abschlüsse für nordamerik. Firmen getätigt, in Österreich-Ungarn Geschäfte begründet und Markt kennen gelernt; sehr bekannt in der Branche.

Intime praktische Kenntnisse in Masch.- und mech. Apparatenbau, langjährige internationale Beobachtungen sich fühlbar machender Bedürfnisse des Marktes, last not least, ein Plus an Energie und Unternehmungsgeist, ließen mich die Lücke finden, wo

viel Geld leicht zu machen ist.

Der amerik. Erfolg des Artikels, den ich vertrat, genügte mir nicht: Besser machen, und zwar mit den Rohmaterialien des Inlandes, unabhängig von draußen sein — das war mein Ziel.

Nach jahrelanger Arbeit — mit eigenem Kapital, denn ich bin mein eigener Prophet — gelang mir soeben die gänzliche Umwälzung des amerikanischen Konstruktionsprinzips und es entstand nicht nur eine gänzlich neue Erfindung, sondern auch eine derartige Vervollkommnung des amerik. Originals, daß meine einfache Maschine eine der größten Nützlichkeiten des privaten und ein unentbehrlicher Faktor des geschäftlichen Lebens werden muß; so sagen einige hervorragende Österreicher. Und diesen Artikel — die eigene Arbeit meiner besten Jahre — will ich Ihnen in fertigen, pat. Maschinen-Modellen im Gebrauche praktisch zeigen und erklären und alles Für und Wider offen und ehrlich mit Ihnen besprechen — als ob Sie mein Bruder wären.

Sie sollen sich dann selbst Ihr eigenes Urteil über den Wert meiner Erfindung bilden und sich ruhig klar werden, ob Sie an dem glücklichen Ergebnis ernstern  
Studiums und harter Arbeit mit mir  
dick verdienen

wollen; natürlich bitte ich nur dann um Ihre Adresse, wenn Sie ein ernster, vermögender Mann sind, Ihr Kapital investieren und ein großer Fabrikant sein wollen (einzig in Europa), und — nach behördlichen Äußerungen zu schließen — obendrein sogar gerade jetzt noch ein gesuchter Wohltäter. Gefl. Zuschriften unter

»Fritz Müller« an Rudolf Mosse, Wien, I., Seilerstätte 2.



Er kam, wie aus der Kanone geschossen. Er war nicht zu erfinden. Er ist erstanden. So muß er heißen. An dem Ort, wo das Wunder geschah, sprach der Dichter: »Die heutige Zeit kennt keinen tieferen Drang, als über sich selber hinauszukommen.« Aber die Zeit ist erfüllt und er ist sein eigener Prophet. Besser machen war sein Ziel. Und er ruft den Menschen, seinen Bruder, der ein ernster, vermögender Mann ist. Und lehrte sie dick verdienen bis ans Ende der Welt.

## WEHR UND WUCHER

Ich habe nichts davon verstanden, aber alles gehört.

\*

Der Idealist ist nie ein Fachmann:

»... Der Kriegsminister äußerte den Wunsch, wie wichtig es wäre, eisgekühltes, frisches Bier bis in die Schützengräben zu schaffen. An ein Geschäft dachte ich nicht, denn ich verstand nichts von Bier, so wie ich heute davon noch nichts verstehe... Ich begab mich daher, um diesen Schwierigkeiten zu begegnen, zum Handelsminister, dem gegenwärtigen Finanzminister, und bat ihn, mich in der Versorgung der Feldtruppen mit Bier — denn nur das hatte ich in Aussicht — zu unterstützen... Ich habe von vornherein erklärt: Ich lehne jeden weiteren Gewinn ab, ich will kein Kriegslieferant sein. Das war mein stereotypes Wort. Man hat im Kriegsministerium schon über mich gelacht. Der »Nicht-Kriegslieferant« war dort mein Spitzname... Der Handelsminister zeigte sich sehr entgegenkommend und erklärte, er wolle, was ihn betreffe, das Bestreben unterstützen, daß unsere armen Soldaten draußen kaltes Bier bekommen... Es handle sich hier nicht um ein Geschäft der Depositenbank, aber nachdem ich das Angebot bereits gemacht habe, könne ich aus der Sache nicht mehr verschwinden... Da mir nun bekannt geworden war, daß von seiten der Feldtruppen dringende Anforderungen nach Bier kommen..., hat mich das veranlaßt, am 11. Juni 1916 eine Immediateingabe an den Kriegsminister zu richten. Dr. Josef Kranz hat von den Geschäften nicht das Geringste gehabt, nicht ein Heller ist an seinen zehn Fingern hängen geblieben... Ich habe mich niemals um die Details des Geschäftes gekümmert, sondern immer nur für die fertige Sache. Es konnte auch niemand darüber im Zweifel sein, daß es sich nicht um Geschäfte des Doktor Kranz, sondern um ein Geschäft der Bank handelt. (Mit erhobener Stimme.) Eine meiner wenigen guten Eigenschaften ist es, daß ich mich nicht um die Abwicklung von Geschäften bekümmere, von denen ich nichts verstehe... Es drängt sich mir angesichts einer solchen Anschauung der dumme Vergleich auf, daß ich etwa ebensogut, wenn ich meiner

Wirtschafterin sage, daß ich heute abend zehn Gäste erwarte, selbst in die Küche hinausgehe und kontrolliere, was gekocht wird... Im Sommer 1916 habe ich mich aber auch einer Aufgabe gewidmet, deren Störung durch die gegenwärtige Strafsache, ohne unbescheiden zu sein, leider zum Nachteile unseres Vaterlandes wirksam werden wird...« Staatsanwalt: »Es wäre doch möglich gewesen, Sie in dieser Sache zu ersetzen?« Angeklagter (entschieden): Warum sollte so ein Mann ersetzt werden? Ich habe es mir nicht verdient, ersetzt zu werden... Die Konferenz ist dadurch verhindert worden und die Sache ins Stocken gekommen. Aber, meine Herren, das war nicht die einzige Unternehmung, die ich im allgemeinen Interesse in die Wege leiten wollte. Ich habe der Kohlennot Wiens abzuhelfen versucht, ich habe die Nostrifizierung von ausländischen Metallindustrien eingeleitet, ich habe eine sehr notwendige Aluminiumfabrik gebaut, ich habe eine kommunale Brotfabrik und Reisschälfabrik zu errichten beabsichtigt. In meinen Plänen lag es auch, die für Munitionserzeugung so dringend notwendige Kalkstickstofffabrik zu errichten und eine Werkzeugmaschinenfabrik, ferner ein Unternehmen für Motorpflüge. Ich beteiligte mich auch an der künstlichen Glycerinerzeugung. Dr. Kranz führt dann noch andere Unternehmungen an, die er plante und die durch das gegen ihn eingeleitete Strafverfahren nicht verwirklicht werden konnten.

Angekl.: Kann das ein Mann sein, der, wie die Staatsanwaltschaft erklärt, solcher Handlungen fähig ist, wie sie ihm sie vorwirft?

Ob der Mann auch von Kohle, Metallen, Aluminium, Brot, Reis, Munition, Kalkstickstoff, Werkzeugmaschinen, Motorpflügen und Glycerin nichts versteht, hat er bescheidenweise verschwiegen.

\*

Kein Fachmann:

Vors.: Der Vertrag ist so, daß das Kriegsministerium, falls aus diesem Geschäft ein Schaden erwachsen wäre, niemals von der Depositenbank Ersatz hätte verlangen können. Angekl.: Ich bin nicht mehr Jurist genug, um das zu differenzieren: ich habe mich seit zwanzig Jahren nicht mehr mit solchen Details befaßt.

\*

Eine Lulu:

Angekl.: Ich kann das nicht aufklären. Ich erinnere mich nicht. Ich weiß es nicht.

\*

Wenn man daneben liest:

Angekl.: »In der Spiritusindustrie bin ich selbst gegen jede Art von Preistreiberei energisch eingeschritten.«

»Die Anklagebehörde erblickt in Dr. Kranz den Spiritus rector der Preistreibereien.«

\*

Angekl.: ... Es ist möglich, daß Perlberger mich einmal gebeten hat, er möchte Bier haben, und daß ich ihn zu Dr. Freund geschickt habe, aber ohne jedes Interesse an der Sache.

Und so einer bekommt, wenn er Bier haben möchte, gleich 70 000 Hektoliter!

\*

»... Dr. Freund, der der Unterredung beiwohnte, hat seine Bedingungen vorgebracht und unter anderem verlangt, er könne die Sache nur durchführen, wenn er wegen der Zuteilung des Malzes freie Hand bekomme... Ich habe mich auch niemals in den internen Geschäftsgang der Bank eingemengt, nichts von den ganzen Verträgen, die in der Bank geschlossen wurden, gewußt, bis mir eines Tages Direktor Schönwald meldete: »Haben Sie gehört, Dr. Freund hat seinen Schwiegervater eingeführt!« Bezüglich des Bierverkaufes an Rubel habe ich Freund gesagt, derartige Dinge dürfe man nicht machen. Freund hat mir damals erklärt, er sehe ein, daß er schwere Fehler begangen, er hat direkt geweint, an sein Weib und seine Kinder erinnert.«

Hier verschmelzen Jargon und Gemüt schon zu einem undefinierbaren Brei.

\*

Das Familienleben:

»... Ja, einer der Herren hat sogar gesagt: »Man soll sich den Stall anschauen, aus dem die Kuh herauskommt.« Das war auf meine Frau gemünzt.

... In dieser Sitzung, wo Dr. Kranz den Ausspruch von der Kuh und dem Stall gemacht hat, wurde ich nach einer lebhaften Debatte hinausgeschickt, dann hat man mich wieder gerufen und mir gesagt, die Sache ist in Ordnung.«

\*

Eine Volumnia:

Staatsanwalt: Ist nicht die Mutter des Rittmeisters am Geschäft beteiligt gewesen?

\*

Was ist das?

»... Nun war ich aber für 34 000 Hektoliter freihändig gekauftes Bier eingedeckt...«

\*

»... Meine Ahnung, die ich beim Auftrage des Exekutivkomitees hatte, daß es schwer sein werde, das Bier zu diesem hohen Preise dann abzustoßen, hat mich nicht betrogen.«

Wie kommt eine solche Ahnung in die Depositenbank?

\*

Was ist dos?

Verteidiger: Es wird Ihnen weiter vorgeworfen, daß Sie mindestens im Oktober nicht mehr gutgläubig die freihändigen Ankäufe machten, weil Sie da nicht glauben konnten, es sei ein Eindeckungsbedürfnis gegenüber der Heeresverwaltung. Was antworten Sie darauf? Angekl.: Ich habe wieder nur im Auftrage der beiden Schönwald eingedeckt. Ich mußte optima fide sein, weil ich mit der Lieferung von Olmütz aufgesessen war.

\*

Biblisches:

Zeuge schilderte über Einladung des Vorsitzenden die Genesis der Verträge mit Dr. Kranz mit großer Genauigkeit...

Verteidiger: Sie haben die Entstehung der Warenabteilung nicht wie einen natürlichen, sondern wie einen biblischen Schöpfungsakt erklärt. (Heiterkeit.) Sie haben gesagt, auf einmal war sie da...

... und habe es als eine Erlösung betrachtet, als ihm Perlberger telegraphierte, er habe Bier gefunden.

... Ich mußte aus dieser Verlustpost allein einen Zuschlag von 2 Kr per Hektoliter herauskalkulieren.

... Dann kam kaiserlicher Rat Schönwald in das Zimmer, sah seinen Sohn verständnisvoll an und fragte ihn: »Was ist's mit dem Brief?« »Schon gut«, war die Antwort.

\*

Ein Satz, der wie kaum ein anderer die Geste braucht, bei den andern kann man ja ein Auge zudrücken, aber da muß unbedingt die Hand dabei sein:

Dr. Freund erklärt, daß Dr. Kranz ihm gesagt habe, es ist unglaublich, wie mich die Reitzes ausnützen wollen, bei der Sache wird noch ein solcher Skandal herauskommen.

\*

Realisten:

Angekl.: ... Effektiv hat er nichts von sich hören lassen.

\*

Ästheteten:



»... Dazu kam, daß Herr Porges von der Spirituszentrale mir nahegelegt hat, es wäre gut, wenn ich diese Privatgeschäfte unterlassen möchte. Es schaut nicht schön aus.«

\*

Künstler:

»... Es handelt sich nun, eine Form zu finden, in welcher das Geschäft durchgeführt wird, und ich gab die Anregung in Form eines Conto a metà.«

\*

Wohltäter:

»Was wissen Sie von dem Syndikatskonto I?« — »Nur, daß dieser Syndikatsbrief vom 1. September existiert und daß infolge dieses Briefes das Konto errichtet wurde, auf dem bisher lediglich 5000 K als Spende für die »Concordia« gebucht sind.«

Sie hat sie hinterdrein zurückgewiesen. Wie die ergaunerte Gesamtsumme will das Scherflein niemand haben. Wie einst »alles dem Vogel gehören« sollte, so will er jetzt rein gar nichts kriegen. Aber es bleibt ein unsterbliches Konto-Idyll, es ist das Hirtengedicht vor der Schafschur. Eine Buchung, die jene Bände spricht, in denen zwei Jahrzehnte österreichischer Kulturgeschichte enthalten sind. Ich trete zurück vor dem Buchhalter, der das geschrieben hat.

\*

Wien, einer bestochenen Presse ausgeliefert, läßt sich zurzeit von einer imponieren, die von ihren reinen Händen lebt. Es ist aber ein Irrtum, zu glauben, daß die Nützlichkeit des Entschlusses, große Diebe zu hängen, dem Eifer, sie einzelweis anzuzeigen, einen ethischen Wert verleiht. Der Polizist hat seine Pflicht zu erfüllen und tut er es erst, wenn der Publizist ihm hilft, so ist der Staat zu bedauern, nicht aber die Presse zu bewundern. Es liegt nicht der geringste Anlaß vor, moralistisches Aufsehen von solchem Tun zu machen. Es gibt große Diebe; es gibt aber auch Greisler der Ehrlichkeit. Der Kriegsgewinner ist ein Scheusal. Aber der Publizist, der von ihm nicht bestochen ist, sondern im Gegenteil imstande, noch die Verlustanzeige über die Perlenschnur einer Frau zu einer Anzeige des Gatten zu machen, dem Ursprung des Vermögens, von dem die Perlenschnur stammen könnte, coram publico nachzugehen und also gar aus dem Fundamt den Weg ins Sicherheitsbüro zu finden — nein, der ist bloß unappetitlich. Wie schlecht muß das Gesamtgewissen einer Stadt sein, die von solcher Instanz an jedem Abend ihre Sittennoten entgegennimmt! Der Umstand aber, daß ihr vor der geistigen Unzulänglichkeit dieses reinigenden Gewitters nicht schaudert, macht sie tauglich zur Beute der großen Diebe wie der kleinen Antikorruptionisten.

\*

## Das sprachliche Metageschäft mit der militärischen Sphäre:

Angekl. Freund: Nach dem Vertrage vom 6. oder 9. September, dem Metageschäft, war ausdrücklich von meiner vorgesetzten Direktion fixiert worden, daß die einzelnen Verkäufe im Einvernehmen mit der Depositenbank zu erfolgen haben. Dadurch war mir die Marschroute gegeben: Du mußt von allem wissen.

Zeuge Rittmeister Lustig: ... Es ist ein Unterschied, wenn jemand mich um Rat fragt und ich ihm sage: Ich an deiner Stelle würde es nicht riskieren, in die Kontermine zu gehen.

\*

Angekl.: Also, der inländische Rum ist nichts anderes als ein Spiritus, der gekauft und dann verarbeitet wurde.

Ganz richtig, wenn noch der Spiritus-Laut hineinkommt. Daß doch der alte Kalauer so zum Gedanken renoviert wurde! Daß die banale Verwechslung so zum Erlebnis gedieh! Daß die unerbittlichen »Rechts schaut!«- und »Links schaut!«-Masken, welche die Fassade jener ästhetischen Sündenburg zieren, die eintretenden Rumlieferanten nicht abgeschreckt haben! Daß der Zusatz von Marmelade den süßesten Tod nicht verdarb! Daß der Verlust von Malz und Hopfen nicht die Erkenntnis vom Wesen dieses Kriegs zum Verzicht erhöht hat! Wann entschließt sich die Welt zum Mitleid mit sich, wenn nicht beim Anblick des Eisig Rubel?

\*

»... Solange ich in Stanislaw war, habe ich dort verkauft und habe existieren können ... Im September, als der Perlberger aus Lemberg nach Wien gekommen ist, hat er mich gefragt, warum ich mich nicht auch interessiere...«

Zu den hervorstechenden Kennzeichen dieser Sphäre gehört die freihändige Abgabe von transitiven Verben ohne Objekt. Diese Leute nehmen, geben, verdienen, verkaufen, liefern, leisten, decken ein, hinterziehen und interessieren sich. Nie aber erfährt man, was und wofür. Hin und wieder, an wen und wohin:

An Leo Zucker in Rzeszow, an Freudenthal in Szambor, an Tiger, dann nach Budapest.

Vors.: Wie teuer haben Sie das Bier verkauft — Angekl.: Verschieden. Ich glaube, ich habe K 89.50 bekommen von Freudenthal, von Grünfeld in Budapest 90, kurz bis 100 K... Vors.: Wie sind Sie mit Grünfeld zusammengekommen? — Angekl.: Den hat mir ein Bekannter gebracht aus Budapest... — Vors.: Was für Spesen haben Sie gehabt? — Angekl.: Erstens eine sogenannte Vermittlungsprovision, das sind usuell 77 h per Hektoliter bis zu 1 K. Dann sind solche Reisespesen, Telegrammspesen, dann habe ich ein Mädels für die Maschine gehabt... Vors.: Also ein Risiko haben Sie gehabt? — Angekl.: Das war verschieden.

Im Oktober zum Beispiel bekam ich die Nachricht, die Russen besetzen das Gebiet, wir bekommen die Fässer nicht zurückgestellt.

\*

Ränke:

Verteidiger: ... Was Grünfeld in Budapest betrieb, dessen Einvernahme hier sehr schwer wäre, hat sich Herr Rubel ein diesbezügliches Zeugnis verschafft. Was Herrn Ignaz Freund betrifft, möchte ich hervorheben, daß dieser in einem Hause gewohnt hat, dessen Hausherr Dr. Heinrich Mittler jun., I. Bezirk, Neutorgasse 20, ist. Ignaz Freund hat es nun durch Anzettlung von Ränken und dergleichen unter den Hausparteien so weit gebracht, daß der Hausherr selbst nicht mehr in seinem Hause wohnen konnte. Er mußte dem Ignaz Freund kündigen.

\*

Schöne Züge:

Vors.: Der Felix sagt, inklusive Gesteungskosten 11 K 92 h. — Angekl.: Felix war immer sehr aufrichtig und das dürfte auch in dieser Richtung stichhaltig gewesen sein.

Angekl.: Ja, der Konzipient von Dr. Goldberg hat mir gesagt: Die Geschäfte, die ich abgeschlossen habe, darüber reden wir nicht. Aber neue Geschäfte soll ich nicht mehr machen.

\*

Leumundszeugnis über den, dem so geraten ward:

»... Rubel sei Sitzungsmitglied des Marmaroszer Komitats. Er war ein angesehenes Mitglied der Gesellschaft, führte einen soliden unbescholtenen Lebenswandel und genoß als patriotischer und regierungstreuer Mann allgemeines Ansehen.«

\*

Das hätt' ich in meinem Dialog des Ehepaares Schwarz-Gelber gebraucht:

Zeuge Schönwald (verhaftet, außer Fassung): Da — bin ich — starr... Ich habe 45 Jahre lange fleißige Arbeit hinter mir, war stets treu, bekleide Ehrenstellen und habe Auszeichnungen, und da — mutet man mir zu — daß ich, der ich im Exekutivkomitee und im Verwaltungsrat der Bank sitze, zugunsten des Herrn Reitzes — (Ab.)

\*

Der Leitartikel oder was Tell sagt:

Wir müssen immer das Allgemeine in dem Einzelnen suchen und werden dann verstehen, warum Adolf Schönwald im Frieden wie im Kriege sich des Verses nicht erinnern wollte: Der brave Mann denkt an sich selbst zuletzt.

Also wegen dem bißl schlechten Gedächtnis! Wo doch Tell konträr selbst sagt, jeder geht an sein Geschäft.

\*

»... Ich habe dem Felix vorgeschlagen, daß ein gewisser Zusammenhang zwischen Umsatz und dem vielleicht in Anspruch genommenen Kredit bestehen müsse...«

Diese Kreise schlagen vor, daß etwas bestehen müsse; äußern den Wunsch, wie wichtig es wäre; verlangen, sie können die Sache nur durchführen, wenn sie bekommen; bitten, sie möchten haben. Die Geschäfte, die sie abgeschlossen haben, darüber reden wir nicht. Aber die Sprache, die sie abschließen, bleibt wohl der unvergänglichste Dreckhaufen, den sich diese Gegenwart gesetzt hat. In Berlin wird wenigstens fließend gemauschelt. Nicht einmal das funktioniert hier.

\*

... Am 28. Dezember sei der Auftrag gekommen, eine Rohbilanz aufzustellen, in die auch das Metageschäft einbezogen werden sollte.

Vors.: Hat Sie das nicht gewundert, daß um diese Zeit eine Bilanz verlangt wurde? — Der Zeuge schweigt. — Vors.: Wir wissen, daß Ihnen die Aufstellung dieser Bilanz große Schwierigkeiten gemacht hat.

Nun aber beginnt er zu reden:

Ja, weil ich nicht wußte, was ich mit dem Conto a metà beginnen soll. Auf diesem Konto waren Biereinkäufe verbucht, deren Verkäufe von der Warenabteilung der Depositenbank besorgt wurden und daher auf dem entsprechenden Konto vorkamen. In dieser Situation wußte ich mir nicht zu helfen. Ich verlangte bestimmte Weisungen und es hieß, daß in der Bilanz nur die fünfprozentige Kommission der Bierstelle vorkommen sollte. Ich bat den Prokuristen Kohn um Rat, der meinte, ich sollte Konsignationen machen und mit ihnen die Verbindung zwischen dem Bierkonto und dem Konto der Warenabteilung herstellen. Ich fertigte auch die Konsignationen A, B, C aus. — Auf weiteres Befragen des Vorsitzenden erklärte der Zeuge, daß das A-metà-Konto einen Approximativgewinn von 318 000 K ausgewiesen habe.

Ist das nicht das Ende des Seins? Nicht, weil es geschah. Sondern daß es das gibt und daß mit solchem Rotwelsch die elende Beziehung zwischen Geld und Ware zu einem Mysterium des Rebbachs herumgedreht wird. Das gibt es, das mußte man eine Woche lang anhören. Kein Mensch weiß, was dahintersteckt, jeder weiß, daß es die Technik des Nehmens betrifft. Ein Grauen erfaßt einen vor dieser Kabbala des Saldo, durch die die Welt zwar zu Schaden kommt, aber nie zu dem Wissen, wie groß er sei.

\*

Die Technik des Nehmens ist unentwirrbar. Die Technik des Verteidigens ist die Ablenkung von der tödlichen Hauptsache durch eine



auffallende Nebensache. Der Justizminister hat, um die Laokoongruppe ahnungsloser Kriegsgewaltiger von einem Hydra-Syndikat zu befreien und dieses selbst dem Verderben zu überliefern, einen äußerlich verfehlten, in einer geordneten Sphäre verpönten Eingriff vornehmen müssen. Er hat mit einem Gewaltakt einen Gewaltakt durch einen Akt ersetzt. Das gibt ein wirksames »Aha!« der Verteidigung, davon lebt ein demokratisches Gefühl, das Wucherer verteidigt, einen Tag, bis der Zeuge sich ruhig zu der eigenen Tat bekennt. Man könnte sofort die Lynchung eines Anklägers durch den Pöbel durchsetzen, wenn man im richtigen Moment dessen Aufmerksamkeit auf die grüne Krawatte des Anklägers lenkte. Es war eine Enthüllung, durch die der Anschein geweckt werden sollte, daß »das Recht gebeugt« wurde, aber fatalerweise herauskam, daß einmal, endlich einmal das Unrecht gebeugt worden ist. Des Reizes wegen sollte man es öfter versuchen. Des Reizes der Neuheit wegen.

Wenn das Auditorium eines solchen Prozesses in »große Bewegung« gerät, so dürfte es eine Sehenswürdigkeit für sich sein. Wie beneide ich die Richter, daß sie dem Schauspiel beiwohnen konnten. Die Sensation aber verlief so:

#### Der Verteidiger:

Hier handelt es sich aber noch um eine Sache, die doch schon dringend einer Erörterung bedarf. Ich stellte den Antrag, zur vollständigen Aufklärung des Sachverhalts den Justizminister und den Finanzminister vorzuladen. (Große Bewegung im Saale). Denn alle Angeklagten haben ein Recht, zu erfahren, wieso etwas, was vom Gericht abverlangt wird und an das Gericht geht, plötzlich in einer Art Kabinettsjustiz vom Finanzminister — Ich bitte, das ist eine viel zu ernste Sache, da muß volle Klarheit werden. Ich beantrage, den Kriegsminister, den Finanzminister und den Justizminister vorzuladen, damit wir volle Klarheit erlangen, wieso derartige Dinge sich überhaupt ereignen konnten. Ich gehe so weit, zu sagen: Mich interessiert weniger, was da geändert worden ist; aber daß überhaupt eine Urkunde, die an das Gericht geht, in dieser Weise geändert wird, das erregt mich tief und ich hoffe, auch das Gericht, und ich bitte daher um Zulassung meines Antrages.

#### Der Justizminister:

... Es ist das Schriftstück, das ich mit eigener Hand korrigiert habe, damit jene Note daraus wird, die sich in den Akten des Untersuchungsrichters befindet. (Große Bewegung.)

... Nachdem die Verfolgung in dem Strafprozesse eingeleitet war, ist wenige Tage darauf in einer Zeitung — ich weiß nicht in welcher — eine Ehren-erklärung des Kriegsministeriums für den jetzigen Angeklagten Dr. Kranz erschienen. Ich weiß nicht, wann das war. Schon das ist mir ungeheuer aufgefallen, weil ich gesehen habe, daß das Kriegsministerium, oder vielmehr einzelne Organe des Kriegsministeriums für Dr. Kranz in der Straf-

sache Partei nehmen... Eines Tages kam der Staatsanwalt zu mir und zeigte mir jene Note und sagte mir: Hier hat schon wieder das Kriegsministerium ein Plaidoyer für Dr. Kranz abgegeben. Ich habe diese Note mit dem Staatsanwalt zusammen durchgelesen und habe gesehen, daß das kein geschicktes, aber ein ganz entschiedenes Plaidoyer für Dr. Kranz ist unter der Form der Mitteilung von Tatsachen...

Ich hatte also einen Weg zu suchen und ich überlegte: Soll ich eine Note an den Kriegsminister schreiben? Das schien mir ungangbar, denn ich hatte nur das Echo jener Organe gehört, die den Kriegsminister schon zweimal bewogen hatten, in einer Strafsache Partei zu nehmen...

... Das besteht aus einem Plaidoyer und einer Impertinenz...

Das habe ich austreichen lassen. Es ist ein Plaidoyer und eine Impertinenz und das Kriegsministerium hat nach meiner Meinung Schlußfolgerungen des Gerichtes weder beizupflichten noch nicht beizupflichten, sondern hat die Wahrheit zu sagen.

... Mich ging das ungeheuer an. Vor allem habe ich hier gefühlt, wie schwer es ist, die Unabhängigkeit der Richter zu schützen.

\*

Die der Justizminister gemeint hat, auch sie waren die Vorgesetzten der Menschheit. Kann es — das Hirn dieser Menschheit strenge sich einmal für die Vernunft an — eine noch so ernste, noch so unumgängliche Angelegenheit zwischen den Staaten geben, die es möglich macht, daß auch nur eine Minute lang — denn auch eine Minute ist ein Abzug der Ewigkeit — die Herren Lustig und Hilfreich über mein Denken, meine Freiheit, meine Menschenwürde, mein Leben, meine Gesundheit, meine Nervenruhe, meine Laune, meine Zeit verfügen? Wann wird — in allen Staaten zugleich, damit sie nie wieder, was zwischen ihnen spielt, für wichtiger halten — die allgemeine Wehrpflicht gegen den Unwert einsetzen?

\*

»Rittmeister Hugo v. Lustig ist 45 Jahre alt, in Saaz geboren, Witwer und Kaufmann. Er ist Aufsichtsrat von drei Großbanken... Gegenwärtig ist er dem schweren Feldartillerieregiment Nr. 29 in Theresienstadt zugeteilt.«

Schon die Generalien dieses Rittmeisters zeigen, daß der Prozeß im tragischen Karneval spielt.

\*

Zeuge: Oberleutnant Benesch ist Prokurist der Anglobank... Oberleutnant Dr. Schrott ist Syndikus bei Klinger in Neustadt an der Tafelfichte.

Natürlich kann man trotzdem das Schwert führen. Warum aber hat man es an der Seite, wenn man die Bücher der Depositenbank revidiert? Da es doch kaum an der Front zur Verwendung gelangt. Jetzt sagt ein General: »Komm mit mir, ich diktier' dir etwas«, während früher der Generaldirektor in solchen Fällen immer »Sie« gesagt und der General gesagt hat: Ich befehl' dir etwas.

\*

Der Setzer dieses Gerichtssaalberichtes, tief in den Kommerz verstrickt, setzte:

... Anfang Juni kamen Oberbrauer Bayer und Generaldirektor Erhard zu mir — — Die erste Nachricht vom ersten Abschluß kam mir von E r h a r d & B a y e r...

\*

Der Einwand, daß Gerichtssaalberichte sich nie ganz mit dem gesprochenen Text decken, gilt hier gewiß nicht. Nie war die Berichterstattung lebendiger. So, genau so sprechen sie, müssen sie gesprochen haben. Für welche Sprache sollte die Presse ein besseres Ohr besitzen als für diese? Welche vermöchte sie reiner, unverstümmelter zu überliefern?

\*

Der Sohn ist beim Militär, hat sich mit, also mit Ruhm bedeckt und verspricht der Mutter ein Hopfengeschäft:

... Ich wollte meiner Mutter zeigen, sie soll stolz auf ihren Sohn sein, daß ihr Junge Einfluß hat, daß er sich eine Position in der Welt erworben hat.

Er hat geleistet:

... Die Budapester Zeitungen haben ohne mich kein Papier gehabt; solange ich in Berlin war, haben sie Papier bekommen.

\*

»Richtig ist — und ich war damit einverstanden — daß die Marmelade förmlich Hals über Kopf nach Wien geschickt wurde... Die Marmelade kam in großen Posten, und bei den heutigen Verkehrsverhältnissen, wo ein Waggon oft in den anderen hineinfährt, ist es möglich, daß einige Waggons defekt geworden sind. Die Kübel waren oben nicht befestigt und sind durcheinandergeraten, und die Marmelade ist teilweise ausgeronnen.«

Ja, die Sauce hat man sich am 1. August 1914 auch nicht vorgestellt!

»Ist Ihnen bekannt, mit welchem Nutzen, nicht mit welchem perzentuellen Nutzen, sondern im allgemeinen im Frieden ein Händler Marmelade verkauft?« — »Ich habe Marmelade nie im Frieden verkauft...«

Wer wird denn auch im Frieden Marmelade verkaufen!

\*

Die Herren Verteidiger gehen oft ein bißchen weit, alles was recht ist.

»... Und da ist es nicht nur nötig, sich an einen Fachmann zu wenden, vielmehr muß man Männer hereinziehen, die auf Grund ihrer Verbindungen in Kapitalkreisen die Opferfreudigkeit haben, um mit Fachleuten die Aufgabe durchzuführen.«

Eine schlichte Feststellung, mehr wäre vom Uebel.

»... Dieser Prozeß aber ist eine Apotheose auf den legitimen Zwischenhandel.«

Das dürfte schon ein bißchen über das Ziel geschossen sein, weiter soll man nicht gehen.

»Wenn so alle Argumente der Anklage vor der juristischen Kritik haltlos in alle Winde zerflattern, so entsteht die verwunderte Frage: Wie konnte der Herr Staatsanwalt, dessen Tüchtigkeit und Pflichttreue, dessen Menschenfreundlichkeit wir alle kennen und verehren, auf solchen Argumenten eine Anklage aufbauen? Es gibt hiefür nur eine Erklärung, die Kollege Dr. Rosenfeld treffend gegeben hat. Wir stehen unter dem Einflusse einer Psychose, welche die Geister allenthalben ergriffen und das Rechtsgefühl getrübt hat. Nur so ist es zu erklären, daß es zur Verfolgung eines Mannes wie des Dr. Josef Kranz kommen konnte, dessen Wirken weit eher ein Denkmal verdient hätte. Ich beantrage daher den Freispruch des Herrn Eisig Rubel.

Also die Herren Kollegen gehen oft ein bißchen weit, das muß man schon sagen. Aber sollte hier nicht eine allzu flüchtige Information schuld sein, richtig gehört, nur schlecht verstanden? Wieder der alberne Kalauer von einem, der sich mit Ruhm bedeckt hat. Daraus kann heutzutage Pathos wachsen.

\*

An dem Urteil ist nur das Gesetz zu bemängeln. Es hat gar keinen Sinn, Wucherer einzusperren und die zugelegte höchste Geldstrafe mit einer Summe zu bemessen, die einer in Wien durch ein Telefongespräch selbst bei falscher Verbindung hereinbringt. Die Strafe sollte keinen andern Sinn haben als den, dem Volk die ganze ihm abgenommene Summe zurückzugeben, also annähernd das Gesamtvermögen des Wucherers. Er wäre zur Abschreckung auf freiem Fuß zu belassen, um also möglichst oft der Verlockung zur Sparsamkeit ausgesetzt zu sein. Der Arrest ist keine Remedur für Gefährdung der Volkswirtschaft; eine Abschließung aber, und zwar auf Lebensdauer, bei nachgewiesener Kulturwidrigkeit der Erscheinung dürfte von Gesetzgebern, die selbst gerne auf freiem Fuß bleiben möchten, nicht zu erwarten sein.

\*



»Vielen wird jetzt kalt am Pipek«, sprach jemand zu mir. »Gott geb's«, antwortete ich, »aber was ist das?« »Das ist aus der Sprache jener, die Eisig Rubel heißen, der Denkmalkandidaten. Pipek heißt Nabel und es ist eine sehr bezeichnende Redensart für den Gemütszustand von Männern, die den Krieg doch wenigstens in Form eines Damoklesschwertes erleben als jener bekannten mitten im Tafelgenuß drohenden Gefahr des Erwischtwerdens.« »Pardon, ich habe nicht gewußt, daß Wucherer einen Nabel haben, aber daß ihnen kalt am Pipek wird, empfinde ich ganz und gar. Um dieser Wendung willen bin ich bereit, die dreifache Buchhaltung zu studieren und ein Fachmann der kommenden Prozesse zu werden. Gibt es denn noch viele Denkmalkandidaten in Wien?« »Die Platzfrage wird eine Verlegenheit sein.«

\*

Daß sich eine Menschheit, die ihre Phantasie auf die Erfindung von Gasbomben ausgegeben hat, deren Wirksamkeit am 1. August 1914 nicht vorstellen konnte, macht sie erbarmungswürdig. Daß sie aber auch von der magischen Anziehungskraft des Blutes auf das Geld keine Vorstellung hatte, macht sie verächtlich. So konnte sie die vollständige Einkreisung des Molochs durch den Mammon erleben und die Wehrlosigkeit der Kriegsgewalt vor der Autorität des Wuchers wie eine letzte Entschädigung genießen. Daß ein Kriegsminister von jener ehrenhaften Ahnungslosigkeit, die eben noch die neue Waffe, aber nicht deren furchtbaren Zusammenhang mit der neuen Macht kennt, das Opfer eines Konsortiums offener und verkleideter Warenagenten wird, sollte nicht zu einer Trennung der »Ressorts«, sondern zu einer Denkrevolte auf den Höhen des Staatslebens führen. Will man wissen, wie der neue Krieg aussieht, so genügt der Blick auf das leere Schlachtfeld des anonymen Todes, auf den Kampfplatz ohne Kampf, wo der Zufall zwischen Mensch und Maschine entscheidet, und dann zurück in einen warenlosen Kommerz, der noch nie das Ding gesehen hat, von dem er lebt — eins dem andern ein Gleichnis. Aber es genügt auch ein Blick in die »Auskunftei« des Kriegsministeriums, wo sich in engem Raum ständig ein Bataillon der Zinsfußtruppe drängt, die in diesen Gerichtstagen aufmarschiert ist, und an den Eintretenden, von dem man gar nicht vermutet, daß ihn ein anderes Geschäft, etwa die Sehnsucht nach einem Reisepaß, hierherführen könnte, einzig die Frage gestellt wird: »Von welcher Firma?« Die atembeklemmende Vermischung zweier Sphären, von deren Zusammenwirken man doch nur erwarten könnte, daß die dort die hier krummschließen werde, ist das eigentliche Ereignis dieser Kriegszeit. Die Verbindung jener, die die Menschheit wie eine Ware schieben, mit jenen, die die Ware schieben: erstaunlich, weil so ganz dem alten Dekor, an dem der neue Sinn festhält, widerstrebend, und gleichwohl ein Elementarereignis. Gäß's die Ornamente nicht mehr, deren Beibehaltung die wahre Kriegslist der Macht gegen die Menschheit bedeutet, so wäre alles klar, nüchtern, ungefährlich. Solange die alte Fassade hält, ist die neue Macht gebor-

gen. Es ist der demokratische Irrwahn, der es auf die alte abgesehen hat. Der Feind ist die neue Macht, die über die alten Embleme verfügt. Das Militär ahnt nicht, von wem es jeden Sieg besiegen läßt, und die Tragik des Kontrastes, daß die Guten leiden und sterben dürfen und die Schlechten leben und stehlen müssen, bleibt der immer wieder erschütternde, immer wieder selbstverständliche Zustand, in dem sich jene Verbindung auslebt. Was mit Ehre aus den Amtszimmern der Kriegsgewalt entlassen wurde, ist mit Schande aus dem Gerichtssaal gezogen, nur leider mit einer, deren Abwicklung den Nachrichten der Kulturgreuel ungeduldig macht. Als solcher bestaune ich die Korrektheit eines Verfahrens, das zur Verurteilung Beweise braucht statt sich mit Gesichtern und Geräuschen zu begnügen. Ich hätte in der ersten Stunde alles was da war, inklusive Auditorium, verhaften lassen und keineswegs den Zeitraum, der seinerzeit zur Erschaffung der Welt gereicht hat, mit dem Dialekt und der Wissenschaft einer Zunft anfüllen lassen, deren Leben außerhalb des Zuchthauses doch nur auf ein administratives Versehen zurückzuführen ist. Und dennoch, um zu erproben, wie abgehärtet unser Ohr ist, war es notwendig. Als Kulturhistoriker — wenn man diese mitleidig befangene Zeugenschaft gegen alles und jedes so nennen will — muß ich's zufrieden sein. Nur daß ich's muß, macht mich so unzufrieden. Denn es ist eine verfluchte Pflicht, den Aussatz der Welt, der sich zum Sprechen ähnlich sieht, zu einem Tanz der Höllenvisionen aufzureihen, und der Schmerz beißt sich konvulsivisch in die Hand, die den Verrat an der Sonne zeichnet. Zentraleuropa von der Region des Menschenersatzes bis zu den Pußten des Raubtiers immer wieder an einen Begriff von Europa auszuliefern, auch wenn's den längst nicht mehr gäbe unter der sieghaften Allgewalt des letzten Idioms — das ist die Aufgabe, die nicht endet, weil sie unerfüllbar ist. Es ist immer wieder der Griff in die Unmittelbarkeit, die sich von selbst formt und immer nur die Plastik dieser sechs Gerichtstage hat, deren Inhalt Weltzerstörung war und auf die kein Tag der Ruhe folgt.

## DAS UNTERBEWUSSTSEIN IM KRIEGE

Ein Politiker hat an den Verlag der Fackel die folgende Aufforderung gerichtet:

Wien 22/  
1011

Ich ersuche um die Nummer Ihrer  
Zeitschrift vom vorigen Jahre bis  
ausklingend April 16 nach  
Willen zu senden.

P. R. A. H.

Die neuere Psychologie hat, soweit mein Wissen davon reicht, bisher bloß die Erscheinung des »Versprechens« beobachtet. Der vorliegende Fall von Versprechen — freilich eines langjährigen Redners, der sich auch im Schreiben reden hört, und lebhafter, weil ihm das Parlament verschlossen ist —, ergibt ein umso berückenderes Beispiel von Einmischung des Unterbewußtseins, als der Schreiber nicht einmal durch die optische Kontrolle des (hier in verkleinertem Format wiedergegebenen) Bekenntnisses irre zu machen war. Seine Fortsetzung würde der Fall in den Seelen der Leser finden, deren Blick so wenig stolpern wird wie jene Feder. Ich schätze dies Autogramm, das ein Datum mit so furchtbarer Sicherheit verfehlt hat und dessen Verfasser selbst in keine schuldvolle Beziehung zu der Welt des Kriegsgewinnes, aber mehr: in die der Zeugenschaft und Kennerschaft gebracht werden soll, als eines der stärksten Dokumente zur Natur dieses Krieges.

## UNSER WELTGESCHICHTLICHES ERLEBNIS

Da nun die Hamletfrage nach Sein oder Nichtsein zur letzten Frage aller Staatsweisheit wurde, könnte man sich darein finden, daß der Uebermut der Aemter und die Schmach, die Unwert schweigendem Verdienst erweist, zu jenen täglichen Erfahrungen zählen, aus denen vor dem Einschlafen die tröstliche Erkenntnis gewonnen wird: Krieg ist Krieg. Was wollt ihr von der Menschennatur, die Macht und Maschine geschmeckt hat, anderes erwarten und verlangen? Wenn Krieg

Krieg ist, hilft einem Weisen, der noch von früher her zur Melancholie neigt, dennoch die bessere Einsicht: daß die armen Tyrannen, die gemäß dem unerforschlichen Ratschluß ihrer Gottähnlichkeit uns das bißchen Dasein, wenn nicht verkürzt, so doch versperrt haben, am Ende die letzten Sklaven ihrer Laune gewesen sein werden. Was wollt ihr von einem Menschenschlag, der sein durchaus subalternes Machtideal durch Hoffnung auf anderweitige Revolutionen prolongieren möchte? Sie sehen gar nicht, wie kunterbunt ihre Ordnung ist. Im Angesicht sterbender Männer wird ein Wesen, das mit dem Lorgnon zuschaut, für Tapferkeit dekoriert; Finanzgauner, deren Sprache kaum zur Verständigung über die notwendigsten Berufspraktiken reicht, tragen das Kleid vorzeitlicher Ehre; Cafetiers nehmen mit Veteranen den Appell ab; Judenbuben sind die Dichter der Nation, der sie nicht angehören; und in der Plankengasse habe ich zugeschaut, wie ein Straßenkehrer einen Unterstraßenkehrer wegen vorschriftswidrigen Grußes gestellt hat. Ist nicht, was uns rings umgibt, die aufgewärmte Rache von Vorgesetzten, die Untergebene waren? Von Kellnern, die dem Pikkolo heimzahlen, was sie ausstehen hatten? Von einst selbst geschundenen Abrichtern? Deren Lust an dem Maß der Wehrlosigkeit wächst und in der Tierschinderei als im reinsten Ausgleich verhaltener Gefühle die eigentliche Erlösung findet? Dem letzten Knecht ist noch ein Untertan das Pferd. Nun denke man sich diese Sorten eines nach unten ausstoßenden Menschentums mit erhöhter Machtbefugnis und dem Dekor, das diese bezeichnet, ausgestattet — sieht dann die Welt nicht plötzlich so aus, als ob die außenfeindliche Notwendigkeit nur eine Verabredung wäre, um das tiefere Bedürfnis des Nächstenhasses endlich auf eine inappellable Art zu befriedigen? Du lebst in einer Gegend, in der dein Portier Hausmeister ist und Wächter deines Leumunds. Wähnst du, daß diese Gegend in Zeiten, da sie sich gegen einen äußern Feind schützen zu müssen, also vitale Handelsinteressen durch Verwendung von Chlorgas klarstellen zu sollen meint, dir einen bessern Schutz deiner besseren Güter gewährleisten wird? Wird nicht im Gegenteil Menschenwürde jenes rarste, sofort vom Staat beschlagnahmte Lebensmittel sein, dessen Mangel erst ein Durchhalten durch ein so verwandeltes Leben ermöglicht? Da dich aber die Einführung von sieben wahrheitsfreien Tagen in der Woche um den Verstand bringen könnte, rette den Glauben an eine das Weltgeschehn lenkende Logik so: Angesichts der nicht mehr zu ignorierenden Tatsache, daß in einem Krieg der Maschinen die Menschen besiegt werden und alle an diesem Ausgang beteiligten Teile gleich schlechte Geschäfte machen, ohne daß sich der geringste Vorteil für jenen, der besser schießen, oder jenen, der länger warten kann, ergibt, bleibt nichts übrig als die Ueberzeugung: daß der Kampf um ideale Güter geht! Denn wenn es schon heute in Fachkreisen ausgemacht ist, daß das künftige Europa, wie immer es sich gestalten möge, von Japan mit Zündhölzchen versorgt werden wird, so ist es klar, daß das jetzige weit eher für Ideale als für Zündhölzchen gekämpft hat. Bei so falscher Rechnung muß die



Hoffnung gut sein. Enttäuschung ist nur der Vorspann wahrer Erfüllung. Ist der Handel schlecht, nimm den Verdruß in Kauf, sonst stehst du deinem Glück im Weg. Wir haben einen ungünstigen Planeten gezogen, aber wir brauchen nur weiter zu lesen und alles geht noch gut aus. Um nicht rasend zu werden, sage dir immer wieder, daß das Sterben einen dir vorläufig verborgenen Sinn gehabt hat, weil doch so viele Menschen nicht ausschließlich deshalb gestorben sein können, um ein Hinterland von Schreibern und Wucherern zurückzulassen; und daß jene, die nicht sterben mußten, weil sie schreiben konnten, und jene, die wuchern durften, weil sie nicht sterben mußten, die Instrumente einer kulturellen Mission waren, deren Bedeutung wir darum allein nicht schlecht machen sollen, weil sie uns vorläufig unbekannt ist. Sei weise und bedenke, daß es der Staat nicht sein kann, denn Weisheit würde ihn entwaffnen. Begreife, daß Krieg jene Probe auf den Fortschritt ist, durch die das Instrument frei wird und der Knecht sich entschädigt. Wenn Krieg ist und Krieg Krieg ist, so ist nicht der Feind allein, sondern jedermann dein Feind. Shakespeare hat zwar »Maß für Maß« geschrieben, aber er war nie auf dem Korridor des Wiener Landesgerichts, sonst hätte er, unweise genug, gestaunt, wie sein guter Schließer sich im Krieg verändert hat, wie er nur deshalb einen Bernardino anbrüllt, weil Krieg ist und in solchen Zeiten vor dem Tod auch noch etwas Grobheit den Leuten nicht schaden kann, die sonst leicht gar zu übermütig werden. Ich habe solch einer Szene beigewohnt und mich, unweise genug, über die vorbeigehenden Juristen gewundert, die doch auch irgend einmal von Müttern geboren wurden, weil die Abtreibung der Leibesfrucht strafgesetzlich verpönt ist, und die, wo unsereins zagen Sinnes zwei Fragezeichen setzt, daraus einen einzigen Paragraphen schlingen können. Aber Shakespeare, der ihn gelöst hat, meint nur die Richter, nicht die Krieger, wenn er eine wilde Anklägerin rufen läßt: »Könnten die Großen donnern wie Jupiter, sie machten taub den Gott!« Da es heutzutage gelungen ist, so muß wohl eine Fähigkeit des Donnerns in die Welt gekommen sein, die in keiner früheren Kulturepoche, wo's eben noch keine Donnermaschine und keinen Jupiterersatz gegeben hat, denkbar war. Groß und Klein verfügt über die nötigen Behelfe, deren praktikable Art auch die Kleinen groß gemacht hat. Was Shakespeare des weiteren sagt, macht jede Stunde, jeder Fußbreit unseres täglichen Weges zum Erlebnis: »... doch der Mensch, der stolze Mensch, in kleine, kurze Majestät gekleidet, vergessend, was am mind'sten zweifelhaft, sein gläsern Element — wie zorn'ge Affen, spielt solchen Wahnsinn gaukelnd vor dem Himmel, daß Engel weinen, die, gelaunt wie wir, sich alle sterblich lachen würden.« Nun, ich höre die Engel weinen. Lachen tu ich an ihrer Statt. Zwischendurch schreibe und spreche ich. Und was ich schreibe und spreche, das ist doch schon um ein wenig lauter und lauterer, als was so gemeinhin die Leute schreiben und sprechen. Aber was ich mir denke, was ich mir denke — wenn Gottes Zeugenschaft hiefür zur Stelle wär', dann fiel wohl die Entscheidung zwischen mir und der Macht! Wäh-

rend wir heute noch so miteinander leben können. Aber es ist kein beneidenswerter Zustand, vor eben den Dingen, die zu beweinen sind, über das ganze Gesicht lachen zu müssen und ohne auch nur sagen zu können, warum man in der Laune ist. Ich war immer für die Herrschaft über den niedrigen Menschen eingenommen, und nun drängt es mich mit aller Gewalt, die dieses Schrecknis über die Seele vermag, zu sagen: daß ich für die Herrschaft des niedrigen Menschen nicht eingenommen bin! Daß ich ins Angesicht einer Tyrannei der Tölpel Revolution machen wollte. Und was, wahrlich, ist alles Ekrasit eines Weltkriegs gegen den Sprengstoff, den jede Stunde nach mir wirft, drängend zu sagen, was nicht mehr zu tragen ist! Denn der Eindruck, dem ich nicht entinnen kann und gäbs hundertfache Erlaubnis dem Gebiet zu entinnen, ist nicht das Grauen, sondern die Gleichzeitigkeit einer unberührten Daseinsform, die durch einen mechanischen Eingriff von jenem sich entbunden hat. Bluttaten, die zu verantworten, einst den Täter zum Herrscher gemacht hat, wird nun jeder bessere Diurnist hinter sich haben, denn er hatte sie hinter sich, da er sie beging. Die Menschheit drückt auf den Knopf, wo Tod steht, und weil dies Können ihr die Vorstellung geraubt hat, wie der Tod schmeckt, drückt sie um so beherzter. Ich werde nie fürder mit einem gutmütigen, übelriechenden, triefäugigen Buchhalter sprechen können, weil er plötzlich zu erzählen anfinke, was er bei Belgrad geleistet hat. Jeder, der's getan und nicht erlebt hat, weil er es nur in der Minute erlebt hätte, da er's an sich selbst erlebte, aber dann nicht mehr erzählen könnte, trägt das Ungeheure als fetten Titel mit sich fort und nicht als Alpdruck. Letztes Einssein im Chaos: Blut und Druckerschwärze über dem Kopf der Menschheit; Werke, an denen er nicht Teil hat, wenn er sie verrichtet! Was von keinem Willen zu verantworten wäre, geschieht jenseits aller Verantwortlichkeit. Für das, was wir können, können wir nicht mehr: so hat Technik mit einem Handgriff die Seele bewältigt. Was erleben wir? Die verdient haben, Zeitgenossen des Menschenmords zu sein, weil wir tatlose Zeugen des Tiermords und des Kindermordes waren! Geschähe im elenden Winkelleben unserer Geistigkeit ein Millionstel von dem, woran sie tätig war, es wäre der heiß ersehnte Untergang zu Gunsten jener Seele, der die Fibelbetrüger den Aufschwung eingeredet haben. Nicht daß solches Volk von Kinobesuchern, Zeitungslesern und Maulaffen der Weltgeschichte seinen Suppentopf auf dem Herd fremder Revolutionen kochen will; aber daß es seinen Machtwahn durch fremden Umsturz fortfretten möchte, ist der Humor davon. Unser verlorenes Paradies war ein Irrgarten der Macht, selbst die Schlange war eine Phrase, und es ist der Fluch aller Kreatur, die kriecht und glänzt, sich unversehens in den Schwanz zu beißen. Mag's anderswo, wenn fremder Hunger uns denn sättigt, aus Brotmangel stürmisch werden. Die bessere Revolution wäre unser Teil, wenn wir noch so viel Geistesgegenwart hätten, zu bemerken, was in unsern Gehirnen vorgeht. Aber die effektivste Blockade ist die einer Welt, die durch Taten ihre Vorstellung ausgehungert hat!

## FRANZ GRÜNER

ist, dreißig Jahre alt, aus dem Leben gerissen worden, durch einen jener vollkommen wirksamen Zufälle, die das menschliche Ingenium erfunden hat, um sein Opfer auch nicht mehr begraben zu müssen. Es ist an der Südwestfront geschehen, wo er als Leutnant beschäftigt war. Der ursprünglich von ihm gewählte Beruf war der eines Kunstforschers. Lesern der Fackel ist er als Autor eines kritischen Beitrags im Gedächtnis, aus jener Zeit, da sie Mitarbeiter hatte und nicht allzu viele, deren persönlicher Wert sich auch späterhin haltbar erwies. Er war einer der wenigen, denen es gegeben war, die Farbe zu sehen und das Wort zu hören, und dabei den eigenen Menschen zu bewahren. Aus einem treuen Verstand zu allen Himmeln emporgewendet, war seine Haltung vor der Kunst Andacht und Wissenschaft in einem Zug. So sachlich hingerissen, war er die Ausnahme einer Generation, die um das Licht schwärmt, ehe sie ins eigene Zwiellicht eingeht. Wie lebhaft konnte er zuhören und wie still davon sprechen! Da sein von Güte und Klarheit auf den Geist gerichtetes Wesen ein Trost meines Lebens war, so kann mir selbst die Vorstellung, daß er für eine allgemeinere Sache gestorben ist, keinen Ersatz gewähren. Im Gegenteil werde ich dieses Jünglingslächeln, das viel weiser als mein Zorn allem Widersinn entgegnete, gerade zu dem Ereignis entbehren, das mir ihn entrückt hat, und zu dem absurden Zufall, der ihn nicht wiederkehren läßt, und wie erst zu dem Weltbetrug, solches einen Heldentod zu nennen und dessen Anwarter nach einem im Geist zufriedenen Leben mit dem Zeugnis der »Schneid« zu entlassen. Nun, da die Italienreise eines jungen Kunstgelehrten so zeitgemäß beendet ist, bleibt mir nichts als der Wunsch, dieses lebendige Leben von einer irdischen Ordnung zurückzufordern, deren Unmündigkeit sich des schwersten Eingriffs in überirdische Rechte allzulange schuldig macht. An der Unmöglichkeit der Erfüllung wächst der Wunsch ins Grenzenlose und an der hoffnungslos trauernden Liebe nährt sich der Abscheu vor einer Gegenwart, die ihr solches antun konnte. Was mit den Mitteln der geistigen Macht gegen sie unternommen werden kann, soll geschehen! Denn Gott ist von ihren Taten noch nicht so in Abrede gestellt, daß er nicht auch dem Gedanken seine Volltreffer ließe.

## EINE PRINZIPIELLE ERKLÄRUNG

Es hat vor einigen Monaten einen Augenblick in der Weltgeschichte gegeben, wo die Hoffnung aufleuchtete, daß diese zerschundene Maschine, die Mensch genannt wird, wieder zum Menschen werden könnte und weil diese Hoffnung in Oesterreich geboren wurde, war's auch die Hoffnung, ein Patriot zu sein, Patriot im edelsten, längst nicht mehr vorrätigen, längst vergriffenen, längst ersetzten und verfälschten und nun plötzlich wieder lebendigen und heimatberechtigten Sinne. Es waren Worte gesprochen worden, die mehr waren als Taten, denn sie waren die Erholung von Taten; Worte, deren letztes freilich wieder der Tat glich und darum dem Glauben die Aussicht auf Erfüllung entrückte. Dennoch, es war die Idee; nach dem verhängnisvollen Walten der Quantität doch etwas vom Geiste. Es war zum erstenmal aus dem Munde eines mitteleuropäischen Staatsmannes die Sehnsucht der Menschen bejaht worden, sich von dem furchtbarsten Erdenfluche, unter dem sie je seit Erschaffung ihren Nacken gebeugt hielt, durch ein Machtwort über sich selbst, also durch den Aufstand der Menschenwürde zu befreien, vom Militarismus nicht als einer wirtschaftlichen Last allein, sondern von dem Alpdruck der militaristischen Lebensanschauung, und nicht mehr jener, die einst als das Vorrecht eines Berufs das Leben auf die Spitze eines Säbels gestellt hat, sondern der Geistesrichtung, die das Leben unter dem Verhängnis tödlicher Zufallswirkungen und einer meuchelmörderischen Technik zum Ersatz für Menschenrechte und zur Sicherung merkantiler Interessen gefangen hält. Der Staat schien plötzlich der Menschheit recht zu geben in ihrem bis dahin strafbaren Verlangen nach Selbstbefreiung aus der schmachvollsten Knechtschaft, in die ihr Erwerbsgeist die schuldige und unschuldige Kreatur gejagt hat, als ein organisiertes Schicksal über allem Lebendigen, Männern und Müttern, Säuglingen und Tieren, immer die würgende Faust zwischen die Sonne und dieses kurze Menschen-dasein gereckt. Daß diese Teufelsmacht es verstanden hatte, die Träger des staatlichen Machtideals herumzukriegen, sich gar die alte Glorie für ihre schmutzige Neuerung auszuleihen und schließlich durch den Tod der Menschheit zum hohnlachenden Triumph des Wuchers über den wehrlosen Schlachtensieg zu führen — dies ungeheuerste Erlebnis behält durch alle Wirklichkeit hindurch die närrische Gestaltung eines Fiebertraums, und die unter uns nicht stehlen, sondern nur fühlen, müssen in einem narkotischen Zustand die Zeit durchschreiten, um dieses Unmaß von Phantastik außerhalb des Tollhauses durchzuhalten. Wie könnte uns Vernunft und Ehre sonst erlauben, Raumgenossen dieser Zeitgenossen zu sein? Wie könnten wir seit vier Jahren in dieser Hyänenluft den Lebensmut aufbringen, uns um das tägliche Brot zu quälen? Nun war's ein Augenblick, zu glauben, die Menschheit hätte

---

Gesprochen am 11. November 1917.



die Prüfung bestanden und sei reif zur Reue. Nicht mehr werde es künftig die ingeniose Phantasiearmut vermögen, uns in diese Delirien zu treiben. Der menscheitswidrige Gedanke, der den Lebenszweck dem Lebensmittel und also dem Todesmittel unterstellt hat, liege in den letzten Zügen. Nicht fortsetzbar sei der Zustand, daß nicht nur einer Klasse von Buntgekleideten Gewalt über die Farblosen gegeben ist, sondern daß alle auf einmal durch ein Zauberwort bunt werden können, alle über alle Macht gewinnen, alle vor allen Ehre gewinnen, alle gezwungen sind, einander zu grüßen und allerhand Hochachtung vor einander zu haben. Ich, der ich vor der Gesellschaft um so weniger Hochachtung habe, je mehr sie in ihrem eigenen Ansehen steigt, der sie im Gegenteil erst dann auf das tiefste mißachtet, sobald sie ihre abgelebten Machtvorstellungen mit ihrer frischen Raubgier verbündet, sich selbst zu wechselseitiger Bewucherung mobilisiert und einen Jargon aus Fibel und Börse nachbetet, wenn's die gute Sache der allgemeinen Peinigung gilt — ich muß bekennen, daß ich an den Entschluß zur Einkehr, an den Ernst der Erkenntnis, daß die Zukunft des Geschlechts bei Kant besser als bei Krupp aufgehoben sei, ernsthaft geglaubt habe. Die Einfalt kann eine Wahrheit nicht schnell genug erleben, und sie fühlt sich nicht beschämt, wenn sich herausstellt, daß ein Staatsmann zwar einmal die Wahrheit gesagt, aber an sie nicht geglaubt hat. Wenn's noch zu früh ist, warte nur balde wird die Weltanschauung, die diesen Krieg bewirkt hat und die sich mit Gott durch jeden Tag des Siegs widerlegt, sich, sagen wir bis zum letzten Hauch von Mann und Roß erledigt haben. Möge es dann noch Zeugen geben! Und hätte sie's freiwillig rechtzeitig getan, wie schön wäre es gewesen und hätte dem Krieg fast die Weihe eines Plans verliehn. Nun aber haben wir von Kant zu Krupp heimgefunden und in Tat und Wort neuerdings erfahren, daß wir bei jenem uns nur so pro forma aufgehalten haben und daß wir auch weiterhin damit vorlieb nehmen wollen, Feldherrn zu Ehrendoktoren der Philosophie zu machen. Und aus dem Munde des schlechtesten und deshalb wichtigsten Menschen, der heute in Österreich zur Öffentlichkeit spricht, haben wir Schwärmer die Aufklärung empfangen, daß die Botschaft der letzten sittlichen Errettung der Menschheit ein »H a n d g r i f f« war. Man höre:

— — — Es liegt in der Persönlichkeit des Grafen Czernin, daß er das Verschleppen und Gehenlassen nicht leicht erträgt. Er hatte sofort das Bedürfnis, das Evangelium des Präsidenten Wilson, das jedoch nicht den Frieden, sondern den Krieg bringen sollte, in unsere diplomatische Sprache zu übersetzen. Die Menschen, die vom Schwunge seiner Rede in Budapest gefesselt waren, haben zuweilen übersehen, welche praktische Veranlagung sich darin zeigte und wie groß die Verlegenheit der Entente über den Handgriff war, mit der ihr eine Waffe entwunden worden ist. Nicht etwa, daß Graf Czernin die Gesinnung, zu der er sich bekannte, nicht vollständig in sich aufgenommen hätte. Der Diplomat braucht solche Meinungen als Zielpunkte, aber das tägliche Leben hat auch andere Bedingungen.

Das tägliche Leben, das tägliche Sterben. Halten wir's durch! Warten wir ab, wie lange diese Bedingungen ihre Tragfähigkeit und Geltung bewahren. Es kommt die Zeit, wo stärker als der siegreichste Staat die Erkenntnis sein wird, daß kein Machtzuwachs, aber selbst nicht die Machterhaltung den Verlust an Lebenswerten, den sie bedingen, lohnen kann. Ich spreche gegen die Hochverräter an der Menschheit! Ich spreche im Namen einer Irredenta des sittlichen Ideals! Die in der deutschen Ideologie befangene Welt weiß es nicht — aber ich habe schon im Jahre 1914 nicht gezweifelt, daß dies ein Religionskrieg ist, geführt von der nüchternsten Welt gegen eine, die die eigene Nüchternheit mit abgelegten Machtfetzen »aufmachen« und gar exportieren wollte. Ich erlebe die Genugtuung, daß diese schmerzlichste Intuition nun von Männern, die im praktischen Leben das Lügen nicht erlernt haben, bestätigt wird. Weder den, der nur geahnt, noch die, welche wissen, darf es bekümmern, daß die wahren Hochverräter an der Menschheit, und am Vaterland selbst, für diese Erkenntnis den Vorwurf des mangelnden Patriotismus bereit halten. Wie es die Staaten anstellen werden, das Glück ihrer Bürger mit jenen Interessen zu vermählen, die ihnen bisher die wichtigeren waren, darüber mögen sich Politiker den Kopf zerbrechen, wenn er ihnen nur erst einmal mit Ehrfurcht vor dem Sinn des Lebens angefüllt ist. Ich habe nur zu wissen, daß jener Staat der Sieger sein wird, der die größte moralische Macht anbietet, dem, was er bisher als Übel empfunden hat, nicht zu wehren, und der im plötzlich ausbrechenden Wettabrüsten den andern voran sein wird. Es ist unmöglich, daß der Fortschritt in der Verbreitung giftiger Gase die Entwicklung eines Gedankens aufhalten kann; es sei denn, daß es ihm inzwischen gelingen könnte, die Menschheit in einen lorbeerumhüllten Leichnam zu verwandeln. Da ich Gott sei Dank nur Optimist und nicht Staatsmann bin, also auch keineswegs imstande, meine Überzeugung einer noch vorrätigen Kriegskarte anzupassen und meinen Gottesglauben erforderlichenfalls als Handgriff einzubekennen, so kann ich nicht anders als aussprechen, was ich zugunsten der Menschheit denke. Und selbst wenn das Aussprechen auf technische Schwierigkeiten stieße — ich meine da nicht nur den Überfluß an Paragraphen, sondern auch die Not an Papier, die das Erscheinen meines Wortes in Frage stellt, während sie das Erscheinen der Zeitschande ermöglicht —, nun, auch dann wäre das Denken stark genug, schon ganz von selbst durch die Dünste eines Zeitalters zu dringen. Denn das Aergste, was dem Menschen bekanntlich passieren kann, ist, daß er einrückend gemacht wird; nie aber könnte er nicht denkend gemacht werden und selbst der tödliche Zufall, dem er ausgesetzt wird, kann an der eingebornen Disposition nichts ändern, weil ein einmal gedachter Gedanke stärker ist als eine millionenmal vollbrachte Tat. Die Kloake in einem Schützengraben reinigen ist überdies eine belebende Separation von der Wirkungssphäre jener, die sich dort Schatzgräber halten, und wo immer ich innerhalb dieser Zeit stünde, mein stummer Blick träfe sie vernichtender, als sie mir leiblich nahe kommen

könnte, und darüber hinaus! Mir, das mögen sich alle Rädelsführer dieser Gegenwart gesagt sein lassen, kann nichts mehr geschehn, seitdem ich eine Mannheit, die sich auf den Wink ihrer Habsucht der Maschine ergeben hat, für entehrt halte und eine Weibschafft nicht minder, welche ihr Instinkt nicht davor bewahrt hat, hierin eine Befriedigung ihres mütterlichen oder erotischen Stolzes zu erblicken. Die Hoffnung also, daß die Menschheit um ein paar Jahre früher als sie dazu gezwungen sein wird, an Gott glaube — ist vorüber. Mir bleibt keine als die, daß die Zeit, von der jeder einzelne Staat glaubt, daß sie für ihn wirke, gegen sie alle wirkt. Die Menschheit aber, wenigstens die hiesige, scheint sich noch mit einer andern Hoffnung fretten zu wollen. Es ist die Hoffnung — man lache nicht vor dem Tragischesten, das uns dieser Karneval beschert hat — es ist die Hoffnung auf Hebung des Fremdenverkehrs. Wie das? Ich will es beweisen.

Ein englischer Journalist hatte den törichtten Einfall, den Deutschen aufzubringen, daß sie »aus Kadavern«, er meinte aus Soldatenleichen, Fett gewinnen. Die Deutschen, nicht faul, faßten gleich den Plan zu einer wissenschaftlichen Arbeit, die nun im Auftrag des Berliner Auswärtigen Amtes flott von statten geht — der Beweis ist in meinen Händen —, also den Plan zu einer wissenschaftlichen Arbeit zu internationalen Propagandazwecken, wie es ausdrücklich heißt; sie sammeln wirklich und wahrhaftig Material, aus dem hervorgehen soll, daß die Engländer und Franzosen schon seit jeher aus Menschenleichen Fett und Oel produziert haben. Diese Kulturpropaganda hat in den Tagen unserer Postulate nach einem Verständigungsfrieden praktisch eingesetzt. Der Unglücksmensch, ein gewisser Schultze, den das Amt mit dieser Arbeit betraut hat, ist von einem Spaßvogel in Hamburg dazu verführt worden, mich um fachmännische Unterstützung, »aus dem Schatze meiner Kenntnisse« wie er sagt, anzugehen, wobei das Wort »ausgerechnet« zum erstenmal seit dessen Entstehung am Platze sein dürfte. Wollte ich das Dokument vorlesen, man würde an die Geistesverfassung in Alldeutschland mit gesträubten Haaren glauben lernen. Das Werk wird den Titel führen: »Grab- und Leichenschändungen durch Engländer und Franzosen«, die deutsche Wissenschaft ist am Werke. Und Oesterreich? Oesterreich hat dafür den Fremdenverkehr. Das heißt, es hat ihn nicht und das war sein Verderben. Man lache nicht! Was es mit der Fettgewinnung aus Soldatenleichen zu schaffen hat? Es ist das nämliche; man höre:

#### DER FREMDENVERKEHR NACH DEM KRIEG.

Aeußerungen des Leiters des niederösterreichischen Landesverbandes für Fremdenverkehr Generalsekretär Hauptmann Gerenyi.

Bekanntlich fand dieser Tage im Anschluß an die Tagung der ärztlichen Abteilungen der waffenbrüderlichen Vereinigungen ein Gedankenaustausch unter Vertretern der Fachgruppen für Fremdenverkehr der waffenbrüderlichen Vereinigung

Deutschlands, Ungarns und Oesterreichs statt. — — Nun werden selbstverständlich die französischen und belgischen Fremdenverkehrsplätze aller Voraussicht nach von den Reichsdeutschen nicht aufgesucht werden. Für die Nordseebäder bietet ja die deutsche Küste ausreichenden Ersatz. Die französische Riviera mit ihren klimatischen Vorzügen als Frühlings- und Herbstaufenthalt zu ersetzen, dazu ist sicherlich die österreichische Küste der Adria vorzüglich geeignet, die demnach auch einen großen Fremdenzufluß zu erwarten haben wird. Außerdem werden die Alpenländer mit ihren hervorragenden Kriegserinnerungen einen Anziehungspunkt des mitteleuropäischen Reisepublikums bilden, wie schließlich auch der pietätsvolle Besuch der Heldengräber und Soldatenfriedhöfe eine lebhaftere Verkehrsbewegung zur Folge haben wird. Es handelt sich ja, unser Haus wiederum zu bestellen...

Bestelle dein Haus, denn du wirst sterben! sagt Jesajas. Und nichts, was wir seit dem 1. August 1914 mit starren Augen gelesen haben, vermöchte an dieses hinanzureichen. Gefallen zur Hebung des Fremdenverkehrs! Keine Heiterkeit, die sonst mit den Hanswurstiaden unserer Fremdenverkehrssehnsucht verbunden bleibt, dämpfe das Grauen dieser Idee. Als die Reste des Regiments von Usziczko vor einem Theaterparkett defilieren mußten, wähnte ich, die Entmenschung sei nicht mehr zu überbieten. Nun aber sollen die Toten des Regiments zur Parade vor den zahlenden Besuchern! Gefallen zur Hebung des Fremdenverkehrs! Nein, aller Abscheu vor allem, was diese Zeit uns angetan hat, trete scheu zur Seite vor diesem Plan. Meine Metapher ist wahr geworden: Wir lügen, schrieb ich, noch auf Leichenfeldern nach einem Fremdenverkehr und wir können es uns nicht versagen, schrieb ich, die endlich herankommenden Hyänen zu wurzen. Nun wird es mir buchstäblich erfüllt! Die Gesellschaft, die nach Heringsdorf ging, ehe sie der Menschheit den Krieg ansagte, soll unsere Soldatengräber besichtigen kommen, so hoffen wir Waffenbrüder. Wenn sich der noch lebendige seelische Rest in uns gegen diese Erfüllung, gegen diese Erwartung nicht aufbäumt, so werden es die irdischen Reste unserer Toten tun! Und wenn sie's nicht tun, weil selbst der Tod von dieser Diebszeit um sein Wunder geprellt wurde, wenn sich unter uns kein Rächer dieses Frevels erhebt — ich werde fern von der Landesgrenze sein, innerhalb deren es sich begeben soll, in Gegenden, in denen die Sprache, die ich schreibe, nicht gesprochen und darum besser verstanden wird. Die Fremden mögen kommen — um einen Einheimischen, der diese Blüenträume reifen sieht, wird es weniger geben. Ich bestelle mein Haus! Ich gehe zu den Fremden! Keine Macht wird stark genug sein, mich bei lebendigem Leib zu zwingen, der Mitbürger jener Menschen zu bleiben, die es erdacht haben und die es geschehen ließen. Denn nie, solange ich Atem habe, werde ich zugeben, daß mir meine Freunde getötet wurden, damit einer aus Berlin, der daran verdient hat, ihre Gräber besichtigen könne und Geld unter die Leute komme.



Solange es unwidersprochen bleibt, solange nicht feierlich kundgemacht wird, daß es nie gesprochen wurde, erkläre ich den Staat und jeden seiner Bürger, die es gelesen oder durch meinen Bericht empfangen haben und es dennoch geschehen ließen, alle Amtlichkeit und Sozietät an dem Gottesfrevel für mitschuldig! Unwürdig des tragischen Inhalts dieser durchlittenen Jahre! Unwert der Ehre, daß ein toter Soldat in den Alpen begraben liegt! Und wehe der Gewalt, die die Wirksamkeit dieses Fluches anzutasten wagt!

## DIE KRIEGSSCHREIBER NACH DEM KRIEG

Jerome K. Jerome in den »Daily News«:

... Dieser Vorwurf gilt jedoch nicht nur den Zentralmächten. Ich sehe keinen Grund, an der Aufrichtigkeit eines Bekehrten zu zweifeln, der von seiner Verrücktheit bekehrt wurde, weil er während vier Jahren deren verheerende Resultate gesehen hat. Es gibt sogar welche unter ihnen, die von Anfang an ihr Knie nie vor Baal gebeugt haben!

Ich möchte die denkenden Männer und Frauen der alliierten Länder bewegen, sich mit ihnen zu verbinden; sie sollen helfen, in der ganzen Welt eine Lebensauffassung zu bilden, die den Krieg unmöglich macht. Ich glaube, daß wir nach diesem schrecklichen Blutopfer nicht mehr durch eine Flut von dummen Gedichten und Geschichten, die den Krieg verherrlichen, zu leiden haben werden: daß unsere Knaben und Mädchen nicht mehr wie früher mit Büchern und Gedichten aufgezogen werden, die dazu dienen, die natürliche Anlage des Menschen zum Töten noch zu erhöhen. Ich glaube nicht, meinem eigenen Berufe eine erhabene Wichtigkeit beizumessen, wenn ich die Ueberzeugung ausspreche, daß seit dem Entstehen der Presse die Lust der Welt zur Kriegführung durch die Schriftsteller noch sehr erhöht wurde. Wenn das so fortgehen würde, könnten wir jeden Traum für einen dauernden Frieden aufgeben. Wenn sich die Schriftsteller aller Länder, durch Maler und Musiker unterstützt, nach dem Kriege nicht Selbstverleugnung auferlegen, wird die nächste Generation sicher mit einem Hunger nach Krieg aufwachsen.

(Davor bleibe sie durch einen andern Hunger, mit dem sie aufwachsen wird, bewahrt.)

Man kann die Teufelsmusik nicht immer spielen, ohne zu bewirken, daß die jungen Leute auch nach ihrer Melodie tanzen... Eine schwere Verantwortung wird auf diejenigen fallen, die aus Gewinnsucht fortfahren, mit ihren tierischen Instinkten zu spielen.

Von einer Fortsetzung des Gewerbes kann keine Rede sein. Eine allseitige Friedensbedingung wird den Tag festsetzen müssen, an welchem gleichzeitig in sämtlichen Staaten auf offenem Markt vor den auf Tribünen sitzenden Invaliden die Kriegslyriker und alle, die mit dem Wort zur Tat geholfen haben, dadurch von ihr befreit waren und ihre schmachliche Rettung nicht allein mit dem Ruin anderer erkaufte, sondern noch mit Gewinn belohnt sahen, zusammengetrieben und ausgepeitscht werden. Ich werde, wenn Wilson das nicht verlangt und erreicht, nach Friedensschluß nicht ruhen, für unser eigenes Schuldgebiet diese Prozedur zu befürworten und dahin zu wirken, daß eine Poskriptionsliste angelegt werde, damit, wenn schon die Rücksicht auf unhaltbare Staatsgesetze, welche die leibliche Sicherheit und Ehre von Menschheitsverbrechen schützen, die Initiative lähmen sollte, das immer erneute Gedächtnis dessen, was jene nicht erleben mußten, die es propagiert haben, ihr Gewissen bis zur Selbstvernichtung foltere. Ich denke dabei nicht nur an solche, die sich freiwillig an der Glorifizierung von Minenvolltreffern betätigt haben, sondern vor allem an jene, die sich hinterher auf einen angeblichen Zwang berufen und eben das, was sie am schwersten belastet, als Entschuldigung geltend machen, kurzum an jene, die den Weltsturm unter eigenen Obdächern mitmachen durften, wo sie allerdings zum Dank hierfür seine Schönheit zu rekommandieren genötigt waren. Da aber hier der Zwang nur eine Konsequenz der Wahl ist, indem man wohl von Staats wegen gezwungen werden kann, zu sterben, aber nicht zu schreiben, und nur dann auch zum Schreiben gezwungen werden kann, wenn man dieses dem Sterben vorgezogen und also Protektion die Alternative ermöglicht hat; da es sich ferner in solchen Fällen beileibe nicht um diese Alternative, sondern höchstens um die Vermeidung von Spitalauskehren, Brotschupfen, Kanzleidienst und sonstige gefahrlose Notwendigkeiten handelt und selbst diesen noch die lyrische oder feuilletonistische Verklärung von Gasangriffen vorgezogen wurde; da sie mir gegenüber die Beteuerung parat haben, sie hätten »nicht töten wollen«, wo sie durch ihre Literatur doch weit mehr Tod verbreitet haben als sie je durch ihre Taten vermocht hätten, geschweige denn durch ihren Etappendienst — so werde ich gerade in diesen Fällen auf die unerbittlichen Repressalien des wieder erwachenden Schamgefühles dringen. Um so entschiedener dort, wo vor den Instanzen der Presse und der Glorie die vorgeschriebene Gesinnung und die völlig unverbindliche Uniform, beide mit mehr Anspruch auf Ehre als Gefahr, stolz getragen und gleichzeitig mir gegenüber, vor der weit unerbittlicheren Front meines

Gewissens, die Entschuldigung des Zwanges versucht wurde. Die Nichterwiderung des Grußes, welchen Rang sie dann immer treffen mag, wird mir bei weitem nicht Genüge tun. Ich werde dahin wirken, daß jene, die dadurch oder davon gelebt haben, daß andere gestorben sind; die mit ihrer Feder andern zu Unternehmungen Mut machten, vor denen sie sich mit Recht gescheut haben; die durch Begeisterung für Angelegenheiten, von denen sie mit Recht entfernt sein wollten, an vielfacher Blutschuld teilhatten und im sicheren Rückhalt lyrischer Auditoriate dieses Weltgericht überleben durften — kenntlich gemacht werden, damit nicht mehr »die Lust der Welt zur Kriegführung durch die Schriftsteller erhöht« werde, sondern die Unlust der Welt an den Schriftstellern aufwache zur Rache für unsere erschlagenen Freunde!

### FRANZ JANOWITZ

Ich könnte diese Vorlesung nicht abhalten und nicht beginnen, ohne eines jungen Freundes zu gedenken, der heute in diesem Saal zu sitzen so sehr gewünscht hat. Er ist daran verhindert worden. Denn er ist als eins der Millionen Opfer, aber als eines der teuersten, dieses feigen Meuchelmords, zu dem sich die Menschheit verurteilt hat, am 4. November seinen Wunden erlegen. Nach meinem edlen Franz Grüner, der, glücklicher, durch die Entscheidung einer Sekunde hingerafft wurde, hat nun auch dieses seltene Herz zu schlagen aufgehört und das schmale Feld meines menschlichen Umgangs, so furchtbar in das weite Feld der Unmenschlichkeit einbezogen, ist nun recht verödet, seit mir auch dieser Lichtpunkt erloschen ist. Versuchte ich die geistige Luftlinie zu ziehen zwischen den Bestrebungen jener Vampyre, die noch mehr Blut, heute noch, wollen, und dem allerstillsten, allerehrlichsten Leben dieses jungen Dichters, der, nicht zum Landsknecht geboren, durch vier durchgerackerte Jahre sein mildes Herz trug und in Schützengräben das Geheimnis der Jahreszeiten und die Unbegreiflichkeit dieser Menschenzeiten gefühlt hat — versuchte ich diesen Kontrast durchzudenken, ich würde, selbst ich, unter dem Unmaß der Empfindungen zusammenbrechen! Hätte die Staatsweisheit dieser Welt nur so viel Vorstellungsvermögen gehabt, zu erkennen, daß die Erhaltung des wertvollsten Menschengutes wichtiger sei als die Bereithaltung des Menschenmaterials, sie wäre andere Wege gewandelt. Da aber dieser wahrhaft Unschuldige ein reiner Dichter war, so war er zwar zum Landsknecht verurteilt — aber ein Literat zu werden, dazu hat ihn selbst ein Leben der Not und der Blick auf

den Tod nicht vermocht! Je mehr solcher wenigen unbefleckbaren Seelen mir entrückt werden, die das Sterben im Krieg dem Schreiben für den Krieg vorgezogen haben, um so inbrünstiger wird meine Verachtung für jene, welche sich der Glorie verschrieben haben, um ihren Begleiterscheinungen zu entgehen; welche die ihnen vergönnte Selbsttrettung durch die Propaganda für den Tod der Wertvollern erkaufen müssen: und keiner von ihnen möge auf den Frieden hoffen, weil ihm der vielleicht die Chance bringt, daß ich dann seinen Gruß auf der Straße erwidere. Nie wird für mich alles vorbei sein! Franz Janowitz war einer von den andern, deren Verbannung in das Grauen mir keinen Augenblick dieser bangen Zeit unvorstellbar gewesen ist; deren Wehrlosigkeit wie ein Gebot zur Rache vor meiner Seele stand und mich verpflichtet hat, unter dem Druck der herzlähmenden Kontraste eben noch nach dem Ausdruck für Schmerz und Schmach dieser Gegenwart zu ringen. Ich hasse diese, und ihn habe ich geliebt. Sein Andenken sei geheiligt! Es werde in einem Band Gedichte bewahrt, den der mühselige Rest seines jungen Lebens als Ruf der Sehnsucht hinterlassen hat. Ihn mit irgendwelchem Miß- und Neugetöne einer sogenannten jungen Generation konfrontieren zu wollen, wäre sündhaft. Wenn ein Mensch so echter Art auch sterben mußte, es genügt, daß er gelebt hat, um es mit einer ganzen Richtung von Betrügnern und Naturverrättern aufzunehmen. Nach jener Zeit, da ich um mich noch Raum zur Förderung, zur Förderung des Verrats an mir hatte, trat er zu mir, und war mehr wert als alle. Ich wartete auf sein Buch und mußte mich mit der Feldpost begnügen. Aus einem bescheidenen Heftchen, das er im Jahre 1913 nur widerwillig einer fragwürdigen Anthologie einverleiben ließ, ertöne nun seine Stimme, so leise, so tief. Mögen jene unter meinen Hörern, die in der Sprache ein Menschenantlitz zu erkennen vermögen, den Verlust ermessen, den sie durch den Tod eines Unbekannten erlitten haben.

Gesprochen am 18. November 1917.

\*       \*       \*

Es gäbe eine Sühne für alle Kriegsdichtung von vier Jahren. Wenn sie sich in ihr Nichts auflösen wollte angesichts dieses erhabenen Heldegedichts, das in Form einer Feldpostkarte an die Familie des Verstorbenen gelangt ist:

K. u. k. Feldspital 1301 am 6./II. 1917.

Hochgeehrter Herr!

Erlaube mir mit zitternder Hand mitzuteilen, daß mein Herr Leutnant Janowitz den 4. November seinen Wunden erlag.



Mir wurde trotz meines Bittens nicht erlaubt, mit seinen Sachen zu Euch zu kommen.

Hab wohl viele Thränen vergossen für den H. Ehre seinem Andenken. Mein innigstes Beileid. Gott hat es gewollt. Ich komm wieder zur Kompagnie.

Sein tr. Diener  
Josef Greunz.

Und angesichts dieses Dokuments: Eine Karte, die ich dem Verwundeten geschrieben hatte — zur Beantwortung eines Telegramms brauchte das Feldspital sechs Wochen — und die nach seinem Tod einlangte, ist später mit dem folgenden Vermerk zurückgekommen:

Abgeschoben. Aufenthalt unbekannt.

\* \* \*

»Wie sehr ich wieder Liebe zu der Klasse von Menschen gekriegt habe, die man die niedre nennt, die aber gewiß vor Gott die höchste ist! Da sind doch alle Tugenden beisammen, Beschränktheit, Genügsamkeit, gerader Sinn, Treue, Freude über das leidlichste Gute, Harmlosigkeit, Dulden — Dulden — Ausharren — —.«

Goethe an Frau v. Stein 1777.

## TAGEBUCH

Ein Kind sah in einer illustrierten Zeitung ein Bild, das hieß »Gebet während der Schlacht« und stellte dar, wie Soldaten mit traurigem Gesicht, den Blick zur Erde gesenkt, in Reih und Glied stehen. Das Kind, welches noch nicht lesen aber noch sehen konnte, fragte nicht, was das sei, sondern, weil es sah, daß es etwas Trauriges sei, begann es zu weinen und weinte und war gar nicht zu beruhigen. Man redete ihm zu, brav zu sein und nicht zu weinen. Doch es weinte und um den Grund befragt, gab es schluchzend die Antwort: »Wenn man — so etwas — schon tun muß, so soll — man es — doch nicht — auch noch — aufzeichnen —« ...

Es gab solche, die anderen die Gurgel durchbissen. Man nannte sie brav ...

Da lag einer, dem das Gehirn herausquoll. Er atmete noch und sein Kopf beugte sich zum Sterben. Es war ein Genrebild. Einer, der es sah, nahm schnell seinen Apparat und knipste. Jener aber schlug den letzten Blick auf ihn, und es war, als ob er für diesen Moment bewußt würde und nun aus der versinkenden Welt solche Zeugenschaft hinübernehmen sollte. Von dort aber nahm er die ewige Verdammnis und brannte sie in diesen Rest von Leben unter ihm, der vor ihm stand und ein Appa-

rat war. Der Blick schien endlos in Verachtung. Der Apparat aber, als er es getan, ging seines Weges, und jene, welche die Genreszene gesehen hatten, stumm mit ihm, und es schauderte sie. Er trug das Andenken fort; sie aber sahen nur den Blick und tragen ihn fort ihr ganzes Leben lang.

---

Nach Konfiskation erschienen im Oktober 1917.

## SOLCHE KONTRASTE GIBT'S NUR AN DER FRONT

Das Feuilleton:

Nachdruck verboten.

Bei der Isonzoarmee.  
Von Alice Schalek.

(Vom Kriegspressequartier genehmigt.)

Trommelfeuer auf dem Monte San Michele.

Nach langem Bitten bekomme ich die Erlaubnis mitzugehen. Natürlich auf eigene Gefahr und Verantwortung... Ich fühle, wie die Freiwilligkeit die Last erschwert. Daß ich nicht mitgehen muß, verursacht den innern Hader... Zur angegebenen Stunde, um 5 Uhr nachmittags, melde ich mich beim General als abmarschbereit.. Ich aber bitte darum, mit einem Herrn gehen zu dürfen, der ohnedies heute in Stellung muß. Durch mich soll keiner gefährdet werden, von dem es der Dienst nicht verlangt.. Ein blutjunger Leutnant, der über die sich eröffnende Abwechslung seelenvergnügt ist, biegt mit mir am Fuße des Berges ab, den wir umgehen, um ihn dann von der Flanke anzufassen. Vorher bekomme ich den Befehl, Punkt 9 Uhr wieder an der Ausgangsstelle zu sein.. Tiu, tiu, tiuuu — geht es uns von der Seite an.. Und plaudernd bummelten wir durch die Mondnacht wiederum heim.. Beim Artilleriebeobachter der Podgora bin ich gesessen, atemlos harrend, was sich in seinem Abschnitt begeben würde.. Eine Bejahung der Instinkte, eine Betonung der Persönlichkeit hat Platz gegriffen, wie sie nie vor dem hätte gezeigt werden dürfen.. Oberhalb der Parkmauer des Schlosses bin ich neulich beschossen worden.. Nur die Unsern halten es aus.. Wir stehen da, ohne Regung. Mag der Feind uns sehen!.. Kein Wort haben wir noch gesprochen. Jetzt sehe ich ihn an. Dünn ist er und blaß. Nicht viel über Zwanzig.. Etwas Sonderbares geht in mir vor. Ich sehe den Leutnant an; Volksschullehrer ist er in einem ungarischen Dorf.. Und wie ein blendendes Licht steigt in mir eine Erkenntnis auf.. Während des Trommelfeuers auf dem San Michele erleuchtet ein neues Ver-

stehen jede Windung meines Gehirns.. Der Leutnant ahnt nicht, wie seine Haltung auf meine Erkenntnis wirkt.. Er sieht mich an und lächelt. Er fühlt, daß ich mit ihm denke, unsere Nerven schwingen während des Trommelfeuers im Takt.. Es klingt wie eine Solonummer im Orchester.. Tk, tk, tk — geht es los... Der erste Ton ist's des Morgens, wenn ich um halb vier aufstehe, um in die Stellung zu gehen.. Tiu, tiu, tiu — tk, tk, tk — kings!... Aber auch nicht der Gedanke daran, daß man ungehorsam sein, den Befehl mißachten könnte, kommt einem von uns beiden in den Sinn. Die ungeheure Triebkraft eines Befehls verspüre ich jetzt am eigenen Leib.. Der Leutnant bleibt stehen.. Eine Nachtigall lockt und die Akazien duften betäubend.. Jetzt freilich kommt es von der anderen Seite; nicht mehr so peitschend und eilig, sondern langsam brüllend, fast hohnvoll singend. Der Leutnant zerrt mich an die Wand. Wu — wu — wu — —.. Ein Blindgänger war's .. Kein Gedanke daran, stehenzubleiben oder Deckung zu suchen. Befehl: Um neun Uhr stellig zu sein. Zum erstenmal kann ich ganz mit der Mannschaft fühlen. Was für eine Erleichterung ist ein Befehl!.. Wunderbar leicht kommt man durchs Feuer, wenn der Befehl es heischt.. Wohl jenem Volk, das im Befehl leben dürfte.. vertrauend, gläubig, daß der Befehl auch der richtige sei, von den Besten der Besten ersonnen; so wie es hier der vorwärtsdrängende und jeden Rückfall abschneidende, das Eigentum schützende Befehl vom Isonzo ist. Verwundete holen uns ein.. Einer ist taubstum geworden. Er winkt und deutet, was ihm geschah.. Die Autos warten und bald sind wir im Quartier. Der Tisch ist gedeckt und in dampfenden Schüsseln wird das Mahl aufgetragen. In jedem Auge steht noch der Abglanz des Erlebnisses. Alles schweigt. Aber wir essen ganz tüchtig und schlafen prächtig und nächsten Mittag spielt die Militärmusik bei der Offiziersmesse auf. Wir haben ja den benötigten Graben. Im Freien wird gespeist, die Spargelschmecken garköstlich und süße Walzermelodien wetteifern mit dem Kuckuck und mit dem Specht.. In Rom erfährt Salandra wohl nichts, als daß er heute einen Graben verlor.

#### Die Honveds auf dem Monte San Michele.

Wenn man des Morgens um vier zur Front hinaus fährt, muß man unterwegs jedesmal ein wenig halten, um die Verwundetenzüge vorbeizulassen.. Die Leichtverletzten nehmen noch Haltung an und salutieren, andere heben matt den Blick und versuchen mit der Hand nach der Mütze zu fahren, viele aber liegen unbeweglich, haben den Mantel übers Gesicht gezogen und sehen und hören nichts.. Das Gefecht ist zu Ende. Wir können also gehen...

Den Monte San Michel lasse ich heute rechts liegen.. Auf den frontseitigen Mauern stehen mit Erde gefüllte Papierkörbe zum Schutz gegen die Gewehrketten.. Heute führt mich mein Weg zur Nachbardivision, zu den ungarischen Truppen des Heeres.. Leichengeruch weht über die Straße weg.. Kein Corso einer Großstadt ist so menschenbelebt wie diese granatenbestrichene Straße.. Hier liegen seit acht bis zehn Monaten zwischen den Stellungen ganz mumifizierte, durchlöchernte Leichen.. Die Gräben sind eng, fast nur mannsbreit und die Leute schlafen langausgestreckt auf ihrem Grunde. Man steigt übersie weg, aber sie wachen nicht auf.. Sechs Einschläge zählen wir und eine rasche Aufnahme gelingt.. Ich darf durch einen Panzerschild hinausschauen und den Trichter bestaunen.. Ich stehe inmitten der Arbeiterabteilung, die eben dabei ist, die Zertrümmerungen unseres Grabens auszubessern. Ihr Kitt hinterläßt lehmartige Flecke auf meiner Jacke, denn um den Trichter zu sehen, muß ich mich dicht an die frischgestrichene Mauer schmiegen. Das amüsiert sie und sie lachen.. und freiwillig schildern sie tausendundeine Einzelheit dieser Nacht.. Ein Mann legt sich eben eine Schnurrbartbinde an.. Beim Bataillonskommandanten bekomme ich ein Glas Eierschnaps. Das tut wohl. Die Nerven vibrieren doch von dem ewigen Krachen ringsum. »Decken Sie frisches Zeitungspapier auf«, ruft der gastfreie Offizier.. Sechs Schüsse — sechs Volltreffer.. Und während ich Platte auf Platte mit Bildern für die Zukunft fülle, eilt die Mannschaft von allen Ecken herbei. Sie möchten mit auf das Bild. Beim Brigadier wartet ein Frühstück auf uns; dankbar nehme ich's an.. Weil mich Cadorna heute wiederum verschonte, weil die Granate wiederum gerade um ein Viertelstündchen zu spät kam, gibt's eine Flasche echten Champagners und als besonderen Lohn eine Dose wirklichen Kaviars. Knusprige Kipfel und bunte Blumen, Radieschen und ein Damastgedeck — solche Kontraste gibt's nur an der Front....

---

## Der Leitartikel:

Wien, 13. Juli

... An solchen Ausartungen der weiblichen Natur können wir nicht schweigend vorübergehen, weil sie manches erklären, was zu den Erlebnissen dieses Krieges gehört, und weil uns in solcher Denkweise und in solchen Handlungen etwas Fremdartiges entgegentritt, zu dessen Verständnis die bisherigen Erfahrungen wenig zu sagen haben.... diese abstoßende Unweiblichkeit, diese auf der Gasse zur Schau getragene Gemütlosigkeit sind Merkmale ernster Verwilderung.



... Eine Frau, die den Beruf, zu dem sie geschaffen ist, nicht erfüllt, muß durch Anlage und Erziehung gütig sein, damit sich nicht Besonderheiten herausbilden, die aus den Störungen im körperlichen Gleichgewicht entstehen mögen... Wie das immer zu sein pflegt, daß die Frau, wenn sie aus der Eigenart des Geschlechtes heraustritt, ihre Zartheit abstreift und sich zum Mannweib verunstaltet, zu einer seltsamen Grausamkeit neigt, hat sich diese Erfahrung auch in England wiederholt...

Ach so!

Da werden Weiber zu Hyänen. Die Spinster.. darf nicht mit ihrer festländischen Schwester verglichen werden. Diese ist gewöhnlich ein liebes, gutmütiges und bescheidenes Wesen.... Die Spinster in England.. will durch Erfolg und Macht im öffentlichen Leben entschädigt sein.

... Sie kann die Kriegsleidenschaften schüren und auch fanatische Frauen mit sich fortreißen, da sie den Schmerz einer Mutter nicht spürt. Wenn es nur wirklich Leidenschaft und Fanatismus wäre. Es kann auch sein, daß die Suffragetten sich in ein nüchternes Geschäft mit der Kriegspartei eingelassen haben... und vielleicht wurden sie gemietet, um die erlöschende Glut wieder anzufachen... Dem Himmel sei Dank, daß eine österreichische Frau.. im Kriege dort ihren Platz gewählt hat, wo Kranke zu pflegen, Müde zu erfrischen und Bedrückte zu trösten sind....

## SCHONET DIE KINDER!

ist auf allen Schweizer Straßen zu lesen. Hingegen lauten die Titel der deutschen Aufsätze, die in der Kaiser Karls-Realschule, Wien III — zur Wahl — aufgegeben werden, wie folgt:

V. b Klasse

Eine Ferienwanderung  
oder  
Kriegsmittel neuester Zeit.

VI. a Klasse

Warum ist Lessings »Minna von Barnhelm« ein echt deutsches Lustspiel?  
oder  
Durchhalten!  
Gedanken nach der achten Isonzoschlacht  
oder  
Herbstwanderung.  
Inwiefern vermag das Klima die geistige Entwicklung der Menschheit zu beeinflussen?  
oder  
Unser Kampf gegen Rumänien.

Die Hauptgestalten in Goethes Egmont

oder

Der verschärfte U-Bootkrieg.

Schicksal des Menschen, wie gleichst du dem Wind! (Goethe)

oder

Wir und die Türken — einst und jetzt.

Meine Gedanken vor Radetzky's Standbild

oder

Seine Handelsflotten streckt der Brite gierig wie Polypenarme aus und das Reich der freien Amphitrite will er schließen, wie sein eignes Haus. (Schiller)

#### VI. b Klasse

Welcher von unseren Feinden scheint mir der hassenswerteste?

Dementsprechend verzeichnet der Jahresbericht:

An die Schülerbibliothek wurden 2 Exemplare Schalek, »Tirol in Waffen« geschenkt von Gräfin Bienenrth-Schmerling,

1 Exemplar von der Verfasserin an die Lehrerbibliothek.

Ich bin noch heute nicht imstande, eine Ferienwanderung oder eine Herbstwanderung zu beschreiben, tröste mich mit dem Bewußtsein, daß Goethe selbst nicht in der Lage gewesen wäre, aus seinem Zitat »Schicksal des Menschen, wie gleichst du dem Wind« einen Aufsatz zu machen und wüßte auf die Frage, inwiefern das Klima die geistige Entwicklung der Menschheit zu beeinflussen vermag, höchstens die Antwort zu geben, daß es ein miserables Klima sein muß, wenn es die Menschheit auf die Idee gebracht hat, sich gegenseitig abzuschlachten, um mehr zu essen, und die Ueberlebenden, sich gegenseitig auszurauben, um zu verhungern, den Staat aber, statt der Wucherer die Bewucherten aufzuhängen. Speziell aber könnte ich nur darauf hinweisen, daß unser spezielles Klima ein speziell elendiges ist, wenn die geistige Entwicklung nicht nur nach dem kriegerischen Zustand, sondern speziell nach dem hirnerkrankten, hirnerkrankenden System der deutschen Schulaufsätze beurteilt werden soll, das sich, wie ich aus diesen Beispielen ersehe, in dreißig Jahren um kein Jota geändert hat. Höchstens um die besondere Stupidität, zu der die größte aller Zeiten auch die Pädagogik zwingt. Es gibt also Alternativen, und das Kind wird, je nachdem es mehr pazifistisch oder mehr annexionistisch veranlagt ist, zwischen einer Ferienwanderung und den Kriegsmitteln der neuesten Zeit zu wählen haben. Warum Lessings Minna von Barnhelm ein echt deutsches Lustspiel ist, eine Frage, die wie ein Alp seit Kindheitsträumen auf mir lastet, und von der ich das unbestimmte Gefühl habe, daß sie bis heute nicht endgültig beantwortet ist, weder von dummen Jungen noch von älteren Literarhistorikern — ich würde sie rabiāt von mir stoßen und mich für »Durchhalten!« entscheiden, wiewohl Durchfallen

nach wie vor die größere Sorge eines Knabenherzens bilden dürfte. Sätze ich in der VI. a, ich wählte ohneweiters statt der Herbstwanderung, zu deren Beschreibung schon ein ganzer Dichter gehört, die »Gedanken nach der achten Isonzoschlacht« und wäre vor allen Kameraden mit dem Aufsatz fertig, indem ich, diese Gedanken zusammenfassend, einfach unter den Titel schriebe: »Genug!« Bei »Unser Kampf gegen Rumänien«, auf den ich mich, aus dem Klima fliehend, mit Feuereifer würfe, machte ich mir die Sache auch nicht schwer. Ich zöge mich mit der Wendung »Fragen Sie die Schalek!« aus der Affäre. Wenn ich nun die Wahl zwischen Egmont und dem verschärften U-Boot-Krieg habe, so versichere ich — ganz unter uns und wenn es das selige Kriegsüberwachungsamt nicht erfährt —, daß mir Egmont lieber ist und daß ich glaube, wir Deutsche möchten schließlich doch der Welt mit dem Egmont noch mehr imponieren als mit dem verschärften U-Boot-Krieg. Aber das ist schließlich Ansichtssache, man kann eine heroische Angelegenheit trotz ihrem tragischen Charakter kaum mit einem Drama vergleichen und gewiß ist mir — wieder ganz unter uns — der U-Boot-Krieg lieber als Hans Müllers »Könige«, die vielleicht nicht dem Uhland, aber ganz sicher mir gestohlen werden können. Vor die Wahl gestellt, das Schicksal des Menschen wie gleichst du dem Wind, zu betrachten und uns und die Türken einst und jetzt: da wählte ich beides, denn mir schiene, als ob mir just aus der Verknüpfung ein artiges Stück von einem Aufsatz gelingen sollte. Was die nächste Alternative betrifft, so würde ich die Verarbeitung des Schiller-Zitats über die Beziehungen des Briten zu Amphitriten ablehnen mit der Begründung, daß es, so aus dem Zusammenhang des Gedichtes gerissen, das Schiller dem Völkermord seines beginnenden Jahrhunderts gewidmet hat, mehr ein Wolff-Zitat sei, und würde dem Deutschprofessor beweisen, daß ich außer dem brauchbaren Mittelstück auch die Anfangsstrophen des Gedichtes kenne:

Edler Freund! Wo öffnet sich dem Frieden,  
Wo der Freiheit sich ein Zufluchtsort?  
Das Jahrhundert ist im Sturm geschieden,  
Und das neue öffnet sich mit Mord.

Und das Band der Länder ist gehoben,  
Und die alten Formen stürzen ein;  
Nicht das Weltmeer hemmt des Kriege's Toben,  
Nicht der Nilgott und der alte Rhein.

und auch noch die Schlußstrophen:

Ach, umsonst auf allen Länderkarten  
Spähst du nach dem seligen Gebiet,  
Wo der Freiheit ewig grüner Garten,  
Wo der Menschheit schöne Jugend blüht.

Endlos liegt die Welt vor deinen Blicken,  
Und die Schifffahrt selbst ermißt sie kaum;

Doch auf ihrem unermessnen Rücken  
Ist für zehen Glückliche nicht Raum.

In des Herzens heilig stille Räume  
Mußt du fliehen aus des Lebens Drang!  
Freiheit ist nur in dem Reich der Träume,  
Und das Schöne blüht nur im Gesang.

Ich würde den Lehrer bitten, uns lieber dieses Thema aufzugeben, als durch den Mißbrauch einer Schillerschen Strophe uns Kindern eine Betrachtung aufzunötigen, über der ehrlicherwise der bekannte Aufsatztitel »Gott strafe England« zu stehen hätte. Ich würde aber auch das Thema »Meine Gedanken vor Radetzkys Standbild« nicht verschmähen, denn ich habe vor Radetzkys Standbild meine eigenen Gedanken, zum Beispiel gleich den, daß dort Eisig Rubel und andere Alt-Oesterreicher öfter vorbeigegangen sind, als für die Reputation Radetzkys unbedingt notwendig war, wiewohl bekanntlich einer ihrer Verteidiger, jener echten Vaterlandsverteidiger, in diesem Punkte anderer Ansicht ist, indem er für Eisig Rubel den Freispruch und für Dr. Josef Kranz ein Denkmal beantragt hat, das aber eben infolge Besetzung des Platzes durch Radetzky nicht zur Ausführung gelangen konnte. Wenn mir der Deutschprofessor auf diese Behandlung des Themas nicht »vorzüglich« gibt, freut mich der ganze Krieg nicht mehr. Dann bliebe nur noch ein Thema, das zwar der VI. b-Klasse vorbehalten ist, das ich aber als Fleißaufgabe übernehme: »Welcher von unseren Feinden scheint mir der hassenswerteste?« Ich wüßte mir auf die einfachste Art zu helfen, indem ich einfach von Lissauer abschriebe, der ganz sicher Bescheid weiß und den Aufsatz vermutlich fertig hat. Würde ich mündlich befragt, so könnte ich mich der vielen Einsager gar nicht erwehren, ich höre Strobl, neben dem ich leider sitzen muß und der von Patriotismus schwitzt, mir zuflüstern: »Der Treubruchige am Po!« Der Kernstock, ein Vorzugsschüler, ruft: »Die Welschlandfrüchtchen!«, rings um mich zischt es: »Die Katzelmacher!« und nur eine Stimme — es ist die der Schalek, die man in die Knabenklasse zugelassen hat — ruft beherzt: »Ob ich weiß! Der Fackelkraus!« Dann aber zeigt sie auf, denn sie möchte hinausgehn, wo der einfache Mann an der Front ist, der namenlos ist, um ihm beim Nahkampf nah zu sein. Ich bin eingeschlafen, träume, daß ich nicht mehr in der Schule sitze, sondern wieder in einer Kinderstube, wo Weltkrieg gespielt wird und die Beteiligten dem Tod die Zunge herausstrecken. Ich will die Kinderrettungsgesellschaft verständigen, die anerkannt hat, daß sie mir für wiederholte Zuwendungen vom Erträgnis meiner Leseabende verpflichtet ist. Sie soll die Kinder vor Bomben und Schulaufsätzen behüten. Und wie da plötzlich eine Kanone als Schulglocke läutet und ich erwache, springe ich den Deutschprofessor an, will mit ihm eine Sprache sprechen, die er nicht versteht, nämlich Deutsch und frage ihn, ob er im Geschäft unentbehrlich sei oder ob er Lust habe, die Minen,



die er in Kinderherzen legt, durch ein Erlebnis zu verantworten, die Frage, die er an die Wehrlosesten stellt, welcher von den Feinden der hassenswerteste sei, persönlich im Schützengraben zu entscheiden, und in dem Augenblick, wo zu seinem Ohr das Geräusch von einer Sappe heraufdringt!

## DIE EINZELNE FRAUENGESTALT

In einem »Wo er recht hat hat er recht«-Feuilleton schreibt Herr Salten:

Wie abscheulich diese Geschichte eigentlich ist, war einem zuerst gar nicht so recht ins Bewußtsein gelangt... Ich wende mich nicht gegen die kämpfenden Weiber, weil sie einer feindlichen Macht dienen und weil da harte Worte etwa erlaubt sind... Wäre dergleichen bei uns überhaupt möglich, man müßte es ebenso sagen..., daß diese Tollheit von all den vielen Tollheiten, die der Krieg hervorgerufen hat, die schlimmste ist.

Da und dort, in fernen wie in jüngeren Vergangenheiten, sehen wir einzelne Frauengestalten, gewaffnet und kämpfend, das Gewühl der mäännermordenden Schlacht durchschreiten. Wohl gemerkt, einzelne Frauengestalten. Und immer ist es, wo solcher Anblick sich bietet, eine Stunde der höchsten, der letzten Not. Immer ist da die Heimatflur vom sieghaft eindringenden Feind niedergestampft, das Vaterland unterjocht, gedemütigt, am Rand des Abgrunds. Wenn dann den Männern jegliches Hoffen entsinken wollte, stand solch ein Mädchen auf, erweckt und begeistert, von der Gewalt des allgemeinen Unglücks aus seiner eingebornen Natur gerissen, und trat hervor, um die Männer anzufeuern, zu begeistern und zu führen.

Die Jungfrau von Orleans oder — —?

An diese einzelnen Gestalten geben wir unser Bewundern gern hin; sie sind vom Strahl des Ruhmes umleuchtet, sind vom Reiz großer Tapferkeit und poetischer Abenteuer umwittert, und gerade weil sie als seltene Ausnahmen gelten dürfen, fühlen wir uns so sehr bereit, sie durchaus zu idealisieren, daß der nüchterne Verstand gar nicht dazu gelangt, sich all der vielen furchtbaren, häßlichen und rohen Dinge zu besinnen, die sie doch zweifellos entweder selbst getan oder mit angesehen haben müssen.

Einige Tage zuvor waren an derselben Stelle die folgenden Sätze zu lesen:

Aus 70 Batterien wird in vier Gruppen geschossen, eine belehrt die Infanterie, die zweite die Artillerie, die dritte die Reservestellungen und die vierte sperrt die Anmarschwege.

Die Hauptfrage ist also: Wie und wo und wann kann abgeriegelt werden? Beinahe wie ein eingelerntes Theaterstück rollt sich das ab. Kerenski selbst ist anwesend und sieht der Wirkung der Flammenwerfer zu.

(Was ihm viel weniger zusteht, als zum Beispiel der Schalek.)

Ein ganzer Zug ist tot. Leutnant Weis liegt mit dem Gesicht nach hinten, ein Beweis, daß der Feind von der dritten Linie nach vorne kam.

Bis zum Bataillonskommandanten dringen die Russen vor. Dort rauben sie die Unterstände aus, zerschlagen die unbeweglichen Dinge und saufen den Wein aus den Fässern.

Ein toter Russe bleibt in der Tür eingeklemmt liegen, den Raub hat er noch in der Hand.

Waldkämpfe sind das Schauerlichste im Schauerlichen.

Man hält sich für umzingelt und inzwischen hat anderswo die eingetroffene Verstärkung bereits »ausgeputzt«.

Im Hochwalde der Lysonia ist der Kampf in diesem Stadium des Katz- und Mausspieles.

Der Tote ist tot. Nur der lebend Gebliebene gewinnt den Ruhm.

In einen sechsspännigen Munitionswagen geht ein Volltreffer. Viele von den Leuten fliegen in Stücken in die Wipfel hinauf.

Der Wald ist voll von Flammen, Feuer, Rauch, Splittern und Schrecken, der Boden ist überdeckt mit weißen und bläulichen Gaswolken.

Die Feinde werfen Handgranaten und es entspinnt sich ein rasendes Handgemenge; mit Dolchen, Kolben, Messern, Zähnen wird gerauft.

Fliegen die Granaten zu weit, so werden die Kappen geschwenkt und den Geschossen Verbeugungen gemacht. »Habe die Ehre«, rufen sie ihnen nach. Und zwischendurch wird darüber geschimpft, daß die Russen ausgerechnet am Gagetag losgegangen sind. »Wollen die unserem Aerar die Löhnungen ersparen? Gerade hätte die Auszahlung beginnen sollen!«

Der Oberleutnant Radoschewitz ist jetzt ganz ruhig. Seine innere Krisis ist vorbei.

Welche Freude! Eine Kiste deutscher Eiergranaten ist dort, das sind kleine Wurfgeschosse, die man wie Steine schleudern kann.

Einer hat einen Armschuß bekommen, einem ist das Trommelfell geplatzt. Der Oberleutnant ist wie taub. Er taumelt. Einer neben ihm hat einen Nervenschock.

Feldwebel Janoszi brüllt eine Rede.

Singend gehen sie los. »Stochere ihn aus dem Graben —« so beginnt das muntere Lied, das so wehmütig endet.

Seine Leute stürzen sich nun über die dritte Linie her und jetzt gehen die Sturmtruppen nach beiden Seiten vor und sie wird »ausgeputzt«.

Die Methoden wechseln beständig, und die neueste unter den neuen ist die der »Sturmtruppen« und der »Grabenputzerei«.

Wer je eine Sturmtruppe nachts beim Ausmarsch gesehen hat, wird nie wieder ein Erlebnis romantisch, aben-

teuerlich, verwegen finden. Und wer je zu ihnen gehört hat, möchte um keinen Preis der Welt wieder fort. Lauter ganz junge, unverheiratete Leute unter Vierundzwanzig müssen sie sein. Schlank, beweglich, kühn und zu tollen Streichen geneigt.

(Noch schwerer soll, wer je zum Kriegspressequartier gehört hat, sich von diesem trennen können. Aber wahrhaftig, jener Satz war gedruckt. Wie andere Begriffe vom Vaterland hat doch dieses Mädchen als das lettische Mädchen Kürnbergers!)

Genau nach dem Muster der wirklichen Front wird hinten ein Übungsplatz angelegt und das »Ausputzen« im wirklichen Feuer gelernt.

Ist eine besondere Aufgabe im Feindesgebiet zu leisten, so wird sie mit allen Einzelheiten wie ein Theaterstück geprobt. Das Leichteste ist natürlich das gewöhnliche »Putzen«. Zwei Handgranatenwerfer gehen voran.

Ist die Handgranate geworfen, so rennt die Gruppe um die Traverse herum... Die Infanterie, die folgt, besetzt dann die »geputzten«, das heißt die eroberten Gräben.

Die Sturmtruppen auf der Lysonia unter Führung des Oberleutnants Tanka, des Leutnants Kovacs und des Fähnrichs Sipos arbeiten wie in der Schule. Sie führen ihre Lektion zum erstenmal einem wirklichen Feinde vor, aber das tritt für sie kaum in die Erscheinung. Sie glühen vor Eifer und Wichtigkeitsgefühl.

Die Exaktheit ihrer Bewegungen, das Ineinandergreifen ihrer Wirkungen ist erstaunlich, erschütternd, gewaltig.

Bis zehn Uhr abends wird »geputzt«.

Da sind es insbesondere der Leutnant Pintér und die Gefreiten Juhasz und Baranyi, die ihre Sache so ganz besonders bedächtig und vorschriftsmäßig durchführen.

Die erste Linie aber wird noch drei Tage lang »geputzt«. Dort findet man am dritten Tage einen Verwundeten, dessen Heil es bedeutet, daß die »Putzerei« so lange gedauert hat. Er bekam einen Bauchschuß und ist nur durch das fürchterliche dreitägige Liegen und Fasten gerettet.

Nun da die Sturmtruppen mit Handgranaten ihre Fuchslöcher ausräuchern, schreien sie um Gnade.

Während der drei Tage, in denen vorne geputzt wird, säubert der Kommandant Oberst Söld von Dreihundertundacht mit seinen übriggebliebenen Truppen den Wald. So viel Leichen hat er noch nie gesehen. Tag und Nacht arbeitet man, alle zu verscharren.

— — ein paar Gänse retten sich aus dem zertrümmerten Käfig und spazieren nun wohlgemut im Trommelfeuer umher.

Wie verlautet, hat sich das Kriegspressequartier entschlossen, acht Kriegsberichterstatteerinnen, vier österreichische und vier ungarische, zuzulassen. Vermutlich, weil sich die Einrichtung bewährt hat. Jene einzelne Frauengestalt jedoch, die für den Durchbruch der Geschlechts-

schränken ein Beispiel gegeben und als erste das Gewühl der männermordenden Schlacht durchschritten hat, vom Reiz großer Tapferkeit und poetischer Abenteuer unwittert, sie ist verstimmt; sie geht und niemals kehrt sie wieder. So bleibt nichts übrig als ein wehemütiger Rückblick, der diesen Unterschied umfaßt:

In Rußland bilden die Putzerinnen ein Bataillon. Wir aber haben das hier zu uns genommen, und die offizielle Welt, die es zugelassen, genehmigt und begünstigt, gelesen und im Konzertsaal gehört, in Wort und Bild schön gefunden hat, ist nicht erstarrt im Schrecken der Verantwortung, den Herold unserer Handgemenge in solcher Gestalt, in solcher einzelnen Gestalt der Nachwelt vorzustellen und uns selbst in der Verfassung, es ertragen und als pikantes Dessert beim Hyänenmahl goutiert zu haben! Sollte es aber den Teufel, der vielleicht noch Scham und ein menschliches Rühren fühlt, sollte es ihn, wenn er das Todesbataillon der Russinnen vorbeidefilieren läßt und dann zur Abwechslung die Feuilletons unserer Kriegskorrespondentin über die Schlacht von Brzezany liest, vor dieser weiblichen Handarbeit nicht dennoch grauser schütteln?

### Nachschri f t

Den Teufel wohl. Doch nicht den Sozialdemokraten, wie ich mit Staunen und Kümmeris bemerke. Die Arbeiter-Zeitung nämlich ist nicht der Ansicht, daß solche Betrachtung und Beschreibung des Unmenschlichsten eine Frau als ein »emanzipiertes Unweib« oder als ein »an seinen primitivsten Instinkten irregewordenes Weib« qualifiziere. Denn sie findet, daß der Gebrauch dieser Bezeichnungen, der christlich-sozialen Bauernabgeordneten in einer Interpellation an den Landesverteidigungsminister beliebt hat, »eine Roheit« sei, und da sie eine solche der Initiative von Bauernabgeordneten offenbar nicht zutraut, wohl aber »andere Sorgen als die seelische Verfassung« einer Kriegskorrespondentin, so nimmt sie als »selbstverständlich« an, daß »die Anfrage nicht von ihnen her stammt«. Sie sagt zwar nicht, wen sie eines solchen Mangels an Galanterie für einen weiblichen Kriegsberichterstatte r für fähig hält, und begnügt sich damit, aus der »Immunität« der Interpellanten, »durchaus bewährter Hinterländer«, auf die Gesinnung jener Persönlichkeit schließen zu lassen, von der die Anfrage her stammt, nicht ohne zuzugeben, daß auch sie die Figur des weiblichen Kriegsberichterstatte rs für einen »Unfug« halte, wenngleich nicht für einen so groben, daß er Grobheit herausfordert und gar den »Ruf nach der Polizei«, als den sie die Interpellation bezeichnet. Es ist dabei ganz nebensächlich, daß die Arbeiter-Zeitung diesen Ruf nach der Polizei, der eigentlich nur ein Ruf gegen die Patronanz eines Unfugs durch eine Behörde ist, verkürzt wiedergibt und nicht weiß, daß er vielmehr sogar ein Ruf gegen die Polizei ist, indem nämlich die Abgeordneten an einen konfiszierten Artikel des »Allgemeinen Tiroler Anzeigers« angeknüpft haben, der den Glanzpunkt dieses tragischen Karnevals in meinem Sinne und fast mit meinen Worten gewürdigt



hatte. Es ist auch nebensächlich, daß die Arbeiter-Zeitung die Antwort des Landesverteidigungsministers, der die Kompetenz, dem Unfug zu steuern, vom Kriegspressequartier auf die Presse abwälzt, als eine Abschüttlung der Interpellanten und nicht des weiblichen Kriegsberichterstatters darstellen möchte, was ihr einigermaßen dadurch erleichtert wird, daß sie das Alibi für das Kriegspressequartier — das schwer genug zu erbringen war — und nicht die Beschuldigung der Presse in Sperrdruck setzt. Es ist weiters nebensächlich, daß der Verfasser der Notiz in Ausübung der Advokatur für den weiblichen Kriegsberichterstatter die Ausübung einer Immunität beklagt, die bekanntlich noch nie von sozialdemokratischen Abgeordneten unter Beseitigung übler Privatrücksichten für eine gute öffentliche Sache in Anspruch genommen wurde, wenn ihnen etwa eine Soldatenmißhandlung berücksichtigenswerter erschienen wäre als eine Offiziersehre. Selbst die Frage, ob die Vertretung eines sozialen oder kulturellen Anspruchs im Parlament anders als durch »Hinterländer« bewerkstelligt werden könnte und ob etwa auch nur die Notiz der Arbeiter-Zeitung im Schützengraben entstanden ist, bleibe von mir unbeantwortet, der doch selbst zugeben muß, daß sämtliche Kriegshefte der Fackel im Hinterland geschrieben worden sind und in all der Zeit, in der zu seiner Beschämung ein Weib vor Drahtverhauen Feuilletons über Leichen geschrieben und sie sogar photographiert hat. Da es aber der Arbeiter-Zeitung mit dem Gebot, solchen Frauen zart entgegenzukommen, so ernst zu sein scheint, wie mir mit dem Aufschrei über die Schändung der weiblichen Natur und über den monströsesten Anblick, den diese Zeit bewußtloser Entartung uns gegönnt hat; da weiters ein gedanklicher Zusammenhang jener Interpellation mit meiner Anschauung dieses Phänomens, der sich schon aus der Uebereinstimmung des konfiszierten Innsbrucker Aufsatzes mit meiner Anschauung ergibt, nicht geleugnet werden kann — so will ich der Arbeiter-Zeitung, selbst auf die Gefahr hin, daß sie mich gar nicht »gemeint« hätte, ein paar Worte sagen, so viele, als der vorgeschrittene Druck dieses Heftes, die Fessel nur dieser Zeit- und Raumverhältnisse, noch zuläßt, und nicht ohne das Versprechen, ihr erforderlichenfalls mehr zu sagen, in einer Sache, in der ich, zum Beweis der Kongruenz einer kleinen Wiener Erscheinung und eines großen Nachtbildes der Kultur, wahrlich keine Grenzen kenne, nicht vor den Instanzen der irdischen Gerechtigkeit, der staatlichen Gewalt oder der publizistischen Mißgunst. Um es dieser leichter zu machen, gestehe ich ihr, daß ich mich zu der Interpellation, deren Textierung ihr weniger »auffallend« erschienen wäre, wenn sie den konfiszierten Artikel beachtet hätte, zwar nicht als Verfasser — sie wäre roher geraten — aber als herzlich zustimmender Leser bekenne und sogar als einer, der um die Möglichkeit ihres Zustandekommens gewußt hat. Nicht mehr und nicht weniger. Wieso, warum und woher, ist ein uninteressantes Geheimnis, das ich jedem Interessenten einzelweis zu verraten bereit bin. Die Tatsache der von den christlichsozialen Bauernabgeordneten überreichten Interpellation war mir eine ebenso

erfreuliche Ueberraschung wie es mir eine angenehme Gewißheit war, daß sozialdemokratische Abgeordnete über konfiszierte Aufsätze der Fackel interpellieren würden. Es besteht kein Zweifel, daß diese wie jene in bewußter Erfüllung ihrer parlamentarischen Pflicht gehandelt haben, und ein Unterschied nur darin, daß ich die die Fackel betreffende Tatsache im Protokoll gefunden habe und nicht in der Zeitung. Wäre ich aber auch selbst der Urheber der anderen Interpellation, so könnte ich mich gegen den Verdacht eines anonymen Angriffs mit der Beteuerung wehren, daß ich von ganzem Herzen bedaure, einen solchen nicht unterzeichnen zu können, weil ich nämlich nicht Abgeordneter bin. Da nun jener Verdacht eben durch die Uebereinstimmung mit einer Ansicht, die ich öffentlich geäußert habe, entstehen konnte, so bin ich wieder gegen den Vorwurf gefeit, für mich eine Immunität in Anspruch zu nehmen. Was ich an der Interpellation, zu der ich mich über alle polemische Nötigung hinaus bekenne, einzig mißbillige, ist, daß sie nicht von sozialdemokratischen Abgeordneten eingebracht wurde, was sich aber vielleicht daraus erklärt, daß bisher kein Protest der Arbeiter-Zeitung gegen die Vorführung von Leichenphotographien durch eine Frau und im Konzertsaal ein hinreichendes Substrat für eine Interpellation geliefert hat. Das werfe ich ihr vor, bei aller Achtung, die ich sonst für ihr Bemühen habe, die Ehrenrettung der Menschheit durch diesen Krieg hindurch zu betätigen, eine Achtung, die keineswegs von jener abhängig ist, die sie mir zu zollen glaubt, wenn sie mich den »berühmtesten Schriftsteller Wiens« nennt, anstatt mich dafür zu achten, daß ich auf die Zuweisung eines so bedenklichen Ruhms nicht erpicht bin. Wenn aber der Eindruck, den ihre in meine Vorlesungen verirrten Kritiker hin und wieder empfangen haben, sie noch befähigt, mir eine gewisse Zuständigkeit in sittlichen Dingen einzuräumen und nebenbei ein Gefühl für Ritterlichkeit, wo es um die Wahrung der an oder von der Frau verletzten Rechte der Natur geht — dann gebe ich ihr den Rat, ihre polemischen Mitarbeiter zu überwachen, damit nicht zwischen die Beweise einer lauterer Gesinnung, die sie gegen die Schande der Zeit durchsetzt, sich Aeüßerungen mischen, die diese bestärken könnten, und damit nicht unter die Typen verfolgten, gequälten, ausgebeuteten Weibtums jene Individualität gerate, die der blutigen Erniedrigung des Mannes zugeschaut hat. Diese Zeitung, die in Gefahr ist, außer einer moralischen Kraft auch eine Zeitung zu sein, lasse es sich sagen, daß sie das Problem bei weitem nicht überblickt, wenn sie die Sorge um die seelische Verfassung einer Kriegsberichterstatterin als eine geringe Sache belächelt, und daß sie, die über die Verrohung des Kindes im Krieg mit Recht Rubrik führt, eine arge Unterlassung begeht, wenn sie die ihr nahestehenden Abgeordneten nicht zu einer Interpellation über die Schaustellung von »ausgeputzten Gräben« vor den Schülern Wiens und über die Einreihung der darauf bezüglichen Feuilletons in Schülerbibliotheken veranlaßt. Sie bewahre sich vor Anwandlungen einer Galanterie, deren Verletzung mir ebensosehr am Herzen liegt wie ihr das Bestreben, mit den Idolen

dieser Lügenzeit tabula rasa zu machen. Ich, der ich es mehr mit der Kultur als mit den Frauenrechten halte und weder die Zulassung von Frauen zum noch vor das Geschworenamt herbeiwünsche, werde erst wieder zum Ritter, wenn ich eine in ihre Schranken zurücktreten sehe, und verbeuge mich tief vor der Ehre der Natur, die eine Feder aus dem Blut zieht und eine Persönlichkeit aus der Schaustellung eines Hochgerichts, vor dem ich, selbst gestützt auf alle Zustimmung einer sich besinnenden Gesellschaft, doch der erschütterteste Zeuge solcher Möglichkeit wäre. Wenn die gepanzerte Brethaftigkeit, an deren Zukunft wir mit Begeisterung glauben mußten, dereinst entblößt, durch mein und vielfach auch der Arbeiter-Zeitung Wirken entblößt, vor der Nachwelt steht, dann werde ich auch für das Gelächter gesorgt haben über die Dupierung dieses armseligen Männerernstes durch die Verwirrung weiblicher Triebe. Daß mir ferner als irgendeinem eine Kränkung dieser, ernster als irgendeinem die Verhöhnung jenes war, wird man wissen! Und wenn ich als Abgeordneter der Menschheit bereit bin, jede auf so unseliges Wirrsalweisende Interpellation zu unterschreiben, so überhebt mich eine bessere Immunität zwar nicht der Pflicht, es vor einem gegenwärtigen Forum zu verantworten, gewährt mir aber die höhere, nie ein Wort zu bereuen und jedes, verstärkt, bis zum letzten Atemzug und darüber hinaus aufrecht zu erhalten.

## KLAERUNGEN

An der neudeutschen Verbindung von Hochschulprofessur und Unterseeboot sind die ›Süddeutschen Monatshefte‹ hervorragend tätig und ihr Herausgeber, der Herr Professor Cossmann, benützt seine freie Zeit zur Abfassung von Protokollen mit anders gesinnten Kollegen. Sie bilden den Inhalt eines Briefwechsels zwischen dem Reichskanzler und dem Großadmiral, welchen Herr Cossmann zum Schutze eben jener, »persönlichen Ehre« veröffentlicht, die sowohl durch das Protokoll wie durch die Publikation in Mitleidenschaft gezogen wird. Die ziemlich düstere Angelegenheit, die durch keinen Heiligenschein zu erhellen ist und doch den Typus des Nationalliberalprofessoralradikalen deutlich hervortreten läßt, wird noch durch die Anwandlungen einer kulturellen Reue, zu denen sich die ›Süddeutschen Monatshefte‹ zuweilen hinreißen lassen, ein wenig verwirrt. Daß diese Zeitschrift seit Kriegsausbruch nichts ist als eine Monatsausgabe des groben Unfugs, der sich an Zerrbildern von sämtlichen außergermanischen Kulturen berauscht, und daß sie es für die »Neuorientierung« des deutschen Lebens in der Regel mit jenen hält, die von »Kismet-Knöppen« sprechen, wenn sie sich statt in einem Warenhaus ausnahmsweise in einer Moschee befinden, ist hier gelegentlich einer wohlthuenden Ausnahme besprochen worden. Die Unterseeessoren haben aber doch auch

einen gewissen Ehrgeiz, vor der Kulturkritik bestehen zu können, und daraus mag sich die folgende Zuschrift der ›Süddeutschen Monatshefte‹ erklären lassen:

Verehrter Herr Kraus!

Aus Ihrer Bemerkung auf Seite 79 der neuen Fackel hatte ich den Eindruck, daß Sie einen Beitrag unserer Kriegshefte übersehen haben, nämlich die steno-graphischen Aufzeichnungen aus dem Münchner Schlachthaus im Aprilheft 1916; ich schicke Ihnen daher gleichzeitig dieses Heft.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Cossmann.

München, 11. August 1916.

Meine Verpflichtung, einen Beitrag der ›Süddeutschen Monatshefte‹ nicht zu übersehen, schien mir nicht einleuchtend. Immerhin war mir so viel klar, daß Herr Cossmann, dem ich nachrühmte, daß er einmal einen Beitrag gebracht habe, der »Mut zum Schamgefühl vor Gott und der bewohnten Erde« hat, dessen Inhalt »wert- und gewichtvoll« sei und für den ich den ›Süddeutschen Monatsheften‹ »ihre sonstige Existenz im Kriege vergeben wolle«, bei seinem Ehrgeiz gepackt war. Er legt — so viel entnahm ich aus seinem Schreiben, ehe ich das eingesandte Heft noch angesehen hatte — einigen Wert auf die Feststellung, daß er noch ein zweitesmal einen anständigen Beitrag gebracht habe. Ein nicht so deutsch gesinnter Mann würde vielleicht, wenn er sich mit dem Tadler überhaupt in eine Diskussion einläßt, sein ganzes übriges Inventar verteidigt und geantwortet haben: Oho, alle meine Kriegshefte enthalten nur anständige Beiträge! Herr Cossmann aber fühlt entweder, daß ich recht habe, oder er legt Wert darauf, von einem anerkannt zu werden, der sein Wesentliches verwirft. Er gibt seine Richtung preis, um das Lob seiner Fehltritte zu ernten. Der Artikel, den er meiner Beachtung empfiehlt, hätte keineswegs diesen Erfolg; er ist Material, aus dessen Drucklegung kaum mehr als die Tendenz ersichtlich ist, Roheiten, die im Münchner Schlachthaus geschehen, zu mißbilligen. Wie solches den ›Süddeutschen Monatsheften‹ Verzeihung für ihre Tendenz erwirken sollte, die Welt in ein Münchner Schlachthaus zu verwandeln, ist unerfindlich. Das Vorzeigen dieser Leistung kann den günstigen Eindruck, den die Kontrastierung deutscher und türkischer Sitten erweckt hat, nur abschwächen, und der Herausgeber der ›Süddeutschen Monatshefte‹ sollte nicht so freigebig in der Darbietung von Gegenbeweisen gegen sich selbst sein. Nicht der Artikel, den er so brav war aufzunehmen, höchstens die Bravheit, ihn vorzuzeigen, könnte ihm bei mir nützen. Dagegen bin ich gern bereit, ihm beizustehen und aus dem September-Heft der ›Süddeutschen Monatshefte‹ geradezu aggressive Notiz, auf die er mich bisher nicht aufmerksam gemacht hat, zu zitieren:

Wir möchten jedem Deutschen die Gabe wünschen, daß er seine Zeitungen



einmal eine halbe Stunde lang mit den Augen eines Ausländers lesen könnte. Er würde erröten, wie jämmerlich und albern die moralischen Klage- und Anklagefluten aussehen, die sich alltäglich über die Schurkerei und die Treulosigkeit unserer einst verbündeten Feinde und ihrer Staatsmänner ergießen. Wir wollen uns einmal ganz ruhig die Frage vorlegen, welcher Staatsmann seinen Zweck besser erfüllt: ein sogenannter schuftiger, der die Ziele erreicht, die er für seinen Staat erstrebt, oder ein sogenannter ehrlicher, der sich und seinen Staat jedesmal daneben setzt.

Die oberste Pflicht jedes Staates, er sei groß oder klein, ist die Selbsterhaltung: das ist bei jedem Bündnisvertrag stillschweigend miteinander verstanden, und hierin hat alle Treue im bürgerlichen Sinne ihre Grenze. Die Aufgabe der Staatsmänner ist es, die eigenen Bündnisse so zu wählen und zu erhalten, daß sie sich im Gebrauchsfall wirklich mit dem Vorteil aller Beteiligten decken und daß die Beteiligten hievon auch immer überzeugt bleiben. Wer sich aber seiner selbst nicht sicher zeigt, der beleidigt lediglich die anderen, wenn er von ihnen erwartet, daß sie so töricht sind, auf seine Karte zu setzen. Da bleibt dann nur mehr übrig, daß die Waffen noch einmal alle Rechnungen von Grund aus überprüfen. Und dabei kommt gottlob oft wieder etwas ganz anderes heraus, als die listigsten Rechenkünstler sich ausgetüfelt haben.

Wenngleich hierin wohl ein Unterseeboot verborgen ist und ein realpolitischer Vorbehalt für jenes professorale Expansionsbedürfnis steckt, das keine Grenzen kennt und anerkennt, so muß doch die Ablehnung des idiotischen Treubruch-Motivs und die Abweichung von der Melodie der »Süddeutschen Monatshefte« anerkannt werden.

Solcher Vorurteilslosigkeit sollte aber noch eine andere Aufklärung gelingen. Noch ein zweites Motiv aus der Ideologie des politischen Gemütslebens, also einer nicht durch den Krieg und nicht durch ihr eigenes Dasein alterierten Sittlichkeit, also der Dummheit, belebt andauernd die polemische Debatte jener, die dem Blutbad einen heilsamen Zusatz von Tinte vergönnen: die Aushungerung. In Kürze gesagt: hier klagt die Dummheit die einzige Raison an, die in diesem Chaos von Gefühlsverrottung bisher merkbar wurde. Raison im Umkreis der Handlungen, die das sichtbare Leben bestimmen, kann nie anderes bedeuten als die Uebereinstimmung von Mittel und Zweck. Zweck des kriegführenden Menschentums ist essen, mehr essen, handeln, mehr handeln, um mehr zu essen, um mehr zu handeln. Der Kriegszweck ist, was der Lebenszweck ist: das Lebensmittel. Was sollte das Kriegsmittel sein? Ist es sittlicher, für das Lebensmittel zu sterben als dafür zu hungern? Die Parteien sind geschieden nach der größeren Begehrlichkeit und dem größeren Widerstreben, ihr nachzugeben. Hier könnte der »Neid« einen Rest von Menschenwürde decken. So oder so, und wenn der Zweck auch hier nichts anderes wäre als mehr essen und mehr handeln, so entscheidet doch nur die Macht auf dem Lebensmittelmarkt. Nun gibt es zweierlei Mittel, sich hieselbst zur Geltung zu bringen: die Hake oder den Hunger. Organischer ist dieser, von der Materie des Streits bezogen, die im wahren Sinne des Wortes Materie

ist. Aushungern war ein Kriegsmittel in Religionskriegen und selbst da sittlich, weil der Zweck das Mittel, mit dem er sich nicht deckte, doch geheiligt hat, weil der Kampf um eine Idee ging, in deren Idee es ist, über den Körper zu siegen. Um die Kirche zu schützen, war der Hunger ein probateres Mittel, als es die Hacke ist, um die Küche zu schützen. Wie könnte ein Zweifel bestehen, daß der Esser, der die Küche absperrt, geistiger handelt als der, der Blausäure und Flammenwerfer zu Hilfe ruft? Es kann der Moment eintreten, wo er gegen solche Mittel, die einer anwendet, um in die Küche zu gelangen, sie selbst anwenden muß. Wenn sie mit den Küchenmörsern beide aufeinander losgehen, scheidet die Frage nach Mittel und Zweck aus der Debatte. Solange es aber genügt, den Schlüssel umzudrehen, versündigt nicht der, der's tut, sich an der dürftigen Idee des Kampfes, sondern der andere, der in Ritterrüstung und mit Theodor Körner'schem Augenaufschlag eine höhere Idee vorgibt und die Welt vergessen machen möchte, daß nicht die ewige Seligkeit erhungert werden soll, sondern das Essen, und daß er nicht am Leibe gestraft wird für den Geist, sondern für den Leib. Auch er versucht es, dem andern die Küche zu sperren, verleugnet aber diese moralische Handlung, um sie dem andern vorzuwerfen. Denn Moral ist ihm immer das, wogegen der andere verstößt, wenn er's selber tut. Darum liegt ihm die blutige Vergeltung, die allen Widerspruch ausgleicht. Er vermißt diese Methode, wenn dort, wo einzig der Proviant den Erfolg und der Mangel den Mißerfolg bedeutet, seine Ideologie ihm die Genugtuung bietet, er sei »nicht durch Gewalt, sondern durch Hunger« unterlegen. Er wird immer dort ein Turnier aufführen, wo eigentlich ein Vergleich der Hauptbücher den Streit beenden oder überflüssig machen könnte. Er nur schiebt die Ideale vor, um irdische Dinge zu erreichen, und verflucht Vorwand und Zweck mit dem Blut, das weder dem Zweck angemessen ist noch dem Vorwand. Die Reduzierung des Vorwands auf den Zweck nun besorgt das Mittel, das diesem angemessen ist. Die Aushungerung ist hier nicht bloß ein Kriegsmittel wie ein anderes, sondern eine Bereinigung der Sachlage und eine Aufklärung der Lebensdinge gegen eine Moral, die nicht Aug um Auge, sondern die Faust aufs Auge haben möchte. Der Buchhalter als solcher, der gegen den gepanzerten Buchhalter mit der seiner Sphäre erreichbaren Macht aufkommen will, solange es geht, handelt nicht unnatürlich, da er dort handelt, wo eine unselige Verirrung des Menschengenies das Schießen zugelassen hat. Es ist eine völlig völkerrechtsverdrehte Ansicht, grausam wie nur eine Grausamkeit, die von populären Gefühlen bedient wird: Flammenwerfer gegen »Kombattanten« bei der Austragung von Exportangelegenheiten für sittlicher zu halten als Einfuhrsperre gegen »Nichtkombattanten«, die in der Epoche der allgemeinen Wehrpflicht von jenen kaum durch das Alter, vorläufig noch durch das Geschlecht unterscheidbar sind. Als ob die Kombattanten nicht ebenso unschuldig oder schuldig wären wie die Nichtkombattanten, nicht ebenso wehrhaft oder wehrlos gegen den trostlosen Hunger wie

jene gegen die trostlose Maschine; als ob das allgemeine Grauen, das in der Einstellung des demokratischen Prinzips unter den Machtbegriff beschlossen ist, Abstufungen zuließe. Die Mobilisierung der Moral in einem Krieg, dessen Möglichkeit die Moral negiert, ist das Kriterium eines Geisteszustandes, der die Welt durch sein heilloses Talent, die neuen Ideale mit den alten Emblemen zu garnieren, vor den Kopf gestoßen hat, ihr nun noch diesen zerschlagen möchte, und der es ja möglich gemacht hat, daß sich jetzt jeder Warenknecht nicht nur Gott und die Kunst, sondern auch die Glorie auf sein Schild schmiert. Wie die Entrüstung über Treubruch in einem Lebensgebiet, dessen Wesen nicht die Treue, sondern der Export ist, so ist die Sentimentalität der Magenfrage ein Symptom jener furchtbaren Gefühlsverschlingung, die die heutige Situation besser erklärt als jeder politische und strategische Aufschluß. Wenn die »Süddeutschen Monatshefte«, die bei einwandfreier nationaler Gesinnung den Ethikern der Presse den Treubruch ausgeredet haben, sie nun noch über die Aushungerung beruhigen wollten, würden sie sich dauernd mein Wohlgefallen erwerben.

## DER SOZIALE STANDPUNKT VOR TIEREN

Die sozialdemokratische Presse findet ihr tragisches Durchkommen zwischen jener größeren Organisation, die das Menschentum tief unterhalb allen freiheitlichen Bestandes, also aller politischen Daseinsberechtigung verschüttet hat, und jenem allein bewahrten Rest von Menschlichkeit, der sie auf die Pflicht der Zeugenschaft nicht verzichten lassen will. Diesem Widerspruch, zu bestehen, wo sie nicht mehr bestehen kann, wird sie durch ein Nebeneinander von Strategie und Dokumentensammlung gerecht, so daß vorn entweder die Zufriedenheit der Kölnischen Zeitung oder gar, wenn's die Leistungen eines Unterseebootes gilt, die Einbildungskraft der Neuen Freien Presse erreicht wird, und gleich daneben Tatsachen hinausgestellt werden, deren himmelschreiender Inhalt von jener Sphäre bezogen ist, deren Ereignisse eben noch aus einer denkbar unrevolutionären, sachlich beruhigten oder weltzufriedenen Gemütslage gewürdigt wurden. Ob nicht ein besserer Ausgleich zwischen dem Zustand der Welt und dem durch ihn erledigten Standpunkt der Entschluß gewesen wäre, sich auf eine Sammlung von Tatsachen zu beschränken und auf jede Meinung zu verzichten, die vorweg im Verdacht ist, eine erlaubte Meinung, eine mit dem größten Exzeß der Gesellschaftsordnung zufriedene zu sein, bleibe unerörtert. Jedenfalls ist die gewissenhafte Aufreihung jener Fakten, die der Menschheit den Krieg als ein abschreckendes Beispiel vorführen sollen, der einzige Fall von publizistischer Sauberkeit, den die schmutzigste Epoche aufzuweisen hat, anerkannt auch von deren einsichtigeren Akteuren als ein Beweis, daß die weltflüchtige Menschenwürde sich

immerhin in zwei bis drei Wiener Zeitungsspalten niederlassen darf; als eine Ausnahme von jener furchtbaren Regel, nach der diese schwer verwundete Menschheit sich noch eine Blutvergiftung durch Drucker-schwärze zuziehen mußte. Und auch diesem Unglück sucht die heilsame Arbeit der sozialdemokratischen Chronik nach Kräften entgegenzuwirken, aus der ehrlichen Erkenntnis, daß die bürgerliche Journalistik die niedrigste Gattung unter jenen Lebewesen vorstellt, die der Krieg übrig gelassen hat. Um so betrüblicher erscheint die daneben beobachtete Neigung, den eigentlichen Tieren gegenüber auf einem vorrevolutionären Standpunkt zu beharren, ihnen nicht nur die von Schopenhauer zuerkannten Rechte, sondern sogar das Erbarmen zu versagen, das der Gerechte aufzubringen hat — ja geradezu dort, wo der Sammler von Menschengreueln auf werktätige Sympathie für Tiere stößt, solche Regungen als Kontraste zum Welttreiben höhnisch abzutun. Er hat nicht genug ironische Punkte und Gedankenstriche, einen englischen Aufruf »zugunsten . . . unserer stummen Freunde«, nämlich der Pferde, zu verspotten, der ihm um so lächerlicher erscheint, als der Schutz auf die Pferde aller kriegführenden Länder ausgedehnt werden soll. Aber ganz abgesehen davon, daß dieser internationale Standpunkt eine Kostbarkeit in einer Zeit ist, in der von den drei großen Internationalen nur die journalistische sich ausleben konnte, und daß solcher Gedanke sittlich hoch über der Kriegslyrik eines Richard Dehmel steht, der den deutschen Pferden eine besondere Offensivkraft zugetraut hat — ist es ein Denkfehler, hier bitter zu werden und einen frivolen Gegensatz zu den in den Krieg oder in die Munitionsfabrik gestellten Menschen zu behaupten. Der Unterschied ist ein ganz anderer, nämlich der, daß die Menschen, so unschuldig jeder einzelne von ihnen an seinem Schicksal sein mag, alle zusammen es verschuldet haben, indem sie den Willen hatten, die Maschine zu erfinden, die ihnen den Willen nahm, während doch den Pferden an einer technischen Entwicklung, die ihre Sklaverei verschärft hat, keinerlei Anteil nachzuweisen wäre. Den Pferden ist nicht der Hunger versagt, wohl aber eine Organisation, durch die sie es ihren Vorgesetzten wenigstens kundmachen könnten, daß auch sie im Krieg mehr hungern als im Frieden. So ganz verschlossen sollte sich das Sozialgewissen nicht vor dem Umstand zeigen, daß in dieser Welt, die sich zu helfen weiß, ein Surrogat für Futter auch mehr Peitschenhiebe sein können. Man muß schon die Scheuklappen des Pferdes haben, um nicht täglich auf der Wiener Straße zu sehen, wie sich die Bestialität am Tier für die schlechten Zeiten schadlos hält. Es ist ferner auch vollkommen blicklos, sich über eine deutsche Gräfin, die ihrem magenkranken Hund Suppe gegeben hat und wegen Verfütterung von Brotgetreide gerichtlich verurteilt wurde, über die Krankheit des Hundes also und über dessen Pflege in Sperrdruck lustig zu machen. Wenn wir uns selbst die Verfütterung von Getreide für einen bestimmten Hund als eine Grausamkeit gegen einen unbestimmten Menschen konsequent zu Ende denken könnten, so müßten wir uns doch wieder fragen, ob nicht die Gesamtheit der unschuldigen Men-



schen, die durch solches Verhalten zu Schaden kommt, mehr Schuld hat an der Misere als die Gesamtheit der unschuldigen Tiere. Zwischen dem mir bekannten Menschen und dem mir bekannten Hund kann ich, wenn's sein muß, entscheiden, welches von beiden Individuen mir »näher steht« — zwischen den beiden Gattungen bleibt mir im Anblick des Benehmens der einen gar nicht die Wahl. Und wie erst, wenn ich zwischen dem mir befreundeten Hund und der menschlichen Gesamtheit zu wählen habe? Dies eine Tier, nicht jener Mensch, dem ich die Nahrung verkürze, steht vor meinen Augen, leidet, und ich mache gar kein Hehl aus dem Zynismus, mit dem ich, jeder sozialpolitischen Phantasie ermangelnd, das Bequemere tue und meine Nächstenliebe dem bedürftigen Nächsten zuwende. Eine weit bessere Phantasie belehrt uns, daß die Menschlichkeit, die dem kranken Hund hilft — und wäre es nur der eigene Hund —, mehr einer Menschheit hilft als alle Organisation der Nächstenliebe, die doch zu schwach war, jene des Nächstenhasses zu verhindern. Solange die Charitas, die eine Pflegerin am Tier betätigt, nicht nachweislich dem Zweck unterstellt ist, es wieder kriegstauglich zu machen, ist gegen ihre Sittlichkeit nichts einzuwenden, und die deutsche Aristokratin, von der die Gerichtssaalrubrik erzählt, hebt sich recht vorteilhaft von jenen Standesgenossinnen ab, die in der Theaterrubrik erwähnt werden, weil sie an einer Vorstellung des »Hias« mitgewirkt haben. Wenn die deutsche Gräfin, die in der Zeit der Not ihre Hunde nährt, verhöhnt wird, so müßte die deutsche Artistin, die sich in der Zeit der Not von ihren Hunden nährt, Anerkennung finden. Solche Konsequenz würde aber allzu grausam dem Bestreben der Arbeiterzeitung, Spuren von Menschenwürde im Schutt der großen Zeit zu entdecken und zu erhalten, widersprechen. Wenn ich Notizen sehe, die den Titel führen »Pferde und Menschen« oder »Die magenleidenden Hunde der Gräfin«, so fände ich es schön, wenn darin beklagt würde, daß die Pferde jetzt durch die Menschen ins Unglück gekommen sind und daß magenleidende Hunde jetzt nichts zu essen haben. Denn durch die Hilfe, die sie den Tieren entzieht, wird sich die Menschheit nicht auf ihre Beine helfen und nicht von ihren Prothesen.

## DIE FUNDVERHEIMLICHUNG

Wien, 26. April. (Das Ende eines zugelaufenen Hundes.) Der 19jährige Straßenbahnschaffner Josef Schüch hatte sich heute vor dem Bezirksrichter Dr. Fialla (Josefstadt) gegen eine durch ihre Begleitumstände merkwürdige Anklage wegen Fundverheimlichung zu verantworten. Nach einer vom Volksschullehrer Franz Wltschek erstatteten polizeilichen Anzeige soll der Beschuldigte am 6. März einen ihm auf der Straße zugelaufenen Hund, der sehr groß war, in

seine Wohnung mitgenommen, daselbst am nächsten Tage mit einem Stocke erschlagen, kunstgerecht zerlegt und dann das Fleisch gekocht und gemeinsam mit seinem Onkel, dem Offizial Franz Schüch, verzehrt haben.

Der Angeklagte erklärte in der heute durchgeführten Verhandlung, daß er während seiner Dienstfahrt auf der Elektrischen von mehreren Fahrgästen auf den Hund aufmerksam gemacht wurde, der während der Fahrt auf die Elektrische aufgesprungen war. Er habe den Hund, der ohne Beißkorb und Marke war und ganz verwahrlost aussah, vom Wagen weggejagt. Der Hund sei jedoch der Elektrischen stets nachgelaufen und sei schließlich, als er am Abend den Dienst verlassen hatte, bis in seine Wohnung nachgefolgt. — Richter: Was haben Sie dann mit dem Hund gemacht? — Angeklagter: Aus Mitleid habe ich den Hund, der ganz abgemagert war, in meine Wohnung genommen und ihn zunächst ordentlich gefüttert. Am nächsten Tage habe ich dann den Hund, weil er meine Wohnung verunreinigte und auf mich losgehen wollte, aus Angst mit einem Beil erschlagen, habe dann den Hund kunstgerecht zerlegt und die einzelnen Stücke nach und nach in dem Zimmerofen verbrannt. — Richter: Sie sollen den Hund verzehrt haben? — Angeklagter: Ich werde doch das Fleisch von einem solchen Hunde, der ein gewöhnlicher Kötter war und Zeichen von Räude hatte, nicht essen.

Auf den Vorhalt des Richters, warum er den Hund nicht einfach auf die nächste Wachtube gebracht hatte, erwiderte der Angeklagte: Daran habe ich nicht gedacht.

Der Zeuge Franz Schüch, der Onkel des Angeklagten, gab an, daß letzterer in seiner Gegenwart den Hund erst durch Schläge mit einem Pracker betäubt und dann, da er gestöhnt habe, vollends mit einem Beil erschlagen habe. Als der Hund tot war, habe der Neffe gleichfalls in seiner Anwesenheit den Kadaver tranchiert und die einzelnen Stücke im Ofen verbrannt. — Richter: Es wird behauptet, daß Sie und Ihr Neffe den Hund gegessen haben sollen? — Zeuge: Ich werde doch als Mann von sozialer Stellung kein Hundefleisch essen. — Richter: Das ist Geschmacksache. — Zeuge: Der Hund hatte überhaupt keine Rasse gehabt. Er war ganz abgemagert und schäbig.

In drastischer Weise schilderte die Zeugin Theresia Reinisch, eine Nachbarin des Angeklagten, das traurige Ende des Hundes. Sie erklärt, daß der Hund erst fürchterlich gequitscht, dann leise gestöhnt habe. Sie habe in die Wohnung des Angeklagten durch ein Gangfenster sehen können und beobachtet, wie der Angeklagte dem Hund die Haut abgezogen und ihn dann in kleine Stücke zerlegt habe. — Richter (zur Zeugin): Wissen Sie auch, ob der Angeklagte und sein Onkel den Hund gegessen haben? — Zeugin: Das habe ich nicht gesehen, aber die Frau Schüch hat mir auf meine Frage, was mit dem Hund eigentlich geschehen sei, gesagt: »Der Seppl« — das ist der Angeklagte — »hat ihn gekocht und gegessen.« Ich habe darauf erwidert: »Das ist gemein, und es wundert mich, daß so was gebildeten Menschen erlaubt ist.«

Die als Zeugin vorgerufene Frau Marie Schüch, die Tante des Angeklagten, erklärte, sich der Zeugenaussage gegen ihren Neffen entschlagen zu wollen.

Der als Zeuge vernommene Volksschullehrer Franz Wltschek gab an, daß ihm die Nachbarn der Familie Schüch sehr aufgeregt die Geschichte vom Hund erzählt und unter anderm angegeben hätten, daß der Angeklagte das Fleisch bei der Wasserleitung gewaschen und dann im gekochten Zustande mit seinem Onkel gegessen habe. Auf die Frage des Richters an den Zeugen, wie der Hund lebend ausgesehen habe, erwiderte der Zeuge: Ich habe den Hund nicht gesehen, aber eine Trafikantin, bei der Herr Schüch mit dem Hund war, bemerkte: »Das ist ein schöner Hund«.

Der Richter konstatierte aus dem Akt, daß sich bisher der Eigentümer des Hundes nicht gemeldet habe.

Der staatsanwaltschaftliche Funktionär Auskultant Dr. Herzl beantragte die Bestrafung des Angeklagten wegen Fundverheimlichung, da er nach dem Gesetze verpflichtet gewesen wäre, von dem ihm zugelaufenen Hunde bei der Polizei die Fundanzeige zu machen.

Der Richter sprach den Angeklagten frei mit der Begründung, daß der ohne Beißkorb und Marke dem Angeklagten zugelaufene Hund als eine h e r r e n l o s e, von dem früheren Eigentümer jedenfalls p r e i s g e g e b e n e S a c h e anzusehen sei.

Wenn dieses hier, wie es ist, aus dem Blatt, das die deutsch-österreichische Kultur vertritt, in Times, Figaro, Nowoje Wremja oder Corriere della Sera übergeht, so ist es die größte Greuellüge, die je über uns erfunden wurde. Wenn es als Bericht über eine Gerichtsverhandlung in London, Paris, Petersburg oder Rom erschiene, wär's der unwiderleglichste Beweis für den kulturellen Zusammenbruch der dort hausenden Nationen. Es ist ein Fall, in welchem die noch auf den Trümmern des Menschentums quälende Auseinandersetzung zwischen Mensch und Tier mit der Stummheit des Tiers zum Himmel schreit, Rache, Pest und Sintflut herabfordernd auf eine entartete Abart von Tier, die nur zwei Beine hat, doch zwei Arme zum Morden. Nicht daß Fleischnot den Menschen, unter dessen Messer ja auch Kalb und Huhn nicht mit dankbarem Blick verscheiden, zwänge, vom Hund zu essen, ist das Entsetzliche, und der Witz des Richters, es sei Geschmackssache, mag der logische Ruhepunkt sein, von dem man schaudernd dieses Wirrsal des Gefühls überblickt. Daß ein Offizial und ein Tramwaykondukteur es als gebildete Menschen ablehnen oder es mit ihrer sozialen Stellung unvereinbar finden, das Fleisch eines rasselosen Hundes zu essen — das ist wohl eine Möglichkeit innerhalb der Ordnung dieses Planeten, verständlich dem, der sich dort zur Not eingerichtet hat. Das Grauen beginnt bei der Unschuld. Bei der Glaubhaftigkeit der Versicherung, der Hund sei nicht für den Appetit geschlachtet worden, und bei dem Zugeständnis, daß es mit den Standesvorurteilen vereinbar sei, einen Hund zu tranchieren, den man nicht essen möchte. Wäre das kunstgerechte Zerlegen nicht *l'art pour l'art* gewesen, sondern die Tat des Hungers, der Mensch hätte tierisch gehandelt, und das wäre in der Zeit der schweren Not entschuldbar, wo Menschen nichts zu essen haben, weil Menschen geschlachtet werden, damit Menschen mehr zu essen haben.

Da es nicht der Fall ist, so hat der Mensch nur menschlich gehandelt. »Das wildste Tier kennt doch des Mitleids Regung.« »Ich kenne keins, und bin daher kein Tier.« »Menschlich ist die Anklage auf Fundverheimlichung; menschlich Laune und Fragestellung des Richters, der den Wert des Funds nach der Eignung zum Lebensmittel, diese nach der Angabe schätzen will, »wie der Hund lebend ausgesehen habe«; menschlich der Freispruch mit der Begründung, der herrenlose Hund sei eine preisgegebene Sache gewesen; menschlich der Bericht, der die Sachlichkeit der Beschreibung durch die Objektivität der Meinung ergänzt, es sei »eine durch ihre Begleitumstände merkwürdige Anklage wegen Fundverheimlichung«. Menschlich alles an dieser Tragödie, in der — über alle noch so tieftraurige Begebenheit hinaus, die heute den Menschen im ohnmächtigen Kampf gegen die von ihm verschuldete Maschine den Tod sterben läßt, welchen man Heldentod nennt — das Tier den wahren Opfertod der Treue erleidet, der Treue als der zum Tier geflohenen Eigenschaft, die wieder Schutz sucht beim Menschen, unbehütet vom menschlichen Verstand und darum ohne Wissen um die Gefahr, ohne Arg, ohne Witterung, daß eben er sein Mörder sei. Um der Treue als Idee willen, ihr bis zum letzten Atemzug treu, fällt das Tier in dem einzig tragischen Konflikt zwischen der Lust, zu leben, und der Pflicht, das letzte Pfand des Schöpfers aus der vom Menschen verratenen Schöpfung zu retten. »Kreatur«, im Mund des Menschen zum Schimpf geworden, läuft ihm, wie die bewußtlose Natur des Weibs dem Lustmörder, zu, und er tötet sie — wie der nicht aus Raubsucht — aus Hunger nicht, sondern für die Lust, die ihm die Ueberlegenheit gewährt. Schwein, Esel, Ochs und Hund — Schimpfworte, um seinesgleichen, die tief unter jenen Gattungen stehen, zu bezeichnen, hat der Mensch daraus gemacht. Aber Schopenhauer hätte seinen Hund nicht »Mensch« rufen sollen, wenn er den Hund doch erhöhen und den Menschen herabsetzen wollte. Armeen brauchen Hunde und rufen sie als ihre »treuen, braven und unentbehrlichen Helfer« an. Sie der Maschine aussetzen, heißt Unwissenheit über die Idee zum größeren Opfer verpflichten. Nur das Tier, das dem Menschen erliegt, ist der Held. O daß doch die Menschheit in einen Traum verfiere, in dem sie vor Lastwagen gespannt und von klugen Pferden, die schon Hü und Hott erlernt haben, mit der Peitsche vorwärts getrieben würde! In dem der rüdische, schlechtrassige Mensch einem Hund zuläuft, weil sein verkommener Instinkt in ihm den letzten Retter ersehnt, und von ihm dafür kunstgerecht tranchiert wird! Wann tötete je der Hund den Menschen? In einen Schacht gestürzt, von Hunger zur Tollwut getrieben, wenn ihm dorthin ein Verunglückter nachkam, biß er ihn und ließ dann von dem Fund. Der hier springt, den verlornen Herrn in jeder Gestalt suchend, auf eine Maschine und muß am Biß des tollen Menschen sterben. Er glaubte sich nahe am Ziel, er sprang, wie Hunde selten tun, auf die Straßenbahn; er wird verjagt, springt wieder auf, verläßt den Mann nicht mehr und folgt ihm in die Wohnung. Weil er ihm die verunreinigt und weil er auf ihn losgehen will, der Ordnung



halb und halb aus Angst, erschlägt ihn jener mit dem Beil. Aus Mitleid habe er ihn aufgenommen, dazu kam Furcht, das gibt ein Trauerspiel. Nachdem er ihn erlegt, zerlegt er ihn und Stück für Stück bestattet er im Ofen. Der Ordnung halb und halb aus Lust. Ich sah ihn oft. Solch einer, der keiner Fliege ein Haar krümmen kann, sitzt einem vis-à-vis im Zug und schlägt, damit die Fahrt schneller vergeht, mit seiner Schlächterpratze eine tot. Totschlag der Zeit, die nicht vorüberfliegt, nur kriecht und justament am Fenster sitzt, bloß für ein Weilchen, das den Tod ihr bringt. Patsch — und lacht. Trifft ihn der Schlag, so jammern die Verwandten. Ich saß ihm gegenüber, er fragte, ob er die Zeitung nehmen dürfe, aber er fragte nicht, ob es erlaubt sei, die Fliege zu töten. »Seitdem erfuhr ich mehr; was Fliegen sind den muß'gen Knaben, das sind wir den Göttern; sie töten uns zum Spaß.« Hätte ich die Wahl gehabt, über ihm oder der Fliege Schicksal zu sein, ich hätte gewählt! Wie es da auf dem Fenster lief, war's ein Mechanismus, den er nicht erfinden konnte. Sein Stolz verträgt es nicht, es kränkt ihn, wenn er's gleich nicht weiß. Fliegen kann er auch, aber das Unnütze stört ihn, und überlegen ist er den Tieren, weil er vor all seiner Stummheit ihre Sprache nicht hört. Hätte ich die Wahl gehabt, einen Hund oder dessen Schlächter zu tranchieren, ich hätte gewählt! Aber in dem großen Schlachthaus, in das wir geboren werden, ist der Hund, der seinen Herrn sucht, nur der Fund des andern, und ein Recht, das die Folterung von Kindern gewährt, erlaubt die Massakrierung von Hunden. Er war sehr groß, doch dunkler Herkunft und schlecht genährt. Er war eine preisgegebene Sache. Nun, die ihr richtet über Menschen und Hunde, hört: Solch eine Sache kann vieles, was ein Mensch nicht kann. Solch eine Sache kann ihm all das sagen, was niemals er zur Sache sprechen könnte. Unsäglich leidet sie um ihn, sucht ihn ihr Auge, durch das allein sie es ihm sagen kann, der es versagt ist, es ihm anzusagen, der Gott, zu schweigen, was sie leidet, gab; unwissend, ob sie preisgegeben ist, stets preisgegeben ihrem Menschen glauben, traut sie uns auf ihr ehrliches Gesicht! Solch eine Sache trägt jede Bürde des Gefühls, die das Bewußtsein uns erleichtern hilft. Man sieht sie sitzen, aber niemand ahnt, daß in der Sache eine Seele sitzt, daß ein Gefühl jetzt schmerzt, daß eine Hoffnung in ihr jetzt treibt, ihr aufgetragen hat, just an der Stelle hier zu warten. So sitzt sie wartend hier vor einem Bahnhof, wo ihre Herrin — denn die Sache war ein Hund — davongefahren ist vor ein paar Stunden... Als man Abschied nahm, schritt die Sache, der Hund, groß, traurig und ergeben, hinter dem Begleiter den Berghang hinauf, blieb immer wieder stehn und sah zurück. Noch sieht man sie; nicht anders geht ein schweres Herz. Bald ist die Sache verschwunden dem Blick... Bald ist sie entschwunden dem Hüter. Sie wird gesucht, gefunden: an der Bahn — denn jetzt ist ungefähr die Stunde, daß einst die Herrin angekommen war. Nun kommt sie nicht. Enttäuscht verschmäht die Sache jede Nahrung, selbst sonst geliebte Leckerbissen. Wendet sich ab von allem, was sie tierisch je begehrt, gibt sich dem Hunger preis; verzehrt sich

selbst. Nach ein paar Tagen führt man den Hund zur Bahn, denn eine Freundin, die mit der Herrin fortgereist war, kommt. Sie selbst kommt nicht. Er aber rührt sich nicht vom Fleck, blickt auf den Wagen nur und sucht und sucht. Er ißt noch immer nichts, nimmt etwas Milch nur an, soviel gerade nötig, um nicht am Leid zu sterben. Das geht so eine Woche lang. »Er war ganz abgemagert«, sagt der Zeuge. Arsen, Einsicht ins Unabänderliche, Gewöhnung an die stellvertretende Güte bringen ihn wieder hinauf. Man hört es wie ein Märchen, Schulkindern erzählt, die ihr beginnendes Menschentum nicht im Schützengrabenspiel verschütten und noch aufhören können, wenn Beispiele sittlicher Haltung ihnen dicht ans Herz gerückt werden. Seht doch nur hin! O du erhabnes Vorbild in dieser Zeit profaner Hungersnot! Von deinem Hunger trenn' ich mich nicht mehr. Es risse einen von der Menschheit weg, wär' man nicht längst schon über alle Berge. Dort lebt ein Hund. Gott hör's: Der Menschenehre ersten Preis, der Ehre, die sich preisgegeben hat, sich selber preisgebener Menschheit Preis geb' ich dem Hund! Und die Andacht möchte nicht mehr fort von der Stelle, wo das wartende Tier, für eine halbe Stunde herrenlos, länger verlassen, dasitzt, und will die Hand über der Sache, dem Fund, dem Hund halten, damit ihn nicht der Mensch, der Schinder finde, verheimliche, der noch nie aus Sehnsucht gehungert hat, der das Fleisch dieses Hundes nur verschmäht, weil es gramverzehrt ist, widrig dem Geschmack und Stand des Mörders, und der dieses Gottesgeschöpf dennoch töten würde, weil es ein Tier ist, und er, er, ein Mensch!

## FEIERTAGE

»... Bereits am Himmelfahrtstage seien in Bar-le-Duc Bomben mitten in die Volksmenge gefallen, die sich mittags bei der Ankunft des Pariser Zuges immer zu versammeln pflegt. 50 Personen seien getötet und 80 verwundet worden... Die Aufregung über den Angriff auf die unbefestigte Stadt sei furchtbar und habe mehrere Tage gedauert.«

»... Am 22. d. war Fronleichnamstag... Das schwerste Unheil richteten die Bomben am Festplatz von Karlsruhe an, wo die Menagerie Hagenbeck einen Anziehungspunkt bildete... Getötet wurden 110 Personen; verletzt wurden 147 Personen... Die Erbitterung über den zwecklosen Angriff auf die offene Stadt ist allgemein und tief.«

✱

»... Aber die nutzlose Bosheit, die an Frauen und Kindern von französischen Fliegern verübt wurde, das Morden als Selbstzweck, die Roheit im Gewande einer Kriegshandlung ist ein besonderes Ereignis, gegen das niemand abgestumpft sein kann... Wir möchten die nicht Offiziere nennen, welche die Bomben in Karlsruhe auf harmlose Frauen und Kinder, auf die Zu-

schauer vor einer Menagerie geworfen haben... Wenn die Zeppeline über Paris s c h w e b e n und Bomben herunterschleudern, so ist das Ziel eine militärische Anlage, so ist der Wille darauf gerichtet, den Feind in seinen Vorkehrungen zum Kriege zu treffen, Bahnhöfe, Geleise und militärische Gebäude zu zerstören... Die Zeppeline haben wiederholt Fahrten nach London unternommen. Niemals hat jedoch einer ihrer Befehlshaber auch nur daran gedacht, Bomben auf Schauspielhäuser oder ähnliche Erholungsstätten, wo friedliche Menschen sich zu harmlosen Vergnügungen zusammenfinden, zu schleudern... Schon die Erziehung schließt bei ihm jede Versuchung aus, Wehrlose durch eine Waffe zu treffen. Es macht gar keinen Unterschied, ob ein Soldat ruhige Spaziergänger in der Straße mit der Pistole in der Hand niederstreckt oder aus dem Luftraume durch Bomben absichtlich schwer verwundet, daß sie qualvoll zugrunde gehen oder in Stücke gerissen werden und das Pflaster mit ihrem Blute röten. Für das Außerordentliche des Krieges braucht jeder Offizier, den die Pflicht anweist, Leben nicht zu schonen, die innere sittliche Ueberzeugung, daß er militärischen Notwendigkeiten gehorcht und nicht etwa die ihm anvertraute Macht dazu gebraucht, den Hang zur Grausamkeit zu befriedigen oder unter dem Vorwande des Krieges seinen nationalen Haß auszutoben... Ein österreichisch-ungarischer oder ein deutscher Flieger schleudert keine Bomben gegen Frauen, mögen sie Fürstinnen sein oder nicht. Es ist gar nicht auszudenken, wie ein Mensch beschaffen sein und bis zu welchem Grade er den Rechtssinn verloren haben muß, bis er sich entschließt, auf eine Festversammlung zu lauern und die dichten Reihen durch seine Bomben auseinanderzusprengen...«

### Die Predigt

»... Es ist deshalb auch nicht nur das Recht«, sagte Pastor Philipps, »sondern unter Umständen sogar die Pflicht gegen die Nation, mit Kriegsbeginn Verträge und was es sonst auch sein mag, als ›Fetzen Papier‹ zu betrachten, die man zerreißt und ins Feuer wirft, wenn man die Nation dadurch retten kann... Krieg ist eben die ›Ultima ratio‹ das letzte Mittel Gottes, die Völker durch Gewalt zur Raison zu bringen, wenn sie sich anders nicht mehr leiten und auf den gottgewollten Weg führen lassen wollen. Kriege sind Gottesgerichte und Gottesurteile in der Weltgeschichte... Darum ist es aber auch der Wille Gottes, daß die Völker im Kriege alle ihre Kräfte und Waffen, die er ihnen in die Hand gegeben hat, Gericht zu halten unter den Völkern, zur vollen Anwendung bringen sollen... Darum mehr Stahl ins Blut! Auch deutsche Frauen und Mütter gefallener Helden können eine sentimentale Betrachtungsweise des Krieges nicht mehr ertragen. Wo ihre Liebsten im Felde stehen oder gefallen sind, wollen auch sie keine jammerseligen Klagen hören. Gott will uns jetzt erziehen zu eiserner Willensenergie und äußerster Kraftentfaltung. Darum noch einmal: Mehr Stahl ins Blut!«

Welche ultima ratio! Der Mensch am Feiertag, der Erbauung durch das höhere Wesen gewärtig, blickt hinauf: Zerstörung kommt! Was

zur Entscheidung reift, ist die Frage, ob Jaguare und Leoparden, wenn sie aus irgendeinem Grund einander zerfleischen wollten, auf die Idee verfielen, auch die Mütter und Jungen mitzunehmen, und ob ihre Triebe durch die Erwägung entfesselt würden, daß die Gegend befestigt sei. Feiertage haben sie nicht. Welch eine Stunde der Menschheit!

## WARUM PFERDE WIEHERN

[Verbrüderung zwischen französischen und amerikanischen Pferden.] In dem Blatte Arthur Meyers, dem »Gaulois«, schildert Marcel Hutin die Ankunft des ersten amerikanischen Truppendedampfers und erwähnt unter anderen Dingen die Tatsache, daß unter den neuen Kampfgenossen sich auch Artilleristen befanden. Wie Marcel Hutin mit Genugtuung feststellen konnte, haben nun die Pferde der amerikanischen Kanoniere ihre begreifliche Freude, den französischen Boden zu betreten, durch lautes und wiederholtes Wiehern zum Ausdruck gebracht. Die auf dem Hafenkai stehenden französischen Pferde haben die patriotische Kundgebung der amerikanischen Brüder sofort durch ein gleiches Wiehern erwidert. Hutin fügt wörtlich hinzu: »Dies ist das schönste und vollkommenste Zeugnis für die amerikanisch-französische Einigkeit, da das tiefe Gefühl der Verbrüderung von den Menschen auf die Tiere übergegangen ist.«

Ganz nach der Kriegsfiabel gedacht, ohne Zweifel. Der Herr Hutin ist ein Journalist, der vom Tod lebt — warum sollte er weniger auf die Abnehmer bedacht sein, als die Interessenten diesseits der Rheingrenze? Wenn nach dem selbstmörderischen Witz des sterbenden Heine »Gottes Geschäft« es ist, zu verzeihen, so wird doch einem Kriegsschreiber das geschäftliche Interesse, das ihn zur Schändung der Kreatur bewegt, als das ausschließlich berechnete zugebilligt werden. Der vaterländische Hohn sollte bedenken, daß an derselben Stelle, an der er den feindlichen Wahn bloßstellt, im Laufe der letzten drei Jahre während der Verpulverung der Leiber zur Aufpulverung der Seelen schon Trostloseres geboten ward. Herr Marcel Hutin ist ein französischer Journalist. Aber Herr Richard Dehmel ist ein deutscher Dichter.

Im April 1916 war in der Fackel zu lesen:

Wo ist der Dichter, den jetzt noch der rasende Lauf der Menschenmaschine, dies unerschütterliche Walten der entfesselten Quantität zu einer segnenden Gebärde verleiten möchte und der nicht ein Spekulant wäre, sondern ein Dichter? Als es begann, gab es hingerissene Schwachköpfe. Was sagt man heute zu den Ausbrüchen eines Richard Dehmel, aus der Zeit, da

aus Schleswig und Elsaß, Tirol, Mähren, Krain —  
nur Deutscher wollt' endlich jeder sein —



die Bruderscharen kamen »gegen russischen, welschen, britischen Neid« gefahren.

Und was kommt hinterdrein noch getönt,  
was stampft so eisern die Erde,  
daß uns die Wand des Herzens dröhnt?  
Das waren die deutschen Pferde.  
Mit wiehernden Nüstern auf der Wacht  
trugen auch sie ihr Blut zur Schlacht  
für Deutschlands Ehre und Recht und Macht —  
in den Dörfern tobten die Hunde;  
auch unsere Tiere spürten den Ernst  
der großen Gottesstunde.

Die große Gottesstunde war damals nicht darnach angetan, einem Dichterherzen die Erleuchtung zu bringen, daß Tiere wohl die tragischsten Opfer des Willens zur Macht sind, da ihnen auch nicht die entfernteste Schuld an dem Zustandekommen der allgemeinen Wehrpflicht beigemessen werden kann und daß ihre Unterwerfung unter den Begriff des nationalen Ehrgefühls sicherlich von allen Kriegsgreueln das tollste ist. Damals hat einen deutschen Dichter noch die Vorstellung inspiriert, daß ein französisches Pferd aus Revanchelust, das eines Kosaken aus Raubgier, das des »Söldners« offenbar aus Konkurrenzneid mitmache und nur dann kein Schuft sei, wenn es zu den eigenen Pferden, den braven, desertiere, und daß auch alle Pferde, die aus Mähren oder Krain requiriert wurden, nichts anderes im Sinne hätten als den Wunsch, endlich deutsche Pferde zu sein.

Und in einer Vorlesung dieser Stelle, im Dezember 1916, setzte ich hinzu:

Aber den Wunsch, deutsche Dichter zu sein, haben sie Gott sei Dank noch immer nicht!

Denn wenn sie auch »einrückend gemacht« werden, bis zu dem Stadium der Begeisterung gingen sie doch nicht mit, auf dem dieser Dehmel — man muß es der Nachwelt, falls es deren Geschäft wäre, Dichtern zu verzeihen, in Erinnerung bringen — das Geräusch der Maschinengewehre ausdrücklich »Sphärenmusik« genannt hat und die Zeile geschrieben:

Marsch marsch, ruft Gott, schützt euer Land!

Dichter, die sich so hinreißen ließen (hier hat der hingerissene Setzer anfänglich »hirnreißen« gesetzt), hats 1916 tatsächlich nicht mehr gegeben. Kernstöcke, die andere zum Dreschen ermuntern, gibts noch immer, oder Spekulanten, die ihren Dörmann stellen und weil die hektischen schlanken Narzissen nicht mehr blühen, die Russen und die Serben in Scherben hauen wollen. Was aber bedeuten die Hutins aller Hinterländer gegen die eine unauslöschliche Tatsache, daß dieser Krieg nicht nur das Publikum wie zur leiblichen Beute der Wucherer zur geistigen Beute der Journalisten, also aller derer, die vom Tode

leben, sondern auch aus den paar Dichtern dieselben rasenden Rolande der Dummheit gemacht hat, die ihre Leser seit der ersten Extraausgabe waren! Seit dem Tage, da durch jenes Machtwort, das Leiber entfesselt und Geister bindet, das verurteilte Leben in eine Kinderstube verwandelt ist, wo Viehknechte spielen. Weiß Gott, die nationalistisch verbohrtesten Pferde hatten doch einen Vorzug vor den gesinnungsverwandten Dichtern: daß die Pferde zwar keine Dichter, aber die Dichter durchaus Pferde sein wollten, was durch ein von den Dichtern mißdeutetes Hohngewieher an allen Fronten zum Ausdruck kam.

## EIN DEUTSCHES BUCH

»Der rote Kampfflieger« von Rittmeister Manfred Freiherrn v. Richthofen ist 1917 im Verlag Ullstein & Co., Berlin-Wien erschienen. Die folgenden Stellen seien daraus zitiert:

... Mein erster Gedanke war, den Popen hinter Schloß und Riegel zu setzen. So holten wir den vollkommen überraschten und höchst verdutzten Mann aus seinem Hause. Ich sperrte ihn zunächst mal auf dem Kirchturm ins Glockenhaus ein, nahm die Leiter weg und ließ ihn oben sitzen. Ich versicherte ihm, daß, wenn auch nur das geringste feindselige Verhalten der Bevölkerung sich bemerkbar machen sollte, er sofort ein Kind des Todes sein würde. Ein Posten hielt Ausschau vom Turm und beobachtete die Gegend.

\*

... Auf jeder Station, auch da, wo wir nicht hielten, stand ein Meer von Menschen, die uns mit Hurra und Blumen überschütteten. Eine wilde Kriegsbegeisterung lag im deutschen Volk, das merkte man.

... Ich fühlte mich mit meiner Pistole in der Hand ganz kolossal sicher. Die Einwohner hatten sich, wie ich später erfahren habe, sowohl einige Tage vorher gegen unsere Kavallerie als auch später gegen unsere Lazarette sehr aufrührerisch benommen, und man hatte eine ganze Menge dieser Herren an die Wand stellen müssen.

... Den Kriegsbeginn möchte ich wieder mal mitmachen.

\*

... Eigentlich hätte ich den Franktireur wie ein Stück Vieh 'runterknallen müssen.

... Es liegt wohl im Blute eines Germanen, den Gegner, wo man ihn auch trifft, über den Haufen zu rennen, besonders natürlich feindliche Kavallerie. Schon sah ich mich an der Spitze meines Häufleins eine feindliche Schwadron zusammenhauen und war ganz trunken vor freudiger Erwartung. Meinen Ulanen blitzten die Augen.

... Alles das spielte sich auf einem schmalen Waldweg ab, so daß man sich wohl die Schweinerei vorstellen kann, die sich nun ereignete.

... Er hatte uns wohl von Anfang an beobachtet und, wie es den Franzosen nun mal liegt, aus dem Hinterhalt seinen Feind zu überfallen, so hatte er es auch in diesem Fall wieder versucht.

\*

... Die Mönche waren überaus liebenswürdig. Sie gaben uns zu essen und zu trinken, soviel wir haben wollten, und wir ließen es uns gut schmecken. Die Pferde wurden abgesattelt und waren ganz froh, wie sie nach drei Tagen und drei Nächten zum erstenmal ihre achtzig Kilo totes Gewicht von ihren Rücken loswurden. Mit anderen Worten, wir richteten uns so ein, als ob wir im Manöver bei einem lieben Gastfreund zu Abend wären. *N e b e n b e i b e m e r k t*, hingen drei Tage darauf mehrere von den Gastgebern an dem Laternenpfahl, da sie es sich nicht hatten verkneifen können, sich an dem Krieg zu beteiligen. Aber an dem Abend waren sie wirklich überaus liebenswürdig. Wir krochen in Nachthemden in unsere Betten, stellten einen Posten auf und ließen den lieben Herrgott einen guten Mann sein.

\*

### Aus dem Kapitel »Langeweile vor Verdun«:

Für einen so unruhigen Geist, wie ich einer bin, war meine Tätigkeit vor Verdun durchaus mit »langweilig« zu bezeichnen. Anfangs lag ich selbst im Schützengraben an einer Stelle, wo nichts los war; dann wurde ich Ordnonanzoffizier und glaubte, nun mehr zu erleben. Da hatte ich mich aber arg in die Finger geschnitten. Ich wurde vom Kämpfenden zum besseren *E t a p p e n s c h w e i n* degradiert.

... Es war ganz spaßig, die Franzosen an manchen Stellen nur auf fünf Schritt vor sich zu haben. Man hörte den Kerl sprechen, man sah ihn Zigaretten rauchen, ab und zu warf er ein Stück Papier herüber. Man unterhielt sich mit ihnen, und trotzdem suchte man sich auf alle erdenklichen Arten *a n z u ä r g e r n* (Handgranaten).

... Besonders eine Sau war interessant, sie kam jede Nacht durch den See geschwommen, brach an einer bestimmten Stelle in einen Kartoffelacker und schwamm dann wieder zurück. Es reizte mich natürlich besonders, dieses Tier näher kennenzulernen. So setzte ich mich denn an dem Ufer dieses Sees an. Wie verabredet, erschien die *a l t e T a n t e* um Mitternacht, um sich ihr Nachtmahl zu holen. Ich schoß, während sie noch im See schwamm, traf, und das Tier wäre beinahe versoffen, wenn ich nicht noch im letzten Moment hätte zugreifen können, um sie an einem Lauf festzuhalten.

... So hatte ich es schon einige Monate ausgehalten, da kam eines schönen Tages etwas Bewegung in unseren *L a d e n*. Wir beabsichtigten eine kleine Offensive an unserer Front. Ich freute mich mächtig...

\*

Nachdem in Rußland unsere Unternehmungen so sachte zum Stehen kamen, wurde ich plötzlich zu einem Großkampfflugzeug, zur B. A. O. nach Ostende

versetzt (21. August 1915). Ich traf da einen alten Bekannten, Zeumer, und außerdem verlockte mich der Name »Großkampfflugzeug«.

\*

Aus dem Kapitel: »Ein Tropfen Blut fürs Vaterland«:

... Mein Großkampfflugzeug, das sich für das Bombenschleppen ganz gut eignete, hatte aber die dumme Eigenschaft, daß man von der abgeworfenen Bombe den Einschlag schlecht sehen konnte, denn das Flugzeug schob sich nach dem Abwurf über das Ziel weg und verdeckte es mit seinen Flächen vollkommen. Dieses ärgerte mich immer, denn man hatte so wenig Spaß davon. Wenn's unten knallt und man die lieblich grau-weiße Wolke der Explosion sieht und sie auch in der Nähe des Zieles liegt, macht einem viel Freude.

\*

... Ich verfolgte ihn mit den Augen und klopfte Osteroth auf den Kopf. Er fällt, er fällt, und tatsächlich fiel er in einen großen Sprengtrichter; man sah ihn darin auf den Kopf stehen, Schwanz nach oben. Auf der Karte stellte ich fest: fünf Kilometer hinter der jetzigen Front lag er. Wir hatten ihn also jenseits abgeschossen. In damaliger Zeit wurden aber Abschüsse jenseits der Front nicht bewertet, sonst hätte ich heute einen mehr auf meiner Liste. Ich aber war sehr stolz auf meinen Erfolg, und im übrigen ist es ja die Hauptsache, wenn der Kerl unten liegt, also nicht, daß er einem als Abschuß angerechnet wird.

\*

... Ich nahm mir einen zweiten Piloten als Beobachter mit und schickte diesen abends zurück. Nachts setzte ich mich auf Sauen an und wurde am nächsten Morgen von diesem Piloten wieder abgeholt.

... Es ist aber nicht jedermanns Sache, auf Wetter gar keine Rücksicht zu nehmen, doch es gelang mir, einen Gesinnungstüchtigen zu finden.

\*

Aus dem Kapitel »Bombenflüge in Rußland«:

... Man konnte das von oben sehr schön sehen; an jeder Ausweichstelle stand ein Transportzug. Also ein wirklich lohnendes Ziel für einen Bombenflug.

Man kann sich für alles begeistern. So hatte ich mich mal für eine Weile für dieses Bombenfliegen begeistert. Es machte mir einen unheimlichen Spaß, die Brüder da unten zu bepflastern. Oft zog ich an einem Tage zweimal los.

... Ich schleppte manchmal einhundertfünfzig Kilogramm Bomben mit einem ganz normalen C-Flugzeug. Außerdem hatte ich noch einen schweren Beobachter mit, dem man die Fleischnot gar nicht ansah, ferner »für den Fall daß« noch zwei Maschinengewehre. Ich habe sie nie in Rußland ausprobieren können. Es ist sehr schade, daß in meiner Sammlung kein Russe vorhanden ist. An der Wand würde sich seine Kokarde gewiß ganz malerisch machen. So ein Flug mit einer dicken, schwerbeladenen Maschine, besonders in der russischen Mittagsglut, ist nicht von Pappe.



... Endlich ist man in einer ruhigeren Luftschicht und kommt allmählich zu dem Genuß des Bombenfluges. Es ist schön, geradeaus zu fliegen, ein bestimmtes Ziel zu haben und einen festen Auftrag. Man hat nach einem Bombenwurf das Gefühl: Du hast etwas geleistet, während man manchmal bei einem Jagdflug, wo man keinen abgeschossen hat, sich sagen muß: Du hättest es besser machen können. Ich habe sehr gern Bomben geworfen.

... Und so konnten wir noch manches erreichen. Mein Beobachter schoß feste mit dem Maschinengewehr unter die Brüder, und wir hatten einen wilden Spaß daran.

\*

### Aus dem Kapitel »Endlich«:

... Wir unterhielten uns mit den Kameraden, da erzählte einer: »Heute kommt der große Boelcke und will uns, oder vielmehr seinen Bruder, in Kowel besuchen.« ... Ich wagte nicht, ihn zu bitten, daß er mich mitnähme. Nicht aus dem Grunde heraus, daß es mir bei unserem Geschwader zu langweilig gewesen wäre — im Gegenteil, wir machten große und interessante Flüge, haben den Rußkis so manchen Bahnhof eingetöppert — aber der Gedanke, wieder an der Westfront zu kämpfen, reizte mich. Es gibt eben nichts Schöneres für einen jungen Kavallerieoffizier, als auf Jagd zu fliegen.

\*

### Aus dem Kapitel »Mein erster Engländer«:

... Was Boelcke uns sagte, war uns daher ein Evangelium. In den letzten Tagen hatte er, wie er sich ausdrückte, zum Frühstück schon mindestens einen, manchmal auch zwei Engländer abgeschossen.

... Er schien aber kein Anfänger zu sein, denn er wußte genau, daß in dem Moment sein letztes Stündlein geschlagen hatte, wo ich es erreichte, hinter ihn zu gelangen. Ich hatte damals noch nicht die Ueberzeugung, »der muß fallen«, wie ich sie jetzt voll habe, sondern ich war vielmehr gespannt, ob er wohl fallen würde, und das ist ein wesentlicher Unterschied. Liegt mal der erste oder gar der zweite oder dritte, dann geht einem ein Licht auf: »So mußt du's machen.«

... Stolz meldete ich zum ersten Male: »Einen Engländer abgeschossen.« Sofort jubelte alles, denn ich war nicht der einzige; außer Boelcke, der, wie üblich, seinen Frühstückssieg hatte, war jeder von uns Anfängern zum ersten Male Sieger im Luftkampf geblieben.

\*

Ich habe in meinem ganzen Leben kein schöneres Jagdgefühl kennen gelernt als in den Tagen der Somme-Schlacht. Morgens, wenn man aufgestanden, kamen schon die ersten Engländer, und die letzten verschwanden, nachdem schon lange die Sonne untergegangen war. »Ein Dorado für die Jagdflieger«, hat Boelcke einmal gesagt. Es ist damals die Zeit gewesen, wo Boelcke in zwei Monaten mit seinen Abschüssen von zwanzig auf vierzig gestiegen war. Wir Anfänger hatten damals noch nicht die Erfahrung wie unser Meister

und waren ganz zufrieden, wenn wir nicht selbst Senge bezogen. Aber schön war es!

... Der Geist Boelckes lebt fort unter seinen tüchtigen Nachfolgern.

\*

... Es war wieder das übliche Lied. Boelcke schießt einen ab, und ich kann zusehen.

\*

### Aus dem Kapitel »Der Achte«:

Acht war zu Boelckes Zeiten eine ganz anständige Zahl.

... Als Immelmann seinen ersten abschöß, hatte er sogar das Glück, einen Gegner zu finden, der gar kein Maschinengewehr bei sich hatte. Solche Häschchen findet man jetzt höchstens noch über Johannisthal.

\*

... Ich flog quietschvergnügt eines schönen Tages wieder mal auf Jagd und beobachtete drei Engländer, die scheinbar auch nichts anderes vorhatten als zu jagen. Ich merkte, wie sie mit mir liebäugelten, und da ich gerade viel Lust zum Kampfe hatte, ließ ich mich darauf ein. Ich war tiefer als der Engländer, folglich mußte ich warten, bis der Bruder auf mich 'runterstieß. Es dauerte auch nicht lange, schon kam er angesegelt und wollte mich von hinten fassen. Nach den ersten fünf Schüssen mußte der Kunde schon wieder aufhören, denn ich lag bereits in einer scharfen Linkskurve.

... Dabei flogen meine ersten blauen Bohnen ihm um die Ohren, denn bis jetzt war keiner zu Schuß gekommen... Sein Maschinengewehr rannte in die Erde und zierte jetzt den Eingang über meiner Haustür.

\*

### Aus dem Kapitel »Englische und französische Fliegerei«:

Zurzeit bin ich bemüht, der Jagdstaffel Boelcke Konkurrenz zu machen.

... Dem Engländer dagegen merkt man eben doch ab und zu noch etwas von seinem Germanenblut an. Auch liegt dem Sportsmann das Fliegen sehr, aber sie verlieren sich zu sehr in dem Sportlichen... Dies macht wohl bei der Johannisthaler Sportswoche Eindruck, aber der Schützengraben ist nicht so dankbar wie dieses Publikum. Er verlangt mehr. Es soll immer englisches Pilotenblut regnen.

\*

### Aus dem Kapitel »Selbst abgeschossen«:

... So habe ich mal einen Engländer abgeschossen, dem ich den Todesschuß jenseits der feindlichen Linien gegeben habe, und 'runtergeplumpst ist er bei unseren Fesselballons, so weit hat ihn der Sturm noch 'rübergertrieben.

\*

### Aus dem Kapitel »Erste Dublette«:

... Das Wetter ist eigentlich sehr schlecht geworden, so daß wir nicht annehmen konnten, noch Weidmannsheil zu haben.

... Nach seiner Landung flog ich nochmals über ihn hinweg in zehn Metern Höhe, um festzustellen, ob ich ihn totgeschossen hatte oder nicht. Was macht der Kerl? Er nimmt sein Maschinengewehr und zerschießt mir die ganze Maschine.

Voß sagte nachher zu mir, wenn ihm das passiert wäre, hätte er ihn nachträglich noch auf dem Boden totgeschossen. Eigentlich hätte ich es auch machen müssen, denn er hatte sich eben noch nicht ergeben. Er war übrigens einer von den wenigen Glücklichen, die am Leben geblieben sind.

Sehr vergnügt flog ich nach Hause und konnte meinen Dreiunddreißigsten feiern.

\*

... Ich kriegte meinen Gegner vor und konnte noch schnell sehen, wie mein Bruder und Wolff sich jeder einen dieser Burschen vorbanden.

\*

Aus dem Kapitel »Der ›alte Herr‹ kommt uns besuchen«:

... Um halb Zehn ist er auf unserem Platz. Wir kommen gerade von einem Jagdflug nach Hause, und mein Bruder steigt zuerst aus seiner Kiste, begrüßt den alten Herrn: »Guten Tag, Papa, ich habe eben einen Engländer abgeschossen.« Darauf steige ich aus meiner Maschine: »Guten Tag, Papa, ich habe eben einen Engländer abgeschossen.« Der alte Herr war glücklich, es machte ihm viel Spaß, das sah man ihm an. Er ist nicht einer von den Vätern, die sich um ihre Söhne bangen, sondern am liebsten möchte er selbst sich in eine Maschine setzen und auch abschießen — glaube ich wenigstens. Wir frühstückten erst mit ihm, dann flogen wir wieder.

... Das deutsche Flugzeug ist scheinbar angeschossen ... Wir stürzen hin und müssen mit Bedauern feststellen, daß der eine der Insassen, der Maschinengewehrschütze, gefallen ist. Dieser Anblick war meinem Vater etwas Neues und stimmte ihn offenbar sehr ernst.

... Diesmal hatte ich wieder Glück und hatte meinen zweiten Engländer an dem Tage abgeschossen. Die Stimmung des alten Herrn war wieder da.

... Wolff war mit seiner Gruppe während der Zeit am Feinde gewesen und hatte selbst einen erledigt. Auch Schäfer hatte sich einen zu Gemüte geführt.

... Da plötzlich bäumt sich das feindliche Flugzeug auf — ein sicheres Zeichen des Getroffenseins, gewiß hatte der Führer Kopfschuß oder so etwas — das Flugzeug stürzt, und die Flächen des feindlichen Apparates klappen auseinander. Die Trümmer fallen ganz in der Nähe meines Opfers. Ich fliege an meinen Bruder heran und gratuliere ihm, daß heißt wir winkten uns gegenseitig zu. Wir waren befriedigt und flogen weiter. Es ist schön, wenn man mit seinem Bruder so zusammen fliegen kann.

... Wir schlossen uns eng zusammen, denn jeder wußte, daß man es mit Brüdern zu tun hatte, die dasselbe Metier verfolgen wie wir selbst ... aber es kommt eben nicht auf die Kiste an, sondern auf den, der drinnen sitzt; die Brüder waren laurig und hatten keinen Mumm.

... Aber wenn einem die Kundschaft nicht mehr gibt, muß man sie halt nehmen, wie sie kommt.

... Was unter mir ist, womöglich noch allein und auf unserem Gebiet, kann wohl als verloren gelten, besonders, wenn es ein Einsitzer ist, also ein Jagdflieger, der nicht nach hinten 'rausschießen kann.

... Jedesmal fiel mein Freund darauf 'rein. So hatte ich mich sachte an ihn herangeschossen. Nun bin ich ganz nahebei. Jetzt wird sauber gezielt, noch einen Augenblick gewartet, höchstens noch fünfzig Meter von ihm entfernt, drücke ich auf beide Maschinengewehrknöpfe. Erst ein leises Rauschen, das sichere Zeichen des getroffenen Benzintanks, dann eine helle Flamme, und mein Lord verschwindet in der Tiefe.

Dieser war der Vierte an diesem Tage. Mein Bruder hatte zwei. Dazu hatten wir den alten Herrn scheinbar eingeladen. Die Freude war ganz ungeheuer.

... Sechs Engländer hatten die beiden Brüder also an einem Tage abgeschossen, das ist zusammen eine ganze Fliegerabteilung. Ich glaube, wir waren den Engländern unsympathisch.

\*

Aus dem Kapitel »Mein Bruder«:

... Das täte uns leid, denn dadurch würde uns manche schöne Gelegenheit genommen, bei der wir die Engländer gut belapsen könnten.

\*

Aus dem Kapitel »Lothar ein »Schießer« und nicht ein Weidmann«:

Mein Vater macht einen Unterschied zwischen einem Jäger (Weidmann) und einem Schießer, dem es nur Spaß macht zu schießen. Wenn ich einen Engländer abgeschossen habe, so ist meine Jagdpassion für die nächste Viertelstunde beruhigt. Ich bringe es also nicht fertig, zwei Engländer unmittelbar hintereinander abzuschießen. Fällt der eine herunter, so habe ich das unbedingte Gefühl der Befriedigung. Erst sehr, sehr viel später habe ich mich dazu überwunden und mich zum Schießer ausgebildet. Bei meinem Bruder war es anders.

... Zu Hause fragte er mich stolz: »Wieviel hast du abgeschossen?« Ich sagte ganz bescheiden: »Einen.« Er dreht mir den Rücken und sagt: »Ich habe zwei«, worauf ich ihn zur Nachsuche nach vorn schickte. Er mußte feststellen, wie seine Kerle hießen u. s. w. Am späten Nachmittag kommt er zurück und hat nur einen gefunden. Die Nachsuche war also schlecht, wie überhaupt bei solchen Schießern. Erst am Tage darauf meldete die Truppe, wo der andere lag. Daß er 'runtergefallen war, hatten wir ja alle gesehen.

\*

Aus dem Kapitel »Der Auerochs«:

Der Fürst Pleß hatte mir gelegentlich eines Besuches im Hauptquartier erlaubt, bei ihm auf seiner Jagd ein Wisent abzuschießen. Der Wisent ist das, was im Volksmund mit Auerochse bezeichnet wird. Auerochsen sind aus-



gestorben. Der Wisent ist auf dem besten Wege, das gleiche zu tun. Auf der ganzen Erde gibt es nur noch zwei Stellen, und das ist in Pleß und beim Revier des ehemaligen Zaren im Bialowiczer Forst. Der Bialowiczer Forst hat natürlich durch den Krieg kolossal gelitten. So manchen braven Wisent, den sonst nur hohe Fürstlichkeiten und der Zar abgeschossen hätten, hat sich ein Musketier zu Gemüte geführt. Mir war also durch die Güte seiner Durchlaucht der Abschuß eines so seltenen Tieres erlaubt worden. In etwa einem Menschenalter gibt es diese Tiere nicht mehr, da sind sie ausgerottet.

... Ich stand auf der Kanzel, auf der, wie mir der Oberwildmeister berichtete, bereits mehrmals Majestät gestanden hat, um so manchen Wisent von da aus zur Strecke zu bringen.

... Auf zweihundertfünfzig Schritt verhoffte er noch einen Augenblick. Es war mir zu weit, um zu schießen. Getroffen hätte man ja vielleicht das Ungetüm, weil man eben an so einem Riesending überhaupt nicht vorbeischießen kann.

... Schlecht zum Schießen. Da verschwand er hinter einer Gruppe von dichten Fichten. Ich hörte ihn noch schnaufen und stampfen. Sehen konnte ich ihn nicht mehr. Ob er Wind von mir bekommen hatte oder nicht, weiß ich nicht.

... War es der ungewohnte Anblick eines solchen Tieres oder wer weiß was — jedenfalls hatte ich in dem Augenblick, wo der Stier herankam, dasselbe Gefühl, dasselbe Jagdfieber, das mich ergreift, wenn ich im Flugzeug sitze, einen Engländer sehe und ihn noch etwa fünf Minuten lang anfliegen muß, um an ihn heranzukommen. Nur mit dem einen Unterschied, daß sich der Engländer wehrt. Hätte ich nicht auf einer so hohen Kanzel gestanden, wer weiß, ob da nicht noch andere moralische Gefühle mitgespielt hätten?

... Hindenburg hatte mir einen Monat vorher gesagt: »Nehmen Sie sich recht viel Patronen mit. Ich habe auf meinen ein halbes Dutzend verbraucht, denn so ein Kerl stirbt ja nicht. Das Herz sitzt ihm so tief, daß man meistens vorbeischießt.« Und es stimmte. Das Herz, trotzdem ich ja genau wußte, wo es saß, hatte ich nicht getroffen. Ich repetierte. Der zweite Schuß, der dritte, da bleibt er stehen, schwerkrank. Vielleicht auf fünfzig Schritt vor mir. Fünf Minuten später war das Ungetüm verendet. Die Jagd wurde abgebrochen und »Hirsch tot« geblasen. Alle drei Kugeln saßen ihm dicht überm Herzen, sehr gut Blatt.

\*

... Man ist noch lange nicht am Ende der Erfindungen. Wer weiß, was wir in einem Jahr verwenden werden, um uns in den blauen Aether zu bohren!

\*

Aus einer faksimilierten Beilage:

Rittm. Freih. von Richthofen.

Jagdstaffel Richthofen...

— — — — —  
Gott sei ferner mit Ihnen.

Zum ewigen Gedächtnis



Eingänge: II. Tabakstraße 8. — II. Praterstraße 13.

**Heute Eröffnung!** Vorstellungen um 6 und 8 Uhr abends. **Heute Eröffnung!**

 **Erstaufführung von** 

# **Bogdan Stimmoff**

Von Alfred Deutsch-German.

Der König . . . . .	Zar Ferdinand von Bulgarien
Bogdan . . . . .	Herr Georg Reimers (Burgtheater)
Anja . . . . .	Frau Lotte Medelsky (Burgtheater)
Max Falk . . . . .	Herr Eugen Frank (Burgtheater)
Die Fee der Treue .	Frau Marietta Piccaver
Giovanni . . . . .	Herr Lackner (Volkstheater)
Anna . . . . .	Fräulein Kutschera (Burgtheater)
	usw. usw. usw.

Ort der Handlung: Im Vorspiel Bulgarien, im 1. Akt  
Amerika, im 2. Akt auf dem Ozean, im 3. und 4. Akt auf  
dem Schlachtfelde Bulgariens und am Königshof zu Sofia.

Der billigste Platz ist 6 Meter von der Bildfläche entfernt. Preis von 60 Heller an.

# DIALOG DER GESCHLECHTER

## Ein Quodlibet

Aus Hannover wird telegraphiert, daß die dortige Zensur die Aufführung von Strindbergs »Vater« am Residenztheater verbot. Das Stück passe aus ethischen und ästhetischen Gründen nicht in den Ernst der Zeit.

Wenn man sich die Tonnen Unflats, die, den Dimensionen der Zeit entsprechend, allabendlich von Deutschlands Bühnen herab über Deutschlands Volk entleert werden, als Schiffsladung vorstellen wollte, so dürfte der Dampfer »Vaterland« als ein Schinackel erscheinen. Aber eben darum erweist sich das Verbot des Strindbergschen Werkes als eine aus ethischen und ästhetischen Gründen erflossene Schutzmaßregel gegen den Bürger, der sich vom Ernst der Zeit bei Kraatz und Stobitzer erholen muß, indem man bekanntlich nach des Tages Müh' und Wucher »sich amüsieren will«, welches Wort längst kein Fremdwort mehr ist, sondern ein auch von der Berliner Polizeidirektion anerkanntes und von dem Eigenschaftswort »amusisch« abgeleitetes Zeitwort. Sollte aber aus dem Hannoverschen Verbot etwa zu schließen sein, daß uns wieder einmal die ganze Richtung nicht paßt, so würde sich das Bedürfnis nach einer endgültigen Norm für eine zulässige Behandlung des Problems der Geschlechter auf der deutschen Bühne herausstellen. Wie, in welchen Tönen, bis zu welchem Grad der Aufrichtigkeit dürfen sie zueinander sprechen? Eine Balkonszene wie die zwischen Romeo und Julia hat trotz der »Reinhardtschen Aufmachung« wenig Verlockendes und an und für sich mehr die Faßong dessen, was der Aufgeklärte einen Klimbim nennt. Wie Strindberg die Geschlechter sieht, ist aus ethischen und ästhetischen Gründen nicht vorführbar. Aber es gibt einen goldenen Mittelweg. Es gibt einen Dialog, der alles enthält, was die neuzeitliche Seele eines Volkes zu offenbaren hat, wenn Er und Sie sich gegenüberstehen und die letzte schuldvolle Wahrheit einander vorhalten. Gewiß glaubt man jetzt, ich würde die umfassendste Liebeserklärung zitieren, die je ein Dichter geformt hat und die da lautet:

Ach Irma, ach Irma,  
dich liebt die ganze Firma!

Nicht doch. Es war zwar das Hohelied der protokollierten Liebe, aber die Geliebte bleibt darin stumm, und nur die Sehnsucht des Mannes, die nach Kontorschluß plötzlich hervorbricht, hat Flügel und Worte. Haste Worte? müßte man auch sie fragen, die sich so von einer G. m. b. H. angeschwärmt fühlt, und sie dürfte antworten: »Nee, nich zu

machen, schließt von selbst!« Er aber läßt sich nicht abschrecken, und die sachliche Lebensanschauung des deutschen Mannes, die auch in der Liebe ohne Ansehen der Person urteilt, spricht sich allsogleich in dem Bekenntnis eines Entschlossenen aus, der geschäftlich reüssiert hat und dem zum vollen Glück nur eines fehlt:

Kinder, ich brauch' ein Verhältnis,  
das möglichst pompös gestellt is.  
Ob sie stark oder schlank wie die Birken,  
ejal — dekorativ soll se wirken!

Aber ein Verhältnis ist schließlich noch nichts, was uns über die Beziehung der Geschlechter orientiert. Wohl wäre er in einer schwachen Stunde fähig, sich loszureißen und ihr den starken Entschluß zu eröffnen:

Rosa, wir fahren nach Lodz!

und er wäre wohl auch der Mann, diesen Entschluß auszuführen. Es würde aber selbst diese Regung weniger die erotische Seite des Lebens betreffen als die Tüchtigkeit, die den ersten zwischen Himmel und Erde verkehrenden D-Zug benutzen wird. »Ja, die wahre Liebe ist das nicht«, sagte man einst, sondern es ist, wie immer in dieser Kulturzone, mehr die Verbindung des Angenehmen mit dem Nützlichen, des Praktischen mit dem Dekorativen. Wo bleiben die Troubadoure? Jetzt aber wird auftreten Willy Wenzke, genannt der süße Willy, der Liebling der Damenwelt. Er fragt unvermittelt:

Ist denn kein Stuhl da, Stuhl da, Stuhl da  
für meine Hulda, Hulda, Hulda —

nee, is nich. Das ist bloß Galanterieware, nicht Leidenschaft. Sofort treten vier uniformierte Chordamen in die Bresche, die mit vorgeworfenen Schenkeln und die Oberlippe streichend, behaupten:

Ja, wir sind eine eigene Rasse,  
tralala lala lala.  
Zivil ist ganz 'ne faule Klasse,  
tralala lala lala.

Nachdem sich dies unter lebhafter Zustimmung des Zivils begeben hat, tritt eine Dame in Zivil auf, die, die Hände abwechselnd vom Busen in die Richtung zum Publikum führend und zwischendurch gleichfalls die Oberlippe streichend, die Versicherung abgibt:

Ja, so ein Leudenant  
so schick und sauber  
wirkt auf ein Mädchenherz  
als wie ein Zauber.  
Zum Beispiel ein Husar, ein Kavallrist —  
besonders, wenn er schick und sauber ist!



Das ist sicherlich schneidig, hat aber heute doch wegen der stofflichen Verallgemeinerung eher an Verständnis verloren als gewonnen und bringt wieder nur die Ekstase des Weibes zum Ausdruck, ohne daß das andere Geschlecht einen Ton dazu sagt. Dieses, einer ganzen Welt die Stirn bietend und nur noch im Joch der Prügelmassen schmachkend — es wird weiter gedroschen —, erlebt eine starke Genugtuung, da endlich das Lied wie Donnerhall erklingt:

Pauline, au au au, au au, au au,  
wie haben sie dir vahaun!

Der gebildete Sally Katzenelbogen, Export, Frankfurt a./O., tippt hiebei seinem Nachbarn, dem Rechtsanwalt Krotoschiner II an die Schulter: »Wie sagt doch Nietzsche? Jehst du zum Weibe, verjiß de Peitsche nich!« Worauf Krotoschiner II versetzt: »Na hörn Se mal, lassen Se mich man bloß mit dem Mann zufrieden, der Mann is mir nich kompetent, der hat doch bekanntlich 'n böses Ende genommen. Oberfauler Kunde, sag ich Ihnen. Kenn' Se Dolorosa?« »Nee, sitzt dort nich Hertha Lücke vom Palais de danx, Kantstraße funfzehn, Belletahsche, Rufnummer Kurfürst achthundertvierundfunfzigtausendsiebenhundertsevenundfunfzig?« »Ach Unsinn, Gegenteil, das ist Gerda Mücke vom Lindenkasino, Leibnizstraße neunundfunfzig, zwei Treppen, Lützow neunhundertsevenundfunfzigtausendachthundertdreiundfunfzig, Teelefonn mit Warmwasser, Luftschiff im Hause, zu jedem Appertemang 'n Kulturbatt, pickfein! mit die schickste Person die wir im Reich haben.« »Jewiß doch — un wissen Se, wer neben sitzt? Motte Mannheimer, Kunststück, der wickelt se alle in blaue Lappen!« Die Musik ist inzwischen von sadistischen Motiven zum Ausdruck reinster Adoration übergegangen.

Pupphen, du mein Augenstern —

Das ist innig, auch, wie wir erfahren haben, als Marschlied und bei Stürmen geeignet, aber über die Beziehung der Geschlechter gibt es keinen Aufschluß. Und ist wieder ein Monolog. Aus den Neunzigerjahren kommt eine Dame auf die Szene, Fräulein Frieda Fleuron, vulgo Käsebier, genannt die totschieke Nachtigall, gefolgt von drei andern Damen, und stellt sich vor:

Fesch, schick, wirklich indresant —  
stell'n wir uns jetzt vor Sie hin.  
Wir sind, das weiß ein jeder, anerkannt  
als Nachtigall'n von Berlin.

Für Wien wird die letzte Zeile geändert, für Dresden ist das Lied verloren. Dagegen gibt es eines, das zeitgemäß ist, weil es den Genien beider Hauptstädte mit einem Schlag huldigt. Ich habe einmal die zwei ersten Zeilen gehört, bin aber imstande es fortzusetzen:

Ja, mein Herz gehört nur Wien.  
Doch sehr schön ist auch Berlin.

Denn sehn Sie, so ein Leutenant,  
 so indresant und auch scharmant,  
 ich geb' ihm gern ein Rangdewu —  
 doch noch lieber hab' ich Ruh.  
 Denn ach, denn ach, denn ach,  
 man wird ja so leicht schwach.  
 Darum sag' ich, mein Herz gehört Wien.  
 Doch sehr schön ist auch Berlin.

Die Städtenamen werden umgestellt, je nachdem ob Frieda Käsebier, ehemals unter dem Namen Fleuron bekannt, in einer Reichshalle oder bei der Waldschnepfe ihre Künste spielen läßt. Wir sind während dieser Vorgänge sichtlich um zehn Jahre älter geworden, und in einem »Bierkabarett«, wo es nicht ausgeschlossen ist, auch Sekt zu erhalten, treten abwechselnd Herren und Damen vor die Rampe, die, sei es mit der trotzigsten Herausforderung: »Ich bin ein Prolet, was kann ich dafür!«, sei es mit der zynischen Anklage: »Ich bin eine Dirne, was liegt daran!« in brüsker Weise zur Hebung des Konsums beitragen, und man hat dennoch wieder nur den Eindruck, daß die beiden Typen aneinander vorbeileben. Um das verwirrte Publikum, das plötzlich nach »Schneider-Duncker« verlangt und aus dem gellende Hilferufe: »Schneider-Duncker soll komm'n!« hörbar werden, zu beruhigen, tritt Schneider-Duncker auf und muß sich zu Zugaben entschließen. Nachdem hierauf eine Dame ein Lied über eine Hinrichtung gesungen hat, fordert unvermittelt ein Konferenzier oder sonst ein vifer Bursche das Publikum auf, ihm Zitate aus Klassikern zuzuschmeißen, aus denen er sofort bereit ist ein Gedicht zu machen; er übernimmt jede Garantie. Einer ruft infolgedessen immer wieder: »Durch diese hohle Gasse muß er kommen!« Er besteht darauf. Eine innige Mädchenstimme wünscht: »O schmelze doch dies allzu feste Fleisch!« Der Dichter ist ratlos, der Fall ist ihm noch nicht vorgekommen. Er scheint aber immerhin, wenn alle Stricke reißen, entschlossen, sich so aus der Affäre zu ziehen:

Durch diese hohle Gasse muß er kommen —  
 der Kellner nämlich, schon hört man das Geräusch —  
 aber das Essen ist nicht zu genießen —  
 o schmelze doch dies allzu feste Fleisch —

da bringt ihn ein besoffener Budiker in Verwirrung, indem er spontan hinaufbrüllt: »Popologie!« Mit diesem klassischen Zitat weiß jener vollends nichts anzufangen. Als aktuelle Anspielung ist es verständlich. Man lebt in der Zeit der Prozesse gegen die bekannte »Normwidrigkeit«, die so lange grassierte, bis Harden sich das Verdienst erwarb. Auch aus diesem Milieu ist also wieder nichts für die Erkenntnis zu profitieren, wie die Geschlechter Zwiesprache halten. Wir treten deshalb in die Friedrichstraße hinaus und hören zwischen Aschinger, Autos, Schutzmännern, Kaffffes, Kintopps und Koofmichs, zwischen Fußwohl und Salamander, zwischen Feentempeln aus Zigarren und Walhallen für Bier, zwischen Brillanten, die Glas, und Kometen, die

Lichtreklamen sind, zwischen Rowdies, Maklern, Gesundbetern, Wiener Operettensängern und Bohemiengs, zwischen »Luden«, »Pupen«, »Nutten«, »Neppern«, »Schleppern«, »Schiebern« und »Schneppen«, die aber alle ein und dasselbe Gesicht haben, zwischen Benzin und Moschus, zwischen Tuten und Rufen wie: »B. Z. am Mittag!« »Neieste Nummer des Simplecissimus!« »Der Heiratsonkel!« »Maxemilian Harden gegen Willem den Zweiten!« »B. Z. am Mittag!« »Die große Glocke! Sensationelle Enthüllungen, Schweinerei bei Wertheim!« »Pikantes aus Moabit!« »Wachstreichhölzer, Wachstreichhölzer!« — die furchtbare Proklamation: »Die Welt am Montag! Der M ä n n e r - v e n u s t e m p e l in der Kochstraße polezeilich jesperrt!« Wir besinnen uns vor dieser Wortbildung, die einen Wirbel im Betriebsstrom zu bewirken scheint, wir erkennen, was es alles gibt und nicht mehr gibt je nachdem, wir haben die Empfindung, daß man sich hier sehr ins Unrecht setzen würde, ließe man sich plötzlich das Wort »Asphodeloswiese« einfallen, daß es öffentliches Aerjernis erregen könnte und daß, wenn hier Aphrodite aus dem Asphalt emporstiege, sie aufgefordert würde, »dem Schönheitssinne Rechnung zu tragen«, und wenn sie sich weigerte, unter dem Beifall der Passanten, wenn auch unter Sträuben, wegen Unjebühr nach der »Sitte« gebracht würde. Dann, wenn alles vorbei ist, ziehen die Geschlechter weiter ihres Wegs. Wir folgen einer Empfehlung in das Lokal »Rosenkavalier, lauschigstes Eckchen der Welt«, also in eine Kaschemme, wo die Volksseele mehr angrnu ist, um sie zu belauschen, wie sie singt und sagt:

Emil du bist eene Pflanze,  
ja so jefällst du mir!  
Du jehst immer uff's Janze,  
ik bin varrückt nach dir!

Unter solchen Umständen geschieht selbst in dieser Atmosphäre ein Wunder. Nämlich, daß ein Lied, welches in ihr lag, seit zwanzig Jahren nicht erfunden wurde, so daß Text und Musik von mir sind. Das Publikum singt mit.

Komm mal ran da,  
Süße Wanda,  
Komm mit mir auf die Veranda!

Ihre Antwort aber könnte mir nicht einfallen. Vielleicht ist sie das bekannte Bekenntnis:

Ach Ernst, ach Ernst, ach Ernst!  
Was du mir alles lernst!

Na wenn schon. Daß man sich in der Liebe auskennen muß, ist ja Grundbedingung. Wie sagt doch der Dichter?

Ja ja die Liebe, ach die Liebe ist so schön —  
Nur muß man den Zauber auch verstehn!

Wer die Liebe zu genießen nicht versteht,  
der lass' es lieber gehn, der ist ganz einfach blöd!

Daß man den Zauber verstehen muß, vaschtehste, ehe man sich darauf einläßt, ihn zu erleben, ist klar und für jeden, der helle ist und sich von Mysterien nicht an die Wimpern klimpern läßt, mehr minder selbstverständlich, zumal in einer Epoche, wo in sämtlichen Lokalen ein kolossaler Betrieb ist. Aber wenn man einmal so weit ist — was dann? Und wenn der Mann gewitzigt ist, wie schützt sich die Frau? Ein Malheur ist bald geschehn. Denn:

Mutter — der Mann, der Mann, der Mann  
rückt immer näher an mir heran.

Mutter paß auf, Mutter komm her,  
sonst passiert noch een Malheur!

Jeder Teil wäre nun mal gründlich vorbereitet und könnte sich das Leben danach einrichten. Aber beide zusammen? Nein, keines dieser Dokumente einer Ursprünglichkeit, die hinter der Ordnung lebt, gibt über die Beziehung der Geschlechter Aufschluß. Wo erfährt man etwas? Vielleicht vom Leben selbst, also von den Schaufenstern. Da die Menschen hauptsächlich Träger und Vermittler von Gebrauchsartikeln sind, so dürfte die Beziehung am lebendigsten aus der Begegnung jener beiden Wachspuppen hervorgehen, auf deren Postament etwa geschrieben steht:

Erst spritzt er sie — dann spritzt sie ihn  
Mit dem Wundermittel »Perolin«.

Aber ist es eigentlich ein Dialog? Es ist eine Erkenntnis, wie die des Fejetongredakteurs vom »Tageblatt«, der zu Weihnachten das Problem der Geschlechter mit der beherzten Rundfrage anging:

»Muß er hübsch sein? Muß sie klug sein?«

Ejal — hübsch verdienen muß er und dekorativ soll se wirken. Wann aber sprechen sie sich endlich aus? Immer schmachtet entweder sie nach Geld und Liebe oder er nach Liebe und Geld — aber das entscheidende Wort, das sie einander zuführt, fällt nicht. Halt, einmal fiel es doch! Und wirklich, was sie einander zu sagen haben, heute wie in der Zeit, die alles, was jetzt geschieht, vorbereitet hat, ist in diesem einen schlichten Dialog enthalten:

»Liebes Fräulein, ach, ich wet-te —  
Sie sind eine Erzkoket-te!«

»Sie sind doch bekannt, mein Lieber —  
als Schieber, als Schieber!«

Was zu großen Beifallskundgebungen der Koketten und der Schieber Anlaß gibt. Beide Gruppen drohen einander scherzhaft mit dem rechten Zeigefinger. Es dürfte vorläufig die letzte zulässige Wahrheit über das Strindberg-Problem sein. Es ist tipptopp, paßt aus ästhetischen



und ethischen Gründen in den Ernst der Zeit und hat für die Geschlechter, die zur Gründung der nächsten Generation in Kompagnie treten, nichts Verletzendes. Das »Metropol« ist allabendlich ausverkauft, Bender und die Gutzke muß man gesehen haben, die Orchestrions spielen es, und die Luft der »Passage«, wo die Koketten wandeln, die Schieber schieben und im Ernst der Zeit gereifte Strichjungen streichen, enthält statt Ozon nur diesen einen Klang. Automaten singen ihn und er summt in den traumlosen Schlaf der Automaten.

## DAS TECHNOROMANTISCHE ABENTEUER

Ich für meinen Teil war von Beginn dieser Aktion der Ansicht, daß der Kopfsturz der Menschenwürde von einem Gehirnbazillus verursacht ist, dem nur die ihm selbst verfallene Wissenschaft bislang nicht auf die Spur kommen konnte. Der Eindruck, daß die ganze aktiv und passiv am Opfer beteiligte Gemeinschaft aus spezifischen Tollhäuslern besteht, wird nicht so sehr durch die täglich gesteigerte Rapidität des Entschlusses, sich in Schmach und Schuld zu stürzen, bewirkt als durch die totale Fühllosigkeit im Angesicht der geistigen und ethischen Kontraste, zwischen denen sich dieses Schauerdrama abspielt. Man würde glauben, daß vor der Systematik der Fügung, daß allstündlich Gerechte den Tod in Feuer, Wasser, Erde oder Luft erleiden und in der gleichen Stunde ein Mann von der Engadiner Sonne beschienen wird, der als Zeichen seiner Zugehörigkeit zu einem »Bob« auf seinem Hanswurstkostüm die Aufschrift »The Tank« trägt; daß vor allen ständig geschauten oder gehörten Gegensätzen die Erkenntnis von der Schnödigkeit des ganzen Unternehmens zu einem Weltschrei aufbrechen müßte. Aber mehr noch als durch die Selbstverständlichkeit einer ungerechten Einteilung, vermöge deren es eine Protektion vor dem Tod und einen Loskauf vom Martyrium gibt und vermöge welcher selbst die Erinnyen, die diese Menschheit an ihre Fersen geheftet hat, prostituiert wurden, mehr noch wird durch ein anderes Moment das Bild des hirnerzessenen Zeitalters vollständig. Das ist jener Zustand einer Epoche, in dem sie die Konkurrenz der heterogensten Zeitcharaktere, die sich in ihr begegnen, erleidet, aber nicht mehr spürt. Das Phänomen, das ich in der Richtung des siegreichen Untergangs wirken sehe, ist das der »Gleichzeitigkeit«. Die Unmittelbarkeit des Anschlusses einer neuzeitlichen Erfindung, wonach mit einem Griff die Vergiftung einer Front und weiter Landstriche hinter ihr möglich ist, an ein Spiel mittelalterlicher Formen; die Verwendung einer verbliebenen Heraldik im Ausgang von Aktionen, in denen Chemie und Physiologie Schulter an Schulter gekämpft haben — das ist es, was die Lebewesen rapider noch hinraffen wird als das Gift selbst. Wenn der Aufruf des Genfer Roten Kreuzes fragt:

Soll der Sieg sich in Schimpf und Schande wandeln, weil er nicht mehr der

Tapferkeit, dem ehrlichen Kampf der Landeskinder zu danken sein wird? Soll der Gruß an den heimkehrenden Krieger nicht mehr dem Helden gelten, der ohne Zögern sein Leben für sein Vaterland in die S c h a n z e schlug, sondern lediglich dem Mann, der sich ohne persönliche Gefahr seiner Feinde mittelst Gift entledigt hat unter fürchterlichsten Leiden seiner Opfer?

so ist zunächst zu sagen, daß speziell der deutsche Gott nicht nur in einer Gaswolke daherkommt, sondern auch aus der Maschine; daß auch an dem Zufall eines Minentreffers, einer Luftbombe oder eines Torpedos, überhaupt an allen gegen die Quantität oder den unsichtbaren Feind gerichteten Aktionen Tapferkeit und ehrlicher Kampf keinen Anteil haben, an der Bewirkung nicht und nicht an der Erwartung; daß dem Mangel an Tapferkeit bei dem bewirkenden Teil eine Fülle von Martyrium beim erwartenden Teil entspricht; daß die eben hier berufene Schanze, in die man sein Leben für das Vaterland schlägt, zu jenen Kriegsbehelfen gehört, die heute am seltensten zur Verwendung gelangen, und daß vollends das Schwert seit jener historischen Reichstagsitzung vom 4. August 1914 in diesem Krieg überhaupt nicht mehr gezogen wurde. Ferner wäre beiläufig zu erwähnen, daß die unsterbliche Ideologie, die sich auf den heroischen Begriff stützt, gelegentlich einmal, selbst wenn sie nicht im Anblick der neuzeitlichen Methoden sich problematisch vorkommen müßte, darüber nachdenklich werden könnte, ob denn auch der alte Krieg schön genug war, um die Herzensbildung von Generationen darauf einzurichten; ob denn die auf die Fortschritte der Technik kühn verzichtende Auseinandersetzung der Muskelkräfte just die edelste menschliche Betätigung vorstellt, und ob der selbst heute noch hin und wieder geübte ehrliche Kampf der Landeskinder, der darauf beruht, daß ein Landeskind dem andern in die Rippen sticht oder pollice verso behutsam die Augen zudrückt, die würdigste Grundlage der jahrhundertealten Erziehung zu vaterländischen Idealen geboten hat. Immerhin wäre es noch immer eine sittliche Aufgabe, den Kindern beizubringen, daß das Handgemenge vor dem Meuchelmord einen Ehrengrad voraus hat, und gar erst vor jenem, dessen anonymer Urheber sein Opfer in der anonymen Quantität findet. Was aber die Gase anbelangt, so ist freilich die begriffliche Distanz zwischen dem Instrument und der von ihm bezogenen Glorie die größte und schauerlichste, und was das Rote Kreuz hier, ach so vergebens, fühlt, ist von mir wiederholt und zuletzt durch die Erwägung der Möglichkeit ausgesprochen worden, jede Armee, die giftige Gase anwendet, wegen eines Verhaltens vor dem Feind, welches doch nach altmilitärischem Ehrbegriff das Gegenteil von Tapferkeit ist, aus dem Armeeverband zu entlassen. Im Wortspiel von einer chlorreichen Offensive ist schließlich dieser ganze abominable Kontrast endgültig abgebunden. Ein Kalauer könnte dieses Chaos bändigen, aber alles fernere Grauen durch die Vorstellung beschwichtigt werden, daß man die Wirksamkeit der beiderseitigen Chemie, anstatt sie an den Körpern der hunderttausende unschuldigen Laien zu erproben, durch

eine wissenschaftliche Auseinandersetzung der Laboratorien erweisen möchte. Seitdem sich die Tapferkeit mit der Technik eingelassen hat, hat sie vergessen, daß die Quantität immerhin die Grenze des Irrsinns hat und daß einmal der Punkt erreicht sein muß, wo das Vorwalten unmilitärischer Kräfte so deutlich wird, daß ihnen die Austragung des Wettstreites schicklicherweise überlassen werden müßte, auf eine Art nämlich, die die gleichzeitige Förderung staatlicher Machtinteressen, also die Vernichtung von Menschenleben, ausschließt. Denn wenn man die menschliche Stimme, also auch das Kommando, auf Entfernungen wie Berlin-Wien übertragen kann, warum sollte es der Technik, die das Wunder von heute zur Kommodität von morgen macht, nicht möglich sein, einen Apparat zu erfinden, durch den es mittelst einer Druck-, Umschalt- oder Kurbelvorrichtung einem Militäruntauglichen gelingen könnte, von einem Berliner Schreibtisch aus London in die Luft zu sprengen und vice versa? Wenn Patriotismus die Hoffnung auf das Gelingen eines Gasangriffes ist und Hochverrat das Grauen davor — wobei ich zum Beispiel einer der größten Hochverräter aller Schlachten und Zeiten bin —, so kann der tödliche Humbug, ohne daß die Menschheit zugleich an Lächerlichkeit zugrunde geht, unmöglich anders als durch den Vorschlag beigelegt werden, die gegenseitigen Erfindungen auf theoretischem Wege abzuschätzen und statt der Feldherrn wieder die Techniker zu Ehrendoktoren zu machen, meinerwegen zu solchen der Philosophie. Das Mißverhältnis zwischen der Tat und der mitgeschleppten Ideologie: davon allein kommt diese entsetzliche Gasluft, in der wir glorios ersticken. Eine bunte Tracht und die Pflicht, angesichts des Vorgesetzten die Hand an die Stirn zu führen, und alles, was sonst damit zusammenhängt und vor dem Tod noch alles verlangt wird — es mögen vortreffliche Gewohnheiten und Einrichtungen sein: nur, was sie gerade mit der neuzeitlichen Art des Sterbens zu schaffen haben, inwieweit sie sie fördern oder verhindern könnten — das eben ist unerfindlich! . . . Diesem ganzen Chaos von Begriffen, Pflichten, Leiden, Anforderungen, in das sich ein auch vordem nicht lastenfreies Leben kopfüber gestürzt hat, wächst hier eine Realität als Symbol zu. Wer, der einen Beiwagen der Wiener Straßenbahn auch nur von fern betrachtet, hätte noch Hoffnung? Dieser Haufen von Schmutz und Elend, in dem das Menschenmaterial in einer Art zusammengeknäult ist, bei der es auf die individuelle Zuteilung der Gliedmaßen kaum mehr ankommt — man halte dies Bild fest und frage sich nun, ob da für »Disziplin« noch Raum ist und gar für einen »Kontrolldienst«, der feststellen soll, ob sie verletzt ward, indem Landstürmer, alte Landstürmer »vor mitfahrenden Offizieren nicht aufstehen oder ihnen nicht Platz machen«. Denn »die mitfahrenden Zivilpersonen nehmen dies selbstredend wahr und äußern sich auch über dieses disziplínlose und herausfordernde Benehmen der Mannschaft«. Dies aber hat kein Höllenbreughel erfunden. Der Teufel selbst, wenn er es sähe und hörte und schon eingequetscht drin stünde, allen Folgen der Seifenknappheit ausgesetzt, er hörte doch nichts als den

selbstredenden Jammer der Menschheit und dazu eine arme Frauenstimme, die ihm beständig zuruft: »Bitte vorgehn! Jemand noch ohne Fahrschein? Vorgehn, bitte vorgehn!« Und der Regen regnet jeglichen Tag, und wieder drängt ein Troß aus Wallensteins Lager an, und jetzt pressen sie Tornister und Rucksäcke hinein, und — dennoch hat der Gedanke noch Platz, der uns alle beherrscht, weil wir im unerforschlichen menschlichen Ratschluß gefunden haben, daß das Leben mit Not, Tod, Kot viel schöner ist. Aber halt, wenn noch Platz für Disziplin ist, so reicht auch noch für den Ehrbegriff. Die arme Stimme hat einem, der nicht vorgehen wollte, wiewohl er ein Hauptmann war, zugerufen, daß er keine Bildung nicht habe, denn sie wußte nicht, daß er ein Hauptmann war, weil er als solcher nicht bezeichnet war, sondern Zivilkleidung trug. Trotzdem erhielt er von der vorgesetzten Behörde den Auftrag, die Klage einzubringen. Sie hatte »Vorgehn!« gerufen, er aber rief, er wolle »den Platz nicht verlassen«. So hätte sie merken müssen, daß die Zivilkleidung nur ein Schein war. In der Verhandlung sagte sie, so etwas sei ihr, die »im Kriege in der Elektrischen an vieles gewöhnt sei« — sie meinte aber den Weltkrieg —, noch nicht vorgekommen. Der Hauptmann fragte sie erregt, ob sie ihn, da er in Zivil war, wohl für einen Drückeberger gehalten hätte. Sie erwiderte, solche Gedanken lägen ihr fern, denn »was hat der Krieg mit der Elektrischen zu tun?« Der Richter verurteilte sie, denn der Zivilist war ein Militär. All das gibt es, während es all das gibt! Auf einer Flucht rief einer, der zu befehlen hatte, einem, der zu gehorchen hatte und dem ein Knopfloch offen stand, aus dem Automobil zu: »Sie dort! Equipieren Sie sich!« Und viele, die nicht mehr fliehen konnten, lagen in der Drina. In einem Krakauer Spital werden mit solchen, die an einer Gasvergiftung darniederliegen oder von einem Bauchschuß soweit hergestellt sind, Salutierübungen gemacht. Wunder über Wunder! Es sind die alten Ornamente zum neuen Wesen des Todes. Aber da dieser, frisch aus der Retorte entsprungen, noch keine neuen erfinden konnte, so kann die Macht der alten Ornamente nicht entbehren. Denn nicht allein dulce, auch decorum muß es sein! Nur daß die Macht den neuen Tod zu ihrer Erhaltung braucht, nur daß die alte Herrschaft nicht lieber abdankt, als ihre Stellung der Chemie zu verdanken, daß die Insignien auf die Chemikalien angewiesen sind — das ist es, was unsere siegende Kultur unrettbar dem Gifttod geweiht hat. Die Menschheit, die ihre Phantasie an die Erfindungen verausgabt hat, kann sich deren Wirksamkeit nicht mehr vorstellen — sonst würde sie aus Reue eben damit Selbstmord verüben! Aber da sie auch ihre Menschenwürde an die Erfindungen verausgabt hat, so lebt und stirbt sie für alle Macht, die sich solches Fortschritts gegen sie bedient. Die Unvorstellbarkeit der täglich erlebten Dinge, die Unvereinbarkeit der Macht und der Mittel, sie durchzusetzen, das ist der Zustand, und das technoromantische Abenteuer, in das wir uns eingelassen haben, wird, wie immer es ausgeht, dem Zustand ein Ende machen.



»... Es hat das Jahr 1917 mit seinen großen Schlachten gezeigt, daß das deutsche Volk einen unbedingt sicheren Verbündeten in dem Herrn der Heerscharen dort oben hat. Auf den kann es sich bombenfest verlassen, ohne ihn wäre es nicht gegangen... Schon gestern habe ich in der Umgebung von Verdun eure Kameraden gesprochen und gesehen, und da war es wie eine Witterung von Morgenluft, die durch die Gemüter ging... Was noch vor uns steht, wissen wir nicht. Wie aber in diesen letzten vier Jahren Gottes Hand sichtbar regiert hat, Verrat bestraft und tapferes Ausharren belohnt, das habt ihr alle gesehen, und daraus können wir die feste Zuversicht schöpfen, daß auch fernerhin der Herr der Heerscharen mit uns ist. Will der Feind den Frieden nicht, dann müssen wir der Welt den Frieden bringen dadurch, daß wir mit eiserner Faust und mit blitzendem Schwerte die Pforten einschlagen bei denen, die den Frieden nicht wollen.«

»Der völlige Sieg im Osten erfüllt mich mit tiefer Dankbarkeit. Er läßt uns wieder einen der großen Momente erleben, in denen wir ehrfürchtig Gottes Walten in der Geschichte bewundern können. Welche eine Wendung durch Gottes Fügung! Die Heldentaten unserer

»Nach einem beendigten Kriege, beim Friedensschlusse, möchte es wohl für ein Volk nicht unschicklich sein, daß nach dem Dankfeste ein Bußtag ausgeschrieben würde, den Himmel im Namen des Staats um Gnade für die große Versündigung anzurufen, die das menschliche Geschlecht sich noch immer zu schulden kommen läßt, sich keiner gesetzlichen Verfassung im Verhältnis auf andere Völker fügen zu wollen, sondern stolz auf seine Unabhängigkeit lieber das barbarische Mittel des Krieges (wodurch doch das, was gesucht wird, nämlich das Recht eines jeden Staats, nicht ausgemacht wird) zu gebrauchen. — Die Dankfeste während dem Kriege über einen erfochtenen Sieg, die Hymnen, die (auf gut israelitisch)

Truppen, die Erfolge unserer großen Feldherren, die bewunderungswürdigen Leistungen der Heimat wurzeln letzten Endes in den sittlichen Kräften, im kategorischen Imperativ, die unserm Volk in harter Schule anerzogen sind...«

»...Um so dankbarer wird gerade in Ostpreußen das Gottesgericht im Osten empfunden werden. Unseren Sieg verdanken wir nicht zum mindesten den sittlichen und geistigen Gütern, die der große Weise von Königsberg unserem Volke geschenkt hat... Gott helfe weiter bis zum endgültigen Siege.«

dem Herrn der Heerschaaren gesungen werden, stehen mit der moralischen Idee des Vaters der Menschen in nicht minder starkem Kontrast; weil sie außer der Gleichgültigkeit wegen der Art, wie Völker ihr gegenseitiges Recht suchen (die traurig genug ist), noch eine Freude hineinbringen, recht viel Menschen oder ihr Glück zernichtet zu haben.«

## FÜR LAMMASCH

Die politisch-geistige Gaswelle, der wir uns überlassen haben und die uns heillos in die verkehrte Richtung treibt, kann nicht verhindern, daß reinere und im tieferen Sinn patriotische Herzen unverändert und mit jeder Stunde nur noch inbrünstiger das fühlen, was zu sagen manchmal verpönt ist. Allzu viele in diesem Lande, das so gern sein Wesen zum Opfer bringt, sind es nicht. Wenige sind es, die den Inbegriff eines gutgearteten Oesterreichertums bilden und den einzigen Schatz, der uns der Welt als dem Absatzmarkt innerer Werte — die Pöfelware scheint auf ihn definitiv verzichten zu wollen — fürder empfehlen könnte. Aber zu diesen, deren Bild im Gasdunst so getrübt wird, daß Verdienst als Schuld und Treue als Verrat erscheint, gehört der Hofrat Heinrich L a m m a s c h, den Weisheit und Leidenschaft mehr als die Pairswürde zieren, dessen Vorzug es ist, sich im Verkehr mit Historikern, Zeitungsreportern, Berufspolitikern und ähnlichen Parasiten am Geiste und am Blute jene Blöße zu geben, die seine Menschlichkeit ist, und der, wie die Neue Freie Presse meint, das Unglück gehabt hat, »in Widerspruch zu den Ansichten des Blattes

---

Gesprochen am 27. März 1918.

gekommen zu sein«. Man wird mich, der in den unvergessenen Tagen, da die echten Belgrader Bomben noch mit falschen Wiener Dokumenten gefüllt waren, ohne politischen Befähigungsnachweis, bloß aus dem Anschauen und Anhören der einander gegenüberstehenden Parteien, die kommenden Dinge so klar vorausgewußt hat, daß sich heute mein damaliger Aufsatz als das Ultimatum der Menschenwürde an eine kriegstolle Politik liest — man wird mich der Pein überheben, die vorbildliche geistige Bescheidenheit dieses Herrn Friedjung auch noch für die neueste Rettung des Kapitols darzutun. Dieser wandelnde Tonfall der Platttheit, dieses als Rest der Bundestreue noch vorrätige Oel der Beredsamkeit — nein, nur die äußerste Kriegsnot des Geistes hat es möglich gemacht, daß so etwas wieder in unsere Hörweite zu treten wagte. Und dennoch — wie kann dieses Land selbst in der trübsten Stunde seiner Selbstvergessenheit es dulden, es ertragen, daß solch ein etwas mit einem lebendigen Menschen wie Lammasch konfrontiert wird? Daß ein rückwärts gekehrter Reporter, der sich deshalb Historiker nennt und dessen Brauchbarkeit es überschätzen hieße, wenn man ihn in allen Sätteln ungerecht nannte, da sein Offizium immer nur der Kampf um die Vorherrschaft der Langeweile gewesen ist — daß ein schlechter Offiziosus ernsthaft als sittlicher Widerpart eines Mannes in Betracht kommt, dessen Herz und Kopf in diesem Krieg nicht umgesattelt haben und in dem die Welt einst den einzigen Völkerrechtslehrer erkennen wird, dem Wissenschaft und Gewissen vom Einmarsch in Belgien nicht überrannt worden sind! Und dieser sollte jetzt die Beute der Aushorcher und inspirierten Nachrichten, der Gebärdenspäher und Geschichtenträger sein? Mit den jungen Temperamenten, die im Herrenhaus sitzen, möchte ich nicht zu streng ins Gericht gehen: sie hätten vermutlich auch den Kant niedergebrüllt, wenn er ihnen was aus seiner Schrift »Zum ewigen Frieden« zitiert hätte, den Bismarck, weil er sich mit Elsaß begnügen wollte, und der Herr Pattai hätte diesem zugerufen: »Wir sind die Sieger und wir verlangen auch die Palme!«, ohne zu wissen, wie sie aussieht und daß man schließlich doch nicht ungestraft unter ihr wandelt. Jenem aber, Immanuel Kant, hätte der Herr v. Plener vorgehalten, daß seine »Mentalität« »eigentlich mehr Verwandtschaft mit der Denkweise des Auslandes als mit der österreichischen habe«, ohne zu ahnen, daß das gar kein so übles Kompliment sei, und daß es eine Zeit gegeben hat, in der die österreichische Denkweise noch eine Verwandtschaft mit der der Welt gehabt hat, und daß wir nichts flehentlicher vom deutschen Gott zu erbitten haben als: daß diese Tage noch einmal für uns anbrechen mögen! Aber wie ist doch diese Denkweise herabgekommen, daß sie in die Lage kam, zwischen Lammasch und Friedjung zu wählen und sich in Diskussionen über dieses Thema überhaupt einlassen zu können! Gegen einen Mutigen, der seine Vaterlandsliebe mit seiner Popularität bezahlt, und für einen Gefälligen, der nach Berlin geht, ihn dafür zu denunzieren. Welche Kriegsnot des Herzens, hier die Entscheidung zu verfehlen! Ich bin vielleicht nicht der schlechteste, nicht der unwürdig-

ste Oesterreicher, — aber das muß ich sagen: daß ich bei der Wahl zwischen der Nibelungentreue des Herrn Friedjung und einem »Anschlag« des Professors Lammasch im Schlaf das Vaterland ins Verderben zu treiben bereit bin! Und wie kann dieses Vaterland sich Witzblätter halten, die einen Mann bespeien, der nicht nur in Ehren grau geworden ist, was man bekanntlich nicht von jedem Herrenhausmitglied behaupten kann, sondern dessen Altersweisheit zum Ehrenbesitz eben dieses Vaterlandes gehört? Dessen Konservatismus Leben genug hat, um gegen die Verödung der alten Güter im Dienste des Antichrist Opposition zu machen? Und wie kann dieses Vaterland, das diesen Weltuntergang nicht in seinen alten Knochen spürt, sondern im Gegenteil die Welt frisch »aufgemacht« sieht, so vom Wege irren, daß es seine journalistischen Söldner den Mann als einen Ideologen geringfügig machen läßt, der doch das rechte Gegenteil davon ist, nämlich jener Realpolitiker der idealen Forderung, der heute durch Auflösung des alten politischen Inventars die Welt rettet! Denn während deutsche Ideologie die Menschheit aus der Politik erbaut, bezweckt dieser Idealismus nichts anderes, als endlich einmal die Politik auf der Idee der Menschheit einzurichten. Wahrlich, daß es noch Menschen gibt, denen das Bewußtsein, in dieser Zeit zu leben, Schamgefühl verursacht, ist nicht hoch genug anzuschlagen! Begeistert trete ich an ihre Seite und bin entschlossen, sie im Angesicht jeder Macht des Uebelwollens und der Verblendung zu schützen gegen die völlige Schamlosigkeit, die solchen Wert dem Zeitgeist preisgab. Der Hofrat Lammasch bleibe der Menschheit und dem Vaterland erhalten, damit sie wieder zueinander kommen! So niedrig die Zeit ist, in der er lebt — er lebe hoch!

## AM SARG ALEXANDER GIRARDIS

trete die Trauer zurück und lasse den Wunsch die Wache halten: der erbarmende Genius der Vergangenheit möge die unbefugten Leidtragenden verjagen, dorthin, wo sie in Blut und Schmutz Freudenfeste feiern, dorthin, wo der unerbittliche Zeitgeist sie treffen will und sie ihn. Die unbefugten Leidtragenden, die nur der letzte Verzicht auf ein Schamgefühl ermutigen kann, um Girardi zu klagen, sind die Henkersknechte eines Lebens, das sie gezwungen haben, sein eigenes Grab zu schaufeln. Die unbefugten Leidtragenden, die tieftrauernd von aller Scham Verlassenen, sind aber auch die Bewohner einer Theaterstadt, die ihrem Ruin als Zuschauerin bis zum Schluß beiwohnt, sind die Verräter eines Volkstums, die ihr Gewand verkauft haben, um in die Hölle zu fahren; ihre Heiligtümer in Aktiengesellschaften verwandelt sahen, ihre Wahrzeichen umgelogen, und nun in den Weltuntergang als Tanzoperette mit Berliner Text und Budapester Melodie hineinrennen. Nicht der Hingang, sondern das Dasein dieses einzigen Girardi



war beweinsenswert. Denn wenn alles Menschentum der Kulisse nur ein Wertmaß der Zeit ist und einem unholden Gegenwärtigen nur ein Widerwärtiges gemäß sein kann, das die noch lebendigen Sinne fliehen mögen, so waren sie vor Girardis Ton rettungslos einer unerfüllbaren Sehnsucht preisgegeben; denn dieses Bühnenleben war das Maß des Unermeßlichen, das uns verloren ist. Da stand durch drei Jahrzehnte ein Gast der Zeit in ihrem unsäglichen Ensemble, und es war von tragischer Wirkung, wie die Natur zur letzten Aussprache mit einer Entmenschtigkeit kam, die eben noch Nerven hat, sich kinematographisch zu erleben. Doch ihrer Schmach unbewußt, treibt diese Zeitgenossenschaft auch Firlefanz mit den Reliquien, stellt sie in einem Etablissement aus, das außen von Marmor ist und innen ohne Geist, und geriet also auf den kindischen Einfall, einem Girardi das Burgtheater zu eröffnen, anstatt es ihm zu Ehren zuzusperren. Aber er wußte nicht, wie ihm geschah, und er ging dahin, ohne zu merken, daß sie ihm ein Bein abgenommen hatten. Wir aber sollen es merken. Nichts bleibt zu tun, als es zu wissen. Und da Girardi hinging, ist erst wahr geworden, was ich damals, gerade vor zehn Jahren, gewußt habe, als er aus Ekel an einem berlinisierten Wien nach Berlin ging. Ich hab's ihm nachgerufen — und uns, dem Volk, das seine Selbstbestimmung in der Hingabe an sein Verhängnis betätigt. Ich fragte, ob es denn der Donau nicht nahegehe, daß sie jetzt über Passau nach Berlin fließt und in die Nordsee mündet; und meinte, daß die Wiener Kultur tot sein müsse, wenn ihr das Herz herausgeschnitten wurde und sie dennoch weiterleben kann. Die Weltausstellungsreife der Wiener Eigenart, schrieb ich, das ethnologische Interesse, das man jetzt an uns nimmt, die Zärtlichkeit der Berliner für uns — dies alles ist fast so tragisch wie unsere Unempfindlichkeit gegen solches Schicksal. »Wir freuen uns, wie sie Stück für Stück von uns ausprobieren und immer mehr Geschmack an unsern Spezialitäten haben und so lange an allem, was wir haben, teilnehmen, bis sie uns eines Tages ganz haben werden. Sie setzen den Wiener auf ihren Schoß, schaukeln ihn und versichern ihm, daß er nicht untergeht; das macht beiden Teilen Spaß und ist ein Zeitvertreib, der über den langweiligen Ernst eines Fäulnisprozesses hinüberhilft. Wir sind auf unsere Tradition stolz gewesen, aber wir waren nicht imstande, die Spesen ihrer Erhaltung aufzubringen. Unsere Gegenwart war tot, unsere Zukunft ungewiß, aber unsere Vergangenheit war uns geblieben. Sollten wir auch die verkommen lassen? Da war es doch klüger, sie einem Volke in Kommission zu geben, das eine hinreichend starke Gegenwart hat, um sich auch noch den Luxus einer fremden Vergangenheit leisten zu können . . . Bis die Hypertrophie der technischen Entwicklung, der die Gehirne nicht gewachsen sind, zum allgemeinen Krach führt, ist es das Schicksal der von Müttern gebornen, rindfleischessenden Völker, von den maschinengeborenen und maschinell genährten Völkern verschlungen zu werden.« 1908 war's, als ich es schrieb. Der Zeiteinschauer, der uns anpackt, wenn wir jetzt mit einem Fuß noch auf dem Franziskanerplatz stehen

und mit dem andern schon vor dem Haus, in dem das Kaiser-Wilhelm-Kaffee etabliert ist, erstarrt zu der ohnmächtigen Erkenntnis, daß der Fortschritt dieses Haus bejaht und die Bombe jenen Platz zerstören würde. Und fern bleiben wir der Trauer, wenn die Zeit nicht nur die Macht hat, den Wert zu morden, sondern auch den Mut, ihn zu beklagen!

## DER BEGABTE CZERNIN

Dieser Aufsatz, in der Schweiz entstanden, ist, da er in der Fackel erscheint, von der Zeit überholt. Aelteren Aufsätzen der Fackel haftet dieser Fehler nicht mehr in demselben Maße an, und je weiter sie zurückliegen, um so weniger. So besteht denn die Hoffnung, daß auch er die Zeit überholen wird. Bis dahin sollten ihm die Leser erspart bleiben, deren Aufmerksamkeit vom Zeitpunkt abgelenkt ist. Sie mögen sich mit der Versicherung begnügen, daß der um die Aktualität unbesorgte Verfasser einen vom Krieg handelnden Aufsatz lieber nach dem Friedensschluß als vorher erscheinen lassen wollte. Immerhin ist es schon ein Fortschritt, daß ein von einem Minister handelnder Aufsatz nach dessen Demission erscheint, wenngleich auch nach der Verleihung des Ehrenbürgerrechtes von Wien, dessen die dankbare Gemeinde einen Mann für würdig erachtet, dem sie das Wort vom Brotfrieden und das Versprechen von Getreide aus der Ukraine, also unter allen Umständen die Befriedigung unserer Nahrungsphantasie verdankt. Wer für den übrigen Reichtum an Ehren, der sich dem Grafen Czernin jetzt darbietet, um eine Erklärung verlegen ist, sollte nicht übersehen, daß dieses Land auch unbegrenzte Möglichkeiten hat, geniale Staatsmänner hervorzubringen. Es bedarf zu einem solchen bloß der Erkenntnis, daß die hier zusammenwohnenden Nationen, vor allem Tschechen und Deutsche einander mit grimmigerem Hasse verfolgen, als jede der Gruppen jeden der Feinde, und des Mutes, von der amtlichen Norm, die ein verbindliches Lächeln zwischen den Gegensätzen vorschreibt, einmal abzuweichen. Hat sich ein österreichischer Staatsmann zu dem Entschluß durchgerungen, die eine der beiden Parteien des Hochverrats zu beschuldigen, so kann er sicher sein, solange er sich nicht überlegt, von der andern mit Kundgebungen gefeiert zu werden, vor denen die Popularität des entlassenen Bismarck sich ins Kleingedruckte der Weltgeschichte zurückzieht, wiewohl doch weder die Gedanken noch die Erinnerungen des Grafen Czernin darnach angetan sind, die Klio zu einer Umgruppierung zu veranlassen. In Wahrheit hat die Gewöhnung an die Erlebnisse der Quantität seit dem Jahre 1914 uns vergessen lassen, daß vordem schon der zehnte Teil einer heutigen Weltblamage ausgereicht hätte, um einen Minister des Aeußern zu Falle zu bringen. Die meisten Betrachter sehen an dem Grafen Czernin nur den Vorzug, sich zu seinem Nachteil von den Standes- und Amtsgenossen durch den Mangel an Formen zu unterscheiden, und da in dieser beispiellosen Zeit die schillernde Mittelmäßigkeit für Persönlichkeit gehalten wird, so

glaubt man allgemein, es sei schon das höchste Glück der Erdenkinder, kein Burian zu sein. Man vergißt, daß das zwar viel, aber bei weitem noch nicht alles ist. Immerhin wäre doch auch ein Maßstab denkbar, nach dem der Graf Czernin in der Weltgeschichte etwa als der Mann fortleben würde, der dem Präsidenten Wilson die Antwort schuldig geblieben ist und der sich später nur sehr unzulänglich damit entschuldigt hat, daß sie ihm der deutsche Reichskanzler aus dem Munde genommen habe. Ob ihn freilich sein Schweigen mehr als sein Reden dem Dank der Nachlebenden empfehlen möchte, müßte dahingestellt bleiben; denn als der Mann der zweiteiligen Rede, der Kant und Krupp zur Einheit verbunden hat, wird der Graf Czernin so bald nicht aus dem Gedächtnis verschwinden. Nach diesem Höhepunkt mußte es rapid abwärts gehen. Später, als er vor erstaunten Gemeinderäten den Grundstein zum Wiener Ehrenbürgerrecht legte, hat er nur die Konsequenz aus seiner Budapester Haltung gezogen. Nichts blieb ihm übrig, als den Konflikt zwischen den zwei Seelen in seiner Brust auszutragen und die Bekenner des ersten Teils seiner Rede als Defaitisten, die Anhänger des zweiten Teils als Annexionisten zu tadeln. Freilich, die schöne Angelegenheit Clemenceau, in der die ehrliche Verlogenheit unserer Presse es Schritt für Schritt ermöglicht hat, die Wahrheit zu erkennen, die auszusprechen der Wahrhaftigkeit noch lange nicht möglich sein wird, wäre uns und der Welt erspart geblieben, wenn statt eines Genies ein Fadian regiert hätte. Die Frage, ob der Graf Armand sich dem Grafen Revertera verwandter gefühlt hat, als der Graf Revertera dem Grafen Armand, ist nicht zu erörtern und auch sonst hat sich viel zugetragen, woran nicht zu drehn noch zu deuteln ist. Immerhin kann man sagen und von Glück sagen, daß die Persönlichkeit des Grafen Czernin dessen Amtsführung überlebt hat, da doch leicht der umgekehrte Fall hätte eintreten können. Er hat von sich selbst erklärt, er gehöre dorthin, wo die Frieden geschlossen werden. Wünschen wir ihm und uns, daß die Frieden, die er geschlossen hat — inklusive den Brotfrieden — sein Gewissen dereinst nicht schwerer belasten mögen, als der Krieg das Gewissen jener, die ihn beschlossen haben, und daß der Anlaß zu der hier veröffentlichten Betrachtung, so überholt er im Augenblick ist, nicht dereinst wieder aktuell werde.

Während unser Seidler mitten im Weltkrieg als Dramatiker durchgefallen ist und dadurch vor weitem Allotria bewahrt bleibt, hat unser Czernin sich leider als vorzüglicher Feuilletonist bewährt, und so peinlich es ist, einen Ministerpräsidenten zu haben, der im Deutschen Volkstheater gespielt wurde, so ist es doch noch viel betrüblicher, daß ein Minister des Außern den Zeitpunkt der europäischen Heilsbotschaft mit einer Gewandtheit verspielt, die ihn in der Art, vor dem jüngsten Gericht die scherzhafte Zeugenmiene aufzusetzen, Talenten wie Hirschfeld überlegen erscheinen läßt und an sonnigem Naturburschentum Hans Müllern an die Seite rückt. Schon der echt feuilletonistische Einfall, die Renaissance der christlichen Idee an eine Frist zu binden, nach deren Ablauf die weltzerstörenden Gewalten sich nicht mehr gebunden erachten, hat ja Chefredakteuren die Bewunderung des geschickten »Handgriffs« abgerungen. Nach dem Canossagang zum Antichrist und

nachdem die Preßkanaille aller officiösen Schattierungen auf Wilsons Vorschlag losgelassen wurde, folgte die zweite evangelische Causerie, die diesmal schon in der gleichzeitigen Hertlingschen Absage befristet war, so daß sich — man sollte keine der beiden Reden aus dem Zusammenhang beider reißen — das Ganze als eine in der diplomatischen Belletristik neue und reizvolle Etude, so zwischen Janus und doppelter Buchhaltung, herausstellte. Während im allgemein menschlichen Teil Hertling, Biograph des heiligen Augustinus, mehr Gewicht auf die bekannte Frage, wer angefangen hat, legte, war Czernin durchaus zum Aufhören bereit und dem ausgesprochenen Verzicht auf den Verzichtfrieden, der jenem gelang, entsprach dieser durch einen deutlich unausgesprochenen Nichtverzicht auf Annexionen. Im neutralen Ausland, übermittelt durch das Wiener Korrespondenzbüro, las man's so:

... der Minister nahm keinen Anstand zu erklären, daß er in den letzten Vorschlägen Wilsons eine bedeutende Annäherung an den österreichisch-deutschen Standpunkt finde, und daß darunter sich einzelne befinden, denen wir sogar mit großer Freude zustimmen können. Der Minister müsse aber vorausschicken: 1. daß er, soweit diese Vorschläge sich auf unsere Verbündeten beziehen, bezüglich des deutschen Besitzes von Belgien und bezüglich der Türkei, getreu den übernommenen Bundespflichten, für die Verteidigung der Bundesgenossen bis zum Aeußersten zu gehen fest entschlossen sei. Den vorkriegerischen Bestand unserer Bundesgenossen werden wir verteidigen wie den eigenen.

Das war nun freilich noch deutlicher als man es erwartet hätte, und nur wer wie ich weiß, daß ein fehlendes Komma den Sinn der Schöpfung umdrehen kann, erkannte zur Not, daß hier so etwas passiert sein müsse. In einem auch sonst durch die Geschicklichkeit unseres Korrespondenzbüros verstümmelten Satz mußte an der entscheidenden Stelle die Trennung, die das Schwert der Interpunktion zwischen dem deutschen Besitz und Belgien immerhin bewirken möchte, aufgehoben sein. Aber wer denn außer mir wäre Pedant genug, derlei für wesentlich zu halten? Worte entscheiden zwar jetzt über die Eventualität, ob hunderttausend Menschen auf einen Gashieb umkommen sollen, und ob noch etliche Millionen sterben müssen, ehe das entscheidende Wort gesprochen wird — aber auf einen Beistrich wird's doch nicht ankommen? Als ich's in der Neuen Zürcher Zeitung las, dachte ich an die Aufgabe, die sich hier dem Übersetzer bot, der's soeben der französischen Presse telegraphierte. Wie das wirkte, war am übernächsten Tage zu lesen:

Paris — — Bedenklich sei, daß Graf Czernin sich hinsichtlich Belgiens so undeutlich äußere.

Nun, der Schreibfehler war nur Trabant und Helfer der Undeutlichkeit und da schließlich selbst das Wiener Korrespondenzbüro einsieht, daß, wenn auf ein richtig geschriebenes Wort ein Regiment Toter komme, ein falsch geschriebenes eine Division kosten kann — nach



diesem Kriege wird auch die übrig gebliebene Menschheit mit mir die Gefahren des Drucks überschätzen —, so erschien in der Neuen Zürcher Zeitung die folgende von mir annähernd antizipierte

## BERICHTIGUNG ZUR REDE DES GRAFEN CZERNIN.

Das Wiener Korr.-Bureau ersucht uns, in der Rede Czernins bei der Erwähnung der Wilsonschen Vorschläge folgendes richtigzustellen: Der Minister müsse aber vorausschicken 1. soweit sich die Vorschläge auf unsere Verbündeten beziehen — es ist von dem deutschen Besitz, von Belgien und vom türkischen Reich darin die Rede —, erkläre ich, daß ich getreu den übernommenen Bundespflichten...

Ich glaube nicht, daß viele Leser die winzig gedruckte Notiz bemerkt, auch nur wenige die Rede nachgelesen haben und daß der Fall einem unserer für Bridgespielen bezahlten Berner Diplomaten Kopfzerbrechen verursacht hat. Nur der Prinz Alexander zu Hohenlohe — einer jener spärlichen Deutschen, die durch menschenmögliches Denken um eine Berichtigung der internationalen Ansichten über Deutschland bemüht sind — stellte in eben jener Zeitung fest:

In der ersten Uebermittlung seiner Worte war durch Weglassung eines Kommas der Satz arg entstellt worden, und es war von einem »deutschen Besitz von Belgien« die Rede, was zu den verschiedensten Auslegungen Anlaß geben konnte.

Nun kann man nicht oft genug sagen, daß nicht nur der Stil, sondern auch der Druckfehler der Mensch ist und daß dergleichen nebst den »verschiedensten Auslegungen«, die die Folge sind, den Staatsmännern der Zentralmächte keineswegs passieren könnte, wenn sie sich hinsichtlich Belgiens einmal deutlich äußern wollten. Der Graf Czernin sagt in dem, was er sagen wollte, auch nicht gerade etwas, was nicht zu den verschiedensten Auslegungen Anlaß geben könnte. Er koordiniert den deutschen Besitz und Belgien, indem er sie als Inhalt der Wilsonschen Vorschläge zitiert, und gibt, indem er hinterdrein von der Verteidigung des »vorkriegerischen Bestandes« spricht, zu verstehen, daß Oesterreich für die deutschen Ansprüche auf Belgien, das ja selbst nach Ansicht des Wolffbüros nicht zum vorkriegerischen Bestand des Bundesgenossen gehört, eigentlich, nun ja, allerdings, vermutlich nicht eintreten werde. Es ist für den delphischen Charakter dieser Auffassung bezeichnend, daß selbst die Berichtigung nicht nur als solche wertlos, sondern geradezu eine Handhabe für weitere Auslegungen war; denn bei Weglassung des Schlusses vom vorkriegerischen Bestand — und welcher Leser nimmt sich wie gesagt die Mühe, auf den berichtigten Druck zurückzugreifen —, wird trotz dem eingesetzten Komma noch viel weniger als in der fehlerhaften Fassung gesagt, was Oesterreich von Belgien eigentlich halte; im Gegenteil erweckt nun der pathetische Ausklang in die übernommenen Bundespflichten erst recht den Eindruck,

daß eben diese sich auf Belgien beziehen sollen, welches ganz so wie der deutsche Besitz und wie das türkische Reich verteidigt werden sollen, und daß die Berichtigung eben den Zweck habe, gegen alle Mißdeutungen der Bündnistreue jene Absicht zu unterstreichen, gegen allen Glauben an unsere Besinnungsfähigkeit, der nach der ersten Fassung immerhin noch Platz greifen konnte — denn damals konnte ein aufmerksamer Leser vielleicht doch auf den Sinn kommen, nämlich den unseres Wunsches, nur den vorkriegerischen Besitzstand zu verteidigen, und schließlich merken, daß hier ein Druck- oder Schreibfehler passiert war. Die kluge Berichtigung unseres Korrespondenzbüros, die erst der Prinz Hohenlohe erläutert hat, mußte wie eine Korrektur der richtigen und nicht der falschen Auffassung wirken, wie eine feierliche Betonung der Absicht, die übernommenen Bundespflichten getreu auch auf Belgien zu erstrecken. Und wenn der Graf Czernin selbst das Glück hat, in England eine Presse zu finden, die sich bemüht, seine Gedanken über Belgien zu erraten, wer schützt ihn und seine Völker gegen eine mißdeutende feindliche Regierung, der die Preßagenturen einen Text zutragen, welcher das vom Wiener Korrespondenzbüro gelieferte Monstrum in getreuer Uebersetzung wiedergibt — und darum für gefälscht gilt? Daß von der kleinlichen Korrektur, wie sie mir beliebt, bis zur blutigen Lesart von Versailles ein Schritt sein kann, dürfte die folgende Meldung mit erschreckender Deutlichkeit dartun:

Amsterdam, 11. Februar. Die »Daily News« bezeichnen die amtliche Erklärung über die Ergebnisse der Versailler Konferenz . . . als beunruhigend, insbesondere die bemerkenswerte Entscheidung, daß die Rede des Grafen Czernin keiner Erwiderung wert sei. Ein wichtiger Teil dieser Rede sei von den Preßagenturen ganz anders wiedergegeben worden, als er in dem von den deutschen Blättern mitgeteilten Original lautet. Die, wie die »Daily News« andeuten, vielleicht nicht bloß versehentlich unterlaufene Entstellung eines wichtigen Teiles der Rede des Grafen Czernin bei der Uebermittlung an die englische Presse wird von dem Blatte durch Gegenüberstellung der vom Reuterschen Büro verbreiteten Fassung und der Uebersetzung des Originaltextes dargetan. Das Blatt wolle es unerörtert lassen, wen die Verantwortung für die Entstellung bei der Wiedergabe der Rede des Grafen Czernin treffe; es halte es aber für außerordentlich wichtig, festzustellen, ob der Versailler Konferenz bei der fraglichen Entscheidung die falsche Fassung der Rede des Grafen Czernin vorgelegen war oder aber der amtliche Text, der in Verbindung mit der warmen Zustimmung zu der Botschaft des Präsidenten Wilson an den Kongreß ein sehr bezeichnendes Abgehen von einer Eroberungspolitik erkennen lasse. Wir vermögen, schließt das Blatt, die in Versailles eingenommene Haltung mit dem amtlichen Text der Rede des Grafen Czernin nicht zu vereinen. Das Parlament muß daher auf einer Aufklärung bestehen . . .

Auch der »Manchester Guardian« widmet dieser Angelegenheit einen Leitartikel, in dem er sagt: Der Unterschied ist sehr bedeutend,

und es ist nicht leicht verständlich, wie die telegraphische Fassung so schlimm mißraten konnte. Da die Richtigkeit der Meldungen von förmlichen Erklärungen der feindlichen Staaten von der größten Bedeutung ist, so ersuchen wir die Behörden, Ermittlungen darüber anzustellen, wie die Irrtümer in diesem Falle entstanden sind.

Das wäre nicht schwer zu ermitteln. Die Lügen des Auslands sind oft unsere Wahrheiten und zur eigenen Lücke bedarfs nicht der feindlichen Tücke. Wenn die diplomatische Sprache die ihr gewachsene Reportage findet, so darf man sich über Schwerhörigkeit in weit entfernten Gegenden nicht wundern, sondern muß eben in Geduld zuwarten, bis die Technik, die das Hindernis der Entfernung bei Gasangriffen aus dem Wege geräumt hat, auch für die ungestörte Gedankenübertragung Vorsorge trifft. Wir haben es erlebt, daß ein nicht unwichtiger Funkspruch der russischen Regierung, jener Aufruf »An alle!«, der den Waffenstillstand angeboten hat, vom Grafen Czernin zwar allen, aber nicht in allen Teilen übermittelt werden konnte. Der Unvollkommenheit der Technik oder dem störenden Eingriff der revolutionären Natur wurde es zugeschrieben, daß er »verstümmelt« eingelangt war, bis zur Ehre jener Gewalten festgestellt und vom Minister ehrlich, aber nicht ohne Selbstbehauptung zugegeben wurde, daß die Verstümmelung erst nach dem Eintreffen durch eine andere Gewalt erfolgt war, die lediglich in dem Bestreben gehandelt hat, wieder eine andere Gewalt, nämlich die russische Revolution, in Oesterreich nicht aufkommen zu lassen. Wenn solche Dinge passieren können, ist Vorsicht bei Uebermittlung von Depeschen, deren Inhalt eine nicht minder wichtige, wenn auch keineswegs revolutionäre Regierungserklärung bildet, gewiß empfehlenswert. Wäre es den Feinden sonst zu verübeln, wenn sie das Datum einer Verstümmelung auch hier zurückverlegen wollten? Wird ihnen zum Beispiel eine Replik des Grafen Czernin gegen Trotzky in der folgenden Fassung, die das Züricher Blatt vom Wiener Korrespondenzbüro bezieht, dargeboten:

In Erwiderung hierauf führte der Minister des Aeußern, Graf Czernin, aus, es sei notwendig, darauf hinzuweisen, daß die Delegationen der verhandelnden Mächte nicht hieher gekommen seien, um einen geistigen Ringkampf auszuführen, o d e r um zu versuchen, ob und inwieweit es möglich sei, zu einer Verständigung zu gelangen

— ist es dann ein Wunder, wenn der böse Wille die Version verbreitet, die Zentralmächte machten aus ihren Annexionswünschen schon gar kein Hehl mehr, denn sie hätten in Brest-Litowsk selbst zugegeben, daß sie gar nicht den Wunsch haben, zu einer Verständigung zu gelangen! Zwischen einem »oder« und einem »sondern« kann eine Welt von Feindschaft liegen, die berichtigend aus den Angeln zu heben, sich das Korrespondenzbüro diesmal nicht mehr die Mühe nimmt.\*) Wozu

---

\*) Der Verlauf der Begebenheiten hat gezeigt, daß das „oder“ richtig war. Sie waren tatsächlich nicht nach Brest-Litowsk gekommen, um zu versuchen, ob und inwieweit es möglich sei, zu einer Verständigung zu gelangen.

denn auch? Ist denn nicht selbst das österreichische Strafgesetz fehlbar? Wurde nicht nach dem § 490 jahrelang falsch judiziert, weil sich dort »hinreichende Gründe ergeben«, statt »ergaben«, während zum Glück die in dem gleichen Strafgesetzbuch geahndeten »Vergehen gegen die P o s t anstalten« unbefraft blieben, weil man denn doch eingesehen haben mag, daß sie nicht so bedenklich verlaufen wie die Vergehen gegen die »Pestanstalten«. Das Wiener Korrespondenzbüro aber berichtet wohl jene Fehler nicht gern, die im Ausland zu seiner Verwechslung mit dem Wolffbüro beitragen können.

Es läßt sich, annexionistischer als die deutsche Presse veranlagt, von dieser in einem andern Fall die Berichtigung besorgen. Für Zürich enthielt der offizielle Wiener Bericht die Stelle:

»Deutschland und Oesterreich-Ungarn haben nicht die Absicht, sich jetzt diese besetzten Gebiete (Kurland, Litauen und Polen) einzuverleiben.«

Das Züricher Blatt stellt fest, daß »dieser Text nie berichtet wurde«, und teilt mit, daß deutsche Blätter nachträglich auf die Variante aufmerksam machen, die sie selbst veröffentlicht haben:

»Deutschland und Oesterreich-Ungarn haben nicht die Absicht, sich die jetzt von ihnen besetzten Gebiete einzuverleiben.«

»Ist dem so, wie man bis auf weiteres annehmen darf«, meint das Züricher Blatt (nämlich, daß die deutsche Fassung die richtige ist, nämlich, daß Deutschland und Oesterreich nicht diese Absicht haben), »so entfallen natürlich auch alle Folgerungen, die aus dem Wortlaut des Wiener Berichtes in der ›Neuen Zürcher Zeitung‹ gezogen wurden.« Die der feindlichen Presse freilich haben sich inzwischen festgesetzt.

Der Graf Czernin aber, der als begabter Feuilletonist doch Wert darauf legen mußte, daß ihm seine Pointen nicht verdorben werden, und der darum das Korrespondenzbüro an Haupt und Gliedern reformieren sollte, begnügt sich damit, vor Delegierten seine stilistische Begabung gegen den Vorwurf der Unklarheit zu verteidigen, die doch gerade ihr Wesen und ihren aparten Reiz ausmacht. Er weiß wohl selbst nicht, daß sein Talent, nicht nur mißverstanden, sondern auch entstellt zu werden, die Kriegsliteratur um eines ihrer spannendsten Kapitel bereichert hat. Aber gewiß wird man auch einmal sagen können, daß ein gut Teil der großen Zeit uns durch seine witzigen Auseinandersetzungen mit jenen vertrieben wurde, die von ihm sachliche Aufklärung verlangt hatten.

... Dann hat mir der Herr Abgeordnete Dr. Ellenbogen wieder eine meiner Illusionen genommen. Ich hatte immer geglaubt, daß ich die deutsche Sprache ziemlich beherrsche. Der Herr Delegierte aber hat mir vorgeworfen, daß ich wieder unklar und verworren spreche.

Im Gegensatz zum Grafen Czernin beherrsche ich, wie ich wiederholt eingestanden habe, die deutsche Sprache ganz und gar nicht, sondern



lasse mich von ihr und weit lieber als vom Grafen Czernin beherrschen, dem es ja auch viel besser gelingt, die Sprache zu beherrschen als jene, die sie sprechen. Trotzdem oder vielleicht eben deshalb weiß ich, daß gerade jene vom Grafen Czernin gemeinte Fähigkeit, die Sprache zu annektieren, die Möglichkeit nicht ausschließt, sich unklar und verworren in wichtigen Dingen, zum Beispiel über Annexionsabsichten auszudrücken, ja daß sie sie nicht nur nicht ausschließt, sondern manchmal sogar einschließt, so daß diese Möglichkeit geradezu zur Fähigkeit wird. Darum hat auch der Delegierte sehr richtig dem Grafen Czernin zugerufen:

Gestern haben Sie gezeigt, daß Sie die deutsche Sprache wirklich meisterhaft beherrschen!

Der Graf Czernin jedoch faßte diese Bekräftigung nicht nur als Kompliment, sondern auch als Revokation auf, als einen Versuch des Delegierten, seine Aeußerung abzuleugnen, und fuhr entschieden deprezierend fort:

Ich bitte, im Zusammenhang mit meiner gestrigen Rede wurde unter Hinweis auf die Stelle über Italien, Rumänien und Serbien meine Redeweise unklar genannt, in der »Arbeiter-Zeitung« steht dasselbe. Ich gehe auf das Thema nicht weiter ein, wer mich verstehen wollte, konnte mich verstehen . . . .

Der Graf Czernin, der eine witzige Ader hat, versteht dennoch den Witz nicht, der ihm ernstlich die Unklarheit in gewissen Europa betreffenden Angelegenheiten als Sprachbeherrschung auslegt. Ihm ist im Gegensatz zu vielen andern Redensarten die oft zitierte Erkenntnis nicht geläufig, daß sich der Meister des Stils in dem, was er weise verschweigt, zeige. Er versteht nicht, daß die, die »ihn verstehen wollen«, zwar seine Unklarheit verstehen, auch deren Absicht verstehen, aber keinesfalls deren Grund. Er versteht aber auch nicht, daß es viel mehr auf jene ankommt, die ihn nicht verstehen wollen, nämlich auf die Feinde, die zwar gleichfalls seine Unklarheit verstehen, aber die er einmal zwingen müßte, seine Klarheit zu verstehen, wozu allerdings nicht Sprachkunst, sondern nur Staatskunst notwendig wäre. Kann denn der Graf Czernin, selbst wenn man ihm im Gegensatz zu seinem Sprachkritiker zubilligen wollte, daß er sich in der »Stelle über Italien, Rumänien und Serbien« einer klaren Redeweise befassen habe, kann er im Ernst behaupten, daß sein Wort über Belgien, das selbst die Aufklärung des Korrespondenzbüros nicht klarer machen konnte, die Ansprüche erfüllt hat, die die fremdsprachigen Völker an einen deutschen Redner heutzutage nun einmal stellen? Wird er gegenüber der französischen Presse sich mit Recht beklagen können, daß sie ihm seine Illusion, ein deutscher Sprachbeherrscher zu sein, genommen habe? Er würde unrecht tun, die Deutlichkeit, die sie in diesem Punkte vermißt, für einen literarischen und nicht für einen politischen Vorzug zu halten, auf dessen Zuerkennung aus künstlerischem Ehrgeiz zu bestehen und zu glauben, der ganze Jammer, in dem

die Welt lebt, sei der, daß die Feinde den Grafen Czernin für einen unzulänglichen Stilisten halten. Sie tun aber das Gegenteil, sie halten ihn für einen Meister des Stils, für einen Sprachbeherrscher, ja für einen Sprachimperialisten, und sehnen sich mit den Freunden danach, daß er einmal, einmal nur, im allerschlechtesten Deutsch ein klares und deutliches Wort spreche, und zwar so klar, daß es sogar die deutschen Bundesgenossen verstehen. Tief gekränkt und wie jenem Abgeordneten gegenüber auf dem irrigen Standpunkt, daß Deutlichkeit und Sprachkunst identisch seien und weil er ein Sprachkünstler ist, er deshalb auch deutlich gesprochen haben müsse, läßt er durch sein »Fremdenblatt« dem Versailler Kriegsrat versichern, er habe »in deutlichster und klarster Weise« einen Frieden ohne Annexionen proklamiert, und die Retourkutsche auffahren, die Feinde hätten wohlweislich vermieden, »mit deutlichen Worten das Ziel zu bezeichnen«, das sie durch Fortsetzung des Krieges erreichen wollen, vielmehr »ihrer Gewohnheit gemäß ihre Bestrebungen in einer Hülle allgemeiner Phrasen gehalten«. Der Graf Czernin weiß aber natürlich nicht, daß er hier nichts anderes zurückgegeben hat als das Kompliment, daß auch die feindlichen Staatsmänner ihre Sprache beherrschen. Vielleicht ist der Unterschied der zwischen der Tüchtigkeit, das, was man nicht sagen will, wirksam auszusprechen, und der Gewandtheit, das, was man sagen soll, weise zu verschweigen. Die Entscheidung, auf welcher Seite die virtuosere Fähigkeit gegläntzt hat, interessiert indes die wartenden Völker nicht so sehr wie die Frage, wie lange sie — ob für Leitartikel oder Feuilleton — dem Talent, durch Worte Taten zu prolongieren, Opfer bringen sollen. Was immer die andern für große Leitartikler sein mögen, wir haben mit uns selbst zu schaffen, und der Graf Czernin tut unrecht, die Dinge, auf die es für Leben und Sterben ankommt, gleich mir, einem politisch uninteressierten Wortfetischisten, auf das Sprachgebiet hinüberzuspielen. Kurzum, wäre er kein Sprachbeherrscher, so würde er sich klar aussprechen und die Zentralmächte hätten zwar um einen Feuilletonisten weniger, aber um einen Staatsmann mehr, was um so notwendiger wäre, als sonst keiner da ist. Das ist ja eben der Fehler, daß in diesen Reichen, in denen nicht zuletzt auch die Sprache nach Selbstbestimmung ringt, diese just in dem Augenblick so absolut beherrscht wird, wo es sich um die Freiheit ihrer Sprecher handelt, und daß unser diplomatisches Vorgehen nur dort »eine deutliche Sprache spricht«, wo es sie vermissen läßt.

Wenn ich aber bezüglich der Ueberschätzung der Sprache den Grafen Czernin mit mir verglichen habe, so möchte ich ihn bezüglich deren Gebrauchs, der ja immer eine Folge der Beherrschung ist, lieber mit jenen vergleichen, denen ich ihn schon durch die Bezeichnung »Feuilletonist« an die Seite stellen wollte. Was ist er denn anderes, wenn er die russische Revolution für den »einzigen Exportartikel« erklärt, der von dort zu beziehen sei und den er ablehne? Es ist ein Aperçu, das von der falschen Voraussetzung lebt, daß bei uns die russische Revolution ausbrechen könnte, die sich ja allerdings nicht exportieren läßt;

die witzige Ausflucht einer Politik, die von der Vernachlässigung der Frage lebt, ob solch ein »Artikel« — es ist von dem Verhältnis einer Regierung und nicht einer Handelskammer zum Problem der Freiheit die Rede — nicht am Ende im Lande selbst erzeugt werden könnte. Die Fähigkeit, mit einer leicht faßlichen Anwendung aus einer trivialen Sphäre um die schwierigsten Dinge herumzukommen, verläßt den Grafen Czernin keinen Augenblick. Da er seine Antwort an die Delegierten mit der zierlichen Bemerkung einleitet, er möchte »nur aus dem großen Bukett von Anregungen und Angriffen einige Blumen herausnehmen und sich an denselben erfreuen«, so beweist er, ehe es ihm mißlingt dieses Bukett zu zerpflücken, daß er immerhin die Fähigkeit besitzt, eine Schmucknotiz mit falschen Bildern zu besetzen. Auch die Versicherung, daß die Rede des Generals Hoffmann »einen Sturm im Glase Wasser entfesselt« habe, läßt ihn nach dieser Richtung orientiert erscheinen. Echt feuilletonistisch, eine Pointe, wie geschaffen die Heiterkeit der Delegierten in ernster Zeit zu wecken, ist auch der Einfall, mit dem der Graf Czernin die Zumutung, daß zwischen ihm und Trotzky eine Aehnlichkeit bestehe, abweist. Ein Minister hatte es zur Beruhigung der Opposition behauptet und ein tschechischer Abgeordneter den Volkskommissär gegen den Vergleich in Schutz genommen. Beides reizt die Schlagfertigkeit des Grafen Czernin wie folgt:

... Ich gestehe jedoch, daß es auch nicht meine Ambition ist, dem Herrn Trotzky zu gleichen, und in einem Punkt besteht zwischen mir und Herrn Trotzky jedenfalls ein Unterschied: Wir sind beide — und das ist ein merkwürdiges Zusammentreffen — in unsere respektiven Heimaten gefahren, um das Vertrauensvotum der respektiven verfassungsmäßigen Korporationen zu erlangen; Herrn Trotzky ist das mißlungen und er hat als Antwort Maschinengewehre auffahren lassen und die Konstituante auseinandergetrieben. Wenn Sie mir dasselbe machen, lasse ich keine Matrosen kommen, sondern demissioniere. (Heiterkeit.) Was freiheitlicher und demokratischer ist, überlasse ich Ihrer Beurteilung. (Lebhafter Beifall.)

Der Graf Czernin scherzt und es ist die Eigentümlichkeit der Feuilletonisten, lachend die Unwahrheit zu sagen und mit einer scheinbaren Schlüssigkeit Trümpfe auszuspielen. Nur schade, daß in einer ganzen Delegation sich kein einziger Witzkopf findet, der keinen Spaß versteht und den Causeur auf den größeren Unterschied zwischen ihm und Trotzky aufmerksam macht: daß dieser in seiner respektiven Heimat ein System repräsentiert, das sich eben, wie es die Gewalt und selbst die Gewalt der Freiheit immer zu tun pflegt, mit Gewalt erhalten will, während der Graf Czernin nur das zufällige Organ eines andern Systems vorstellt, welches nach dem konstitutionellen Opfer eines jeweiligen Angestellten in seiner wesentlichen Macht erhalten bliebe, aber den Widerstand, der sich gegen diese selbst erhöhe, sehr wohl mit den Mitteln der russischen Demokratie aus dem Wege zu räumen wüßte. Der Graf Czernin und auch der Herr von Bilinski, der sich mit ihm in den königlich polnischen Spaß teilte, hätten unschwer

darauf aufmerksam gemacht werden können, daß zwischen der bedrohten Revolution, die Trotzky heißt, und dem Minister einer keineswegs bedrohten Monarchie allerdings ein Unterschied besteht — was aber nur eine nüchterne Feststellung gewesen wäre, mit der in einer heiteren Debatte über den Weltkrieg kein Staat zu machen ist und nicht einmal der des Herrn von Bilinski. Die brillante Laune des Grafen Czernin jedoch, die die Anfechtungen der Logik so wenig wie die des Geschmacks fürchtet, findet ihren glücklichsten Ausdruck in der Verteidigung des Generals Hoffmann:

Als ich in Brest von der Aufregung gehört habe, die diese Rede hervorgerufen hat, habe ich darüber, aufrichtig gesagt, herzlich gelacht. Dort hat sich kein Mensch darüber aufgeregt. Auch nicht Herr Trotzky, der gestern von Dr. Ellenbogen mit Nachsicht der Taxe in den Adelstand erhoben worden ist (Heiterkeit). Also Herr von Trotzky hat dem General geantwortet, wenn er ihm sage, daß Rußland von den Deutschen besetzt sei, so gebe er ihm darauf die Antwort, daß der Kaukasus und die Türkei von Russen besetzt seien, das eine sei das andere wert. An dieser Rede, man mag sie mehr oder weniger schön finden, sterben wird niemand daran, weder Herr Trotzky noch General Hoffmann, noch der Friede.... Ich glaube, das Wiener Parlament bietet ein Beispiel, daß kräftige Worte möglich sind, ohne daß man daran stirbt, denn wenn man daran sterben würde, dann gäbe es schon viele Leichen im Parlament. (Heiterkeit.)

Die berühmte Erkenntnis vom Wesen der Staatskunst wird sich künftig als ein vermehrtes Staunen äußern: mit wie wenig Weisheit die Völker regiert werden, aber mit wie viel Mangel an Würde. Die Schalheit des Motivs »mit Nachsicht der Taxe« und der Wendung »Also Herr von Trotzky« könnte schon einen, dem diese Jammerzeit einen Funken Hoffnung übrig gelassen hätte, lebensüberdrüssig machen. Der unleugbar adelige Czernin reproduziert einen Scherz, den nicht nur jeder Wiener Kaffeehausbesucher seit der Türkenbelagerung, sondern vor dem frozzelnden Minister der gefrozzelte Delegierte selbst gemacht hat, dieser aber mit einer berechtigten Wendung gegen das Korrespondenzbüro, dem wie so manches andere die Nobilitierung des Herrn Trotzky geglückt war. Es wäre wahrlich besser, wenn die Standesgenossen des Grafen Czernin vermeiden wollten, sich von Familien, die nicht durchs eigene Blut, sondern durch das der andern emporgekommen sind und im Krieg zufällig nicht getötet oder wenigstens eingesperrt, sondern geadelt wurden, zum Essen einladen zu lassen, als daß sie von der überwältigenden Komik jener Antithese zehren. Viel weniger lustig ist jedenfalls die zwischen der Munterkeit des Grafen Czernin, der »herzlich gelacht« hat, und der Erbitterung jener vielen, denen die Reiterattacke auf den Verhandlungstisch von Brest-Litowsk nicht eben als das Resultat erschien, auf das sie gewartet hatten. Wäre selbst der Vergleich einer Parlamentssitzung mit einer Friedenskonferenz, also die Gleichstellung von berufsmäßig zanken-



den Parteivertretern, zwischen denen nicht das Wort, sondern die Abstimmung entscheidet, mit Staatsvertretern, die zum Frieden zusammenkommen, nicht so durchbohend scharfsinnig, man müßte doch über die Feinfühligkeit staunen, die die aus der landesüblichen Gemütsschlamperei bezogene Redensart »sterben wird niemand dran« unermüdlich abwandelt und nicht einmal dessen inne wird, daß dieses zur mundfaulen Phrase erstarrte Achselzucken hier ausnahmsweise wirklich in einer Sphäre betätigt wird, in der man an Worten stirbt. Als ob es das größte Unglück wäre, daß die, die sie sprechen oder unmittelbar hören, daran sterben könnten! Die schöne Vorstellung, daß es »dann schon viele Leichen im Parlament gäbe«, die doch nur witzige Schlagkraft hätte, wenn die Prämisse (daß man an einem kräftigen Wort stirbt) vom Redner nicht konstruiert, sondern nur beantwortet wäre — nicht einmal diese anschauliche Konsequenz bringt ihn zu der Besinnung, daß es die vielen Leichen auf anderen Plätzen derzeit schon gibt, und zu dem Gedanken, daß zu deren Vermehrung der Ton auf einer Friedenskonferenz sehr wohl beitragen könnte. Denn wenn gleich der Zusatz, daß auch der Friede nicht daran sterben werde, den Redner scheinbar einer ernsteren Möglichkeit bewußt zeigt, so ist doch eben in dieser Personifikation des sterbenden oder nicht sterbenden Friedens, die salopp wie ein wurstiges »Malheur!« oder »Tun S' Ihnen nix an« angereiht wird, das Bewußtsein, daß der Inhalt des Krieges das reale Sterben ist, völlig ausgeschaltet. Die Gedankenlosigkeit eines, der über die Materie zu bestimmen hat, sollte wahrlich nicht so weit gehen wie die aller fühllosen Zeugen, die von ihr die Worte beziehen, ohne sich an sie erinnert zu fühlen, und ein Staatsmann, der im Weltkrieg das Wort »sterben« bildlich oder in einem andern Zusammenhang als dem mit der großen Realität aussprechen wollte, dürfte höchstens bekennen, daß ihm das Wort auf der Zunge sterbe. Was aber soll man zu einem Staatsmann und Aristokraten sagen, dem die Materie des Welttods so wenig gegenwärtig ist, daß ihm ein Spaßetl vom Sterben über die Lippe kommt, und den der Zeitpunkt weder davon abhält, es zu wiederholen, noch solcher Eifer zum Bewußtsein des Zeitpunkts bringt; der völlig beziehungslos Redensarten wählt, die eine empfindende Hörschaft in traurige Erinnerung und eine taktvolle in Verlegenheit für den unbefangenen Sprecher versetzen müssen. Und was soll man zu einer Delegation sagen, deren Gemütsverfassung das Protokoll an dieser Stelle mit der kürzesten Charakteristik »(Heiterkeit)« gerecht wird? Das ist die Auslese jener Menschheit, der der Fortschritt so sehr alle Phantasie ausgehungert hat, daß ihr heute der Vorstellungsersatz von ein paar schmierigen Phrasen das geistige Durchhalten durch die größte Quantität an Erlebnissen ermöglicht. Das rechnet mit Offensiven ohne Gesicht und Gehör für die Ungezählten, die daran blind und taub werden, und würde staunen, daß hinter der Generalstabsmeldung »Nichts Neues« immerhin die Begebenheit von ein paar Lungenschüssen sich abgespielt hat. Und sie ahnen weder, daß die Bedingungen des Ereignisses auch die ihrer

Unbewegtheit sind, noch daß sich der Schall an ihrer Atonie steigert. Oder wie Büchner sagt: »Sie hören nicht, daß jedes dieser Worte das Röcheln eines Opfers ist. Geht einmal euern Phrasen nach, bis zu dem Punkte, wo sie verkörpert werden. Blickt um euch, das alles habt ihr gesprochen, es ist eine mimische Uebersetzung eurer Worte . . . Man arbeitet heutzutage alles in Menschenfleisch. Das ist der Fluch unserer Zeit.«

Ein wahrer Staatsmann aber wäre nicht der, der den Handel abschließt, sondern der die Geister zur Besinnung dieses Handels bringt, zum Entsetzen vor sich selbst, und niemals dürfte er, anstatt sie aus dieser Niederung heraufzuführen, mit ihnen bei der Spaßigkeit, die es dort gibt und die die Armut der Vorstellung entschädigt, einverständlich verweilen. Indes, der Graf Czernin gilt nicht nur jenen Zufriedenen, deren politischer Humor sich mit der Scherzfrage: »Was ist das Gegenteil von Apponyi? A Pferd!« abfindet, nicht nur jenen Relativisten, die die staatsmännischen Fähigkeiten nach dem geringen Maß dessen, was man von einem Mitglied des Jockeyklubs verlangen kann, abschätzen, für einen großen Staatsmann, ja Bürgen eines neuen Zeitalters, und dies, wiewohl man schnell genug erkannt haben müßte, daß ein Minister der menschheitlichen Ideen, die er äußert, nur dann würdig ist und durch sie, die ja die Ideen anderer sind, wächst, wenn er sie zur Tat werden läßt. Obzwar nun der Graf Czernin die Frist, die er an ihre Erfüllung geknüpft hat, verstreichen ließ, wird er von den einen, und weil er es tat, von den andern hoch eingeschätzt, und von den dritten just wegen der Gabe, zwei Ideale gleichzeitig nicht zu enttäuschen, zwischen Humanität und Schwertbereitschaft geistig durchzuhalten und trotz einem Studium bei Lammasch und Förster nach Tische, da man's anders las, zwischen Hindenburg und Ludendorff sitzen zu bleiben und sich gleich dem Kollegen Paul Goldmann ins Ohr flüstern zu lassen, daß Macht vor jenes Recht geht, welches eben noch vor die Macht gegangen war. Nehmt alles nur in allem, der Graf Czernin erscheint allen zusammen als eine Erfüllung des Wiener Friseurgesprächs, im Verlauf dessen unterm Einseifen die Worte hervorgesprudelt werden: »Einen Bismarck braucheten mr halt!«, und nicht bloß darum, weil Tun wie Reden an die Gewohnheiten des Metiers erinnert. Nein, die frappante Aehnlichkeit, größer als die mit Trotzky, hält alle in Banden. Der Bismarck, den mr halt braucheten, ist niemand anderer als der Graf Czernin. Ein Vergleich mit der Emser Depesche ist an dieser Realisierung eines alten Lieblingswunsches der Wiener Friseure und der über den Löffel Barbierten keineswegs schuld, da ja die letzten halbwegs zweckdienlichen deutsch-französischen oder deutsch-russischen Analoga, die berühmten »Bomben auf Nürnberg« oder die Extraausgabe des »Lokalanzeigers« nicht in Oesterreich hergestellt wurden und der verstümmelt eingelangte Funkspruch der Petersburger Regierung weniger einen diplomatischen als einen literarischen Treffer bedeutet. Was bewirkt also, daß man in der Identität dieses Perückenbismarck kein Haar findet? Ganz gewiß die gleiche

Mischung von Talent und Genie. Nur werden selbst die größten Czernin-Verehrer nicht übersehen können, daß die Verteilung der beiden Qualitäten bei beiden Persönlichkeiten eine verschiedene ist. Denn während Bismarck als Mensch ein Genie war und als Staatsdiener, wie es ja auch nicht anders sein kann, nur ein Talent — Politiker, Bankdirektoren, Bauhandwerker sind auf der höchsten Stufe ihrer Vollkommenheit Talente —, gilt für Czernin die Umkehrung. Der allgemeinen Vermutung, daß er ein Genie von einem Staatsmann ist, gesellt sich meine Ueberzeugung von seinen allgemeinen Talenten. Bismarck wie Czernin haben außerhalb der Verpflichtung ihres Berufs Worte geprägt, die Flügel bekommen haben, und der Unterschied dürfte, den Kraftmaßen von künstlerischer Schöpfung und gefälliger Unterhaltung entsprechend, in aviatischer Hinsicht etwa der zwischen der Naturgewalt des Adlerfluges sein und der Tüchtigkeit, die einen Motordefekt erleidet. Doch muß man es wohl für ausgeschlossen halten, daß Bismarck, wenn er es je für nötig erachtet hätte, sich undeutlich auszudrücken, dies unter Hinweis auf seine Sprachkünstlerschaft, die ein höheres Lebensgut als alle Staatspraktiken deckte, abgeleugnet hätte. Daß seine dialektische Leidenschaft nie mit der Czerninschen Methode »aus dem großen Bukett von Anregungen und Angriffen einige Blumen herauszunehmen«, ausgekommen wäre, daran kann auch nicht der geringste Zweifel bestehen und der Schlager, daß an kräftigen Worten bei einer Friedensverhandlung nicht einmal die Menschheit, geschweige denn die anwesenden Unterhändler sterben, weil es sonst schon viele Leichen im Parlament gäbe, wäre ihm bei der größten Selbstüberwindung nicht eingefallen. Wie er mit annexionsgierigen Generalen fertig wurde und um wie viel mächtiger sein Wort war als die Faust, die auf den Verhandlungstisch zu schlagen eben dadurch verhindert war, ist geschichtsbekannt. Was er getan hat, war nicht immer für die Menschheit nützlich, aber was er gesprochen hat, nie das Stichwort der schlimmeren Tat. Seine Sprache, nicht Dienerin seiner Pläne, war die Selbstherrscherin seiner Gedanken, seine Ansprüche, Frucht und nicht Schale, Geschöpfe und nicht Redensarten, wachsen durch die Zeit, und sein Wort von den Leuten, die ihren Beruf verfehlt haben, das ursprünglich auf die Journalisten gemünzt war, läßt sich noch heute auf die Vertreter eines anderen Berufes anwenden, die nicht Journalisten geworden sind.

## DER DARBENDE BUEGER

Vor acht Jahren, in einem nicht mehr erhältlichen Hefte der Fackel, ist ein Aufsatz über den »Prozeß Friedjung« erschienen, in welchem ich lediglich aus Hören und Sehen der einander gegenüberstehenden Parteien, also aus einer Abschätzung von Persönlichkeitswerten zu poli-

tischen Folgerungen gelangte, die sich heute wie ein Motivenbericht zum Weltkrieg lesen. Es wird sich empfehlen, die erste Raumgelegenheit zum Wiederabdruck dieses (wie ich jetzt erst erfahre, in dem Werke des Scotus viator über die südslawische Frage zitierten) Aufsatzes zu benützen. Der Grundgedanke, daß Oesterreich das Land ist, in dem keine Konsequenzen gezogen werden, ist unangetastet geblieben: sonst hätte man nicht die des Weltkriegs gezogen. Die unsägliche deutschösterreichische Banalität, die ich damals in der Stimme des Historikers Friedjung ihren Biedermannstonfall gegen Recht und Kultur mobil machen hörte, ist seither mit den Mitteln einer entwickelteren Mechanik über das Leben hinweggeschritten und die Ansicht, daß ein Volk, dessen Lieder Goethe, Wilhelm Humboldt und Jakob Grimm, Puschkin, Scott und Mérimée begeistert haben, eine »Murdsbande« sei, hat triumphiert. Herr Friedjung aber, der Historiker der mit falschen Dokumenten gefüllten Belgrader Bomben, wirkt in unverminderter geistiger Frische fort und hat sich, wie ich aus einem Zitat der »Arbeiter-Zeitung« ersehe, von seiner serbischen Vergangenheit nicht abschrecken lassen, sich für die »Vossische Zeitung« Gedanken über Serbiens Zukunft zu machen. Nur völlige Humorlosigkeit vermag ihn davor zu bewahren, vor dem Einfall, daß das serbische Volk »zu den Kriegsgewinnern gehört«, nicht zu erbleichen; sein Kriegsgewinn bestehe darin, daß es »in Zukunft durch mehr politische und wirtschaftliche Bande mit dem Reich der Habsburger verknüpft sein wird«. Ist nach meiner Definition der Historiker nur ein rückwärts gekehrter Schmock, so ist der Prophet nur ein vorwärts schauender Historiker. Bekäme Herr Friedjung, dem es nur deshalb nicht gelingen wird, das Oel seiner Beredsamkeit in den Weltbrand zu gießen, weil die Flammen an tödlicher Langeweile ersticken könnten, nur ein Quentchen Vorstellungskraft geschenkt, könnte er nur ein Millionstel der tragischen Gegenwart des serbischen Volkes mit seinem Gefühl erfassen — der Witz, dieses den Kriegsgewinnern zuzuzählen, weil ihm das Los, dem zu entgehen es leidet, als Erlösung winke, dieser Witz würde ihn so kalt anstarren wie das Grab, das eine arme Seele sich selbst schaufeln muß. Herr Friedjung stellt »ein Minimum« von Forderungen auf Auslöschung des serbischen Staates, an deren tollhäuferischem Plan, wie er behauptet, »sich nichts mehr ändern läßt«, ein Entwurf, den durch Druck weiterzuverbreiten man sich versagen darf, weil seine Authentizität nicht einmal so feststeht wie die serbischen Dokumente von anno dazumal und weil die Regierung vermutlich doch die Konsequenz gezogen hat, in diesem Fach auf die Mitwirkung des Herrn Friedjung zu verzichten und ihn seinen eigenen Forschungen zu überlassen. Nur so viel muß erwähnt werden, daß Herr Friedjung von den serbischen Bauern und deren Söhnen spricht, als ob viele von der Gattung noch vorhanden wären, und ferner, daß er es als »eine Sünde gegen den heiligen Geist einer gesunden Politik« bezeichnet, eine Vereinigung von Serbien und Montenegro zu dulden. Es ist zwar eine größere Sünde gegen den heiligen Geist, diesen für eine Berufsange-



legenheit des Herrn Friedjung zu halten, aber man kann ja von solchen Leuten nicht verlangen, daß sie sich von dem Inhalt dessen, was ihnen von der Zunge geht, erdrücken lassen. Wären sie sich der Tragweite ihrer Phrasen so sehr bewußt wie der Tragweite ihrer Kanonen, so wären ja diese nicht losgegangen. Daß das neue Oesterreich wirklich Lust haben sollte, mit den Geistern dieses Kalibers fortzuwursteln, muß nicht unbedingt daraus geschlossen werden, daß Herr Friedjung auch jetzt noch bei wichtigen Gelegenheiten als patriotischer Sachverständiger zugezogen wird. Zum Abschluß von »Kaiser Karls erstem Regierungsjahr« hat er sich mit einem Feuilleton im Fremdenblatt eingestellt, von dem einige Sätze genügen dürften, um ihm bei den Volksschülern, die da kommen werden, zu schaden oder mindestens ein heiteres Andenken zu sichern:

... Es läßt sich aber nicht sondern, wieviel zu diesem größten Erfolg des Weltkriegs das Pflichtgefühl und die Vaterlandsliebe der Kämpfer beitrug, wieviel die Begeisterung für den unermüdlich tätigen jungen Herrscher, der die Herzen seiner Soldaten im Sturme zu erobern verstand und dessen Bild sie bis naheden Toren des einst meerbeherrschenden und noch immer gleich märchenhaft schönen Venedig geführt hat.

Kein Volksschüler wird sich hier durch das Ineinandergreifen zweier Offensiven in dem Genuß der Beschreibung Venedigs irremachen lassen. Alles andere läßt sich schon durch bloße Andeutung genießen:

Im Sonnenglanz des Sieges — — das treulose Rumänien — — durch die Klammer des Herrscherhauses zusammengehalten — — treue Hingabe an die schweren Pflichten seines Amtes — — die Liebe seiner Völker erwarb — — ein Füllhorn von Gaben über das Reich der Habsburger ausgeschüttet — — das innige Verhältnis des Herrschers zur Gattin und den Kindern — — Wohlfahrt des Reiches — — zu verwalten und zu mehren — — allgemeine Bestürzung über die Lebensgefahr, in der der Kaiser in den Sturzwellen schwebte — — durch eigene Kaltblütigkeit wie durch den Opfermut seiner Umgebung — — in die Bresche zu treten — — tapferen Bundesgenossen — — Proben seiner unerschütterlichen Bundestreue ablegte — — ehrenvollen, das Reich gegen künftige Angriffe sichernden Frieden — —

Soweit das Schöngestige. Die Gesinnung des Herrn Friedjung dokumentiert sich in Sätzen wie diesen:

Metall im Blute ist für die Paladine des Herrschers ebenso notwendig wie das Eisen in der Faust.

(Paladin bedeutet ursprünglich nicht nur »Hofritter«, sondern auch »irrender Ritter, Abenteurer«.)

... seine (Deutschlands) ans Wunderbare grenzende militärische Tüchtigkeit.

Unerschütterlich mußte darauf beharrt werden, daß nur von Siegen

auf den Schlachtfeldern die Entscheidung kommen könne.

Nie riß der Gedankenaustausch zwischen Wien und Berlin ab... Gerade in den gefährlichen Sommertagen dieses Jahres —

(Herr Friedjung meint die Zeit, da man auf die Welterlösung hoffen durfte.)

formte sich der herrliche Plan zur Niederwerfung Italiens im Geiste der verbündeten Herrscher, bei den Beratungen der Generalstäbe.

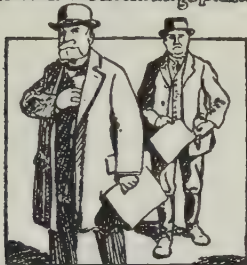
Nun aber wieder zum Schöngestigen, weil es doch echter ist als die Gesinnung eines Menschen, der den Krieg nur aus dem eigenen Geschichtswerk kennt, serbische Bomben nur aus seinen Dokumenten und der seine Begeisterung für Ekrasit und Zyankali gewiß nicht teilt. Der ganze Schönbart, der sich sträuben würde, wenn er die Wirkungen eines Bauchschusses auch nur zu Gesicht bekäme, steckt doch ehrlich in dem folgenden Satz:

Mit heller Freude nahmen die Völker Oesterreichs und Ungarns die Berichte auf über die Fürsorge des Kaisers für den Soldaten und den darben- den Bürger, über seinen gewinnenden Umgang mit den Kriegern an der Front, mit den Verwundeten und Leidenden in den Spitälern.

Ei siehe da, fürwahr, ich höre den Friedjung von 1909: »Als unser erhabener Monarch Tausende und Abertausende unserer Brüder und Söhne zu den Waffen rief...« Spürt man, was in jenem Satz geleistet ist? Wie hier die durch alle Fibel- und Zeitungsbravheit durchgebrachte Einteilung der Staatsbürgerpflichten in einem Punkte renoviert wurde? »Der Soldat« hat zu kämpfen, die Verwundeten — sie lassen sich schon eher als Plural gebrauchen — haben zu leiden, — und der Bürger? Der hat — ei, siehe da — durchzuhalten, also müßte wohl von dem ausdauernden Bürger oder von dem hoffenden Bürger die Rede sein? Aber da wäre doch wieder die Fürsorge nicht am Platze. Also wird der darbende Bürger wie ein längst vorrätiger Typus, als eine Selbstverständlichkeit, eingeführt und er wirkt auch im Munde des Friedjung sofort als abgetackelte Phrase. Denn wie der Dichter die Kraft hat, ein altes Wort zum erstenmal zu sagen, so hat der Schöneredner, ei, siehe da, die Kraft, einen neuen Begriff — da ja das Darben des Bürgers doch nur eine vorübergehende Erscheinung sein kann — wie eine abgegriffene Floskel hinauszustellen. Ich glaube, wenn der Friedjung am ersten Schöpfungstag dazugesetzt wäre, so wäre die Welt als Phrase zur Welt gekommen und Gott hätte gesagt: Ei siehe da, es ist gut. Der darbende Bürger erweist sich als eine außerordentlich wichtige Bereicherung unseres heimischen Vorstellungsschatzes, er hat eine Lebenskraft, als ob er schon immer gedarbt hätte, als ob er weiter darben müßte und auch dazu entschlossen wäre, weil sich das so gehört. »Es ist doch merkwürdig« — klingt es vom sonoren Fried-

jungschen Organ —, wie sich der darbende Bürger in dem Moment seiner Erschaffung bereits eingebürgert hat. Ich höre Herrn Friedjung sprechen und ich sehe den Bürger darben. Der darbende Bürger sieht so aus:

**Bürger  
und Bauer**  
versichern Besitz und  
Erwerb gegen alle feind-  
lichen Vernichtungspläne



durch Zeichnung von  
**7 KRIEGS-  
ANLEIHE**

## EIN STAATSTREICH

In dem Staat, in dem für Papiergeld die Bedeckung des Goldes fehlt und für Zeitungspapier die der Wahrheit (aber nicht die der Valuta), kann es sogar geschehen, daß eine Redaktion coram publico einen Meinungswechsel nicht allein vornimmt, sondern ankündigt, also die Absicht einbekennt, statt der ihr bisher honorierten Meinung fortan eine neue, von einem andern Geldgeber bestellte, zu vertreten. Es versteht sich in Anbetracht des Umstandes, daß die Gehirnerweichung der Leser mit der Charakterlosigkeit der Schreiber gleichen Schritt gehalten hat, von selbst, daß dem unveränderten redaktionellen Ensemble auch eine kaum alterierte Abonnentenliste entsprechen wird. Die österreichische Spezialität dieser Erscheinung wäre aber nicht apart genug, wenn sich der Gesinnungswechsel auf alle Fragen des öffentlichen Lebens gleichmäßig erstrecken müßte. Der neue Geldgeber hat vielmehr beschlossen, die Weltanschauung seines Personals, die in eine Stellung zur inneren Politik und eine Stellung zum Ministerium des Aeußern zerfällt, nur bezüglich des Herrn Seidler zu verändern, bezüglich des Grafen Czernin aber auf sich beruhen zu lassen, so daß die Leser, die ja doch hauptsächlich erfahren wollen, wer wo abgestiegen ist und welche was angehabt hat, in den politischen Begleiterscheinungen un-

seres Kulturlebens nur einen geringen Unterschied merken werden, den sie vielleicht überhaupt nicht merken würden, wenn man sie nicht darauf aufmerksam gemacht hätte. Wie man sieht, handelt es sich um das »Fremdenblatt« und es ist vielleicht wirklich ungerecht, bei einem solchen Blatt von Gesinnungswechsel zu sprechen. Aber unser Ministerium des Aeußern, das die Ehrlichkeit hat, sich einer journalistischen Beziehung, die es unterhält, nicht zu schämen, hat es sich nicht nehmen lassen, den Umschwung der Dinge in einer feierlichen Note zu proklamieren. Und zwar so:

Das »Fremdenblatt«, das bis vor kurzem als offizielles Organ der österreichischen Regierung g a l t,

(vermutlich der österreichischen Regierung, die das nicht genau wußte)

wird nunmehr zu den Fragen der inneren Politik s e l b s t ä n d i g

(es dürfte dies das einzige Selbstbestimmungsrecht sein, das in unzweideutiger Weise zugestanden wird)

und nach einem von ihm heute veröffentlichten Programm Stellung nehmen und kann daher jetzt in diesen Angelegenheiten n i c h t m e h r a l s o f f i z i ö s a n g e s e h e n w e r d e n. Die Stellung dieses Blattes zu Fragen der auswärtigen Politik, in welchen es wiederholt die Ansichten des Ministeriums des Aeußern zum Ausdruck bringt, b l e i b t u n b e r ü h r t. Ohne hiemit für alle die Außenpolitik betreffenden Aeüßerungen des »Fremdenblattes« eine Haftung zu übernehmen, erklärt das Ministerium des Aeußern, daß es jede Verantwortung für die Ausführungen der genannten Zeitung ablehnt, welche die innere Politik und die Verwaltung betreffen.

Aber wer ist denn dann für die in dieses Ressort fallenden Ueberzeugungen verantwortlich? Doch nicht am Ende die Redaktion, die schreibt, oder gar der verantwortliche Redakteur, der nicht liest? Jedenfalls nicht mehr das Ministerratspräsidium, denn das »Fremdenblatt« hat sich gegen die innere Regierung freie Hand vorbehalten, soweit das einer Hand möglich ist, die gegenüber der äußern Regierung offen bleibt. Das »Fremdenblatt« hat aber die neue Aera wirklich mit einer schwungvollen Attacke gegen den Herrn Seidler eingeleitet, und ließ dieser geradezu ein Programm folgen, aus dem hervorging, daß es die Ordnung der innern Dinge nunmehr selbst in die Hand nehmen wolle. Wenn man sich gerade im Ausland aufhält, da solch ein Staatsstreich sich begibt, so erfährt man es natürlich als eine hochoffizielle Meldung:

Wien, 1. Febr. (W. K.-B.) Das »Fremdenblatt« kennzeichnet in seinem heutigen Leitartikel seine künftige Stellung zur inneren Politik. Die Ereignisse der letzten Jahre hätten bewiesen, daß das deutsche Volk in Oesterreich der Eckpfeiler dieses Staates ist. Dem Heldenmut in der Feldschlacht kam die Opferwilligkeit im Hinterland gleich. Es liegt uns fern — — aber niemand kann leugnen — — Durchhalten — — Was wir



dazu beitragen können, damit dem deutschen Volke werde, was ihm zukommt... werden wir tun. Das Blatt erklärt sodann, mit aller Kraft und Entschiedenheit die höchsten staatlichen Interessen gegen die umstürzlerischen, auf die Zerreißung Oesterreichs hinzielenden Bestrebungen verteidigen, auf die Förderung der erwerbenden Klassen durch den Staat hinwirken und den modernen Geist des Wirtschaftslebens auf das kräftigste unterstützen zu wollen.

Und natürlich auch vom modernen Geist des Wirtschaftslebens auf das kräftigste unterstützt werden zu wollen. Daß ein solches Papier, das von einer Aktiengesellschaft redigiert wird und dessen nationalökonomischer Fachmann von Partezetteln Tantiemen nimmt, an der Wiedergeburt dieses Staates beteiligt sein will, ist wahrhaft tröstlich.

Es schließt: Ein Oesterreich, das in der Welt geachtet wird, das in der Monarchie den ihm zustehenden Einfluß besitzt, in welchem die Deutschen die ihnen gebührende Stellung, in dem alle Völker die Gewähr für ihre wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung finden, in dem allen zerstörenden Kräften entschlossen entgegengetreten wird, ein solches Oesterreich, denken wir, daß aus dem Kriege entstehe. An der Erreichung dieses Zieles, erklärt das Blatt, mit voller Objektivität, aber auch mit der nötigen Entschiedenheit mithelfen zu wollen.

Daß ich in einem Oesterreich, an dessen Sicherung das »Fremdenblatt« mitgewirkt hat, nicht lange durchhalten werde, das kann man sich schon denken. Das sympathische Wiener Korrespondenzbüro hat nichts eiligeres zu tun, als dem ungeduligen Ausland zu versichern, daß nunmehr das »Fremdenblatt« die Konsolidierung unserer Verhältnisse in die Hand genommen hat, es also mit den bekannten Aufteilungsplänen unserer Feinde wieder einmal Essig ist (den wir aber leider noch immer nicht hereinkriegen können). Jedoch schon um der Eventualität, daß das »Fremdenblatt« Ordnung machen könnte, vorzubeugen, sollten sich die Nationen so schnell als möglich versöhnen, denen ohnedies reichlich übel davon sein dürfte, fortwährend von der ihnen gebührenden Stellung und von der Gewähr für ihre wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung lesen zu müssen, wobei selbstverständlich immer den Deutschen, deren kulturelle Entwicklung ja bereits abgeschlossen ist, die Stellung gebührt. Aber den Scherz solcher Programmatik beiseite: sollte denn das Blutopfer nicht wenigstens die eine Entschädigung bringen, daß jene Profession, die es bewirkt hat, mundtot gemacht wird? Sollte es möglich sein, daß wir über Leichenberge geschritten sind, um von einer Papier-, Zucker- oder Waffenfabrik gemietete Talente sich als Geburtshelfer der Zukunft uns vorstellen zu lassen? Ich für meine Person lege gar keinen Wert darauf, daß das Gerücht von einem Besitzwechsel des »Fremdenblatts« auf Wahrheit beruhe. Ich räume gern ein, daß die Redakteure einer Wiener Zeitung nicht so gesinnungslos sind, sich vom Morgenblatt zum Abend-

blatt einem neuen Geldgeber anzupassen, und daß der Ueberzeugungswechsel also vielmehr im Auftrag des alten Geldgebers erfolgt sein kann, der nur eine neue Gesinnung hat, weil er nämlich einen schwerindustriellen Zuschuß bekommt. Fern sei es von mir, selbst einer Aktiengesellschaft zuzutrauen, daß sie ihr geistiges Inventar so ohne weiters an eine andere verkaufe, da ja auch in ihrem eigenen Schoße das Bedürfnis nach einer politischen Neuorientierung rege werden mag. Wie dem immer sei und wenn selbst die Redakteure den Abschied nahmen, weil sie zu charaktervoll sind, um einen politischen Standpunkt, der ihnen durch Jahrzehnte »stapelgrün auflag«, mit einem ganz ungewohnten zu vertauschen, der Hauptspaß bleibt doch, daß die Abonnenten bleiben und daß die Wiener Idiotie das Vertrauen jener norddeutschen Konsortien, die jetzt hierzulande umgehen, nicht enttäuscht. Wenn dieses Gesindel von Meinungsaufkäufern die Wahl hat, zur Durchsetzung ihrer schuftigen Wünsche, zur Propagierung des Gedankens, daß der Krieg bis zur völligen Auspovertung Oesterreichs fortgesetzt werden muß, neue Blätter in Wien zu gründen oder einen Stock von Abonnenten schon vorzufinden, so wären sie noch dümmere als dieser Stock, wenn sie sich nicht fürs zweite entschieden. Die unsägliche Schmach, daß die Empfänglichkeit des Zeitungslesers gekauft werden kann, ohne daß sie gefragt wird, dürfte kaum ein Abonnent des »Fremdenblatts« fühlen — der frißt, wenn nur der Druck der gleiche bleibt, die Weltanschauung des Siegers von Königgrätz so gern wie die des Besiegten, und der Regierung fällt es nicht ein, die geistige Wehrlosigkeit gegen diese neuestens so smart betriebene Ausbeutung zu schützen, im Gegenteil, das Ministerium des Aeußern bleibt mit dem »Fremdenblatt« auf Gedeih und Verderb verbunden. Was aber das Innere anlangt, so will ja der neue Kurs unter Umständen gar oppositionell sein, und das »Fremdenblatt« wird lieber gratis in allen Hotelzimmern als gegen Bezahlung in einem Kabinett aufliegen, in dem keine Ordnung herrscht, und an Kraft und Entschiedenheit mit den strengsten Masseusen, deren Annoncen es bringt, wetteifern. Es gibt nun leider kein Preßgesetz, das eine Redaktion, wem immer sie gehöre, auf wessen Wink immer sie Meinungen apportieren mag, zwingen könnte, mit einem feierlichen politischen Programm auch die Photographien der Leute, die es verfaßt haben, zu veröffentlichen. Die Kirche hat längst auf die Initiative verzichtet, am Glück des Staates mitzuwirken, aber daß die Leute, die den Krummstab im Gesicht tragen, dazu kapabel sind, das scheint einem offiziellen Nachrichtenbüro keinen Augenblick zweifelhaft. So habe ich es im Ausland gelesen und infolgedessen den Entschluß gefaßt, zurückzukehren. Im Ausland schämt man sich hin und wieder, ein Oesterreicher zu sein, und da geht der Patriot lieber gleich dorthin, wo man sich nicht mehr schämt.

Der geistige Tiefstand, der diese Katastrophe ermöglicht hat und dessen Vertiefung durch eben diese Katastrophe ausgebaut wurde, enthüllt sich am greifbarsten in der völligen Ausgesetztheit, in der sich die Gehirne vor dem Schlagwort befinden. Wehrloser und gebannter ist kein Schaf vor der Boa constrictor als der durchhaltende Verstand vor der Phrase. Sein Opfer ist aber um so tragischer, als er zugleich das Subjekt und das Objekt der Fütterung ist. Gelingt es einem jener Menschen, die in Aemtern sitzen und deren Aufgabe es ist, die Knappheit an Phantasie oder Lebensmitteln in ein dürftiges Deutsch zu übersetzen, ein solches Merkwort zu finden, so kann man sicher sein, daß der darbende Bürger durch Monate daran zu zehren haben wird, bis von ihm nichts übrig bleibt. Der Effekt wäre freilich ein auch nicht annähernd so ausgiebiger, wenn die Sprache der Aemter nicht ein Sprachrohr hätte, durch das jede Botschaft erst schmackhaft wird, oder vielmehr, wenn es nicht hierzulande einen so hervorragenden Wiederkäufer gäbe, dessen täglich zweimal zwanzigmal produzierte Tätigkeit ein Schlagwort erst appetitlich macht. Die bürokratische Kost, die einem vielleicht widerstehen möchte, wenn sie nicht vom Speichelfluß dieser Beredsamkeit aufgeweicht würde, ist nach solcher Prozedur nicht wiederzuerkennen, und es ist am Ende ganz sonderbar, wie die abgelegenste Kanzleiphrase als frische Jargonwendung wirkt, nachdem sie jener in den Mund genommen hat. Als vor dem Krieg einmal der Betmann Hohlweg, der doch weit eher ein Pastor als ein Rabbiner ist, die Bereitwilligkeit Deutschlands, für den Bundesgenossen zu »fechten«, ausgesprochen hatte, war durch Tage der Schrei eines Echos hörbar, dessen Unaufhörlichkeit die Klangfarbe hatte: Er hat gesagt, er wird für uns fechten, fechten wird er für uns hat er gesagt. Ebenso unerbittlich hat dieser Vorbeter aller Blutandachten in der Gelegenheit gehaust, die durch das Schlagwort »Entspannung« bezeichnet war. Ein solches Schlagwort versetzt ihn in eine derartige Aufregung, daß man glaubt, der unaufhörliche Schlag, mit dem er das Gehirn des Lesers trifft, werde schließlich ihn treffen. Wenn man dereinst versuchen sollte, die geistige Akustik dieser Zeit nach ihrem durchdringendsten Geräusch darzustellen, so wird man über die Tragfähigkeit ihres Gehörs noch mehr staunen als über die ihrer Scham. Denn es kann heute kein noch so armseliger Lebenslaut der Staatsdummheit — erfunden, um die Menschheit über den Mangel ihrer Selbstverständlichkeiten zu betrügen — ausgestoßen werden, ohne daß er in diesem Schalltrichter zum Lösungswort einer Weltentscheidung würde. Die Speiwürdigkeit dieses Zeitalters ist aber wohl noch nie so plastisch an uns herangetreten wie in der Orgie dieses Merkworts vom Ausbau und von der Vertiefung. Entseelter und so um den Sinn des Dings gebracht war die Papiersprache, die wir in diesem Krieg ausatmen, noch nie, und die Gewure, die imstande war, durch Wochen an dem ausgespucktesten

Surrogat zu schlingen, verdient schon allen Respekt. Es war rein so, als ob die Borniertheit, die dergleichen erfindet, die Absicht gehabt hätte, durch Hinwerfen eines Brockens das furchtbare Haustier, das wir uns halten, rabiat zu machen, wissend, daß es sich auf so etwas werfen und daß es dann ein Schauspiel geben werde und eine Ablenkung für die vielen, denen etwas Gebackenes oder Gebratenes lieber ist als etwas Ausgebautes und Vertieftes. Schon etliche Monate vorher rollte der erste Donner, und ich habe eine Probe davon gegeben, die ausgereicht hat, um den Ueberdruß an der Sache im Ekel am Wort fühlen zu lassen. Damals war es der Graf Czernin, dem nicht oft genug nachgesagt werden konnte, daß er ausgebaut und vertieft habe, und ich überschrieb es: »Das kann man nicht oft genug hören.« Dennoch war's nur ein lächerliches Vorspiel im Vergleich zu dem was kommen sollte; »ein Tändeln« mit der Idee, wie das Großmaul in stillern Stunden zu sagen pflegt. Das Trommelfeuer, das nun anhub, sollte alles Erlebte übertreffen. So ausgebaut und vertieft ward nie zuvor. Wären die Menschen, denen das angetan wird, noch imstande, die völlige Erstarrtheit des vorgeschriebenen Denkens, die solche Gassenhauer des politischen Optimismus entstehen läßt, zu spüren, sie hätten sich dagegen aufgebäumt; sie hätten den Erfindern, den Ingenieuren des Ausbaues und der Vertiefung begreiflich gemacht, daß es zur Not angeht; eine öde Sache durch ein ödes Bild anschaulich zu machen, daß es aber unmöglich ist, sie durch zwei öde Bilder anschaulich zu machen, weil hiedurch nicht die Realität, die verglichen werden soll, die politische, sondern wieder nur die Realität, mit der verglichen werden soll, die technische, anschaulich gemacht wird, indem ja der technische Ausbau von der technischen Vertiefung im Sinne verschieden ist, der bildliche jedoch mit der bildlichen so sehr zusammenfällt, daß er eben zusammenfällt. Wer zum erstenmal vom Ausbau eines Bündnisses gesprochen hat, der hat nicht gerade die Sprache bereichert, wenn er schon das Heil der Menschheit vermehrt hat; wer aber vom Ausbau und von der Vertiefung eines Bündnisses gesprochen hat, der hat der Sprache einen heillosen Verlust beigebracht. Wie nun ein Korybant in dieser dürftigen Gelegenheit gerast hat; wie einem Rausch der Nüchternheit wir standhalten mußten; wie dieser Exzeß rapid auf alle benachbarten Lebensgebiete übergriff, so daß rechts und links nun auf einmal auch alles andere ausgebaut und vertieft war, alle anderen Bündnisse, bei Freund und Feind, und beinahe sogar das, was wirklich den Sinn dieses Verfahrens vertrug, als etwa eine Eisenbahn oder ein Kanal; vor allem aber, wie der Wahnsinn dieser Kuppelung offenbar war, wenn die beiden Methoden getrennt wurden, so als ob wirklich der Ausbau des Bündnisses etwas anderes zu bedeuten hätte als dessen Vertiefung — das zeigt der folgende Strudel, der nur ein Zitat aus dem Katarakt vorstellt, welcher verheerend, von keiner beschwörenden Vernunft aufgehalten, aller Papiernot trotzend, epidemischer als alle spanische Krankheit über unser politisches Terrain dahingegangen ist:



13. Mai:

### Ausbau und Vertiefung des Bündnisses.

— — hierbei ergab sich volles Einvernehmen in allen diesen Fragen und der Entschluß, das bestehende Bündnisverhältnis auszubauen und zu vertiefen.

#### Wichtige Ergebnisse der Kaiserzusammenkunft.

#### Ausbau und Vertiefung des bestehenden Bündnisverhältnisses.

— — wurde in vollem Einvernehmen der Entschluß gefaßt, das bestehende Bündnisverhältnis auszubauen und zu vertiefen. In welcher Form der Ausbau und die Vertiefung geschehen sollen, wird heute noch nicht mitgeteilt. — — Der Krieg hat den Ausbau und die Vertiefung des Bündnisses zur Notwendigkeit gemacht. In welcher Richtung dieser Ausbau und die Vertiefung sich vollziehen sollen, wird in der amtlichen Mitteilung nicht angedeutet. — — Gewiß wird es der Wunsch der beiderseitigen Generalstäbe sein, den Vorteil, den die Monarchie und Deutschland... durch den Grundsatz hatten, der im Kriege Schulter an Schulter genannt wurde, auch künftig zu behalten, auszubauen und zu vertiefen.

#### Mitteilungen von unterrichteter Seite.

— — Wir müssen also an dem Defensivbündnis festhalten und für einen Ausbau und eine Vertiefung dieses Bündnisses... nur andere Vorbedingungen schaffen.

14. Mai:

### Ausbau und Vertiefung des Bündnisses mit Deutschland

Volles Einvernehmen über das künftige Verhältnis.

— — und die von ihnen geschaffenen Tatsachen sollen durch Ausbau und Vertiefung zur Regel für die Zukunft erhoben werden. — — Wir brauchen nur den Ereignissen des Krieges zu folgen, um zu verstehen, warum der Ausbau und die Vertiefung des Bündnisses unvermeidlich geworden sind. — — Die Einheit der Front für die Mittelmächte ist eine zureichende Ursache für die militärische Vertiefung des Bündnisses. — —

#### Nun und der Ausbau? Geduld:

Der Plan, den Mittelmächten die Rohstoffe auch nach dem Kriege zu entziehen, wird mit der Nachricht vom wirtschaftlichen Ausbau des Bündnisses beantwortet.

### Der Ausbau des Bündnisses mit Deutschland in wirtschaftlicher Hinsicht.

## Das Bündnis mit Deutschland.

Der Ausbau und die Vertiefung des Bündnisses zwischen der Monarchie und Deutschland haben einen Zusammenhang mit der polnischen Frage — —

Nachrichten über gefälschte deutsche Friedensangebote.

— — Wahr ist der Ausbau und die Vertiefung des Bündnisses zwischen der Monarchie und Deutschland — —

Die Erneuerung des Bündnisses mit Deutschland.

Die amtliche Mitteilung, daß bei der Kaiserzusammenkunft im deutschen großen Hauptquartier der Ausbau und die Vertiefung des zwischen Deutschland und Oesterreich-Ungarn bestehenden Bündnissen abgeschlossen worden ist, wird von der Berliner Presse erörtert.

15. Mai:

Sie (die Welt) wird damit rechnen müssen, daß England mit seinen vierhundert Millionen Einwohnern ... die Beziehungen zu den Vereinigten Staaten ausbaut und vertieft, um seine Ueberlegenheit in der Versorgung mit Rohstoffen noch zu vermehren. — — Welchen Einfluß könnten die Nachrichten über den Ausbau und die Vertiefung des Bündnisses auf die Politik der Entente haben? Die Wirkung dürfte nachhaltig sein. Der Schluß aus diesen Worten ist gerechtfertigt, daß der wesentliche Zweck des Ausbaues und der Vertiefung in der Oeffentlichkeit richtig erkannt worden sei.

16. Mai:

In dieser letzten Stunde der Monarchenbegegnung fühlten aber alle Zeugen dieses historischen Ereignisses, daß der Bund zwischen beiden Mittelmächten ... in des Wortes wahrster Bedeutung vertieft worden ist.

— — die Grundlagen einer wesentlichen Vertiefung — —

Der Ausbau des Bündnisses und die Entente.

...der Ausbau und die Vertiefung des Bündnisses mußten unter solchen Umständen die Entente überraschen.

Der Ausbau des Bündnisses und die polnische Frage.

Der Ausbau der Technischen Hochschule und der Stadtrat.

Wiener Börse: — — und die große Bedeutung des politischen und militärischen Ausbaues des Bündnisses wurde weiter eingehend besprochen. Insbesondere wurde hervorgehoben, daß die Vertiefung — —

23. Mai:

Es ist anzunehmen, daß bei dieser Gelegenheit auch die Besprechungen über

die zur Vertiefung und zum Ausbau des Bündnisses zu treffenden Vereinbarungen beginnen werden.

24. Mai:

#### Der Ausbau des wirtschaftlichen Bündnisses mit Deutschland.

... deshalb ist es von besonderem Interesse, zu hören, was dieses hervorragende Mitglied des Kabinetts Wekerle über die Beschlüsse, betreffend den Ausbau des wirtschaftlichen Bündnisses mit Deutschland sagt... »... Ich selbst strebte immer eine Vertiefung des Wirtschaftsverhältnisses zum Deutschen Reiche an...«

4. Juni:

... die Welt hörte die Verkündigung, daß der Entschluß gefaßt worden sei, das Bündnis auszubauen und zu vertiefen — — Die Vertiefung des Bündnisses werden die Monarchie und Deutschland nach dem Kriege als Bedürfnis empfinden — — Sicherheit kann nur werden durch Ausbau und Vertiefung des Bündnisses. — — Budget, Anleihen und Steuern können nicht warten, bis das Bündnis mit Deutschland politisch, militärisch und wirtschaftlich ausgebaut ist.

Konstantinopel, 4. Juni:

... In Besprechung der Vertiefung des Bündnisses der Mittelmächte erklärte Redner... Dr. Friedjung schloß mit einem dreifachen Hoch und Eljen auf den Ausbau und die Dauer des Bündnisses der beiden Mittelmächte mit der Türkei.

5. Juni:

#### Das Bündnis und seine Vertiefung.

— — die erste Frage galt der Vertiefung des Bündnisses der Mittelmächte — —

Der Ausbau des österreichisch-ungarisch-deutschen Bündnisses in  
militärischer Beziehung.

— — Die Vertiefung des Bündnisses auch in militärischer Hinsicht ist darum eine unbedingte Notwendigkeit.

Dr. Wekerle und Graf Tisza über die Vertiefung des  
Bündnisses.

— — Aeufferungen von einer Seite gefallen sind, die gegen eine Vertiefung des Bündnisses Bedenken hegte.

13. Juni:

Der Ausbau des Sieges bei Noyon.

Graf Burian über die Vertiefung des Bündnisses.

1. Juli:

Die Beratungen in Salzburg über den Ausbau des Bündnisses. — — sind die leitenden Auffassungen bei der wirtschaftlichen Vertiefung des Bündnisses — — Wirtschaftsgebiet, dessen Grundmauern in Salzburg aufgerichtet werden sollen — —

Und noch im September konnte dieser von keiner Materialnot abgeschreckte Förderer des Baugewerbes die Genugtuung erleben, daß der deutsche Kaiser dem Hetman nachrühmte, er habe »die Ukraine zu einem neuen geordneten Staatswesen auszubauen begonnen«, worauf der Hetman der Hoffnung Ausdruck gab, daß »die Beziehungen zwischen dem mächtigen Deutschen Reiche und der Ukraine sich immer mehr vertiefen werden«. Inzwischen hatte sich aber bereits eine Folge der Vertiefung des andern Bündnisses gezeigt:

Berlin, 23. Mai. (Privattelegramm des »Neuen Wiener Journals«.) Die »Tägliche Rundschau« meldet aus dem Haag: »Times« melden aus Turin, daß die italienische Börse seit der deutsch-österreichischen Zusammenkunft eine bemerkenswert flauere Stimmung zeige. Man glaubt, daß die Italiener durch die Tiefe des Bündnisses sehr enttäuscht worden sind.

Der Ausbau hingegen scheint vorläufig noch keinen Eindruck auf sie zu machen. Immerhin mehrten sich von Tag zu Tag die Symptome, die es dem publizistischen Wortführer der Zentralmächte rätlich erscheinen ließen, die Entente darüber zu beruhigen, daß man auch hier einem Völkerbund nicht mehr abgeneigt sei und daß »die Einrichtung der Schiedsgerichte nach dem Kriege stark ausgebaut werden müsse«.

Was aber, kann man fragen, wäre geschehen, wenn ein sogenannter Staatsmann, also der Vertreter eines zumeist verfehlten Berufs, der, wie nicht allein der Fall des Herrn Kühlmann beweist, nicht einmal die Fähigkeit zum Privatmann hat, die Parole ausgegeben hätte, die Verhandlungen seien angebahnt und in Fluß gebracht worden?\*) Das Geringste wäre gewesen, daß nunmehr — im gespenstischen Gehorsam, mit dem die Phrase überallhin und noch in ihr eigenes Gebiet folgt — auch die Schifffahrt zwischen Wien und Budapest in Fluß gebracht und eine neue Zugverbindung zwischen Wien und Berlin angebahnt würde. Da aber in solchem Fall die Gefahr der Koffereinbrüche und der Postdiebstähle in hohem Grade besteht, so wurde für alle Fälle rechtzeitig verlautbart:

Die Abwehrmaßregeln gegen die Diebstähle an Postgütern, die bereits getroffen wurden, sind im unablässigen Ausbau begriffen.

Was nützt das aber? Da eben in den Zeiten des Ausbaus und auch der

---

\*) Kaum gedacht, wird es von einer Geisterhand dieser unternehmenden Wirklichkeit einverleibt. Ein Anfang wäre gemacht, denn die offizielle Erklärung liegt vor, daß die Verhandlungen, »die von dem Grundgedanken ausgehen, das Bundesverhältnis zu vertiefen, zurzeit noch im Flusse sind«.



Vertiefung die Eisenbahndiebstähle überhandgenommen haben, so bleibt nichts übrig, als das Reisegepäck versichern zu lassen. Da müßten aber die Versicherungsgesellschaften auch nach dem Rechten sehn:

Ein *Ausbau* der Bestimmungen über die Versicherung des Reisegepäckes ist heute um so dringlicher, als die beraubten Objekte von den Eisenbahndieben geradezu kunstgerecht behandelt werden.

Etwa so wie die Seele der Völker von den Diplomaten. Welche Feinheiten da möglich sind, welche Komplikationen da eintreten können, zeigt ein Vorfall, der sich beim Ausbau und bei der Vertiefung zuge tragen hat. Nämlich das Bündnis, kaum ausgebaut und vertieft, ist plötzlich noch »*a u s g e l e g t*« worden. Die neuerlichen Beratungen im deutschen Hauptquartier haben amtliche Mitteilungen zur Folge gehabt und diese einen Veitstanz, der alle bisherige Leidenschaft als den Zustand der Totenstarre erscheinen läßt. »Die Fassung in Wien und Berlin« bringt den Unglücklichen derart aus der Fassung, daß er zuerst nur zu jappen beginnt, bis er in unartikulierten Lauten hervorbringt, was ihn eigentlich so aufregt. Wir hören, daß es der Ausbau sei, vermissen die Vertiefung und erfahren:

Eine genaue Prüfung des Textes der in Wien und Berlin veröffentlichten Mitteilung zeigt einen Unterschied, der in die Augen springt.

Und nun fängt er an in die Augen zu springen, er, jener.

Die beiden Communiqués sind in den Sätzen, in den Ausdrücken und in den spärlichen Mitteilungen gleichlautend, mit einer einzigen Ausnahme.

Nein, die erfahren wir noch lange nicht.

In Wien und Berlin wird gesagt — — In Wien und Berlin wird erzählt — — In Wien und Berlin wird mitgeteilt — — da ist volle Gleichheit im Inhalte und in der Form. — — wird mit Genugtuung aufgenommen werden. Denn nichts kann wichtiger sein als der Felsblock — — nichts kann das Gefühl der Sicherheit mehr befestigen — —

Nun also. Und der Unterschied?

Das in Wien veröffentlichte Communiqué sagt, die Zusammenkunft der beiden Kaiser habe auch festgestellt, »daß die erlauchten Monarchen an ihren im Mai gefaßten *b ü n d n i s v e r t i e f e n d e n* Beschlüssen festhalten.« Das in Berlin veröffentlichte Communiqué sagt, die Zusammenkunft habe »auch die gleiche und treueste Auslegung des Bündnisses festgestellt«. Wenn der Satz über das Festhalten an den Maibeschlüssen, betreffend die Vertiefung des Bündnisses, im Wiener Communiqué in ein Verhältnis gebracht wird zu dem Satze über die gleiche und treueste Auslegung des Bündnisses im Berliner Communiqué, so ergibt sich kein Widerspruch, sondern nur die Tatsache, daß in jeder der beiden Mitteilungen von etwas anderem gesprochen wird.

Nun also.

Die gleiche und treueste Auslegung des Bündnisses kann nicht im Gegensatz zu den Maibeschlüssen über die Vertiefung des Bündnisses sein und diese wäre undenkbar ohne die gleiche und die treueste Auslegung des jetzigen Bündnisses.

Gewiß nicht.

Aber dem deutschen Publikum wird etwas mitgeteilt, was das Wiener Communiqué nicht sagt, und umgekehrt. Es handelt sich um Erklärungen, die, nebeneinandergestellt und in einem und demselben Communiqué veröffentlicht, nichts Auffallendes hätten. Sie fallen nur auf, weil in einem Communiqué vom Festhalten an der Bündnisvertiefung nichts zu lesen ist und in dem anderen wieder nichts von der gleichen und treuesten Auslegung des jetzigen Bündnisses. Mitteilungen über die Zusammenkunft der Kaiser pflegen im Einvernehmen verfaßt und dem Publikum zugänglich gemacht zu werden. Graf Burian war somit einverstanden mit dem Hinweis auf die gleiche und treueste Auslegung des Bündnisses und Graf Hertling hat der Feststellung zugestimmt, daß die beiden Kaiser an ihren im Mai gefaßten bündnisvertiefenden Beschlüssen festhalten. Beide Staatsmänner sprechen aus beiden Communiqués und keiner von ihnen kann über die Zusammenkunft sagen, was der andere nicht billigt.

Gewiß nicht. So weit wären wir also beruhigt, sind es aber noch immer nicht. Denn es ist nicht nur die Auslegung des Bündnisses auszulegen, sondern die gleiche und treueste Auslegung des Bündnisses und nicht nur des Bündnisses, sondern des jetzigen Bündnisses im Gegensatz zum Bündnisse als solchem, und hinter den Gitterstäben dieser Begriffe hin und her gejagt, in der Selbstqual vielfacher Zwangshandlung heillos verzappelt, verröchelt der auslegende Verstand ins Delirium.

Aber die Ungleichheit der Fassung dürfte trotzdem nicht grundlos sein. Die Andeutung ist zu erkennen, daß die Monarchie bei der Vertiefung des Bündnisses nach den im Mai gefaßten Beschlüssen die polnische Frage zur Lösung bringen will. Graf Burian hat sie schon im Juni damit in Zusammenhang gebracht. Deshalb wird die Vertiefung des Bündnisses im Wiener Communiqué unterstrichen. Das Berliner Communiqué spricht von der gleichen und treuesten Auslegung des jetzigen Bündnisses. Es will dessen Bestand und Wirkung in keine Abhängigkeit von den schwebenden Fragen des Ausbaues sowie von der austro-polnischen Lösung bringen...

Denn das fehlte noch! Die Vertiefung kann ausgelegt, aber der Ausbau kann doch nicht verlegt werden.

Auch die treueste Auslegung des Bündnisses —

Ist das noch die gleiche? Er ermattet!

ist, wie das Berliner Communiqué sagt, in der Monarchie und in Deutschland gleich. Graf Burian will die Vertiefung des Bündnisses und Graf Hert-

ling auch. Der deutsche Reichskanzler will aber das j e t z i g e Bündnis, selbst wenn es n i c h t v e r t i e f t werden könnte. Die Monarchie teilt diese Ansicht. Die Grundauffassungen über das Zusammenstehen kommen aus Notwendigkeiten. Die t r e u e s t e Auslegung des Bündnisses ist wechselseitige Unterstützung an den Fronten gegen den Feind. Das tut die Entente; das sollten die Mittelmächte tun.

Sie tun es, weiß Gott, sie tun es, auch wenn ihnen einer nicht so heftig zuredete und selbst wenn's ihnen übel ausgelegt werden sollte. Welch ein Bild vertiefter Nibelungentreue, wenn zwischen den beiden Schultern dieser Kopf steht, immer in siedender Sorge um die gegenseitigen Bündnispflichten, zu deren Wahrung er schließlich noch dieses Opfer auf sich nimmt:

Berlin, 20. August

Gegenüber gewissen Auffassungen in der Presse wird in hiesigen informierten Kreisen betont, daß bis heute eine amtliche Erklärung über Einzelheiten der Besprechungen im Großen Hauptquartier nicht veröffentlicht wurde. Von einem Unterschied zwischen dem deutschen und österreichischen amtlichen Bericht über die Zusammenkunft könne k e i n e R e d e sein.

Welch ein Abschluß der geredeten Unendlichkeit! Nein, ehe das noch geschah, war's toll genug. Ohne alle Auslegung: Das war kein Schlagwort mehr, das war ein Fluch: Ausgebaut und vertieft sollst du werden! Und ein Schlachtbankier, der sich sonst wahrlich mehr aufs Einnehmen als aufs Auslegen versteht, ahndete die Sünden der Väter und es war ein Strafgericht über die lesende Menschheit wie nie zuvor. Denn keinen von allen jenen, die da schreiben, liest man mehr mit den Ohren als diesen da. Nie aber ist so der ganze Inhalt einer Zeit Geräusch geworden, nie so der Bund von Ton und Ding, einer hoffnungslosen Welt und eines verzweifelten Rhythmus, ausgebaut und vertieft gewesen, und schwer lastete es auf Hirn und Herz jener Minderheit, die noch spürt, was ihr getan wird und deren Scham das Wort so viel wie die Tat gilt. Was diese bedeutet, das empfand sie, und daß sie es täglich zu hören bekam, das machte sie mir zum erbarmungswürdigsten Ohrenzeugen eines Verhängnisses. Und als ich ihr darum, den ganzen Explosivstoff erfassend, den hier die dämonische Regie des Zufalls just damals in denselben Kübel trug, das da vorlas:

#### DIE CHINESISCH-JAPANISCHE MILITÄRKONVENTION

#### Volle Herrschaft Japans in China.

Bern, 30. Mai

Der »Shanghai Gazette« zufolge haben die geheimen Abmachungen der eben zustande gekommenen Militärkonvention zwischen Japan und China folgenden Inhalt:

Die chinesische Polizei wird von Japan neu organisiert.

Japan übernimmt die Leitung sämtlicher chinesischer Arsenale und Werften.

Japan erhält das Recht, in allen Teilen Chinas Eisen und Kohle zu fördern.

Japan erhält alle geforderten Privilegien in der äußeren und in der inneren Mongolei, ferner in der Mandschurei.

Schließlich sind eine Anzahl von Maßnahmen getroffen, die das Finanz- und Ernährungswesen Chinas japanischem Einfluß unterwerfen —

da war eine Stille atemloser Bejahung, in die ich zu noch nie erlebter Tragödienwirkung und zu einem Beifall, der die überstandene Orgie überdröhnte, mit dem schlichten Nachsatz fuhr:

Mit einem Wort — das Bündnis zwischen Japan und China ist ausgebaut und vertieft.

## DIE GERÜCHTE

In Wien waren Gerüchte verbreitet, daß in ganz Oesterreich Gerüchte verbreitet seien, es seien in Wien Gerüchte verbreitet, mehr wurde über das Wesen der Gerüchte nicht gesagt, als daß das Wesen der Gerüchte eben darin bestehe, daß man es nicht sagen könne, man war nur auf Gerüchte angewiesen, um überhaupt herauszubekommen, was es für Gerüchte eigentlich seien, und so gingen denn in ganz Oesterreich Gerüchte von Mund zu Mund, die nichts geringeres besagen wollten, als daß in Wien Gerüchte verbreitet seien, es seien in ganz Oesterreich Gerüchte verbreitet. Dazu kam allerdings noch ein konkreter Umstand, der den Gerüchten die sonst meistens vermißte Nahrung gab, nämlich die Verlautbarung der österreichischen Regierung, welche feststellte, daß Gerüchte verbreitet seien, die ausdrückliche Warnung enthielt, sie zu glauben oder zu verbreiten und die Aufforderung, sich an deren Unterdrückung tunlichst auf das energischste zu beteiligen. Hiezu kam noch eine ganz gleichlautende Erklärung der ungarischen Regierung, welche davon ausging, daß die Gerüchte auch in Budapest und in ganz Ungarn verbreitet seien, ohne daß man freilich auch dort mehr wußte, als daß Gerüchte verbreitet seien, was bald ein jeder Mensch in Ungarn wie in Oesterreich gerüchtweise erfahren hatte. Auch dort ergab sich ganz wie hier für die Bevölkerung die loyale Pflicht, den Gerüchten tunlichst auf das energischste entgegenzutreten, was sich auch jedermann zu Herzen nahm und dergestalt ausführte, daß einer den anderen fragte, ob er schon von den Gerüchten gehört habe, und wenn dies verneint wurde, ihn bat, sie nicht zu glauben, sondern ihnen erforderlichenfalls tunlichst auf das energischste entgegenzutreten. Diese Prozedur wurde aber namentlich in der diesseitigen Territorialhälfte der Gerüchte mit besonderer Energie durchgeführt. Zuerst erfolgte eine feierliche Eröffnung der Gerüchte, indem nämlich die Abgeordneten Teufel, Pantz und Waldner, von denen jeder einzelne nur ein Drittel ist und die deshalb nur zusammen ausgehen, beim Ministerpräsidenten Dr. von Seidler erschienen, um ihn auf die seit einigen Tagen in Umlauf befindlichen Gerüchte aufmerksam zu machen. Dr. v. Seid-



ler gab zur Antwort, daß ihm die in Frage stehenden und im Umlauf befindlichen Gerüchte wohl bekannt seien. Bei dieser Gelegenheit erfuhr man zum erstenmal, daß die Gerüchte das angestammte Herrscherhaus betreffen und daß die Verbreiter der Gerüchte den Glauben der Bevölkerung an dasselbe vergiften wollten. Der Ministerpräsident beteuerte, daß diese Gerüchte unwahr seien, was aber die Abgeordneten Teufel, Pantz und Waldner schon wußten und was sich nach dem § 63, bezw. § 64, die ja keinen Wahrheitsbeweis zulassen, von selbst versteht, so daß eigentlich der Dr. v. Seidler, der sich für die Unwahrheit der Gerüchte »verbürgt« hat, gegen diese Paragraphen, die schon die Möglichkeit eines solchen Gedankens ahnden, verstoßen hat. Kein vernünftiger Mensch, meinte der Ministerpräsident, werde an derartigen Unsinn glauben. Trotzdem trat er ihm auf das energischste entgegen und vergaß nur zu erwähnen, daß Unvernunft hier geradezu ein Verbrechensmerkmal ist, indem das Gesetz vom Staatsbürger nicht so sehr Vernunft als Ehrfurcht verlangt. Interessante Aufschlüsse gab er jedoch, und mit ihm der ungarische Ministerpräsident, über die Provenienz der Gerüchte. Schon in der offiziellen Verlautbarung waren die Gerüchte verzeichnet worden, daß die Gerüchte »im Frieden jeweils von einer einzigen phantasievollen Persönlichkeit ausgingen und es lange Zeit währte, bis sie breitere Massen erfaßten«; anders jetzt. Dasselbe Gerücht sei »zur Ursprungszeit jedesmal an ganz verschiedenen Stellen gleichzeitig zu vernehmen, weshalb die Annahme gerechtfertigt sei, daß man es mit einer Organisation der Gerüchte zu tun habe«. Das war ungemein spannend und es fehlte nur noch eine Andeutung darüber, ob die Gleichzeitigkeit der Verbreitung desselben Gerüchtes durch Lokalausguss, Hörproben oder dergleichen erhoben wurde. Seidler sowohl wie Wekerle zogen aus den gemachten Wahrnehmungen den Schluß, daß die Verbreitung der Gerüchte »ein neues Zeichen der aus den Reihen unserer Feinde kommenden Versuche« sei, Verwirrung zu stiften; sie gehöre »in das Arsenal unserer Gegner«, die keine Mittel scheuen, um das Gefüge der Monarchie zu erschüttern sowie die Bande der Liebe und Verehrung zu lockern. Diese Vermutung beruht indes ganz bestimmt auf einem übertriebenen Gerücht, das zur Ursprungszeit gleichzeitig in Wien und in Budapest zu vernehmen war, weshalb die Annahme gerechtfertigt ist, daß man es mit einer Organisation zu tun hat. Ich speziell habe schon des öfteren der Ueberzeugung Ausdruck gegeben, daß die Lügen der Entente im allgemeinen lange nicht so gefährlich sind wie unsere Wahrheiten und daß sie deshalb bei weitem nicht so viel Verwirrung anrichten können. Wenn wir den vierjährigen Lügenfeldzug der Entente überblicken, so müssen wir so wahrheitsliebend sein, zuzugeben, daß die Lügen der Feindespresse über unsere Zustände dort, wo sie nicht gerade die Uebersetzung unserer Fakten waren, diesen höchstens um ein paar Tage, Wochen, sagen wir Monate vorausgeeilt sind. Kein Redakteur des »Figaro« wird für seine schadenfrohen, sich am fremden Hunger mästen-den Leser Schlimmeres über unsere Ernährungsverhältnisse erfinden

können, als der Bürgermeister von Wien dem Grafen Czernin nach seiner Heimkehr vom abgeschlossenen Brotfrieden gesagt hat, und wenn in der ganzen feindlichen Welt als die erste Tat der Northcliffe-Propaganda eine allerdings grauenhafte, auf den ersten Blick verleumderische Darstellung des deutschen Fliegerwesens verbreitet wurde, so darf man anderseits nicht übersehen, daß es sich um eine wörtliche Uebersetzung der Schrift des Freiherrn von Richthofen gehandelt hat. Ich habe schon oft gesagt, daß sich statt eines Einfuhrverbots der feindlichen Literatur ein Ausfuhrverbot der vaterländischen sehr empfehlen würde, weil dann die Lügen der Feinde, die heute bloß wir nicht zu lesen kriegen, auch im Auslande nicht verbreitet wären. Was nun die Gerüchte betrifft, so liegt es mir mindestens so fern wie dem Dr. v. Seidler, sie in die Kategorie jener Wahrheiten zu stellen, die wir uns selbst verdient haben, und ich wäre sogar bereit, wenn ich eine Ahnung hätte, was es für Gerüchte sind, ihnen tunlichst auf das energischste entgegenzutreten. Das einzige, was ich von ihnen weiß, ist, daß sie zwar Lügen enthalten, aber solche, die ganz wie die Wahrheiten, die uns als Lügen vorkommen, bei uns selbst gewachsen sind und nicht im Arsenal der Entente, sondern in der alldeutschen Presse hergestellt wurden. Dies ist denn auch der einzige Anhaltspunkt, den ich habe, um mir vom Wesen der Gerüchte eine Vorstellung machen zu können. Zum Wesen ihrer Erfinder gehört es sicherlich, sie vorsichtig der Entente zuzuschieben, was immerhin der bessere Teil der Tapferkeit ist, da ohne die Ablenkung durch den Ruf »Haltet den Verleumder!« möglicherweise dessen Feststellung erfolgt wäre. Gerüchte haben nun nicht nur die Eigenschaft, daß sie sich wie ein Lauffeuer verbreiten, sondern daß sogar noch die Löschaktion zur Verbreitung beiträgt, und es ist immerhin die Frage möglich, ob die Verwirrung, die die Feinde bei uns zu allem Ueberfluß stiften wollten, nicht eher durch geheimnisvolle Andeutungen über solche Absichten herbeigeführt wird. Denn es ist eine Erfahrung, daß in einem ohnedies schon aufgeregten Publikum durch die plötzliche Versicherung, es liege gar kein Grund zur Beunruhigung vor, diese gern entsteht und daß der Ausruf »Es brennt — nicht!« eine panikartige Wirkung hat, in deren Rauch die Negation erstickt. Ferner ist zu bemerken, daß Gerüchte noch mehr als die Katastrophen, auf die sie hinzielen, dem Gesetz der Serie unterworfen sind. Denn kaum hatte der Dr. v. Seidler sich gegen sie gewendet, so wurde alles was er tat zum Gerücht. Er hatte das Malheur, eine nächtliche Konferenz der Parteiführer einzuberufen, die gar keinen und darum auch keinen geheimnisvollen Zweck hatte, wohl aber die Folge, daß sofort »die verschiedenartigsten, ganz abenteuerlichen Gerüchte verbreitet« waren, denen er neuerdings auf das energischste entgegentreten mußte. Man wird dereinst von ihm sagen können, daß er, ohne die Kolportage in Oesterreich freigegeben zu haben, doch viel zur Förderung jener Literatur beigetragen hat, der sie hauptsächlich zugute gekommen wäre. Kein Tag ohne Gerüchte. Da geschah es zum Beispiel, daß »in Paris und Rom Gerüchte über einen Wechsel

in höheren Kommandostellen der österreichisch-ungarischen Armee verbreitet« wurden, gegen die aber, damit sie nicht auch bei uns eindringen, rechtzeitig in einer amtlichen Erklärung auf das energischste eingeschritten wurde, in welcher dargelegt war, es handle sich um eine Stimmungsmache der Entente, um ein Manöver unserer Gegner, die, wie schon der Ministerpräsident jüngst betont habe, »kein Mittel scheuen, um das Gefüge der Monarchie zu erschüttern«. In diesem Fall gelang es tatsächlich, das Gerücht zum Schweigen zu bringen, ehe es zur Wahrheit wurde, denn schon ein paar Tage später war die feindliche Lüge mit einer vaterländischen Tatsache identisch, das Manöver beruhte auf einem strategischen Rückzug, und die Enthebung des Conrad von Hötzendorf, die Ernennung eines neuen Heeresgruppenkommandanten und eines neuen Armeekommandanten wurde amtlich gemeldet. In diesem Falle also durfte das Publikum erfahren, was der Inhalt der Gerüchte sei, war aber leider nicht mehr in der Lage, ihnen entgegenzutreten. Was die anderen Gerüchte betrifft, so wäre es immerhin trostvoll, wenn das Arsenal unserer Gegner nichts anderes enthielte als sie. Aber vielleicht besteht doch die Hoffnung, daß es seinen Betrieb nicht später als die alldeutsche Presse den ihren einstellt. Geschähe wenigstens das letztere, so wäre der Fall gewiß seltener zu verzeichnen, daß Gerüchte nicht nur als Kriegsmittel, sondern sogar als Kriegsgrund Verwendung finden. Es besteht kein Zweifel, daß die Bomben, die auf Nürnberg geworfen wurden, ehe Deutschland Frankreich den Krieg erklärte, dem Arsenal der Entente entstammt wären, wenn nicht die Gerüchte, daß sie auf Nürnberg geworfen wurden, dem Arsenal der alldeutschen Kriegspropaganda entstammt wären. Seit dem Tage, an dem diese Gerüchte verbreitet, und noch lange, nachdem sie vom Oberbürgermeisteramt von Nürnberg dementiert waren, sind den Gerüchten Türen und Tore, offene Städte und andere Festungen geöffnet, und gewiß ist, daß durch Gerüchte, die ja imstande sind, einen Krieg zu stiften, wenn's diesen einmal gibt, auch noch Verwirrung gestiftet werden kann. Das ist vornehmlich in Staaten möglich, deren Lebensinhalt die Organisation ist und deren Bürger Maschinen sind, jeder einzelne zum Bollwerk gegen den feindlichen Siegeswillen wie geschaffen. Daß gegen solche Anlagen Versuche, sie zu unterminieren und Verwirrung zu stiften, unternommen werden mögen, ist begreiflich und eine Berufung auf die feindliche Absicht, es durch Gerüchte zu bewerkstelligen, durchaus sinnvoll. Auf Staaten jedoch, deren Lebensinhalt schon in Friedenszeiten der Pallawatsch war und deren Angehörige selbst als Gerüchte umgehen, wären solche Machinationen schwerlich von Einfluß. Der einzige Zustand, der hier, wo sich keine Talente in der Stille und im Strom der Welt keine Charaktere, sondern Gruppen bilden, noch gestiftet werden könnte, wäre nicht der der Verwirrung, sondern der Ordnung. Aber daß der Wunsch, hier Ordnung zu machen, gerade bei den Feinden bestehe, hat noch kein Gerücht und nicht einmal die Beilage der »Leipziger Neuesten Nachrichten« behauptet.

## AUF HOHER SEE

»Wie wir uns der Welle entgegenstemmen müssen«

rief einst der Kapitän Seidler, als er auf hoher See um die Rettung eines Budgetprovisoriums rang

»welche aus dem Nordosten heranrollend, schon den Boden unserer wirtschaftlichen Kultur bedroht, können wir uns anderseits nicht dem Gedanken verschließen —«

Da ich das Gefühl hatte, daß es schon kein Gedanke sein werde, verschloß ich mich der weiteren Lektüre und dachte darüber nach, wie es denn komme, daß so viele tüchtige Männer unseres öffentlichen Lebens zwar Karriere gemacht, aber den Beruf verfehlt haben. Während unser Czernin heute sicher den Brotfrieden darum gäbe, wenn er, anstatt ihn zu schließen, berufen gewesen wäre, ihn in einer Sonntagsplauderei zu besprechen, trauert unser Seidler einer versunkenen Hoffnung seiner Jugendtage nach, die ihm ein noch weiteres Gebiet eröffnet hätte, nämlich nicht die Freie Presse, sondern das freie Meer. Im Ernst, Seidler, der von außen als eine der drolligsten Gestalten der Weltgeschichte erscheint und im tiefsten Grunde seines Seelenlebens eine tragische Figur ist, muß in seiner Kindheit von dem stürmischen Wunsche durchwogt gewesen sein, Matrose zu werden. Man kann es unschwer daraus schließen, daß ihm von allen Phrasengebieten keines so zugänglich ist wie jenes, auf dem die Vergleiche aus dem Marineleben wachsen. Wenn er nur den Mund aufmacht, so kann man, topp, darauf wetten, daß der in das schwankende Staatsleben verschlagene Seemann zum Vorschein kommen wird. Eine alte Teerjacke, dieser Seidler, hei! Weiß Gott, keine Landratte! In dem Moment, als er ins Kabinett eintrat, wußte er auch schon, daß es eine Kajüte sei. Da er aber nun einmal ans Ruder gelangt war, ging er sofort auf Deck, rief alle Mann an Bord und nun galt es, das Staatsschiff mit fester Hand, eh schon wissen. Im Parlament freilich hatte er nicht so sehr das Gefühl, das Staatsschiff in den sicheren Hafen gebracht zu haben, sondern dünkte ihm vielmehr, daß die Regierungsbank eine Sandbank sei, auf der er aufgefahren war und nun festsaf. Dieses Festsitzen war ihm aber eine solche Passion, daß er geradezu der Meinung war, den Passagieren (sprich: Passascheren) sei es um nichts anderes zu tun und wenn sie sich trotzdem beklagten und ihrerseits der Meinung waren, das Ziel der Fahrt sei denn doch ein anderes und der dauernde Ruhestand wäre eigentlich nicht auf der Sandbank, sondern wo anders zu suchen, damit nämlich nicht die ganze Schifffahrt zu dauerndem Ruhestand verurteilt sei, so war er um eine Antwort nicht verlegen, in der nebst der alten seemännischen Tüchtigkeit auch die Kenntnis der neueren Methoden der maritimen Kriegführung bemerkbar wurde:

... Geben Sie mir freies Meer, dann werden Sie leicht erkennen, daß ich



zu fahren vermag; aber es ist das Schicksal dieser Regierung, daß sie in den Sturm, unter Klippen politischer Natur, ja geradezu zwischen Minenfelder geworfen worden ist...

So daß also die Sandbank noch die einzige Rettung für Mann und Maus wäre. In Wahrheit jedoch kann der Kapitän noch von Glück sagen, daß auch die Minenfelder gleich den Klippen, von denen es ja ausdrücklich zugegeben ist, politischer Natur sind, nicht so sehr ein Erlebnis als ein Ornament. Man stelle sich, wenn's anders wäre, den Herrn Seidler vor. Natürlich würde ich, wenn ich auf der kommenden Friedenskonferenz mein Selbstbestimmungsrecht durchsetzen könnte, mich nicht von einem Herrn regieren lassen, der, ganz abgesehen davon, daß er zwischen den diesbezüglichen Minenfeldern gefährliche Theaterstücke schreibt und sie nicht verbietet, sondern aufführen läßt, eine Redensart in einem Moment gebraucht, in welchem ihr blutiger Inhalt so vielfach lebendig wurde. Denn gewiß würden die, denen es geschah, nie auch nur annähernd so pathetisch davon zu sprechen wagen wie so ein nach allen Windrichtungen verbindlicher Bureaukapitän, der von sich behauptet, er hätte »trotzdem den Kurs eingehalten«. Man müßte den Weltkrieg wirklich von vorn anfangen, wenn man ihn überstanden haben sollte, ohne wenigstens von einem geistigen Typus befreit zu sein, der sich nur durch den Rettungsgürtel der schäbigsten Schablone über Wasser halten kann. Es hat mir nie eingehen wollen, daß so etwas eine »Regierung« sein könne und daß einer in der Lage sein soll, mir das Maß von Freiheit und anderen Lebensmitteln zu bestimmen, mit dem ich keine zwei Worte zu sprechen imstande wäre. Man kann es einem intelligenten Abgeordneten schon nachfühlen, daß es ihn eine ziemliche Ueberwindung kosten muß, vor einer solchen Autorität erst umständlich zu begründen, warum man ihr das Vertrauen verweigere. Als Seidler wieder einmal um die Rettung des Budgetprovisoriums rang, spürte er den Hohn nicht, mit dem ein Sozialdemokrat zur hohen Sandbank hinaufrief:

Wenn die Regierung das Staatsschiff vor den Klippen retten will, muß sie es hinausführen auf die hohe See großer sozialer und politischer Reformen.

Seidler schwamm in Seligkeit, weil ihm die Sphäre, in der er sich heimisch fühlt, selbst von der Opposition zuerkannt war. Ich lasse mich aber hängen — und wär's vom König oder vom Peutlschmid —, wenn er nicht damals, als er die Deputation der deutschen Mannen vor den Thron führte und dabei stand, als der Herr Ornik aus Pettau die Worte ausrief:

Majestät! Wir bitten inständigst, durch den **Steuermann des Staates** auch ohne Parlament die Staatsnotwendigkeiten zu prüfen —

— wenn er nicht damals Autorfreuden erlebt hat. Ich habe Wilhelm Engelhardts Dichtung »Durch Feuer und Eisen« nicht gelesen, aber ich möchte wetten, daß das Pathos ihrer kriegstüchtigen Sprache von Seeluft geschwellt ist. Wie aber, frage ich, kommt ein solcher Genius

dazu, die erste Rangsklasse im Staat innezuhaben? Muß ich mich schon von einem Volkstheaterautor regieren lassen, dann lieber gleich vom Hermann Bahr! Der schwätzt doch was vom neuen Oesterreich und der Lebensabend vergeht uns wie geschmiert. Aber so ein Musterknabe, der im Matrosenanzug Karriere gemacht hat und sich im Kabinett wie in der Kajüte und in dieser wie in der Kinderstube bewegt, ist nicht mein Fall. Ich weiß es positiv: Als man ihn einst fragte: Ernst!, was willst du werden?, rief er: Tapitän! Als es dann Ernst wurde und man ihn fragte: Was bist du?, rief er: Tapitän!! Und als es noch ernster wurde und man ihn fragte: Was willst du bleiben?, rief er: Tapitän!!! Des freuten sich die Ratten, ehe sie das sinkende Schiff verließen.

P o s t s c r i p t u m. Es ist ein eigenes Verhängnis, daß die Feuilletonisten unseres Chaos und die Admirale unseres Festlands die Feder schon hingelegt haben, beziehungsweise nicht mehr am Ruder sind, wenn meine Würdigung vor den Leser kommt, so daß es den Anschein hat, sie wäre schon als Nachruf geschrieben. Das ist aber nur insofern richtig, als alles was ich schreibe, irgendwie zum Nachruf taugt. Seidler — ein Hintze, der seinen Beruf verfehlt hat und, wenn's noch eine Gerechtigkeit gibt, einmal das Marinekommando erhalten wird, das jener abgelegt hat — Seidler beteuerte noch, daß er »den deutschen Kurs einhalten« wolle, und schon glaubte man, Unterseeboote wären ihm zu Hilfe gekommen oder die Direktion habe die Preisgabe des Schiffes beschlossen, um das kostbare Leben des Kapitäns zu retten. Da kam es im letzten Augenblick doch anders. Ein westlicher Wind brachte die Entschließung. Die ganze Fahrt mit ihren ernsthaften Gefahren war ein Gspäß gewesen, eine Amerikareise des Männergesangsvereins. Da aber eben Amerika es war, das uns wegen der seinerzeitigen Landung des Männergesangsvereins den Krieg erklärt hat, so wurden wir doch stutzig und entschlossen uns, lieber Mann und Maus zu retten und den Kapitän, der sich ans Ruder klammerte, über Bord zu werfen, auf die Gefahr hin, daß die Haifische seekrank werden und den Delphinen das Singen vergeht.

## EIN MORD IM WELTKRIEG

Wenn in einem Ringstraßenhotel ein Mord geschieht, so sind folgende Begleiterscheinungen zu beobachten. Die Straße liegt im strahlenden Sonnenlicht da, vor dem Hotel jedoch brechen sich die Wellen des Menschenstroms. Warum sie das tun, ist rätselhaft, aber es ist so. Plaudernd, lachend, flirtend drängen sich die Korsobesucher aneinander vorüber. Sie ahnen natürlich gar nichts. Denn wenn sie was ahneten, würden sie ja die Polizei verständigen, die arme Kammerfrau Earl dort oben retten und den Emo Davit entlarven. In den bequemen, eleganten

Korbstühlen in der Hoteleinfahrt sitzen vornehme Fremde, aus Brünn, vielleicht gar aus Pest, denn die Bagasch aus Paris und London kann jetzt leider nicht kommen. Daß die Korbstühle bequem und elegant sind, versteht sich bei einem erstklassigen Hotel von selbst, muß aber doch in Anbetracht der Mißgunst der Entente erwähnt werden. Was tun die vornehmen Fremden? Sie betrachten selbstredend das Straßenbild. Welches Straßenbild? No, das sich ihnen darbietet, nachlaufen wern sie ihm! Wie ist das Straßenbild? Eines der schönsten, der farbenreichsten, der großstädtischsten, das (nicht: die) Wien aufzuweisen vermag. Und zur selben Stunde? Spielt sich oben im Hotel ein furchtbarer Kampf auf Leben und Tod ab, ein Kampf zwischen dem Mörder und seinem Opfer. Also ein Nahkampf, in jeglicher Hinsicht. Was sich sonst noch irgendwo in weiterer Entfernung von den plaudernden, lachenden, flirtenden Wienern und den sie betrachtenden Fremden abspielt, tut nichts zur Sache und steht im Generalstabsbericht, zusammengefaßt in den Worten: Nichts Neues. Würde aber auch, selbst wenns am Piave etwas bewegter zuginge, keine Attraktion mehr ausüben. Nicht was dort unten geschieht, sondern was dort oben geschieht, ist ein Fall, der den Korso und sein Spalier eine Woche lang in Atem halten wird. Die Kontraste sind aber auch gar zu kraß. Das Leben geht weiter (Zifferer) und oben sinkt blutüberströmt das Opfer zu Boden. Warum hat man es nicht gehört? Sehr einfach: Die schweren Portieren des mit allem Komfort und Luxus ausgestatteten Zimmers — Kleinigkeit, Bristol! — ersticken seinen Todesschrei, lassen das verzweifelte Röcheln ungehört verhallen. Die schweren Portieren sollte man abschaffen. Der Mörder hält den Atem an. Das hat man gehört. Wahrscheinlich, weil sich sofort herausstellen wird, daß das Domestikenzimmer eine einfache Einrichtung hat. Auch bezüglich des Mordinstrumentes gehen die Meinungen einer und derselben Zeitung auseinander. Es war ein Schlegel, wie ihn Böttcher, ein Klopfer, wie ihn Fleischhauer, eine Keule, wie sie Athleten, oder eine Handgranate, wie sie Kinder gebrauchen und wie sie in einem vornehmen Stadtgeschäft erstanden wird, oder werden könnte, wenn das Spielzeug nicht das letzte in seiner Art gewesen wäre, das sich auf Lager befunden hat. Der Absatz dürfte schon zu Weihnachten ein reißender gewesen sein, so daß nach Ostern das letzte Exemplar ein Raubmörder erstehen konnte. Die Sensation einer Stadt ist aber nicht dieses Faktum, sondern der Mord; nicht die Perspektive in die ungezählten Morde, die waren und sein werden, sondern der eine, denn er geschah im Hotel Bristol, das, wenn es auch den veränderten Zeitumständen entsprechend sich mit einem Rostraum statt eines Grillroom bescheiden muß, unter allen Umständen ein fashionables Etablissement bleibt. In dem vornehmen Stadtgeschäft, wo man die Handgranaten für Kinder bekommt, weiß man sich genau an den Käufer zu erinnern, nur schwankt man, ob er die Handgranate für Kinder vor zwei Monaten oder gestern Nachmittag, kurz vor der Bluttat, gekauft hat. Doch hat der Leser, da die beiden Versionen Spalte an Spalte stehen, eine leichte Uebersicht und

kann selbst entscheiden. Jedenfalls wächst die Sensation erheblich, wenn man erfährt, daß das Instrument zu einer Bluttat, die in einem vornehmen Stadthotel passiert ist, in einem vornehmen Stadtgeschäft gekauft wurde. Was folgt aber daraus? Ein Leitartikel in einem vornehmen Weltblatt mit der Aufschrift »Der Raubmord im Hotel« und mit dem Untertitel, der die Wahrheit deutlich genug ausspricht: »Bedürfnis nach stärkerem Schutz für Sicherheit.« Wie soll diese, dieser oder dieses garantiert, durchgeführt oder erfüllt werden? Dazu gehört Psychologie, denn: »vielleicht« ist dieser Vorfall nur die Wiederholung u. s. w., Lesage hat jedoch in seinem Dienerroman recht und »wir möchten uns nicht« bei Rückblicken aufhalten, aber wir tun es doch, und zwar gelangen wir von Lesage auf dem kürzesten Weg zurück über das Hotel Bristol zum Räuberhauptmann Grasel, der »auf« dem Galgen geendet hat, nachdem er auf dem Holländerdörfel bei der Sophienalpe verhaftet worden war, von wo nur ein Katzensprung über Taine zum Grafen Stadion und zum Freiherrn v. Stein ist, von dem wir über Eipeldau wieder zum Räuberhauptmann Grasel zurückgelangen, nicht ohne die schlichte Erkenntnis: »Lange Kriege sind nicht gut für die sittliche Entwicklung. Der Abscheu vor Blutschuld stumpft sich ab.« Blättern wir jedoch um, so erfahren wir zu unserer Freude, daß der Hofrat Moriz Stukart, in dessen Ressort zwar der Mordfall nicht gehört — er ist Verwaltungsrat der Münchengrätzer Schuhfabrik —, sich gleichwohl für ihn interessiert zeigt. Er tritt eben in seine eigenen Fußstapfen und nennt sich, um darzutun, daß er seinen Anspruch auf Reklame bei einem Raubmord noch nicht verwirkt habe, einfach: »Gewesener Chef des Sicherheitsbureaus der Wiener Polizei«. Dieser Stukart, der darin ein wenig an den pensionierten Artisten aus der »Prinzessin von Trapezunt« erinnert, der noch im Wohlstand das Heben schwerer Gegenstände nicht lassen kann, oder doch an den Berthold Frischauer, der noch angesichts einer 120 Kilometer-Kanone sich als Unser Pariser Korrespondent betätigt und des zum Zeichen sogar in Paris Steuer zahlt, der Stukart also kann den Gedanken einfach nicht ertragen, daß es schöne Raubmorde geben und er nimmer leben soll. Seine Pensionierung aber verschafft ihm den unleugbaren Vorteil, daß er zur Mitteilung seiner sachverständigen Ansicht nicht mehr auf den Reporter warten muß, sondern die Artikel zum Preise seiner Findigkeit gleich selbst schreiben kann. Er erzählt, daß er bereits heute früh von einer befreundeten Familie, die in einem der vornehmsten Hotels in Wien logiert, telephonisch angerufen und angefragt worden sei, was sie, seiner Meinung nach, »in betreff der Verbesserung der Sicherheit« — das bekannte Bedürfnis nach Vermehrung der Sicherheit für Erhöhung des Schutzes — in ihrer Wohnung vorkehren »oder ob sie nicht ihre Wohnung in dem Hotel aufgeben soll«. Stukart antwortete seinen Freunden, »sie sollten nur ruhig in ihrem Hotel verbleiben«, was gewiß das richtigste ist. Sonst aber, nachdem wir bezüglich der Sicherheit einer einzelnen in den Brennpunkt unseres Interesses gerückten Mischpoche beruhigt sind, begnügt sich der Fachmann damit, Miß-



trauen gegen die Tätigkeit seines Nachfolgers zu erregen, und verlangt nichts weniger, als daß der Kriminalpolizist »sich frei wie der Vogel in der Luft bewegen soll«. Durch die »Unzahl von Beamten«, die heute am Tatort erscheinen, und unter denen der Name Stukart fehlt, würden nur die Spuren verwischt. Der Wunsch, daß dies im vorliegenden Falle bereits geschehen sei, hat gewiß weder im Herzen eines pensionierten Kriminalpolizisten, das ja keine Mördergrube ist, noch zwischen den Zeilen Raum, wohl aber die Hoffnung, daß »die Zahl der Verbrechen geringer werden« möge, auf daß es dem Nachfolger nicht mehr gelänge, sie zu entdecken. Die Entschädigung, die Herrn Stukart dafür zuteil wird, daß er nicht mehr in der Lage ist, es nicht zu können, ist reichlich. Es gelingt dem gewesenen Chef des Sicherheitsbureaus der Wiener Polizei, die Presse an der Verwischung der Spuren des vorliegenden Mordfalls tätig zu sehen, und er kann es erleben, wie dem heutigen Chef des Sicherheitsbureaus der Wiener Polizei durch Indiskretion, Geschrei und vorzeitigen Tadel die Arbeit erschwert wird. Als es dann trotzdem dem heutigen Chef des Sicherheitsbureaus gelang, hatte dieselbe Presse allerdings die Stirn, die »zielbewußte, energische und unermüdliche Arbeit der Polizei«, der sie eben noch Planlosigkeit, Untüchtigkeit und Langsamkeit zum Vorwurf gemacht hatte, herauszustreichen und zu schreiben: »Wer der emsigen, klug kombinierenden Tätigkeit der Beamten in diesen Tagen zusah, mußte sie bewundern«. »Eine objektive Berichterstattung muß konstatieren«, daß der Chef des Sicherheitsbureaus »trotz verwirrender Widersprüche«, die die Berichterstattung eingeworfen hatte, und »trotz scheinbarer Aufklärung belastender Momente«, die sie wie eine fieberhaft tätige Gegenpolizei zugunsten des Herrn Emo David — ehe dessen originalitalienische Herkunft feststand — betrieben hatte, »keinen Augenblick irre wurde.« Mit welcher Dreistigkeit der Versuch des Irremachens unternommen und wie durch die berüchtigte Methode der »Laienfragen« die Absicht betätigt wurde, die Polizei ins Verhör zu nehmen, zeigt die folgende Jargonprobe:

Die Polizeibehörde scheint eher dem Glauben zuzuneigen, daß Emo D. der Mordtat tatsächlich nicht fern steht. Um so merkwürdiger berührt es, daß die große Oeffentlichkeit über eine Reihe von Fragen zur Stunde noch nicht aufgeklärt ist, die sich auch dem Laien in Untersuchungsfragen aufdrängen. Wie steht es zunächst mit den Fingerabdrücken? Heute wird freilich offiziös versichert, daß der Mörder nicht unbedingt sich über und über mit Blut besudelt haben müsse, daß er auch nicht unter allen Umständen in das Blut seines Opfers hineingetreten sein dürfte. Vor Tische las man anders!... Sind dem in Verwahrungshaft Befindlichen die Fingerabdrücke bereits abgenommen worden? Sind diese Abnahmen mit den zahlreichen Abdrücken, die sich am Tatort vorgefunden haben müssen, verglichen worden, und welche Resultate hat diese Vergleichung gezeitigt?... Ist diese Untersuchung vorgenommen worden, und welches Resultat hat sie gezeitigt?... Die Polizeibehörde muß also

die Frage beantworten, ob und wo es ihm in der Zwischenzeit möglich gewesen ist, seine Schuhe derart gründlich zu reinigen, daß sie auch nicht die geringsten Blutflecken aufwiesen.

Sie hat die Laienfragen bekanntlich damit beantwortet, daß der Emo D. nicht selbst Hand angelegt und nicht persönlich in das Blut seines Opfers getreten ist. Aber sie hat es versäumt, von einem Meinungshändler, der kein Problem unberührt lassen kann und auf jedem Tatort die Spuren seiner Zudringlichkeit zurückläßt, Fingerabdrücke zu machen. Nach Tische las mans anders und der Laie mußte sich entschließen, den Fachmann zu bewundern, was freilich einer nicht minder unappetitlichen Regung entsprang, da ja Kriminalpolizisten zwar Tadel verdienen, wenn sie einen Raubmörder entwischen lassen, aber beileibe keine Reklame, wenn sie ihn fangen, indem sie dadurch erst ihre Daseinsberechtigung erweisen und hinter ihrer eigentlichen Verpflichtung, Raubmorde zu verhindern, immer noch zurückbleiben. Aber die Wiener Tradition, vom Schauplatz einer Schandtat journalistische Ehren aufzuheben, muß in dem enthaltsamen Nachfolger fortleben. Stukart, der vergebens gehofft hat, daß sie mit seiner Karriere abgeschlossen und in den Schuhen eines Raubmörders stecken geblieben sei, wird immerhin noch die Entschädigung zuteil, daß ihm eine so objektive Berichterstattung geschwind mit einer Erinnerung an den Fall Hugo Schenk zu Hilfe kommt, wo sich »der junge Stukart« auch nicht irremachen ließ und sich bekanntlich die Sporen verdient hat, also an eine Zeit, wo noch keine Aussicht war, daß er dereinst sogar an Stiefeln verdienen werde. Aber der Glücksfall, daß der entlarvte Davit — »wir werden darauf aufmerksam gemacht, daß dies die richtige Schreibweise des aus alter, rein italienischer Familie stammenden Mannes ist« — in Riedls Café de l'Europe verkehrt hat, gibt Gelegenheit, noch andere Wiener Renommeen an dem ausgiebigen Ertrag der Affäre zu beteiligen. »Im Café de l'Europe erzählt man, daß Davit wohl nicht als Stammgast bezeichnet werden könne.« Das denn doch nicht. Und es ist »selbstverständlich, daß man in diesem Kaffeehausbetrieb, der doch so viele laufende Kundschaft besitzt, sich an einzelne Personen, die keine besonderen Wünsche äußern, nicht genauer erinnert«. Bedürfte es noch eines Beweises für die Größe dieses Betriebs, so wäre er hier gegeben. Was aber die bekannte Aufmerksamkeit des Personals betrifft, so kann versichert werden: »Vom letzten Tage selbstverständlich ist bekannt, daß er ruhig und heiter mit seiner Kollegin die illustrierten Blätter durchblättert. Auch als er das Kaffeehaus verließ, zeigte er keine besondere Erregung.« Da geht er hin, dachten die Marqueure, gleich wird er den Raubmord im Hotel Bristol arranschirn und nix laßt er sich anmerken... Eine analoge Wahrnehmung gibt auch die Gesangslehrerin des Mörders zu, nachdem sie der Präsident gefragt hat: »Konnte man ihm damals in der letzten Stunde, die er am Tage des Mordes genommen, ansehen, daß er sich zur Assistenz an einer blutigen Mordtat begibt?« Durchaus nicht, er hat sich ver-

stellt; sie hätte ihn durchschaut, wenn er selbst der Täter gewesen wäre. Ganz ahnungslos dagegen war die Versicherungsgesellschaft, bei der der Täter, der damals noch David hieß und eine Seele von einem Menschen war, angestellt gewesen ist. Sein Vorgesetzter sagte einem unserer Mitarbeiter: »Ich bin starr! Ich verliere den Glauben an die Menschheit, wenn so etwas möglich ist! Ich und die Bürokollegen Davids hätten für seine Unschuld die Hände ins Feuer gelegt.« Die Versicherungsgesellschaft, deren Prokurist verhältnismäßig spät den Glauben an die Menschheit verloren hat, erst im vierten Kriegsjahr nach der Ueberführung des Emo David, ist zum Glück keine Feuerversicherungsgesellschaft. Die Presse aber schwankte keinen Augenblick, David preiszugeben, und ging so weit, ihn mit einer Rücksichtslosigkeit nach allen Seiten den »Strategen des Mordes« zu nennen, der »mit der Vorsicht der Feigheit es vermied, mit dem Blut seines Opfers in Berührung zu kommen«. Dieser mutige Griff, durch den zwei Vergleichswelten überraschend zur Deckung gelangten, glückte ihr auch mit dem geheimnisvollen Schlüssel, der in der Mordaffäre eine Rolle spielt. Nachdem der Schlüssel gefehlt hatte, der Schlüssel verleugnet worden war, der Schlüssel verschwunden, der Schlüssel gefunden, der Schlüssel im Überzieher vergessen und schon von einem Geheimnis des Schlüssels die Rede gewesen war, hieß es, daß der Schlüssel des Geheimnisses nunmehr vorhanden sei, denn dieser Schlüssel war das Fehlen des Ueberziehers, in welchem der Schlüssel war, dessen Geheimnis nunmehr tatsächlich aufgeklärt schien. Trotzdem behält die Affäre ihr Rätsel, wie überhaupt jeder Wiener Mordfall einen gewissen Schleier, sein gewisses Quisiquasi auch nach der Entdeckung nicht abzulegen pflegt. Die zahlreichen Nichtbeteiligten, die bei solchen Gelegenheiten in die Aktion verwickelt sind, handeln wie unter dem Banne einer Mitwisserschaft und unter der Verpflichtung, sie erst nach Preisgabe des Opfers zu verraten. Sie benehmen sich wie der Chor, der eine Operettenhandlung mit jener verständnisinnigen Teilnahmslosigkeit begleitet, zu der ihn fünfhundert en suite-Vorstellungen berechtigen, und was da auftritt, Gäste, Kellner, Hotelbedienstete, Passanten, Gefolge, um ein paar Schwimmtempi des Entsetzens zur Handlung beizusteuern, bewegt sich nicht anders, als ob es an der Todesstarre des Opfers beteiligt wäre. Kein Zweifel, daß die klisierte Art, in der diese Erzählungen und Mitteilungen von Augen- und Ohrenzeugen mit Glas- und Wachsohren gehalten sind, den lebendigen Inhalt einer Wiener Begebenheit ebenso zuverlässig wiedergibt, wie die hinreißend starren Formen unseres Meisters Schönpflug die Fülle einer Welt, die eines Tages von selbst in Einrückendgemachte und Tachinierer zerfiel. Auch die Episodisten, der brave Vater des entarteten Kurt Franke, dessen Verbrechen von der Presse als eine Frucht der von ihr geförderten Kinoerziehung durchschaut wird und der zu ihm die Worte spricht: »Aber Vater, wofür halten Sie mich denn? I' w e r d' doch n i t a s o w a s t u n«, das freiherrliche Ehepaar Vivante, das pantomimisch im Hintergrund die aufbewahrten Goldstücke zu zählen hat, sie alle

spielen nur die Rolle von Geschöpfen, denen der Odem von einem Polizeioffizial eingehaucht ward. Bei allem berechtigten Stolz auf die Mondänität eines Falles, der einmal nicht auf dem Elterleinplatz, sondern auf der Ringstraße spielt, darf man nie vergessen, daß wir doch im Bereich einer Schöpfung leben, in der das Weib eine »Prifate« ist, zumeist eine Hilfsarbeiterin, während der Mann sich schon bei der Verabreichung des Schandlohns der späteren Einwendung des groben Undanks bewußt zeigt, wobei ihm ein »Vertrauter« hilft, welcher den Weg zum Baum des Lebens behütet. Liebes-Leid und Lust, Tod und Leben, alles entspringt und mündet hier in einem Amtszimmer der ungelüfteten Geheimnisse, und man kann von Glück sagen, daß der Mörder oder sein Opfer oder der Unterstandgeber oder Aftermieter, der Vorschubleister, der Kronzeuge in diesem Falle nicht Sikora heißt. Auf welchen Rostraum das Leben im Hotel Bristol heute angewiesen ist, zeigt das Protokoll mit der Emma Freifrau von Vivante:

Ich bin mit der Familie Emo Davits entfernt verwandt... Dieser verkehrte naturgemäß in unserem Hause in Wien, besonders seit Mitte 1917 kam er fast täglich zu uns ins Hotel, war etwa viermal wöchentlich bei uns zum Abendbrot. Er holte sich auch täglich zwischen 4 und 5 Uhr das Schwarzbrot und hatte, wenigstens äußerlich, das Benehmen eines Gentlemans. Die Earl kannte er schon seit sechzehn Jahren. Diese war unsere Vertraute, der Verkehr zwischen Emo und ihr naturgemäß ein herzlicher und vertraulicher.

Dieses Wort »naturgemäß« ist eine österreichische Zwangsform des amtlichen und volkstümlichen Denkens und bezeichnet das, was nicht auf den ersten Augenschein naturgemäß ist. Der scharfe Blick des Vertrauten dringt durch alle Falten. Eine Bedienstete des Hotels erzählt, die Earl habe ihr am Vormittag ihres letzten Lebenstages mitgeteilt, sie sei vom Mörder eingeladen worden, mit ihm den Abend im Kaisergarten zu verbringen. »Sie freue sich, und wolle ihre besten Kleider anlegen, um möglichst schön auszusehen.« Ob es das ausgesprochene Motiv oder nur Interpretation ist, man spürt, wie hier das Protokollarische ein Leben bekommt. Das wahre Leben aber kommt erst in einen Mordfall, wenn die Betrachtung von einer höheren Warte einsetzt und die Untersuchung auf die Konfession des Mörders überzugreifen beginnt. Während die liberale Presse sich vor den Möglichkeiten, die der Name David ihr an die Hand gab, begründeter Zweifel an seiner Schuld nicht erwehren konnte und bereit schien, sich der Zeugenaussage zu entziehen, war für die antisemitische Presse der entgegengesetzte Weg der einzig gangbare und mit jedem Tage, der die Indizien häufte, wurde es ihr offener, daß der Mörder ein Jude sei. Als dann die Neue Freie Presse mit der Ueberführung Davids auch die Enthüllung seiner rein italienischen Abstammung melden konnte und der Mörder somit überführt war, eigentlich Davit zu heißen, da legte die Reichspost das umfassende Geständnis ab, daß ihr die Religion und der Stammbaum des Mörders gleichgültig seien. Um aber



die letzten Zweifel in dieser Richtung auszumerzen, war die Sonn- und Montagszeitung in der Lage, bekanntzugeben, daß Davit ein frommer Katholik sei, der es nicht unterlassen habe, die jährliche Beichte und sogar noch einen Buchstaben abzulegen: »Er heißt, wie uns mitgeteilt wird, tatsächlich Davi (ohne t)«, was immerhin viel ist, da er bekanntlich zuerst, als er noch David hieß, nur kurzweg D. genannt ward. Mit einem Wort, von welcher Seite immer dieses Wien einen Mordfall antritt, immer bleibt es Wien und immer hat es der Welt etwas Besonderes zu sagen. Das Besonderste aber an ihm ist die völlige Schamlosigkeit, mit der es seine Interessen aus dem Weltgeschehen heraushebt und im Angesicht des Weltmordes seinen Lokalfall auszuleben begehrt. Die Menschheit, die auf dieser Insel der Unseligen wohnt, glaubt wirklich, mit der zudringlichen Armut, die sie wochenlang von einem Raubmord leben läßt, weil er in der »City« passiert ist, die Aufmerksamkeit der Welt zu erregen. Diese unbeirr- bare Großstadtsucht, die noch aus einem Hotelmord Hoffnungen auf Hebung des Fremdenverkehrs schöpft, da sie selbst aus der Asche des Weltbrands einen verjüngten Suckfüll aufsteigen sieht, ahnt nicht, wie verächtlich sie einem Ausland erscheinen muß, dessen Städte unter Bomben und vor Kanonen ihren Geschmack an andern Lokalreizen längst geopfert haben und im Erleben und Gedenken des Ereignisses so vieler Saisons mortes Trauerwürde tragen. Die plaudernden, lachenden, flirtenden Korsobesucher und die vornehmen Fremden in den bequemen Korbstühlen, diese Untermenschheit, deren Blut- und Wissensdurst das Rinnsal der Lokalberichte ausschürft, kommt nicht auf die Idee, daß sie, da nur die Begebenheiten des Hinterlands ihr vorstellbar sind, noch eine Spur von Anstand beweisen könnte, wenn sie statt den Zufallsfakten einer zeitlosen Kriminalität lieber den täglichen Hungermorden hingegeben wäre. Des Todeszwangs wie jeder menschlichen Regung enthoben, wird ihr frontentfernter Schlaf von keinem letzten Schrei der Märtyrer, von keinem Gedanken an die schuldlosen Opfer der Maschinenwillkür wie der Militärjudikatur gestört; aber ihr furchtbares Ueberleben bleibt auch unerschüttert von den Kontrasten, die ihnen die Not vor das freche Gesicht stellt. Wo ist, da d i e ihnen nicht an den Leib kann, der Zuchtmeister, der dieses Gesindel zu Paaren triebe? Der kleine Junge mit dem Rucksack, den ungarische Grenzpolizisten über Waggondächer zu Tode jagen, ist keine Ringstraßensensation, aber wert, daß eine ganze Stadt Trauerfahnen aussteckt! Er hatte keine Zeit mehr zu spielen und seine Eltern hatten ihn um Kartoffeln geschickt, anstatt ihm in einem vornehmen Stadtgeschäft eine Handgranate zu kaufen. Mit solchem Spielzeug hätte er selber töten gelernt. Aber es müßte schon eine echte Handgranate sein, mit der man einen Korso aufscheuchen könnte, der im Krieg noch einen Mord und vor dem Weltuntergang noch eine Sensation braucht!

## DAS VERJUENGTE OESTERREICH

Das Wunder dieser Stunden vor dem Kehraus ist die scheinbare Unveränderlichkeit einer Lebensform, die sich auf dauernden Bestand eingerichtet hat und vorbei an der nur in Druckerschwärze erlebten Kriegshölle, vorbei an Lues und Läusen aus einer Friedenswelt in eine Friedenswelt herüberzuleben hofft. Wäre, wenn's mit rechten Dingen zuginge, die seit jeher fühlbare Erscheinung, daß nur Schwachköpfe und Windbeutel das öffentliche Interesse okkupieren, in solcher Verdickung derzeit möglich? Wäre es denkbar, daß hinter der Realität von Tanks, Flammenwerfern, Minen und Grünkreuzgranaten solch ein Gekröse im Nebel der Redensarten fortwuchern könnte und die Frechheit hätte, von »geistigen Waffen« zu reden? Daß die zweibeinigen Phrasen es wagen würden, unsern tausendmal erlebten Ueberdruß so schamlos zu ignorieren und als Entschädigung für allen tragischen Verlust dieser Zeiten, für den organisierten Raub an Gut und Blut, für den gottlosen Eingriff in Glück und Leben und alle Schicksals- und Schöpferrechte sich selbst uns anzubieten, ihr Nichts, ihr Minus, das, an unser Dasein angehängt, es bankrott macht? Die Qual der Sicherheit, im täglichen Zeitungsblatt die Anwesenheit dieser Konkursmasse festzustellen, den täglich überbotenen Exaltationen dieser von Fibelromantik geblähten Saldokontowelt, diesem Gefühlsbarock einer ausgearteten Mechanik beizuwohnen, ist wahrlich ein grausameres Verhängnis als alle Schmach, die die infamste aller Zeiten den Körpern angetan hat. Hunger ist nichts neben dem Erdulden der Vorstellung, daß gleichzeitig an Tafeln so etwas von so etwas gesprochen wurde und daß es Ohren gibt, die es gehört haben. Kam es aus Mündern? Sind diese Menschen wie wir geschaffen? Den Magen haben sie, wo wir das Herz haben. Kein Zwerchfell scheidet ihr Oben und Unten, darum erschüttert sie kein Gelächter über sich selbst. Wer aber, der lachen könnte, wo ein Treubund zum Vorwand für Nachtmähler dient, vermöchte das Erlebnis dieser reichsdeutschen Kollegenwoche, diese Orgie einer Verlogenheit, die die Welt noch immer für ein mit Butzenscheiben verziertes Warenhaus ansieht, nachzuschildern? Die grauenvolle Zuversicht einer Taubheit, die keine Stummheit ist, und einer Blindheit, die den Aschermittwoch des tragischen Karnevals nicht herankommen sieht, das Lallen eines Optimismus, der die Menschheit ringsherum für so verblödet hält wie ihre Wortführer, das unbewegte Anbieten desselben falschen Papiers, das Ehre, Vorsicht und der Ekel an solchen Versuchen hundertmal abgelehnt haben, diese unerschrockene Belästigung einer Menschenwürde, die sich mit den Händen nur die Ohren zuhält, weil sie noch nicht die Kurage hat loszuhaun — wer, der Nerven hatte, es zu überstehn, hätte die Kraft es abzubilden? Nein, es ist das Wunder dieser Stunden, daß die Larven und Lemuren, daß die längst Toten, denen wir den Untergang verdanken, ihm mit zuversichtlichen Mienen assistieren können, ja daß sie, von keiner Hohnfalte

des Schicksals oder der Satire in ihr Nichts gescheucht, uns eine verschönte Welt, eine erhebende Zeit, ja ein »verjüngtes Oesterreich« vorzuspiegeln wagen. Und für den unwahrscheinlichen Fall, daß die Zukunft dieser Welt und dieses Staates noch einige Aufnahmefähigkeit für die Möglichkeiten der Gegenwart übrig haben wird, sei ihr der Trinkspruch, den der Führer des geistigen Wien, ein ehemaliger Börsenjournalist, vor den Vertretern des geistigen Berlin gehalten hat, aufbewahrt:

Betrachte ich die Versammlung, so entrollt sich mir ein erhebendes Bild. Vor meinem geistigen Auge schweben die Genien der Freundschaft und der Treue. Der Bund, der vor mehr als 40 Jahren geschlossen wurde zur Abwehr habgieriger Feinde und zur Verteidigung unseres Seins, der Bund, um den der fürchterliche Weltbrand wütet, hat die Feuerprobe bestanden. Das Herzblut des Volkes hat den Bund besiegelt. Treue und Freundschaft den Bürgen und Zahlern. Rückhaltlos haben die beiden erlauchten Herrscher, die jetzt mit Krone und Zepter beliehen sind, den Bund als heiliges Erbe übernommen, in Treue gehütet und mit dem Volk in Waffen unerschüttert aufrechterhalten. Den beiden Fürsten, die den Willen und die Stärke des Volkes, dessen volles Empfinden und friedfertiges Sehnen verkörpern, den Trägern der staatlichen Machtfülle, bringen die Männer, die den Pulsschlag der öffentlichen Meinung hören, bringen alle, die hier im Saale vereinigt sind, in geziemender Ehrerbietung ihre Huldigung dar.

Um dem Ausdruck zu geben, gestatten Sie, daß ich Sie einlade, ein dreifaches Hoch auf Se. Majestät Kaiser Wilhelm II. und Se. Majestät Kaiser Karl I. auszubringen. Hoch! Hoch! Hoch!

Freundschaft und Treue, wiederhole ich, geben der heutigen Festversammlung das Gepräge. Sendboten unserer treuesten Freunde sitzen an der heutigen Tafel. Ich grüße die Herolde, die mit der geistigen Waffe für den Treubund kämpften, ich grüße die Abgesandten, ich kann sagen, die außerordentlichen Gesandten der reichsdeutschen Presse, wenn Sie wollen, des deutschen Volkes.

Aus der mächtig und prächtig aufgestiegenen Metropole und aus anderen uns trauten, blühenden Städten des deutschen Reiches, aus München, Frankfurt, Hamburg und Königsberg sind Sie nach Wien, in die altehrwürdige Stadt an der Donau, gekommen. »Deutsch ist der Strom, er brauste schon im Lied der Nibelungen«, so rief Anastasius Grün den Nord- und Süddeutschen zu, die im Jahre 1868 zum Schützenfeste sich in Wien eingefunden hatten. Auf deutschem Boden, wo das deutsche Lied aus dem deutschen Herzen klingt, heiße ich Sie, meine lieben Kameraden, von ganzem Herzen willkommen... Es ist ein bis in die ältesten Zeiten reichender schöner Brauch, daß Gesandte mit allem erdenklichen Prunk und Glanz empfangen werden. Diesen Prunk und Glanz bieten uns die hohen Staatswürdenträger und die vielen anderen illustren Persönlichkeiten, die unserer Einladung Folge zu leisten die Güte hatten.

Aus Freundschaft und Treue quellen Anerkennung und Dankbarkeit. Wenn die mordenden und sengenden Eindringlinge vertrieben sind und wenn kaum ein Stückchen unseres heimatlichen Bodens von Feinden besetzt ist, wenn wir bei aller Entbehrung und Entsagung, die ja auch unsere Widersacher bedrängen, in hoffnungsvoller Stimmung am häuslichen Herd sitzen dürfen, so danken wir diesen tapferen Soldaten, die mit ihren Leibern einen unüberwindlichen Wall um uns bilden, und den ruhmreichen Feldherren, die an der Spitze unserer Armeen stehen...

... Das Bleibende »in der Erscheinungen Flucht« ist die Presse. Ich sage nicht »der ruhende Pol«, denn die Presse ist ruhelos, in fortwährender Bewegung, sie ist das Perpetuum mobile...

Wir, meine lieben Kameraden aus dem Deutschen Reiche, sind zu jeder Stunde für den Treubund eingestanden, alle, ohne Unterschied der Parteien...

Lassen Sie mich mit einigen Versen aus dem Bundesliede schließen, das Ernst Moritz Arndt vor mehr als hundert Jahren ertönen ließ:

Es lebe alte deutsche Treue,  
Es lebe deutscher Glaube hoch!  
Mit diesen wollen wir bestehen,  
Sie sind des Bundes Schild und Hort.  
Fürwahr, es muß die Welt vergehen,  
Vergeht das feste Männerwort...

Ich erhebe mein Glas auf die unerschütterliche, unverbrüchliche Einigkeit der bundestreuen Presse im Deutschen Reiche und in Oesterreich-Ungarn. Hoch! Hoch! Hoch!

## OESTERREICHS FUERSPRECH BEI WILSON

Damit man an einem Beispiel sehe, von welcher Individualität sich die deutsch-österreichische Bürgerschaft die Lust zu diesem Kriege und hinterdrein die Reue hat beibringen lassen, sei die folgende Konfrontierung zweier Dreckseelen, die in einer Brust wohnen, einer schlecht unterrichteten Mitwelt dargeboten und an eine besser zu unterrichtende Nachwelt weitergegeben. Das publizistische Ungeheuer, dessen Feder die Prokura des Blutschachers geführt hat und dessen Wort, wenn nicht durch seine Feilheit, so durch die abscheuliche Klangfarbe einer zwischen Frechheit und Feigheit lebenden Gesinnung in die verhärteten Ohren dieser Zeit dringen müßte, der unsittlichste Vertreter der mitteleuropäischen Oeffentlichkeit hat durch Monate die hochherzige und weise Entschließung des Präsidenten Wilson als die Finte eines Pharisäers, als den moralheuchlerischen Vorwand eines Kriegsgewinners in allen Rassetönen beschrien und sein redlich Teil



der Schuld an einem aussichtslosen Blutverlust übernommen. Und zwar so:

Wenn aus der Botschaft Wilsons nicht hunderttausend Leichen herausstarrten, wenn sie nicht für Millionen neues Verderben, Krankheit und Hunger bedeutete, würde es verlockend sein, die Fertigkeit zu schildern.... Er will seinen Krieg haben.... Die vierzehn Friedensbedingungen sind auch ein Plan der künftigen Landverteilung.... Die Unwahrhaftigkeit von Grundsätzen, die nicht für das eigene Land und nur für andere gelten sollen, ist vielleicht auch Hochmut, der im Deutschen und Oesterreicher untergeordnete Wesen sieht.... Die Botschaft hat natürlich auch den Zweck, die Verhandlungen in Brest-Litowsk zu sprengen, eine Arbeit, die Präsident Wilson übernommen hat, wie schon früher aus mancherlei Beziehungen zu Petersburg zu merken war. Präsident Wilson verdächtigt und hetzt.

Dasselbe Individuum, das jedem veränderten Kurs mit dem Bekenntnis gerecht wird, daß man sich in einen eben noch begeisterten Gegner »hineindenken« müsse, weiß nun um Wilson wie folgt Bescheid:

Er ist eine Persönlichkeit... Er hat die Fähigkeit, die Einbildungskraft eines großen Landes zu erfüllen, und so ganz ist es seinem Willen Untertan, daß er nirgends Widerspruch zu fürchten braucht....

Das große Land ist natürlich Amerika.

Wir müssen versuchen, in Wilson uns hineinzudenken... Wir müssen uns vorstellen, daß Wilson aus seinem innersten Gefühle sich für berufen hält, den demokratischen Gedanken zur Regierungsform der Weltgemeinschaft zu erheben, und daß er für diese Politik, die sich bei ihm bis zum Glaubenssatze steigert, genau so einen Feldzug unternimmt, wie Gustav Adolf über die Ostsee nach Deutschland gekommen ist, um für die protestantische Religion im dreißigjährigen Kriege zu kämpfen... Denn jeder Mensch pflegt nach dem Antriebe seiner Natur zu handeln. Präsident Wilson hat puritanische Eigenschaften. Die vierzehn Punkte und deren Ergänzungen sind für ihn die neuen Gesetzestafeln für das kommende demokratische Zeitalter, und der Hügel, auf dem das Weiße Haus steht, ist der neue Berg Sinai.... Das Hochgefühl eines Erfolges wird Präsident Wilson haben. Die Entente mag sagen, was sie will; ohne seine Truppen, seine Lieferungen, sein Geld und seine Nahrungsmittel wäre sie jetzt in starker Bedrängnis....

Die puritanische Richtung seines innersten Wesens zeigt sich auch in dem fast biblischen Apostolat für ein mit Zwangsgewalt ausgestattetes Völkerrecht. Wenn das Recht eine Macht hätte, die größer wäre als die der Armeen, würde das Reich des beständigen Friedens anbrechen. Dann könnten die Rüstungen aufhören, die Schäden des Krieges rascher heilen, und die Summen, die für die

# Deutsche Ansichtskarte

Franz Josef Huber's Kunstverl.-Anst. - München.



*Wilhelm II.*

UNSER KAISER IN HARNISCH!

In Treue und  in Waffen fest!

„Wir Deutsche fürchten Gott  
und sonst absolut nichts und  
niemanden auf dieser Welt!“

Aus der Rede S. M. Wilhelm II., gehalten an Bord S. M. S. „Viktoria Luise“.

Truppen ausgegeben worden sind, der allgemeinen Wohlfahrt dienen. Das paßt so ganz zu seiner Persönlichkeit, dieses Hineinbohren in einen Rechtsgedanken, diese Erhöhung des Rechtsbegriffes und des Rechtsschutzes . . . Redlichen Friedenswillen kann er nicht verwerfen.

Helfe Gott, daß er es nicht tue. Aber wenn er es nicht tun wird — einen Fußtritt wird er doch, hoffen wir, übrig haben für solchen Fürsprech! Und für alle jene, die das Stahlbad, das sie gerühmt haben, überleben konnten und sich nun auch aus der kalten Dusche retten möchten!

## WELTGERICHT

Der bis zum letzten Hauch von Mann und Roß beschworene Glaube, daß die Welt Gott behüte am deutschen Wesen genesen werde, ist begraben. Die Hoffnung, daß sie vom deutschen Wesen genesen werde, lebt auf. Und gottlob auch die Hoffnung, daß es von sich selbst genesen werde, zurückfinden von dem seinem Wert und seiner Sprache ungemäßen Wahn zu sich selbst und seinen guten Geistern, vom Export zu dem Platz an der Sonne seiner Naturgaben. Ehre einem verunglückten Volk, das sich bis zur Erkenntnis aufgeopfert hat — Schande seinen Verleitern, mag nun Tücke oder Dummheit das größte aller weltgeschichtlichen Verbrechen begangen, das größte aller weltgeschichtlichen Opfer bewirkt haben! Das Erlebnis aber, daß eine Anschauung, zu der man sich als einer von den wenigen bekannt hat, von den vielen geteilt wird und fast gefahrlos geworden ist, und daß es nicht mehr den Kopf kostet, ihn behalten zu wollen; dieses überraschende Abenteuer eines völligen Kurssturzes der Phrase, des Eintretens in das letzte, bitterste und doch beglückende Stadium der Nibelungenreue; diese rapide Verwandlung des Kühnsten in das Selbstverständliche — enthebt mich nicht der Pflicht, es zu bekennen. Man bleibt doch immer der, der schon bei einem Durchbruch von Gorlice und noch früher, ja am ersten Tag dieses Spießrutenlaufs durch das Spalier der mechanisierten Phantasiearmut, an all diesen kriegverlängernden Siegen vorbei, entlang dieser Tobsucht einer Quantität, die nicht den Mut hatte, sich selbst zu berechnen — geahnt, nein gewußt hat, daß mit einer von keinem Shakespeare zu erreichenden tragischen Folgerichtigkeit die Befreiung aus dem Zwang des Idols erfolgen und daß eines Tages, leider noch vor dem leiblichen Jammer, die größere geistige Not beendet sein werde, die da geboten hat, aus der Verächtlichkeit eine Tugend, aus der Verhaßtheit einen Erfolg, aus der Nichtswürdigkeit eine Ehre zu machen. Wollte man in den Gespensterreichen dieser Lebensmittelmächte — gespensterhaft deshalb, weil hier Börseaner die Sprache der Gräfte redeten, und weil darin Macht war, Gräfte zu fül-

len, die Macht von Technik und Romantik in Einem, die Macht der sich automatisch entzündenden Phrase — wollte man heute hier eine Abstimmung veranstalten, welcher Mitteleuropäer wohl am weitesten von der Möglichkeit entfernt war, einen Wehrmann zu benageln oder gar einem eisernen Hindenburg etwas ins Auge zu stoßen oder dem Geschmack jener Tage sonst was zuliebe zu tun, wo Fibel und Chemie, Ornamentik und Organisation, Schwachsinn und Bestialität Schulter an Schulter ihre unnennbaren Offensiven gegen die Menschenwürde unternahmen — wohl wäre ich einer unter den wenigen, die in die engere Wahl kämen und denen nachgesagt werden müßte, daß sie sich weigernd und wehrend der heiligen Pflicht, diese unheilige Zeit zu vertreiben, entsprochen haben. Man wird mir, wenn man mir in diesen zweitausend Seiten der Kriegsflagge — einem Bruchteil von dem, was technische und staatliche Hindernisse mir begrenzt haben — keine positivere Leistung zuerkennt, immerhin das Zeugnis ausstellen, daß die schmutzige Zumutung der Macht an den Geist: Lüge für Wahrheit, Unrecht für Recht, Tollwut für Vernunft zu halten, von mir tagtäglich mühelos abgewiesen wurde. Denn der bessere Mut war der meine, im eigenen Lager den Feind zu sehen! Und wer die Furcht vor der wirkenden Macht nicht gekannt hat, dem, nur dem, steht es auch zu, kein Mitleid mit der gebrochenen Macht zu kennen. War doch die Gemütsverfassung, mit der ich mich vor das Angesicht dieser höchst subalternen Gewalttäter gestellt habe, durch alle Trauer hindurch, durch allen Schmerz und alle Scham hindurch stets die einer unbesiegbaren Heiterkeit. Und solche Zeugenschaft ist opfervoll genug. Denn gäbe es ein schwereres Durchhalten als lachen zu müssen, wo man aufschluchzend in den letzten Wald rennen möchte, den dieses organisierte Verhängnis noch nicht vergast hat? als das Unvermögen, einer Glorie, die in einer verelendeten, verhungerten, verlausten, verluderten Welt umging und in Rucksäcken ihre Lorbeern trug, die Glorie zu glauben? als den Fluch, standzuhalten diesem elenden Komplott von Schindern und Schiebern, das ein Volk mit dem Fusel des Schlachtruhms besoffen gemacht hat, um es abzuschlachten, und abgeschlachtet hat, um es auszurauben! Diesen Allerhöchstverrättern, die keinen Vorwand vaterländischer Ehre gescheut haben, um sich selbst zuliebe den schuftigen Griff in die fremden Lebensgüter zu begehen; die mit jedem Atemzug jene abgelebten Vorstellungen geschändet haben, in deren Namen sie über Leben, Glück, Jugend, Gesundheit, Freiheit, Ehre, Recht und Besitz der andern verfügten; hinter Fahnen ihr Diebsgeschäft betrieben und, herzlose Verwalter des feigen Maschinentods, die Menschheit an das Vaterland verraten haben und das Vaterland an ihre Niedertracht. Nun aber welche Wendung durch Gottes Fügung! Nun aber welche Atempause! Welch ein Lauschen auf den großen Hammer am Tor dieser Zeit; Welch ein Spähen nach dem Licht, das in die Nacht dieser geistigen Burgverließe dringt; Welch ein Beben in den Basalten, die nicht zu haben, Amerika es besser hat! Wenn dies keine Wende ist, hat der Planet noch keine erlebt! Wenn hier kein Fortinbras naht, hat es nie



Trümmer einer Herrschaft gegeben, war nie eine aus den Fugen gegangene Zeit einzurichten. Wie Horatio empfange ich ihn:

Und laßt der Welt, die noch nicht weiß, mich sagen,  
Wie alles dies geschah; so sollt ihr hören  
Von Taten, fleischlich, blutig, unnatürlich,  
Zufälligen Gerichten, blindem Mord;  
Von Toden, durch Gewalt und List bewirkt,  
Und Planen, die verfehlt zurückgefallen  
Auf der Erfinder Haupt: dies alles kann ich  
Mit Wahrheit melden.

Und werde, da sie alle schon, diese Macht- und Unrechthaber in der Nachbarschaft ihres Schicksals leben, dazu helfen, daß auch ihre Helfer, ihre Verführer, die Handlanger ruchlosesten Tagwerks, die journalistischen Rädelsführer dieses blutigen Betrugs, die Dekorateure des Untergangs, die Rekommandeure der Leichenfelder, die unfassbaren Berichterstatteer dieses tragischen Karnevals dingfest gemacht werden. Auch verbürge ich mich dafür, daß es dahin kommen wird, daß alle jene, die, soweit das Gehirnweichbild dieser Stadt sich dehnt und solange die Belange dieses Reiches reichen, eine der Blutpressen noch halten, für ehrlos erklärt werden. Weh dem, der den anonymen Henkern das neue Geschäft fördern wollte, ihnen, die nun, weil der wortgeborne Mord nicht mehr Gewinn, sondern Gefahr bringt, schon daran sind, die Menschlichkeit in eine Phrase zu verwandeln! Der panikartige Uebergang ganzer Divisionen von Tellerleckern zu Wilson, die elende Bereitschaft, die Konjunktur des neuen Weltgefühls auszunützen, wird weder die Parasiten des entthronten Ideals noch deren ganzen Anhang davor schützen, erkannt und nach den Verdiensten ihrer doppelt gezählten Kriegsjahre behandelt zu werden — und so wahr mir Gott helfe, ich werde es mir angelegen sein lassen, daß alle jene, denen vierzehn fernhintreffende Punkte heute fast so imponieren wie gestern ein Hundertzwanzig-Kilometer-Geschütz, für eine Auszeichnung bei der nun weltmaßgebenden Stelle »eingegeben« werden. Gewaltiger als die Reue über die Tat fasse uns der Ekel am Wort und nehme so Besitz von den Gemütern, daß wir uns nie wieder Gut und Blut von jenen unverantwortlichen Organen herauslocken lassen, die den Ruf des Vaterlands mißtönender wiedergaben und die sich nun unter den Stimmen des ewigen Friedens verstecken möchten. Wenn die große Zeit, die in unserer Zone die niedrigste war, nun endlich daran ist, eine große Zeit zu werden, so wird sie es uns sein, wenn wir dem unbrauchbaren politischen Hausrat mit einem zweiten Ruck auch allen geistigen Unrat nachwerfen, allen Trödel ausrangierter Vorstellungen und alles Inventar der professionellen Wortverbrecher und sie selbst! Es kommt der Tag, wo die Embleme und Ornamente der überstandenen Glorie uns zu übernächtigem Grauen anstarren werden wie Fashingsmasken und fahle Schminkgesichter bei Sonnenlicht. Aber wenn wir, großmütig wie wir Menschenkinder sind, weil wir um eines

Strahles der Freiheit willen gern alle Fieberträume der Nacht vergessen, die staatlichen Träger und Diener jener tödlichen Ideale par-donnieren möchten, und weil wir Mitleid mit ihrer Dummheit haben — Gott schütze uns vor der Gnade, die wir an die publizistischen Zwischenträger und Nutznießer vergeuden würden, an die Schriftgelehrten, die es schwarz auf rot gaben, als die Menschheit gekreuzigt wurde. Feder für Feder, Schuft für Schuft sollen sie uns das Blutbad, das sie uns gerüstet und gepriesen haben, ausgießen!

## DIE SINTFLUT

die ein Aktenstück heraufbeschworen hat — mag auch ihr strategisches Vorspiel beendet sein —, ist unabwendbar. Alles Märtyrertum dieser heillosen Jahre werde geweiht von dem Heldentum, welches der großen Vergeltung wissend entgegengeht, die als die Idee der blinden Naturgewalt Gerechte wie Ungerechte trifft. Die grauenhafte Offensive des Hungers, der Sturm Lauf der durch die unselige Erlaubnis geweckten und abgerichteten, durch ein fluchwürdiges Kommando zugleich niedergehaltenen und verstärkten, durch den Zusammenbruch der elenden Scheinmacht entfesselten Triebe: dies Chaos mag dunkler sein als einer jener Siege, die, mit Gott und Gas errungen, in geraubten Weinfässern ersoffen sind — Hand auf die Stelle, wo selbst dem Kriegsausbeuter ein Herz sitzen soll: ist das da nicht der Krieg als solcher? Der wieder in seine Naturrechte eingesetzte Krieg? Der Krieg, in dem nicht mehr die andern sterben, der Krieg, in dem nicht gelogen wird, der Krieg, den Hunger gewinnt, nachdem ihn Feldherrn und Diplomaten verloren haben, der Krieg, der beginnt, wenn die Generalstabsberichte aufhören? Hand auf das Herz, dessen Habgier vom Welttod Gewinn und Ehre nahm — denn Lügen hilft nur, wenn das Vaterland die andern ruft —: ist es zu Ende, wenn die Glorie auf dem eigenen Schindanger krepirt ist? Sind nicht nach der Auseinandersetzung mit dem »Feind«, der, ein Bundesgenosse der Kriegs-leiden, als Individuum immer nur unschuldigstes Opfer seines Mörders ist, sind nicht gemäß dem Diktat der unabsetzbaren Naturmächte alle Feindgefühle aufgespart für einen Haufen von Lands-genossen, die weitab von der Gefahr die Bestialisierung der Menschen bejubelt und bedichtet, die Effekte in Kinogenüssen und Zeitungstiteln erlebt haben und ihren Appetit von keiner Blutvorstellung verderben, von keinem Gedanken an fremden Hunger und an fernen Tod verringern ließen?

Nicht der Zusammenbruch von staatlichen Rumpelkammern und Kriegskartenhäusern, nicht diese Nochnichtdagewesenheit einer Niederlage vor dem Feind, sondern die panikartige Flucht des Vaterlandes vor seinen Beschützern zeichnet einen Ausgang, den die Ur-

heber einer auf Quantität eingestellten Handlung selbst bei völligem Minus an Phantasie hätten berechnen können, wenn dem von Lesebuchidealen erfüllten Staatsgehirn nicht auch das Einmaleins abhanden gekommen wäre und somit die Fähigkeit, die Quantitäten an Menschen, Maschinen und Mehl miteinander zu messen. Ueberschätzer der Menschheit hätten die Gefahr, die heute den gelernten Siegern droht, schon acht Tage nach Kriegsbeginn von einem Aufstand der Menschenwürde erhofft, und es stellt der seelischen Tragfähigkeit dieser Tiergattung ein bedenklich gutes Zeugnis aus, daß ihre Auftraggeber, die für die Erweiterung von Absatzgebieten über Leben und Glück von Millionen verfügt haben, erst nach mehr als vier Jahren und erst von einer Revolution des Hungers die Geschäftsstörung befürchten müssen. Nun aber, da meine Ansage, die Front werde einmal ins Hinterland verlegt werden, bis zu der Notwendigkeit einer Front gegen sie erfüllt ist, hat die Ideologie abgedankt, die durch ihre einzigartige Gewalt, Sachverhalte auszuschalten, dieses Unglück über uns gebracht hat, und jetzt, da wir sie stimmungshalber erst nötig hätten, da sich das Grauen nicht mehr irgendwo draußen abspielt, wohin wir zum Glück keine Reisegelegenheit hatten, von wo wir aber täglich auf dem Laufenden erhalten wurden, jetzt, da Sengen und Brennen zu einer Angelegenheit des Lokalberichts zu entarten droht, jetzt, da man die Einteilung, wonach die andern starben und die einen logen, brauchen würde, sperrt das Kriegspressequartier zu, versagt die Kunst, die das Durchhalten fremder Leiden ermöglicht hat, verläßt uns die letzte persönliche Qualität, die in diesem Krieg zur Entfaltung kam: eine blutige Welt schönzufärben.

Kriege sind von ihren Folgen unterschieden durch Beschließbarkeit und durch Abwendbarkeit. Die Folgen kann nur der Selbstmord abwenden, das freiwillig dargebotene Bußopfer mildern. So erwächst denn den neuen Vaterländern eine heilige Pflicht zu Schutz und Sühne zugleich. Wenn die neuen Vaterländer, deren Lebensfähigkeit schon von dem Ruin des alten gestützt wird, nicht mit Sünde beladen vor die Welt treten wollen, so mögen sie, vor dem Jux der Zertrümmerung alter Fassaden und vor dem Spiel der Erfindung neuer Wappen, unverzüglich daran gehen, der Rache der geschändeten Mannheit die Grenzen zu bestimmen und zum Schutze der Gerechten Anstalten zu treffen, daß die Ungerechten zwar mit ihrem wertlosen Leben, aber nicht mit ihrer wertvollen Beute das große Unglück, das sie angerichtet oder beifällig betrachtet haben, überleben dürfen. So mag man dazu schauen, daß alles vorbereitet sei zum Empfang jener, die sich der Staatskretinismus vor vier Jahren als die unter den Klängen der Burgmusik einziehenden Sieger vorgestellt hat, mit Auszeichnungen beladen und etwa noch mit Kriegsandenken: Russenlebern und Serbenohren, die ein katholisches Blatt den in der Heimat wartenden Lieben von den Braven im Felde versprochen hatte. Sie mögen, und zerbrächen sie mit den alten Adlern sich die neuen Köpfe, dafür sorgen, daß die im Geschmack der Zeitungsfibel heimkehrenden und nun in der Tat bang er-

warteten Helden vor allen in Betracht kommenden Bank- und Bauernhäusern Nahrung, Kleider, Schuhe und Barschaft vorfinden. Eine härtere Vergeltung als diese Lieferpflicht an die Ueberlebenden und als die wochenlange Angst vor jenen »Eigenen«, zu deren Abwehr dasselbe ruchlose Gesindel, das einst, long long ago »Gott strafe England« gebrüllt hat, heute den Feind herbeirufen möchte — eine Strafe, die im alttestamentarischen Sinn dieser Kriegshandlung auch dem rächenden Gedächtnis der Millionen Hingemordeten gerecht würde, wird der herzquälende Traum der Mütter und Bräute von einem Tod in Flammen oder Gasen auch den verruchtesten Akteuren und Claqueuren dieses Krieges nicht herabflehen.

Wohl aber bliebe, da alles programmgemäß verlaufen ist, und damit der tragische Karneval noch seinen Mittwoch finde, wo die Häupter mit geweihter Asche bestreut werden, die Veranstaltung eines großen Sühntags zu wünschen, welcher den mit Invaliden besetzten Tribünen die Demütigung der Generale, der besseren Kriegsgewinner, der schlechten Kriegsschreiber vorzuführen hätte, kurzum jenes ganzen Packs von Ferntöttern und Parforcejägern der Menschheit, dessen Lebensmut sich an gelungenen Durchbrüchen stärkte, das seiner friedlichen Tätigkeit nachging, die Brust voller Orden trug und aus Bordellen und Hauptquartieren Champagnerflaschen zum Fenster hinauswarf, während Millionen Sklaven dieser Ehrlosigkeit in Unterständen auf den Augenblick der Erlösung warteten, wo sie ihre Leiber vom Eisenhagel zerreißen lassen mußten. Nichts wäre so wirksam, um die Unschuldigen vor den Repressalien des Hungers zu schützen und vor der Elementarkraft einer Wut, die aus dem gestohlenen Glück, aus der überwältigten Menschenehre und aus vier beschmutzten Jahren nach Hause rennt, als das Arrangement der Vorführung jener Elenden, die zur Hinausschiebung des unentrinnbaren Endes und zur Fortfristung ihres verkrachten Geschäftes so viel Prothesen brauchten, als sie Orden haben wollten, und so viel Lügen erfinden mußten, als sie Läuse mobilisiert hatten. Ich, der keinen Augenblick seit dem 1. August 1914 sich einen anderen Endsieg als die Verwandlung der Erde in einen Dreckhaufen, keine andere Sühne als die Brandmarkung der Rädelsführer dieses größten Verbrechens der historischen Zeitrechnung vorgestellt, keinen Gedanken der Sympathie für ein Vaterland rotgestreifter Mörder und Diebe, gewalttätiger Kretins und entgegenkommen der Schufte gehabt und nie, vom konservativsten, patriotischsten Standpunkt aus, einen andern Wunsch als daß sich die nüchterne, fibelfreie, demokratische Zivilisation der Welt mit den zur Ausrottung dieser Unzucht, zur Abkürzung dieser Blutschande leider Gottes nötigen Behelfen armiere, auf daß sie dem grauen Elend den bunten Rock abziehe und dieses von einer lausigen Glorie ornamentierte Leben in die tabula rasa verwandle, auf der wieder Gottes Gras wächst — ich stelle keine härtere Friedensbedingung und erachte das Weltgewissen für befriedigt, wenn die Befehlshaber und Parasiten unserer in Tod, Not, Ruhm, Syphilis, Hunger, Dreck und Erzlüge verlorenen Tage,



wenn die Schinder und Schieber unserer Schulter an Schulter durchgehaltenen, gemusterten, einrückend gemachten, ausgebauten und vertieften Dummheit mit dem Leben und ein paar Ohrfeigen davonkommen. Den Tirpitz zu torpedieren, statt daß ihn das Bild der zwei Kinderleichen von der »Lusitania« durchs Leben begleite; unsere kühnen Luftsieger ihre Wirkungen auf der Erde auskosten zu lassen; die Ritter Krupp, Skoda und den romantischen Manfred Weiß zum Kirchenbesuch zu zwingen, wenn eine 120-Kilometer-Kanone zu arbeiten beginnt — wäre verfehlt, weil erfahrungsgemäß in solchen Fällen nicht die militärischen Objekte, sondern die anständigen Menschen getroffen werden. Wenn aber etwa den Munitionsfabrikanten feierlich eröffnet würde, daß sie den Gesamtertrag ihrer Tätigkeit zugunsten der Invaliden erworben haben und nur noch den Kriegsblinden die Füße zu küssen hätten, so würde ich selbst auf die Erfüllung meines Lieblingswunsches verzichten, Wilhelm II. und seine gesamten Söhne in der von den preußischen Hotelzimmerbildern bekannten Stechschriftübung in einen Käfig abrücken zu sehen. Die befohlene Linie ist erreicht.

Es ist erreicht! Ich, der an die von jenen Siegern geschändete deutsche Sprache glaubt, habe nie verschwiegen, daß ich für das einzige wahre Wort, das in diesen von einem Wolffbüro befriedigten Zeitläuften gesprochen wurde, jenes hielt, das ein russischer Minister am Kriegsbeginn gesprochen hat: daß dieser Krieg Oesterreichs eine Keckheit ist — und es nur durch die Feststellung ergänzt, daß dieser Krieg Deutschlands eine Frechheit ist, damit das bundesbrüderliche Verhältnis zwischen Räuber und Dieb, Gehäßigem und Verachtetem auch im Punkt der Kriegsschuld zur vollen Anschauung komme. Und ich verschweige nicht, daß ich noch ein wahres Wort aus österreichischen Blättern, am Kriegsende, empfangen habe, das des Czechenführers, der mit jener Schmucklosigkeit, die allein schon deutsche Hirne in Harnisch bringen kann, den klarsten Sachverhalt formuliert hat: daß für einen Krieg, der als eine Aktion der germanischen gegen die slawische Rasse ausgebrüllt wurde, seine Landsleute »keinen Blutstropfen freiwillig geopfert haben«. Die Frage, wieviel Blutstropfen die Deutschen geopfert hätten, wenn ihr Rassekrieg nicht zugleich ein Krieg der allgemeinen Wehrpflicht gewesen wäre, muß in einer Welt, die mit solcher Schmach auch die Pflicht zur Lüge auf sich nimmt, unbeantwortet bleiben. In einer österreichischen Welt, die Bomben in Belgrad, und in einer deutschen Welt, die Bomben auf Nürnberg herstellt, wenn sie sie braucht, und die beiderseits auf Gedeih und Verderb das Blaue vom Himmel heruntergelogen hat, um die Erde rot zu machen, und dabei die Keckheit und die Frechheit hatte, den Ehrenmann unter Staatsmännern, dessen Gestalt abwehrend vor dieser Kriegsschande stand, zum »Lügen-Grey« zu verunstalten. Nie habe ich mich in dieser patriotischen Pestluft anders als mit offenen Augen und zugehaltener Nase bewegt! Hätte dieses Vaterland, dem ich über alle Maße geistiger Kriegserlaubnis hinaus meine Ueberzeugung in sein Doppelgesicht gesagt habe, es

gewagt, meinen Körper anzutasten, ich hätte vor Gott und beim Feldwebel keine Erleichterung dieser Schmach gegen eine Belastung meines Gewissens eingetauscht und der hieramts durch Feigheit gemilderten Tücke bewiesen, welche Gedanken auch der Zwang noch erlaubt und welche man der eigenen Menschheit gegen ein fremdes Vaterland schuldig ist! Ich habe in all den Jahren, da Fibelverbrecher schalteten und Advokaturskandidaten sich ihnen für Enthebung vom Heldentod durch Henkersdienste gefällig zeigten, alle Märtyrer beweint, den Toten auf Feindesseite zuerkannt, daß sie, wenn nicht begeistert, wenn nicht freiwillig, doch im Joch einer Idee und nicht bloß eines schuftigen Willens und eines schlechten Geschäfts gefallen sind, und die belgischen Frantireure für Kämpfer gehalten. Nicht Grenzschwierigkeiten, sondern die Pflicht, vor dem eigenen Feind zu bestehen, das Bewußtsein, im Ertragen des gigantischen Ekels den teuern Opfern auf dieser Seite nahe zu sein, den vielfach tragischen, weil sie gegen dieselbe Erkenntnis, gegen die eigene Erkenntnis gestorben sind — nur dies hat mich, den Untertan der deutschen Sprache, verhindert, die Konsequenz einer Gesinnung zu ziehen, für deren Gefühl und Ausdruck ich von Unrechtswegen tausendfachen Tod durch die Hand eines Peultschmid verdient habe. Nicht vor dem höchsten Auditor, der einst über die Anstifter und Helfer einer Aktion richten wird, durch welche die Edelsten hingeschlachtet und wie ein Stück Aas irgendwo verscharrt wurden, wo der Tränenblick der Sehnsucht von Müttern, Bräuten, Freunden ein Heldengrab sucht — nicht vor Gott werde ich in Abrede stellen, daß der Kaiser als der erste verpflichtet war, den Fahneneid eines Kriegs zu brechen, dessen Ruhm von einem Schurkenstück der Technik geborgen, dessen Tapferkeit von der Feigheit anonymer Waffen und unsichtbarer Quantitäten ersetzt, dessen Ehre von der Kompagnie der Selbstsucht und der Wissenschaft erstritten wurde, und dessen Verrat ich, immer bereit, der Menschheit gegen das Vaterland, dem Freund gegen den Feind beizustehn, mit vollem Bewußtsein auf mein ethisches Gewissen genommen hätte! Und heute, da ich sagen kann und muß, daß nur die Erbärmlichkeit, deren eine schnöde Gewalt fähig ist, vor den Dokumenten ihrer Schmach und meines Zornes haltgemacht hat; heute, wo ich aussprechen kann, was in vier Jahrgängen der Fackel geschrieben steht, und was ich mit aller Pein der Kenntnis des Auslands entzogen habe, erkläre ich, daß ich, solange ich lebe, dafür besorgt sein werde, das Andenken wachzurufen jener Ungezählten, die für eine Regung kulturellen Abscheus vor dem Blutgeschäft glorreicher Diebe, und der Myriaden, die zur Erhaltung solcher Bestrebungen aus dem Leben gerissen wurden!

Und erkläre: daß ich den wildesten Aufzug befreiter Sklaven für ein geordneteres und Gott gefälligeres Schauspiel halte als den reglementierten Auftrieb von Menschenvieh zum Tod für die fremde Idiotie, für das fremde Verbrechen! Was immer die Zeit, die wohl größer ist als ihr Vorspiel, das im August 1914 begonnen hat, an Enttäuschungen und Leiden noch bringen mag; welche Fieberträume die Ablösung der





Berchtold

Phot. d'Ora



Macht, die Blut und Hunger schuf, durch Mächte, die den posthumen Kriegsgewinn erwarten, uns noch vorbehält; wie schmähhch sich der Tonwechsel jener offenbart, die, im schmutzigen Maul noch den Kriegsgesang, schon den radikalen Inhalt zur Phrase verrufen haben und im nachgemachten Zeremoniell fremder Revolutionen nur mehr Habsbürger gelten lassen; wie überraschend uns die Verwandlung des Kriegspressequartiers in eine Rote Garde kommen mag; wie verächtlich sich die Wagentürlaufmacher von gestern als Barrikadenbauer ausnehmen; wie schäbig die Bereitschaft aller Pöbelinstinkte und die Anschmarotzung der Schadenfreude an die Weltgeschichte anmutet, jene grundsätzliche Niedrigkeit, die nicht die Bedeutung des Sturzes erlebt, sondern sich an der Nichtbedeutung des Gestürzten erhöht; wie scheußlich die Identität solcher, die heute auf Doppeladler Jagd machen, mit jenen sein mag, die einst das Abreißen fremdsprachiger Firmatafeln betrieben haben; welch törichter Unfug es auch sei, Rosetten zu entfernen anstatt gleich Säbel in Verwahrung zu nehmen; wie unerquicklich die Freiheit durch eingeschlagene Fensterscheiben einzieht; wie lästig ihr die Freibeuter aller Gesinnungen zulaufen und wie eifrig die Siegfriede von der vorigen Woche die Republik annektieren; wie peinlich die Hysterie mit der Flamme, wie schrill der nationale Ton mit dem Weckruf der Welt vermengt sein mag — ich beuge mich ehrfürchtig vor dem Wunder dieser Erweckung, und erwachte die Welt erst durch den Tod! Und vor jedem persönlichen Schicksal, das mir noch im letzten Atemzug die Genugtuung gönnte, die schlotterichte Majestät einer gefallenen Kriegsgewalt zu schauen, die im Zusammenwirken von Glorie und Schurkerei gelebt und gegen ihren Plan durch Millionen Qualentode, durch die Labyrinth des Irrsinns, der Lüge, der Verseuchung, des sittlichen und leiblichen Schmutzes die Menschheit zur Besinnung auf ein gottgemäßeres Leben zurückgeführt hat!

## NACHRUF

»Vater, es wird nicht gut ablaufen,  
Bleiben wir von dem Soldatenhaufen.«

Schiller

... Nicht dies, sondern, daß die Kerle uns  
nicht totschießen, ist das Merkwürdigste.

Friedrich der Große  
bei einem Parademanöver

Man sollte glauben, dieses alles, mit Kunst,  
Wissenschaft, Tapferkeit und Ehrenpunkt, Le-  
ben und Habe, könnte einmal durch ein un-  
berechenbares Versehen in die Luft fliegen. Zu

solchen Ereignissen in großartigstem Stile dürfte, nachdem unser Friedenswohlstand dort verpufft wäre, nur noch die langsam, aber mit blinder Unfehlbarkeit vorbereitete allgemeine Hungersnot ausbrechen . . . .

Während jeder Zeitungsschreiber in der Regel nichts andres repräsentiert als das verkommene Literatentum oder verunglückte reine Geschäftswesen, bilden viele, oder gar alle Zeitungsschreiber zusammen, die ehrfurchtgebietende Macht der » P r e s s e « . . . .

Wie der Patriotismus den Bürger für die Interessen des Staates hellsehend macht, läßt er ihn noch in Blindheit für das Interesse der Menschheit überhaupt, ja, seine wirksamste Kraft übt er darin aus, daß er diese Blindheit, die im gemeinen Lebensverkehre von Mensch zu Mensch oft schon sich bricht, auf das eifrigste verstärkt.

Richard Wagner

Ich möchte was drum geben, genau zu wissen, für wen eigentlich die Taten getan worden sind, von denen man öffentlich sagt, sie wären für das V a t e r l a n d getan worden.

Es soll in einem gewissen Lande Sitte sein, daß bei einem Kriege der Regent sowohl als seine Räte über einer Pulvertonne schlafen müssen, solange der Krieg dauert, und zwar in besondern Zimmern des Schlosses, wo jedermann frei hinsehen kann, um zu beurteilen, ob das Nachtlicht jedesmal brennt. Die Tonne ist nicht allein mit dem Siegel der Volksdeputierten versiegelt, sondern auch mit Riemen an den Fußboden befestigt, die wieder gehörig versiegelt sind. Alle Abend und alle Morgen werden die Siegel untersucht. Man sagt, daß seit geraumer Zeit die Kriege in jener Gegend ganz aufgehört hätten.

Es macht den Deutschen nicht viel Ehre, daß a n f ü h r e n so viel heißt, als einen b e t r ü g e n. Sollte das nicht ein Hebraismus sein?

Ich kann freilich nicht sagen, ob es besser werden wird, wenn es anders wird; aber so viel kann ich sagen, es muß anders werden, wenn es gut werden soll.

Lichtenberg

## Orakel

»Sag an,  
wer wird in diesen Kriegen  
unterliegen?«  
»Der tapfere Mann.«  
»Der kann nur siegen!«  
»Wohlan!  
Weil er nur siegen kann.«

Worte in Versen

»O meine Bürger, welch ein Fall war das!«

Shakespeare

Durch die Nacht der Nächte, in der wir, hungernd und frierend, vom Schicksal als Deutsch-Oesterreicher gezeichnet, gebeugt von dem Fluch, Wiener zu sein, also nicht staub-, nur kotgeborne Wesen, uns fort-tappen müssen zum Frieden und an den Tag hin, wo die Notwendigkeiten des Lebens nicht mehr Denkproblem und Daseinsinhalt sein werden — leuchtet ein trost- und hoffnungspendender Stern: nicht mehr Oesterreicher zu sein! Die Glückesfülle dieses Bewußtseins, die den Jammer mit Freudentränen überwältigt, von gestern auf heute er-rafft, in der überraschenden Antwort auf ein »Wie gehts?« zwischen Bekannten, die sich neulich noch als Oesterreicher begegnen mußten, dies Erlebnis, seltener als eine Jahrtausendwende, kann durch nichts ge-trübt werden als durch den Namen des neugebornen Staates, der der Welt nach dem ganzen zentralmächtlichen Odium klingen wird, durch die mitgeschleppte Erinnerung an die Hölle der Jahrhunderte, durch solche Zeremonie pietätvoller Selbstbefleckung, womit er sich dem Verdacht preisgibt, nur eine Neubildung jenes welthistorischen Krebses zu sein, an dessen Ueberwindung der Erdkreis den Todeskampf dieser vier Jahre gewendet hat. Das Hochgefühl, zwar nichts auf der Welt zu sein, mit Sünden und Schulden vor ihr zu stehen, weniger als nichts, aber doch nicht mehr Oesterreicher zu sein, wird ferner beeinträchtigt durch die Enttäuschung aller, die dem befreiten Menschentum gern ein Fest gegönnt hätten: daß dieser aufgelöste Verein jovialer Scharf-richter, diese Gevatterschaft weltbetrügerischer Kräfte, deren Einheit in der Schändung des Heimatgefühls sämtlicher Nationen gewährleistet war, dieser bürokratische Alpdruck landschaftlicher Schönheit, diese k. k. und zum Ueberdruß noch k. u. k. Verunreinigung der Anlagen, die von Gott dem Schutze des Publikums empfohlen und vom Teufel als Privatbesitz einer allerhöchst bedenklichen Familie zugeschanzt waren, daß also dieser elende Staat, den man doch am treffendsten mit dem Schimpfwort Oesterreich bezeichnet, seine Auflösung nicht mehr erlebt hat! Er ist, eingedenk der Lorbeerreiser, die das Heer so oft sich wand, an der Glorie gestorben, ehe er in die Lage versetzt war, seine Niederlage in vollen Zügen, in jenen, von welchen noch die heim-kehrenden Soldaten fallen, zu erleben, und die Verantwortung für

diese letzte, größte Schurkerei eines Zwangs zum Tod für ein Vaterland, das nicht mehr existierte, hatte er füglich nicht mehr zu tragen. Wie dieses unwahrscheinliche Vaterland, nach dem Geständnis des unwahrscheinlichen Czernin, seine Märtyrer in einen Krieg schickte, von dem es wußte, daß er verloren sei, so zwang es sie noch zu sterben, nachdem er beendet und mit ihm das Vaterland selbst verloren war. So wäre der Perversität eines Verbrechens, welches bis zum Schlußpunkt das realste Leben dem nichtigsten Schein geopfert hat, eine Sühne phantastischer Art angepaßt gewesen. Wohl läßt sich über die Selbstausrottung eines sündigen Staates und über die Auflösung in seine Lumpenmoleküle hinaus ein welthistorischer Strafprozeß nicht führen und die Erhaltung eines Reiches zwecks persönlicher Teilnahme an seiner Vernichtung nicht denken. Dennoch ist es in diesem speziellen Fall, wo es sich um ein an Ausnahmzustände gewöhntes Staatswesen handelt, dessen Kriegerjustiz so häufig unschuldigen Greisen die Todesstrafe durch die Nötigung, das eigene Grab zu schaufeln, sohin durch die befohlene Zeugenschaft bei der eigenen Hinrichtung verschärft hat — es ist also ein schmerzlich empfundener Mangel des Verfahrens, daß eine Exekution nicht möglich war, der dieser greise Gewohnheitsverbrecher der Weltgeschichte zugleich mit sehenden Augen beiwohnen konnte, so daß er, wenn auch nur einen Tag lang vor dem sichern Ende, noch einmal die umfassende Schmach seiner Existenz, die volle Beschämung ihres Ausgangs, das ganze Maß seiner Züchtigung gekostet hätte. Für die Satansidee eines Staates, dessen Dasein allen Anforderungen physischer und sittlicher Reinheit widersprach, der, weit über die Zumutung europäischer Rücksicht für einen kranken Mann im Osten, das Aergernis eines unbegrabenen Leichnams im Hause bot, nein, durch sieben Dezennien der Welt das Schauspiel eines als Thronkaschierten Leibstuhls gewährte, worauf sich die legendäre Dauerhaftigkeit eines nicht mehr Vorhandenen breitmachte; für das frevle Unterfangen einer Autorität, die in unablässigem Regierungswechsel nur die Beständigkeit der europäischen Mißachtung gesichert hat und von der einen Reisepaß zu besitzen eine durch Schamröte vor dem Ausland teuer erkaufte Wohltat war; also für diesen Schlager einer Blutoperette: daß ein solcher von der Großmut zivilisierter Anrainer geduldeter Uebelstand der gesamten Umwelt Krieg angesagt hat, weil sein Prestige nicht vierundzwanzig Stunden länger den Zustand, daß sie sich die Nase zuhielt, ertragen konnte, und daß ein Dreckhaufe ein Ultimatum an den Mistbauer gestellt hat, um seiner Wegräumung um ein paar Jahre zuvorzukommen — für diesen tragikomischesten aller Präventivkriege war das Kaputtwerden eine zu geringe Sühne! Man denke nur, wenn man sich in der Enttäuschung an einem Sieger nicht genügen kann, der nach Millionen unsühnbarer Morde den vollen Ersatz für den durch einen räuberischen Mißwachs bewirkten materiellen Schaden begehrt — man denke nur einmal, was da durch die Eingebung herz- und phantasieverlassener Staatsbankrotteure über die atmende Welt verhängt worden ist. Ein Staat, der in seinen vielen Kir-



chen Gelegenheit hatte, jeden Tag auf den Knien Gott zu danken, daß er noch auf der Welt sei, und ihrer Aufmerksamkeit seine innere Schande keineswegs aufdrängen durfte; ein Staat, dessen Regierungsmaxime »Mir san ja eh die reinen Lamperln« wirksam nur durch den Vorsatz »Schön stad sein!« zu stützen war; dieser Schalanter einer Völkerfamilie; dieser alte Staatsfallot, dem zwar nie etwas erspart blieb, der aber doch stets mehr Kaiserwetter als Verstand gehabt hat; ein Hundsgemeinwesen, dessen Anspruch, die Welt mit seiner nationalen Mordshetz zu belästigen, ausgerechnet in der Gottgewolltheit des Pallawatsch unter Habsburgs Szepter begründet war, unter einem Szepter, dessen Mission es schien, als Damoklesschwert über dem Weltfrieden zu hängen; ein budgetprovisorisches Gebilde, dessen ewiges Völkerproblem nur durch die innere Amtssprache des Rotwelsch tunlichst zu lösen war und dessen Verständigung durch ein Kauderwelsch versucht werden mußte, wie es die hohnlachende Epoche noch nicht gehört hatte; dessen ethnisches Kunterbunt die Einheit einer undefinierbaren Kultur ergab, die dem europäischen Geschmack als die Spezialität einer gräulichen Melange mit Doppelschlag aufgenötigt und im Abort der Welt zur Anlockung der Fremden ausgelegt war; dieser Wiener Gemeindeschlauchtrommelwagenspritzenbegleiter, wenn's eh geregnet hat, und Staubaufwirbler, wenn's trocken ist; dieses hochlöbliche Chaos und wienerische Telephongespräch zwischen den Nationen; dieser gestutzte Doppeladler als Wahrzeichen von einer Mode, wenn halt die Völker Sekzession machen, weil man halt sonst nix machen kann; ein Unwesen, in allem Geistigen und Körperlichen windschief und deformiert, auf den Glanz hergerichtet und rettungslos verhatscht, dessen rebellische Lebensform, aus Manieren, Plakaten und Walzern brüllend, wie der Protest gefangener Rassen war, die so ihre Werte reklamierten, ihre Unwerte zu einem Monstrum aller Dialekte veruneinigt fühlten; dieses Unikum von viribus unitis aus siebzig Jahren, da ein Dämon der Mittelmäßigkeit wie eine Trud auf den Herzen der Völker lag, ihnen allen dafür das goldene Wienerherz einschupfend, da der in der Geschichte der Schöpfung beispiellose Fall sich begab, daß eine Nichtpersönlichkeit ihren Stempel allen Dingen und Formen lieh, so daß wir in allem was uns den Weg verstellte, in allen Miseren, Verkehrshindernissen, im Querschnitt jedes Pechs diesen Kaiserbart agnoszierten; diese angestammte Schlamperei, die das Justament zum fundamentum regnorum erkoren hatte; dieses graue Verhängnis, das sich durch die Zeiten frettet wie ein chronischer Katarrh und unsere Entwicklung glücklich von Schwind bis Schönpflug, von Lanner bis Lehar geleitet: dieses ganze blutgemütliche Etwas, dem nichts erspart blieb und das eben darum der Welt nichts ersparen wollte, justament, sollen s' sich giften — beschließt eines Tages den Tod der Welt. Mit einem Satz, der wahrhaftig die volle Bürde der Altersweisheit trägt und die ganze Würde des Schwergeprüften — kürzer als jeder Satz, der zur Brandmarkung des Ungeheuers dient —, mit einem Satz, dessen angemäße Tiefe nur darum echt war, weil der

Verfasser ein anderer war, ein Stilkünstler aus dem Ministerium, der glaubte und darum erlebte (der an die Fackel und dennoch an Oesterreich glaubte), mit einem Satz, dessen ausgesparte Fülle den Schwall aller Kriegslyrik aufwog: mit einem »Ich habe alles reiflich erwogen«, springt die Vergangenheit, die sich nicht zu helfen weiß, der Welt an die Gurgel. Und doch war nie etwas weniger reiflich erwogen, und Shakespeares altersberatener Monarch, der aus Hitze und nicht aus Kälte ins Verderben raste, ist daneben ein Gipfel staatsmännischer Erkenntnis. Ein Serbien, das keineswegs schuldig einer Tat war, auf der sich eben dieses greise Oesterreich bei kaum gehemmten Jubelgefühlen frisch ertappen ließ — eine ganze Welt, deren Kondolenz von einem Jahrmarktsfest, welches »Begräbnis dritter Klasse« hieß, ausgesperrt wurde: sie fanden sich plötzlich im Besitz eines Ultimatus, mit dem ein passionierter Selbstmörder seine Vernichtung angedroht hat, wenn ein anderer nicht binnen vierundzwanzig Stunden in die seinige zu willigen bereit war. Wohl, dieses Ultimatum Oesterreichs an sich selbst, binnen fünf Jahren vom Erdboden zu verschwinden, wenn Serbien nicht sofort bereit sei, seine Staatlichkeit auslöschen zu lassen, diese hirnverbrannte Zumutung, den Mangel an österreichischen Gendarmen in Sarajevo durch einen Ueberfluß an österreichischen Gendarmen in Belgrad wettmachen zu lassen, der tragische Scherz, der in jenem Blutrotbuch von der Unschuld, die die Forderung gestellt hat, zur jüdischen Anekdote gewendet wird: »Und wegen so einer Lappalie haben sie sich hergestellt und da ist der Weltkrieg ausgebrochen« — wohl, dieser gröbste Unfug der Geschichte wäre nicht möglich gewesen, wenn die Weltanschauung des »Wer' mr scho machen« nicht auf die Nibelungentreue des »Machen wir« hätte pochen dürfen. Es versteht sich von selbst, daß die Kapuzinergruft bei aller Begehrlichkeit allein nicht zu dem Gelüste fähig gewesen wäre, die ganze lebendige Welt zu verschlucken, wenn sie nicht ihren Rückhalt in der einzigartigen Verbindung mit jenem Warenhaus gehabt hätte, das die Zeit gekommen sah, der schon auf die rascheste Verbindung Berlin—Bagdad wartenden Kundschaft seine Pofelware anzuhängen. Die Ursache des Weltkriegs hat so viel Flächen wie er Fronten hatte: ob man aber von der österreichischen Hausmacht oder vom made in Germany her, von dieser oder jener Machie ausgeht, von Prestige oder Export, serbischen Schweinen oder Hohenzollern, hohen Zöllen oder gezogenen Schwertern, Habsburg oder Fertigware, Scheißgasse oder Platz an der Sonne — man wird unfehlbar zu dem Punkte gelangen, wo in Wahrheit die Kräfte aufgespeichert waren, welche die Explosion bewirken mußten, und eben das, was uns durch vier Lügenjahre zum Treffpunkt von russischer Eroberungsgier, französischer Revanchelust und britischem Neid gedreht wurde, offenbart sich als ein viel tieferer Mischmasch, als jene Furcht und Mitleid erweckende Tragödie, in der sich ein Geist, der nach dem Mittelalter, und ein Gefühl, das nach den Lebensmitteln orientiert ist, zu dem Gesamtkunstwerk einer mitteleuropäischen Lebensform manifestiert haben: ebenso anziehend in den Gestalten die-

ser kriegsgewinnerischen Erzherzoge wie in der Vision jenes schwertzückenden und seine Porzellanmanufaktur rekommandierenden Kaisers, der im Königlichen Schauspielhaus lernt, wie man in den Krieg zieht, bei Kempinski auftritt, um einen Kachelraum zu eröffnen, Bierhäuser im Geschmack der Walhalla träumt, Odin und Siegfried sich bei »Rheingold« soupierend vorstellt und eines Tags auf die Idee verfällt, seine Mannen auszusenden, um seinen Commis voyageurs den Weg in die Welt zu bahnen. Aus dem Chaos der Gleichzeitigkeit, aus dem Anachronismus eines Schiebertums in schimmernder Wehr, das dann wieder zur Bereinigung solchen Wirrsals giftige Gase ausströmt, ist der Weltkrieg entstanden, dessen Beginn nichts war als der letzte verzweifelte Ausbruch von Todeskandidaten und dessen Verlauf nichts anderes als die Exekutive des unumgänglichen Endes. Mochten wir, pochend auf jene »Organisation«, die als die feinste Blüte einer auf Krieg eingerichteten Geistesverfassung die völlig entleerte Seele Deutschlands seit Sedan vor der Welt beglaubigt hat, mochte, so angefeuert, unsere Käserinde von einem Staat ihr Milbenmaterial mobilisieren; mochten wir in einer der hiesigen Gemütslage ungemäßen, in ähnlicher Ekelhaftigkeit vom Ohr der Neuzeit noch nicht gehörten Tonart zwischen Berserkerwut und Börseanerlust von Sieg zu Sieg taumeln — das Ende, bis zu dem wir durchhielten, war unentrinnbar, und statt des Mutes, es durch Niederlagen zu beschleunigen, hatten wir die Dummheit, es durch Siege aufzuhalten. Das Ende davon ist ein solches Ende, daß wir nicht nur bis zum Ende, sondern noch darüber hinaus durchhalten müssen. Die Schieber hatten es uns so lange als möglich hinausgeschoben, und die Führer hatten den Kopf, den man ohnedies nicht bemerkt hätte, in den Sand gesteckt, in der Hoffnung, ihn so eher behalten zu dürfen. Aber deren Herz für die gefolterte Menschheit schlug und deren Patriotismus nicht die Hyänenhoffnung war, daß durch den Martertod von noch hunderttausend Mitbürgern sich vielleicht doch einmal die Kriegsanleihe rentieren werde — die bangten vor jedem Sieg der Zentralmächte; erbebtten und erbleichten, wenn jene verhungerte Proletenstimme die trostlosen Triumphe »beida Berichtee« ausrief; grämten sich durch vier Kriegsjahre, daß Oesterreich nicht im Herbst 1914 die Konsequenz seiner natürlichen Untreue gezogen hatte, wenn es schon nicht der eben unzulänglich mobilisierten russischen Armee damals gelungen war, uns weiter entgegenzukommen, um uns und der Menschheit unendliches Weh zu ersparen; erschrakten bei dem umgekehrten, dem verkehrten Gelingen von Gorlice und bei all dem kriegsverlängernden Zeitvertreib einer zum Niederbruch verurteilten und dennoch die Welt fortschröpfenden Glorie; frohlockten über das erste Heil an der Marne, das, was immer folgen mochte, die Entscheidung zugunsten einer schnöde überfallenen Zivilisation gesetzt hatte, eine Entscheidung, deren Gültigkeit durch diese fluchwürdigen Scheinsiege mit ihrer blutigen Realität und ihrer historischen Nichtigkeit aufgehoben, aber nicht aufgehoben werden konnte. Ich weiß nicht, ob es viele in Oesterreich und Deutschland gegeben hat,



die so empfunden haben. Ich habe so empfunden, nie solche Empfindung verhehlt und soweit es ging, ihr öffentlich, schriftlich und mündlich, Ausdruck gegeben. Daß ich am Leben bin, ist nicht der Ruhm protegierender Henker, sondern das Verdienst des Schicksals, das jene entfesselte Mechanik des Zufalls, die uns vier Jahre durch diesen Höllenspuk gejagt hat, einmal gewendet haben muß. Ich habe so empfunden, und weit entfernt, die Vaterlandsliebe als eine pathetische Gewinnchance aufzufassen, weit entfernt von dem schuftigen Drang, den Kronenkurs, diesen und jenen, durch Heldentode befestigt zu wissen, mein Gut durch das Blut der andern, durch das weitere Leiden auch nur eines einzigen Soldaten, durch die Beschmutzung auch nur eines einzigen Landsmanns, durch die Vergeudung von Glück und Zeit des Nebenmenschen vermehrt oder vor Entwertung bewahrt zu sehen, hätte ich im Gegenteil alles geopfert, Gold für Eisen gegeben, durchgehalten, Wehrmänner benagelt, schwarzgelbe Kreuzeln gekauft, Krieganleihe gezeichnet und jedes nur denkbare Scherflein zur Endniederlage beigetragen, wenn ich auf diese Art auch nur einer einzigen Mutter ihren Sohn hätte erhalten können, einem einzigen Mädchen ihren Geliebten, einem einzigen Freund den Freund, und doch war alles, was ich dafür tun konnte, daß ich inbrünstige Gebete während der Schlacht für die schleunige Waffenstreckung dieses absurden Vaterlands verrichtet habe, damit das sichere, durch keinen Sieg abzuwendende Ende nicht durch den Blutverlust jeder fernern, schrecklich vorgestellten Stunde aufgehalten, erschwert, verschärft werde, damit unser Grab nicht durch weitere Luftbomben und, wenn's denn ein Geschäft sein soll, durch täglich, endlos, versenkte Bruttoregistertonnen belastet sei. Und damit der Tag näherkomme, wo diesen nichtswürdigen Generalen, Monturdepoträubern, uniformierten Schleichhändlern und befehlenden Hurentreibern endlich die Rechnung präsentiert und der vaterländische Vorwand in seiner wahren Beschaffenheit gezeigt wird, unter dem sie die besseren Menschen zum Sterben und gar zum Töten zwangen. Aber ganz abgesehen davon, daß sich mein werktätiger Patriotismus in der Sorge um die wehrlosen Soldaten betätigt hat, die für Gott-erhalte zugrunde gehen mußten, für das Lebensgeschäft von Blutspekulanten in Tod und Jammer gepeitscht wurden, für die Champagnergelage in Hauptquartieren verhungert, für die Hochzeitsausstattung von Generalstöchtern erfroren sind; ganz abgesehen von meinem durchhaltenden Staunen über die menschenmögliche Erniedrigung durch die schäbige Regiegewalt eines Kommandos und über die Tragfähigkeit einer Komparserie des Todes, die nicht schon am ersten Tag dieses ganze Schinderensemble von Stabskretins, Auditoren, Handeljuden, Regimentsärzten und allerlei Hoflieferanten von Menschenfleisch auseinandergejagt hat; ganz abgesehen davon, daß die Menschlichkeit mit dem Gedenken aller befaßt sein mußte, die an allen Fronten Europas und Asiens im Joch der Schande oder im Joch der Pflicht, sie zu bekämpfen, so Unsägliches erleiden mußten — war es mein nie verhehlter Herzenswunsch, den Krieg bald zugunsten der Feinde be-



endet zu sehen. Denn nicht allein die Abneigung vor der Möglichkeit, daß die ungerechte Sache über die gerechte triumphiere, daß die Verbrecher an Serbien, die Einbrecher in Belgien am Ende statt der Strafe jene Palme davontragen, die ein delirantes Herrenhausmitglied schon in der Luft baumeln gesch'n hat — nein, ein tiefes Grauen vor den kulturellen Möglichkeiten, die ein Sieg der Zentralmächte, die Erhaltung der Zentralmächte eröffnen mußte: das war der Gemütszustand, in dem ich diese besoffenen Offensivzeiten, vor körperlicher Gefahr bewahrt, der geistigen preisgegeben, durchgehalten habe, ohnmächtig verzweifelnd an einer Staatlichkeit, die anstatt feierlich und rechtzeitig Selbstmord zu begehen, Glorie nimmt von der Tat eines Chemikers, durch die drei italienische Brigaden lautlos hinsinken, worauf die Durchbrecher in geraubten Weinfässern ertrinken, während Seidenwarenhändler im Nachtrab erscheinen und Filmtrupps die Schande für die nachrückenden Generationen aufheben, wonach ein christkatholischer Kaiser mit einem Erzherzog, dem man vergeben muß, weil er nicht weiß, was er nicht tut, Marschallsstäbe wechselt! Ein Entsetzen davor, daß ein Sieg solcher Geistesart zur Unterlage des Fühlens einer kommenden Welt werden könnte, der man mit »Saschafilms«, auf Schandblättern und mit jenen Dokumenten eines schmählischen Ruhmes aufwarten wollte, die in eigenen Anstalten von den vor dem Verrecken bewahrten Uniformträgern präpariert wurden; eine Furcht davor, daß die Erkenntnisse des Kriegsarchivs und die Wahrheiten des Kriegspressequartiers zur Quelle einstigen Bildungsdurstes werden könnten, daß ein eiserner Hindenburg noch nach fünfzig gemästeten Friedensjahren von solchen benagelt werde, die unter Umständen auch wieder mit Flammenwerfern zu hantieren verstehen, daß Conrad v. Hötzendorf ein Fibelheiliger, Manfred Weiß ein dramatisches Vorbild sei, auf der Ringstraße eine Viktoria erstehe, gegen deren Halbkugeln einer schlechtern Welt die Brüste unsrer Pallas Athene Gspäßlaberln sind; die Todesangst vor einer Elephantiasis jener hypertrophischen Mißkultur, die uns schon vor 1914 durch ihren Drang nach Quantität, durch ihren grundlosen Lärm, durch die bunte Qual ihrer Operetten und Plakate das Leben zum Krieg gemacht hatte; ein Schüttelfrost vor der Verdickung jener Couleur, die zuerst Berlin, dann Deutschland durch Berlin, dann Wien und schließlich Oesterreich durch Wien geschändet hat, vor der Ausgestaltung des Typus: Koofmich mit Hellebarde; der Abscheu vor den Explosionen von Siegern, die die denkbar schlechteste kulturelle Verdauung haben und nichts geistig schwerer vertragen als den Gewinn materieller Güter — ließ mich das Undenkbare befürchten. Aber auch das Mögliche hoffen: daß die durch Zucht wie Unzucht des Großstadtwahns verdorbene Menschenwürdigkeit von Menschen, die in Thüringen oder in den Alpen wohnen, daß ein an der Welt erkranktes deutsches Wesen, welches im Fortschritt sich selbst verlor, durch Abtreibung der Exportideale, durch politische Demütigung, durch Verarmung zu jener Tiefe zurückfinden werde, von welcher zur »Es ist erreicht«-Höhe des neudeutschen Typus etwa der

Weg von Claudius zu jenen lyrischen Gestaltungen des Wolffbüros war, in denen ein selbstgenügsames Gemüt sich nach getaner Versenkung oder ausgiebiger Belegung seiner Bravheit versichert. Welcher wahrhaft Gerechte empfände nach solch täglicher Scheinheiligsprechung, die Paris und London in Festungen verwandeln mußte, um die dortigen Säuglinge bei Nacht zu ermorden, nicht das innerste Bedürfnis, den Frevel der Lüge und der Tat in Armut zu büßen? Welcher wahrhaft deutsche Mann — und stünde er, wenn's ihn nicht mehr gibt, aus der Weimarer Fürstengruft auf — müßte nicht, und litte er darob Hunger und Kälte, vom Sieg der andern befriedigt sein? Und wer, der die Erde des Wienerwalds liebt, würde nicht, und sehnte er sich durch den finstersten Winter nach einem Frühlingstag in Hainbach, alle Lerchen beim Untergang Oesterreichs jubeln hören? Wäre all der Jammer, den wir nun durchhalten müssen, weil wir so verblendet waren, schon vier Jahre vorher durchzuhalten, nicht so winzig im Vergleich zu den unvorstellbaren Leiden der Millionen Märtyrer in den Schützengräben, der Zehntausende, die kein Licht haben, weil sie erblinden mußten, und die kein Feuer mehr haben, weil sie erfroren sind, so geringfügig auch im Vergleich zu den nie vorgestellten Leiden der Bevölkerung des von uns gemarterten Serbien und des von unseren Bundesbrüdern gefolterten Belgien; wäre das Los, ein paar Wochen in einer kalten und finsternen Wohnung zu sitzen, nicht so gleichgültig im Vergleich zu den sibirischen Wintern unserer Verwandten und Freunde, zu der jahrelangen Haushaltung in Kellern, die unsere Feinde dem Besuch deutscher Bomben vorzogen; wäre es selbst keine Phrase, den Siegern den Plan der »Brandschatzung« durch einen Gewaltfrieden vorzuwerfen, da sie ja doch nur die zivilrechtliche Sühne für eine reale Brandstiftung bedeutet; wäre es selbst nicht Christenpflicht, getrost allen Mangel an Feuer, Licht und Gas hinzunehmen für die Wirtschaft von vier Jahren, wo wir wahrlich zu viel hatten an Gas, Feuer und Flammen — selbst wenn das Nachspiel unverdient hart jene Unschuldigen träfe, die doch schuldig sind der Duldung der härtern Ungedühr, der größeren Schmach durch die vaterländischen Gewalten: selbst dann, und wenn die tyrannischen Allüren des Siegers nicht offensichtlich nur das deutsche Vorbild treffen, uns wie der Alpenkönig dem Rappelkopf die Fratze des Menschheitshasses im Spiegel zeigen wollten, selbst dann müßte der Sucher ursprünglicher Werte, der Freund der deutschen Sprache, der den verlorenen Menschenlaut in diesem Gebrause von Donnerhall und Betrieb bejaht, bekennen: So soll es sein, damit zwar die Welt nicht am deutschen Wesen, aber dieses endlich selbst genese! Und damit sein Genius der Welt wieder mehr zu bieten habe als ein Gift, das ihre Gasmasken illusorisch macht! Die Kunst sich zu freuen, die ein Schmock der Nibelungentreue zum Durchhalten in großer Zeit empfohlen hatte, jetzt ist sie brauchbar, wo die große Zeit beginnen könnte, jetzt wo Not auch den Wucherer lehrt, und den Pfaffen dazu, der keinen Anlaß mehr hat, für das Walten von Minen und Mörsern den Segen des Himmels herabzuflehen.

So elend können wir durch die Niederlage gar nicht werden, daß wir nicht reich entschädigt würden durch die Niederlage! Der Gewinn dieses Umschwungs ist so über alle Vorstellung ungeheuer, daß er mit den kleinen Maßen des Bewußtseins gar nicht zu bestätigen ist und eben darum vor dem Gefühl der unmittelbaren Verluste verschwindet. Welches äußern und innern Zuwachses sind wir nicht versichert durch den Zusammenbruch jener Vampirgewalt, die das Denken und Handeln der Generationen von Kindheit an besessen und den Müttern bei der Geburt des Sohns zum Schmerz die Furcht gefügt hatte! Die Todesangst durch ein Leben im Staatsgehorsam, die Bedingtheit in allem und jedem durch eine Macht, die uns eher als Gott über die Schwelle des Unerforschlichen weisen konnte, sichtbar und riechbar in den Spukgestalten eines Musterungslokals, in diesem Fiebertraum von Brutalität, Schmutz und Zufall, die viehische Möglichkeit einer Fleischbeschau an Menschen, die Musik im Sinn haben, für einen ihnen fremden und verhaßten Zweck — ein Menschheitsfaktum, das allein schon hinreichte, die Geschöpfe aller andern Sterne zur kosmischen Aechtung dieser Sklavenerde zu bestimmen —, die Infamie an Gott und Menschheit, die so ein Fahnneneid bedeutet, die Pflicht: Ehre, Ansehen und Alter von einem Feldweibel besudeln zu lassen, und die noch grausigere Schmach, daß solche Exekutive des vaterländischen Willens durch die Darbietung eines Guldens paralysiert werden kann, die Bestimmung des Menschen, »abgerichtet« zu werden für irgendeinen dunkeln, seinem Einfluß völlig entrückten Plan, wenn nämlich Staatskretins, die er doch bezahlt, Krieg beschließen sollten, und nicht nur sterben zu müssen für solchen Unfug, nein mehr, habt acht stehn, rechts schau'n zu müssen, so und so schreiten zu müssen, salutieren zu müssen, wenn ein durch und durch grau'nwürdiger Bube vorbeigeht — nein, wer nicht plötzlich wie ich gewahr wird, daß diese ganze irrsinnsgejagte Gesellschaft die Hand an die Stirn führt, um einander auf den Zustand aufmerksam zu machen, der hat nie wie ich gespürt, was für eine Zeit das war, und der spürt nicht, was ihr Ende bedeutet!

Ich war gewiß nicht einer Gesinnung verdächtig, die in einer Friedenswelt den Wert autoritativer Turnübungen für die zuchtlose Mittelmäßigkeit grundsätzlich unterschätzt hätte, wiewohl ich den Staat nur dann als Zuchtmeister anerkannt habe, wenn die tiefe Kniebeuge nicht ihm gilt, sondern den Weg für die erwartete Persönlichkeit frei macht. Ich bekenne mich jedoch fanatisch jedes scheinbaren Widerspruchs schuldig, der aus dem sichtbaren Widerspruch gegen die Natur folgt, in den sich die Autorität am 1. August 1914 begeben hat. An diesem Tage habe ich, wenn man's so verstehen will, weil man die tiefere Konsequenz nicht begreift, umgelernt — doch wahrlich nicht für diesen Tag und niemals seit diesem Tage! In einer Welt, die ich von dunklen Gewalten an den Abgrund geführt sah, konnte, ehe sie hineinstürzte, der Wunsch, daß »der Säbel recht habe vor der Feder, die sich sträubt«, Geltung bewahren. Als aber der Säbel der Feder gehorchte, war er verruchter als sie selbst! Der Kopfsturz des konservativen Gedankens



in ein Chaos, in dem er nur als der grausige Büttel einer ihm todesfeindlichen Weltansicht walten konnte, ist mein beispielloses Erlebnis an dieser Zeit. Zur Rettung des innern Gutes, das sein Wächter nie gehütet und nun so schmachlich verraten hat, bleibt nichts übrig, als die völlige Vernichtung aller autoritären Hülle, die längst nichts anderes war und in der Betriebszeit nichts anderes sein kann als der Unterschlupf aller Sünde wider den heiligen Geist. Die Gleichzeitigkeit von Thronen und Telephonen hat zu Gelbkreuzgranaten geführt, um die Throne zu erhalten. Sie müssen weg, um das technische Leben wieder dem Leben dienstbar zu machen. Die Alternative: Republik oder Monarchie wird nicht mehr vom politischen Geschmack, sondern vom unbeirrbaren Zeitwillen zugunsten jener entschieden und hat längst aufgehört, ein Problem zu sein. In Epochen, deren ungeistiger Drang auf die Unterstellung des Lebenszwecks unter das Lebensmittel gerichtet ist, zehrt die Monarchie innen und außen vom Leben, sie streckt alle Symbole einer übermateriellen Welt dem Geschäft vor und wir verarmen eben darum am Notwendigen, noch ehe Kriege als die ultima ratio des zeitverirrten Scheins es zu Rande bringen. Da durch die Monarchie, die den Geist irgendwo bejahren muß und also am falschen Punkte setzt, das Selbstverständliche zum Problem wird, so kann ihre Möglichkeit kein Problem mehr und muß ihre Unmöglichkeit selbstverständlich sein. Ihr Geist war zu Ornamenten abgezogen, die das Geschäft beleben sollten und Blut gekostet haben, mehr Blut, als er selbst in Zeiten wert war, da er einen Inhalt bedeutet hat. Was fange ich mit einem Monarchen an? Er ist mir nur, ich spür's in meinem Schreibzimmer, der höchste Vorgesetzte meines Kohlenmanns, aber er setzt mir ihn nicht in Gang. Präsident der Republik kann meinetwegen dieser selbst sein — wer immer: 's wird eher Kohle geben. In der Republik, die den Staat als den Konsumverein bejaht, wo sich das Essen von selbst versteht und nicht jene Gnade bedeutet, für die man mit Ehrfurcht dankt, also mit einem Gegenwert, den man nur Gott und dem Geist schuldet, in der Republik sind die Menschen so schlecht und so dumm, wie sie sind, aber von keiner Schranke gehindert, den Zustand zu heben. Die monarchische Macht muß, um zu bestehen, die Menschen dümmer und schlechter machen, als sie sind. Sie zehrt den inneren Vorrat auf, um uns den äußern zu geben, nimmt den äußern, und anstatt daß wir durch die Bestellung des Lebens leichter zu uns selbst gelangten, finden wir zuletzt in uns nichts vor und nichts mehr außerhalb. Und daß, wo nichts ist, auch der Kaiser das Recht verloren hat, diese Erkenntnis ist schließlich der wahre Gewinn aus dem Zustand, und der heißt dann Republik. Vor allem Denken stand das hindernde Bewußtsein, daß es Kaiser gibt, aber die leere Seele und der leere Herd zeugten für das angestammte Uebel. Mangel ist der Ehrfurcht hinderlich, die den Ueberfluß nicht zuließ. Wir müssen wieder Gott, wir dürfen nicht mehr dem Staat für die Dinge danken, zu deren Beschaffung er da ist und von uns bezahlt wird. Die Gotteslästerung der Idee, daß der Mensch für den Staat da sei, hat ein Ende mit Schrecken gefunden.



Wehe dem Bäcker, der für unser tägliches Brot, das wohl Gottes Gnade, aber seine Pflicht ist, als Majestät verehrt sein will! An der Ueberschätzung dieser Dinge sind sie uns ausgegangen. Ein zu großer Teil der Menschheit hat sich als den Vorgesetzten des Rests aufgespielt und davon gelebt, sich zwischen uns und unsere Notdurft zu stellen, anstatt sie uns zu verrichten. Wenn wir in diesem Punkt klar zu sehen beginnen, werden wir uns nach den fleischlosen Töpfen der Monarchie nicht zurücksehnen und uns dadurch allein eine bessere Zukunft sichern, daß wir uns die meisten Beamten und alle Offiziere ersparen. Das unheimliche Symbol des Zauberlehrlings, der den Besen zum Herrn über sich selbst gesetzt hat und einer Sintflut nicht mehr wehren kann, ist als Warnung vor einem Leben gestanden, welchem die Behelfe den Zweck verdorben haben; im Erlebnis büßt es die Sünde einer Zeit, aus der der alte Meister sich doch einmal wegbegeben hat. Dies gilt von dem Fluch, den der Zauberbesen der Technik über uns gebracht hat, es gilt aber auch für das System, das die animalischen Instrumente, die Mittler und Händler, in die Weihe einer Lebensverfügung eingesetzt hat. Herr, die Not ist groß! Die wir riefen, die Geister, müssen wir radikal und ein für allemal los werden, wenn anders die Katastrophe dieses Kriegs nicht auch die Zukunft uns ersäufen soll. Das Lehrgeld des Zauberlehrlings müssen wir bezahlen. Und das Wesen unseres besondern Chaos ist, daß wir er und der Stock zugleich waren und jeder von uns in beiden Gestalten, als Verwirrer und Verwirrter, das Unheil mehrten. Was die Beamten anlangt, die in diesem glücklich ersoffenen Haus Oesterreich den Anspruch erhoben, daß die Eigenschaft der Dummheit allein schon gottähnlich mache, und die sich als die unmittelbaren Stellvertreter jener Macht fühlten, durch welche die Welt tatsächlich erst da war, nachdem der Schöpfungsakt erledigt war, was diese perfekten Hüter einer naturwidrigen Ordnung betrifft, so wird es gewiß schwer genug fallen, sie — in die Ecke, Besen! Besen! Seid's gewesen — zu Dienern unserer Notdurft zurückzubilden. Den Offizieren, die der bunte Vorwand waren, um uns diese abzugewöhnen, bleibt nichts übrig, als zu der Verlustliste der Menschheit mit dem Opfer ihres Berufs beizusteuern, dessen eigentliche Tragödie es ist, überflüssig zu werden, anstatt es längst gewesen zu sein. Der Katzenjammer beim Anblick von Farben, die einen so peinlichen Kontrast zur greulichen Erinnerung und zur düstern Gegenwart bilden, hat keine Tendenz gegen solche, die aus dem redlich mitgetragenen Sklavenelend dieser Jahre heil zurückgekehrt sind. Wenn sie sich jetzt von ihm betroffen fühlen, so mögen sie eine Schwäche büßen, die sie den Konflikt zwischen einem vorzeitlichen Begriff von militärischer Ehre und den Anforderungen eines durch und durch ehrlosen Handwerks neuzeitlicher Kriegführung oder der willenslosen Duldung täglich durchschauter Schmach nicht eher austragen ließ. Niemandem fällt es ein, den Sklaven einer verfluchten Pflicht und Teilhabern einer sinnlosen Gefahr zu grollen, wenn die Zeit, die das nackte Leben retten möchte, gegen die Reize einer Uniform glücklich abgestumpft ist. Die ermüdende Albernheit des Ein-

spruchs, man dürfe »nicht generalisieren«, die zudringlichen Proteste von hohen militärischen Seiten, die es nicht mehr gibt, wiewohl sie wahrhaftig keines Heldentods verblichen sind, die tägliche Mobilmachung einer so gründlich abgerüsteten Berufsehre beruht auf dem Anspruch, dem Hinterland noch heute imponieren und es über die Verteilung von Lorbeer und Lasten dieses Kriegs betrügen zu dürfen. Wenn »generalisieren« — dieses einzige Fremdwort, das den Weltkrieg nicht zu überleben verdient hat und das im Munde aller Minister für Landesverteidigung und Landespreisgebung doch nicht zu Tode malträtirt worden ist — etwa so viel wie stehlen heißt, sich auf Staatskosten Villen einrichten, mehr Wäsche beziehen als im Frieden, den Krieg auch im Hinterland als eine Gelegenheit für Beute auffassen, oder für Umsetzung der Macht in sonstige Werte, das Alphabet der Menschheit nach A-, B- und C-Befunden buchstabieren, zwischen denen Spielraum für Gefälligkeit oder Grausamkeit bleibt je nachdem, frontentfernte Blutsverwandte haben, für ein Kilo Filz dann und wann auch einen Fremden vom Heldentod entheben, Nierenkranke verhöhnen und zur Kur ins Stahlbad schicken, mit Sterbenden Salutierübungen vornehmen lassen, Fasane fressen wenn der gemeine Mann heut Salvator'sches Dörrgemüse mit Würmern hat, Champagner trinken, wenn er Abspülwasser bekommt, Soldaten anbinden und Berichterstatlern die Ehrenbezeugung leisten, für den Ganghofer ein Gefecht veranstalten, bei dem sechzehn von den Eigenen durch zurückfliegende Geschützböden getroffen werden, von der Schalek sich über das Ausputzen von Schützengräben informieren lassen, Advokaturskonzipienten mit Todesurteilen beauftragen, angeblich erst Vierzehnjährige durch eine Untersuchung der Zähne galgenreif machen, von allen Menschenrechten nur noch das auf Entlassung anerkennen, die Schöpfung in Menschenmaterial und sonstiges Material einteilen, aus Sibirien heimkehrende Wracks monatelang hinter Stacheldraht beobachten, um sie dann erst einrückend zu machen, beim Bridgespiel Vorstöße anordnen, auf der Flucht einen fehlenden Uniformknopf beanstanden und der Ordnung halber einem Kranken ein Zeltblatt von der Tragbahre wegnehmen, weil's ins eigene Auto regnet, statt der Mannschaft sein Klavier in Sicherheit bringen, und hinterdrein das alles ableugnen — wenn etwa dies und das und noch etwas generalisieren heißt, so bin ich allerdings auch der Ansicht, daß man nicht generalisieren darf. Aber es sind ja nur Einzelfälle und man darf nicht generalisieren. Ueberdies haben wir von zuständiger Stelle, nämlich vom gewesenen Armeeoberkommando gehört, daß das Generalisieren auch unfehlbar alle jene trifft, »die ihre Pflichterfüllung mit dem Tode besiegelt haben oder als Krüppel weiter durchs Leben wandern müssen«, ein Los, das bekanntlich den Angehörigen des gewesenen Armeeoberkommandos und seiner Filialen erspart geblieben ist. Es war aber, da ja die Ressorts eben getrennt und Kompetenzstreitigkeiten tunlichst zu vermeiden sind, immer die Lebensaufgabe jener, die in den letzten Jahren in Baden zur Nachkur geweiht haben — die wohlthätigen schwefelhaltigen Quellen sind für Rheumatiker so indi-

ziert wie die Teschener Milchkur —, auf das beispielgebende Verhalten jener hinzuweisen, die in der gleichen Zeit gesund genug waren, sich an Sturmangriffen zu beteiligen. Wenn sie dabei zufällig gestorben sind oder schon bei der Generalprobe von der eigenen Handgranate — die eben nur aus Kriegsmaterial hergestellt war — zerrissen wurden, so darf man nicht vergessen, daß Krieg Krieg ist und daß man nicht generalisieren darf. Oder eben nur, um in Bausch und Bogen auf die vorbildliche Ordenswürdigkeit der in der Stabsmenage Hinterbliebenen hinzuweisen. Auch ist zu bedenken, daß zwar die Lebensmittel, die im Krieg ausgehen, jenen, die ihn führen, nur dort erreichbar sind, wo sie nicht so leicht in Feindeshand geraten können, wo es aber oft strapaziöse Telefongespräche kostet, um die Aufopferung der eigenen Regimenter durchzusetzen. Die Toten, die mit ihren Schadenersatzansprüchen von einem Vaterland, das auch nicht mehr lebt, auf die Fibel verwiesen werden, haben es besser. Fraglich bleibt nur, ob beim Generalisieren sich die Krüppel mit größerer Genugtuung an die Generale erinnern werden oder an jene, die deren Tätigkeit wenigstens zu einer Zeit charakterisiert haben, als der Säbel, aus dem Dienst der schlechten Feder entlassen, der guten nichts mehr zu verbieten hatte. Die Voranschickung der Toten und Krüppel in den Kampf um die Ehre, das einzige, was bekanntlich dem Berufsoffizier geblieben ist, entspricht einer alten militärischen Tradition jener Kreise, bei denen selbst diese Gabe nur in verschwindenden Mengen vorkommen dürfte, so daß eine Requisition, etwa für den Zweck der Wiederaufrichtung des Berufs, nur ein schwaches Ergebnis zeitigen würde. Wenn wir vollends hören, daß die Verteidigung »denselben liebenswürdigen, bescheidenen, dienstesfrohen und anspruchslosen Offizieren« gilt, »auf die wir Oesterreicher immer so stolz gewesen waren«, weil sie »Blut von unserem Blute, Geist von unserem Geiste« sind, so müssen wir geradezu die Bitte aussprechen, nicht zu generalisieren. Besonders, was das Blut, und auch was den Geist anbelangt. Denn in solchen Momenten, wo wir uns vom Geist der Sirk-Ecke umwittert fühlen, stellt sich unfehlbar das tödliche Wort »Mullatschak« ein, welches denn auch der deutschösterreichische General, dieser von einem neuen Geist berufene Boog, pünktlich zur Entschuldigung jener harmlosen Spielart ins Treffen führt, die halt aus Feschaks besteht, die Fülle der österreichischen Dialekte um den liebenswürdigsten Jargon bereichert hat, der jeden Satz mit »Weißt« beginnt, und, man kann's ihr nicht verübeln, Krieg ist Krieg, manchmal über die Stränge geschlagen hat, die halt in zwölftausend Fällen Galgenstränge waren. Weißt, daß ich in einer Sphäre, in der diese Klasse zwar nicht mehr über unser Blut gebietet, aber noch Miene zu machen scheint, unsern Geist von ihrem sein zu lassen, nicht allzulange aushalten werde. Aber ich muß, da ich ja nicht in der Lage bin, auf meinem Rückzug mich durch Preisgebung meines Menschenmaterials und unter Mitnahme von anderm beweglichen Gut in Sicherheit zu bringen, bis zur Heimkehr in eine lichtere Heimat auf meinem Posten bleiben und versuchen, einer widerstrebenden Gegenwart die Grundbegriffe verlo-



rener Menschenwürde beizubringen und nebstbei die Grundregeln verlorenen logischen Denkens. In dieser Diskussion ist es dann wohl unvermeidlich, zu erraten, daß Generalisieren nicht so sehr Schlechtigkeiten begehen als jene Tätigkeit bedeuten dürfte, die in der Verallgemeinerung der darauf abzielenden Vorwürfe besteht. Und da ist denn zu sagen, daß der Protest der Betroffenen, der in seiner eintönigen Schwindelmanier sowohl der Verallgemeinerung wie der Anführung konkreter Tatsachen entgegnet, selbst jener Methode gegenüber vergebens mit dem Tonfall der Entrüstung spekuliert. Zur Rechtfertigung derer, die da generalisieren, sage ich geradezu, daß sie die Wirkung ihrer Anklage durch die Beschränkung auf konkrete Tatsachen eher abschwächen würden, weil just diese es den unehrlichen Verteidigern möglich macht, darauf hinzuweisen, daß es in jeder großen Organisation sogenannte Elemente gibt. Zum Glück bleibt die Vorführung von Tatsachen, wie sie von der sozialdemokratischen Publizistik geübt wird, nie ohne verallgemeinernde Perspektive, und eben dieser ist mit der Berufung auf die Elemente, die es überall gibt, denn Menschen Menschen san mr alle, in diesem Falle nicht beizukommen. Denn es kommt gar sehr auf die Lebensbedingungen des Berufskreises an und auf die Atmosphäre, in der sich die Elemente ausleben können, und es gibt eben Offizien, die es erheischen, ja zur höchsten Ehre machen, daß wir alle Unmenschen sind. Die Atmosphäre, in der man für Medaillen »eingegeben« wird, ist ja nicht immer die Luft eines Büros, sondern manchmal wirklich der Blutdunstkreis und je mechanischer just hier das Verdienst gedeiht, um so besser wächst es der Seele, die keine Hemmungen kennt. »Verbrechernaturen«, räumt jener Boog ein, können wohl im Felde ihr Unwesen getrieben haben, aber man dürfe nicht generalisieren. Ist dem so, so muß man. Denn es ist wohl für das Feld charakteristischer, als für jeden andern Betätigungskreis, daß es das Feld der Verbrechernaturen ist, und wenn wir lesen, daß ein General vor der Piave-Offensive den Befehl erteilt hat: »Wenn eine Patrone fehlt, kannibalisch strafen!«, »Mit kräftigem Hurra! ungestüm auf Gegner stürzen; ihm noch auf kurze Distanz eines unter die Nase brennen, dann sofort mit dem Bajonett in die Rippen!«, »Ungetreue rücksichtslos niederbrennen!«, »Gewehr bleibt trotz Handgranate und MG. stets bester Freund der Infanterie«, »Offiziere müssen da hart sein und letzte Kräfte herausfordern!« — so ist es wohl klar, daß sich hier den Verbrechernaturen eine bessere Aussicht auf Erfolge eröffnet als etwa den Künstlernaturen, und man würde die Intentionen dieses Generals sehr durchkreuzen, wenn man Bedenken tragen wollte, bezüglich ihrer Wirkung zu generalisieren. Wir haben von fachmännischer Seite den Aufschluß erhalten, daß das österreichische Offizierskorps »erstklassig« gewesen sei, ein Lob, das sonst nur dem ihnen anvertrauten Menschenmaterial oder dem ihnen vertrauten Ensemble des »Gartenbau«-Varietés gespendet wird. Andere Berufskreise wählen andere Ornamente ihrer Leistungsfähigkeit. Aber sie unterscheiden sich von dem Offiziersberuf auch darin, daß man ihnen durch ein Generalisieren der Verfeh-



lungen einzelner Angehöriger tatsächlich unrecht täte. Selbst den Bankbeamten, deren Tätigkeit doch gewiß der Versuchung von Requirierungen fremden Eigentums ausgesetzt ist, würde man nahetreten, wollte man ihren Beruf nach den Verbrechernaturen beurteilen, die unter ihnen nicht nur wie überall vorkommen, sondern die auch die Gelegenheit auf ihre Rechnung kommen läßt. Denn der Dieb findet sich zwar zum Geld, aber es besteht zwischen beiden Kräften nicht der kausale Zusammenhang, der zwischen dem Blut und dem Mörder waltet, und die Anziehung, dort nur von der Gelegenheit, wird hier vom Wesen bewirkt. Auch hat man wohl noch von keinem Generaldirektor gehört, der seinen Angestellten knapp vor der Generalversammlung in einem Merkzettel zum Stehlen Mut gemacht hätte, auch wenn er sich selbst in dem Fach gut auskennen sollte. In dem andern Beruf jedoch, dessen Angehörige vor einer Offensive wehrlos auch noch der Ermunterung zum Morden ausgesetzt sind, soll es vorgekommen sein, daß Triebe, deren ausgiebige Befriedigung ja sogar Ehre, Ruhm und Auszeichnung verheißt, vor der Gelegenheit, die die eigene Umgebung bot, nicht haltgemacht und zu Taten geführt haben, die zwar kein Verdienstkreuz, aber doch auch nicht die Unzufriedenheit des Vorgesetzten geerntet haben mögen. Es müssen nicht einmal Verbrechernaturen, also Elemente gewesen sein, sondern ganz harmlose Feschaks, die an der Sirk-Ecke keiner Prostituierten ein Haar krümmen können: welche den Umstand, daß ein alter serbischer Bauer von der Drina Wasser holte, Krieg ist Krieg, nicht vorübergehen lassen konnten, ohne die Gefechtspause auszufüllen, oder welche einen Zugführer, der zurückging, um Munition zu holen, in der immer gerechtfertigten Vermutung, es handle sich um einen »p. u.« oder gar einen »p. v.« — fällt kein Meteor vom angewiderten Himmel, um diese Abkürzer der Sprache und des Lebens zu strafen? — alstern kurzerhand »abgeschossen« haben. Zur Ehre der Berufsoffiziere sei aber gesagt, daß einrückend gemachte Spießbürger, deren Harmlosigkeit im Frieden höchstens die Greuel einer Faschingsnacht des Wiener Männergesangsvereins zuzutrauen waren, sich plötzlich in keiner andern Gemütsverfassung befunden haben. Also: wenn eine Wirksamkeit jene, die sie von Grund aus verabscheuen, zum Generalisieren berechtigt, so war es die der Individuen, die sich aus ihrer subalternen Lage ohne Uebergang zu einer Machtfülle gelangt sahen, vor der einer Dschingis-Chan Lampenfieber gehabt hätte oder irgendein verantwortlicher Gewalthaber vorzeitlicher Kriege doch etwas Herzklopfen. Die völlige Unverantwortlichkeit des heutigen Kriegsteilnehmers, der vom Gefühl der mobilisierten Quantität nicht zermalmt, sondern entfesselt ist, erklärt diese anonyme Grausamkeit, welcher die Hemmung der Phantasie längst von der Mechanik aus dem Weg geräumt war, ehe sie zur Waffe griff, und von der sich das Gewissen der Heimgekehrten wieder so schnell zu Schlaf und Tagwerk erholt, wie es sich aus der Banalität ihrer Vergangenheit in den Weltkrieg gefunden hat. Wäre ich Offizier, ich würde mich, wenn ich meinen Seelenfrieden heimgerettet hätte, keineswegs auf die Ehre dieser

Abenteuer versteifen, sondern schweigend ihren Opfern an die Seite treten. Nie würde ich durch einen Vergleich mit anderen Berufen, die auch ihre Schädlinge haben, die Problematik des Berufs und die Zweideutigkeit einer Denkweise entblößen, die nach den Exzessen dieser Schandzeit überhaupt noch die Geltung eines Berufs, wenn nicht gar die unveränderte Vorzugsstellung im Staatsleben beansprucht. Da muß denn ein für allemal klargestellt werden, daß zwar jeder, der da mitgetan hat, ob er nun von Berufswegen oder durch »Tauglichkeit« dazu verpflichtet war, zwar das Mitgefühl als Objekt der Gefahr, aber nicht die Bewunderung als Subjekt der Tat, zwar den mildernden Umstand des Zwangs, aber keinesfalls eine Erhöhung der Ehre ansprechen kann. Dagegen kommt wieder bei jenem, der den Krieg nicht als eine Unterbrechung, sondern als eine Probe seines Berufs durchlebt hat (die häufig genug bloß eine Etappe auf seinem Lebensweg war), das professionelle Moment als erschwerend in Betracht. Daß selbst bei gleich verteilten Kriegslasten eher dem Zivilisten als dem Berufsmilitär eine bevorzugte Stellung im friedlichen Leben gebührt, hätte sich schon vor dem Krieg von selbst verstehen sollen. Wenn es überhaupt noch Professionskrieger geben sollte, müßte solches nach dem Krieg noch evidenter sein. Und nicht etwa deshalb, weil nach übereinstimmenden Aussagen die Männer der Tat den Löwenanteil an den militärischen Erfolgen in Bahnhofskommanden, Maschinenhallen, Hühnerzuchtanstalten und Nudelfabriken erringen durften, während die Fabrikanten, Ingenieure, Landwirte und Lehrer sich in aussichtsloseren, wenn auch besser eingesehenen Stellungen bescheiden mußten. Es hat keinen Sinn, über den Verteilungsmodus der Gefahren nachträglich zu richten, weil man sich plötzlich einer unkontrollierbaren Statistik von überlebender militärischer Seite gegenüberbefindet und weil ja der Selbsterhaltungstrieb vor einem Vaterland, dessen Bestand keinen Schuß Pulver wert war, gewiß nicht zu verdammen ist. Es wird mehr Drückeberger ohne diese Erkenntnis, patriotische Feiglinge, gegeben haben, die sich und dem Staat ein langes Leben wünschten; aber gewiß noch mehr solche, die sich für den Glauben an eine schlechte Sache geopfert haben und denen keine geringere Ehre gebührt als den Blutzeugen der Idee. Auch der Märtyrertod eines einzigen Menschen — und im ersten Rausch dieser Orgie haben gewiß auch zahllose Berufsoffiziere daran glauben müssen — ist eine so ehrfurchtgebietende Tatsache, daß jede Kritik dieser Verhältnisse fast zum Standpunkt jenes hohen Militärs führt, der bei einer Inspizierung recht zufrieden war und nur bemängeln mußte, daß »zu wenig Herren gefallen« seien, oder gar zur idealen Forderung des rigoroseren Pflanzers-Baltin: »Ich werde schon meinen Leuten das Sterben lehren«. Also nicht die schlampige Verteilung von Glorie und Gefahr auf militärische und zivile Kämpfer ist es, was zu einer Revision sozialer Vorrechte führen müßte. Vielmehr war schon vor dem Krieg und in Erwartung einer gerechtern Rationierung der Kriegslast die gesellschaftliche Bevorzugung des Offiziers eine plane Dummheit, gleichsam eine stehengebliebene Schildwache der Ehre aus der Zeit, die noch nicht

die Wohltat der allgemeinen Wehrpflicht gekannt hat und darum den Mann, der einmal fürs Vaterland in den Tod gehen sollte, bei Lebzeiten zu entschädigen bestrebt war. Nicht weil er jetzt fürs Vaterland in die Kanzlei gegangen ist, sondern weil doch die Vermutung besteht, daß alle in den Tod gehen müssen, hätten eher jene einen Anspruch auf Begünstigung, die mit geringerer handwerklicher Ausbildung und ohne Zweifel auch mit geringerem Interesse an diese Aufgabe herantreten. Die Zeit jedoch, die nur fortschreitet wie eine Paralyse, hat das Ueberbleibsel aus der Vorzeit der Berufskriege so weit ausgebaut, daß sie auf Kriegsdauer allen um ein Stück Ehre mehr verlieh, angesichts der allgemeinen Uniformierung alle Menschen einander zu grüßen zwang und ein Schauspiel aufführte, das zur Verstärkung des klinischen Bildes wesentlich beitrug. Zur Erholung ist es dringend angezeigt, daß in Hinkunft überhaupt nicht mehr salutiert wird. Wir wollen diese von einer imbezillen Geistesverfassung und einer niedrigen Erotik genährte Autorität mit allen Wurzeln ausgerottet haben; sie mag Köchinnen faszinieren, aber die Staatsmänner seien vor ihr bewahrt; sie soll uns nicht mehr die Plätze im Leben und auf der Eisenbahn annektieren und dafür Tod und Plage überlassen. Sie ist selbst jenen, die sie noch nicht erkannt hatten und in diesen Kriegszeiten nur psychisch erfahren haben, durch ihre überhebliche Unerheblichkeit schwer auf die Nerven gefallen, in den vielen Gelegenheiten, wo sie diese Qualität nicht in der Kampfleitung zu bewähren hatte. Gibt es denn einen Wirkungskreis, der nicht schmutziger geworden wäre in diesen vier Jahren, da der Militarismus seinen Rüssel darin stecken hatte, ein Volksgut, das nicht ärmer geworden wäre seit dem Tag, da er seine Pranke darauf gelegt hat? Gibt es ein österreichisches Wirrsal, das nicht bunter wäre durch die unberufene Einmischung der Montur? Und wenn wir dem Unvermeidlichen nur auf den wahren Passionswegen begegnet sind, die zur Beschaffung eines Passes führten, um seiner Kompetenz zu entfliehen, etwa als einem jener grauslichen Kriegsüberwacher, die doch gar nicht wußten, wie das aussah, was sie zu überwachen hatten, und die uns mit ihm gestohlen werden konnten, oder dann als einem jener größensinnigen Grenzschutzoffiziere, die die Spione durch die blödesten Fragen langweilten und um derentwillen allein diese Grenzen es verdient hätten preisgegeben zu werden — wir, die so glücklich waren, nicht dem Krieg ins Gesicht sehen zu müssen, wußten doch genug von ihm, da wir diesen Oberleutnants ins Gesicht sehen mußten! Die Berufung auf den lebenswürdigen und bescheidenen Standesgenossen, dessen Eigenschaften auch vom feindlichen Ausland anerkannt worden seien, »im Gegensatz zu den Offizierskorps anderer Länder« — also mit deutlicher Abrückung der einen Schulter von der andern — dürfte wenig zur Korrektur der im Krieg gewonnenen Eindrücke, des einzigen was für uns im Krieg gewonnen wurde, beitragen. Der preußische Offizier mag von der Außenwelt mit Fug als ein Monstrum bestaunt worden sein und von dieser Verblüffung der beweglichere österreichische Kamerad profitiert haben, schon deshalb weil ihn der Feind



nicht so häufig zu Gesicht bekam. Im Lande selbst hat jener nur die Schnauze seiner Volksart, die schon militärtauglich geboren ist, während dieser durch eine dem allgemeinen Charakter ungemäße Löwenhaut Aufsehen und Aergernis erregt, so daß er in seiner Umgebung weit preußischer wirkt als der Preuße. Darum hat er sich jetzt auch über die Aeüßerungen einer Antipathie zu beklagen, die dem andern in solchem Maße erspart bleibe, und über einen Mangel an heimatlicher Wärme, die dem nördlichen Kameraden vielleicht zuteil wird. Darum muß er sich gegen das Generalisieren zur Wehr setzen. Mir san ja eh die reinen Lamperln, das ist jetzt die tägliche Tonart der Wölfe, die damit freilich auf die heimische Gemütsverfassung Eindruck machen könnten. Werden sie der anonymen Grausamkeit beschuldigt, so berufen sie sich auf die Gefallenen; werden sie des anonymen Griffes in das vom Vaterland beschlagnahmte Gut beschuldigt, so wollen sie nur Wohltätigkeitsaktionen geleitet und höchstens noch dem »isolierten Gagisten«, der sich nicht anders zu helfen wußte, mit etwas Wäsche ausgeholfen haben, da die andern ja eh an der Front bedient wurden. Wie sie an der Front bedient wurden, davon könnte viel Ungeziefer berichten, wenn es nicht Bedenken trüge, mit der Presse in Verbindung zu treten; und der isolierte Gagist ist offenbar der Erzherzog Max, dessen Wäschekammer von unserem Mangel komplettiert wurde. Die Technik dieser Rechtfertigungen besteht im Alibi eines überführten Diebs, der beweisen kann, daß er ein anderes Mal nicht gestohlen hat, und in der Beteuerung, daß man nicht generalisieren darf. Kein anderer Beruf war je in die Zwangslage versetzt, durch solche Argumente und durch solche Fürbitte sich ein Ehrenzeugnis verschaffen zu müssen. Wenn die Berufsoffiziere Postbeamte oder Versicherungsagenten sein werden, so wird man ihrem Stande bitteres Unrecht tun, indem man ihm die Verfehlungen einzelner anrechnet. Auch fünfzig verbrecherische Postler unter hundert würden nichts gegen die Institution beweisen. Aber zehn Soldatenschinder unter hundert Offizieren beweisen sehr viel gegen die Institution, deren Wesen die unwiderrufliche Macht ist und das Verhängnis des Zufalls, der uns gerade der Ausnahme untertan macht und also einen Professor zwingt, sich von seinem Schulbuben ohrfeigen zu lassen. Die inappellable Möglichkeit, daß ein Kulturmensch unter einem von jenen zehn dienen muß, macht den Militarismus zur Infamie, selbst wenn er nicht eo ipso eher der Nährboden für die Existenz solcher wäre als der andern; macht einen Beruf verhaßt, dem sich die rechtschaffensten Leute verschrieben haben können. Sie leben gewiß in der Sklaverei und nicht in der Position der Sklavhalter. Welche Tätigkeit zwänge unter den Einwirkungen eines demoralisierenden Ehrbegriffs so den Menschen in die Wahl, Hammer oder Amboß, Knecht oder Kanaille zu sein? Von allen Brandmalen der Zeit wohl das deutlichste ist die Verzerrung der militärischen Ehre, deren fortwirkendes Dekor in einer veränderten Kriegshandlung, welche statt Söldner Sklaven der Wehrpflicht, statt Helden Märtyrer beschäftigt, selbst das Blutgeschäft korrumpiert hat.



Aber zweifellos auch das intellektuelle Niveau seiner Verteidiger herabgesetzt. Denn die Entrüstung, die diese Debatte täglich fortspinnt und mit gräßlicher Monotonie die aus dem Zusammenbruch der Armee gerettete Ehre, den einzigen Besitz des Standes, zum Standesmonopol macht, erkennt nicht einmal, wie sie den verallgemeinernden Tadel mit gewiß geringerem Recht durch ein verallgemeinerndes Lob ersetzt. Hat ein Stabsoffizier zufällig recht, von sich zu behaupten, daß er sich um das Wohl seiner Leute gekümmert habe, so ruft er »die Mannschaft« zum Zeugen dafür auf, daß sich »die Stabsoffiziere« um ihr Wohl, das Wohl der Mannschaft gekümmert hätten. Die Mannschaft war aber offenbar auch schon während des Krieges Zeuge für den Heldenmut, mit dem »das Offizierskorps einen vierjährigen beispiellosen Kampf gegen die Uebermacht einer Welt«, also gegen die Mannschaft aller Ententestaaten, »bestanden hat«. Und solch ein ehrlich erregter und für seine eigene Schuldlosigkeit glaubwürdiger Verteidiger der Standesehre merkt nicht, daß sie, selbst preisgegeben, besser dastände als unter dem Schutz der verächtlichsten Zeitung Deutsch-Oesterreichs, jener, deren Wesensart der ursprüngliche Sinn militärischer Tapferkeit ferner liegt als einem Erzengel das Börsenspiel. Ist es ein Zufall, daß heute gerade so etwas hinterher ist, die Offiziersehre zu apportieren? Die armen Kriegshunde, diese gütigsten Opfer des Militarismus, für die kein Kläger auftritt, hätten, weiß Gott, keinen Grund dazu! Da es aber doch eine Zeitung ist, die sich der Pflicht, amtliche Feststellungen über die Militärjustiz zu veröffentlichen, auch durch den kleinsten Druck nicht ganz entziehen kann, so erfahren wir auf der zweiten Seite: daß die Stabsoffiziere sich »für das Wohl und die möglichste Schonung der Mannschaft«, für die »Pflege eines innigeren, herzlicheren Kontaktes mit derselben«, für die »tunlichste Herabminderung der persönlichen Gefahr« — der Untergebenen — aufgeopfert haben, und auf der siebenten Seite: daß ein Generalstabshauptmann zwölf Unschuldige, davon zehn in zehn Tagen, sechs an einem Tag, hat erschießen oder aufhängen lassen. Dieser mag so wenig ein Typus sein wie jener; aber jener sollte diesen zum Schweigen bringen. Hier entscheidet die Zahl nicht; ein Mörder der Mannschaft wiegt hundert ihrer Freunde auf und zehn machen einen Beruf zu schanden, den die Menschheit nicht vermissen wird, wenn seine anständigen Vertreter auf ihn verzichten, weil sie seine Pflicht und ihre Ehre wenigstens hinterdrein als inkompatibel empfinden müssen. Mein Tadel generalisiert nicht, denn ich lasse Ausnahmen zu, deren ich manche zu genau kenne, um von ihrer unzerstörbaren Vornehmheit nicht den Entschluß zu erwarten, nach den Offenbarungen dieses Kriegs über ihren Beruf den Flammenwerfer als Waffe so sehr zu verabscheuen wie den Säbel als Ornament. Sie wissen, daß die Anklagen nicht sie treffen können und daß erst jene Verteidiger generalisierend wirken, die unter dem Vorwand oder in der naiven Meinung, es gehe gegen alle, sich schützend vor die Schuldigen stellen. Sie wissen aber auch jetzt, daß diese weit mehr geeignet sind, den beruflichen Anforderungen im neuen Krieg,

der beruflichen Ehre gerecht zu werden als sie selbst, die Tüchtigen und Ehrenhaften. Sollten sie nicht wissen, daß eine Speziallehre, die solches Geklapper einer Verteidigung nötig hat, nicht für sie, sondern für jene restauriert wird, die da spüren, daß es ihnen an den Goldkragen geht? Man unterlasse den Versuch, einen Offiziersehnenrat als Instanz über dem Weltgericht zu etablieren. Man verzichte auf das Bemühen, einen Korpsgeist, den wir in unserm Jammer auch noch entbehren möchten, gegen den aus keinem Bewußtsein verlierbaren Kontrast aufzuwiegen: zwischen dem Leben in der Offiziersmenage, wo es als Abendmenu einen »Sautanz« gibt oder ein Festmahl mit achtzehn Gängen, darunter: »Handgranaten«, und dem brotlosen Beruf der Mannschaft, die darüber beruhigt wird, daß Insektenmaden »die Bekömmlichkeit von Dörrgemüse nur insoweit beeinträchtigen, als sie ekelerregend sind«, und daß man ja an ganz anderen Dingen stirbt. Und zwischen dem Soldaten, der erschossen wird, weil er getrunken hat, und dem Leutnant, der Zimmerarrest bekommt, weil er eine Kellnerin, die keinen Wein bringt, erschossen hat. Wir haben genug von diesen Räuschen und lehnen die Nüchternen ab, die nicht von der Kameradschaft angewidert in einem weniger ehrenträchtigen Beruf Vergessen suchen, sondern uns weiter mit seinen Zieraten ködern, die uns auch ohne solche Mahnung unvergeßlich sind. Der Rhythmus dieser Empörung, der, wenn ich ihn auch zehnmal in all seiner Dürftigkeit nachgebildet habe, dem Schreibenden naheilt und täglich noch, wie alle unbesiegbare Banalität, dem satirischen Echo seine drei Motive versetzt: »generalisieren«, »Blut von Eurem Blute, Geist von Eurem Geiste« und »das Einzige, was sie besitzen, die Ehre« — er möchte unsere Wehrlosigkeit verewigen, und so bleibt nichts als die Hoffnung, daß solchen, die sich am fremden Opfer befriedigt und bereichert, sich selbst für die Auszeichnung und uns für die Verelendung eingegeben haben, in einem staatlichen Gerichtsverfahren nachgewiesen wird, daß das einzige, was sie nach diesem Krieg nicht besitzen, die Ehre ist. Und nicht nur vermöge ihrer persönlich bewährten Defekte, sondern weil dieser unermessliche Blutverlust seinen letzten Sinn verloren hätte, wenn die Menschheit nicht endlich ad notam nähme: Eine Debatte über Ehre kann es überhaupt nicht geben, wo es sich um Erfüllung oder Nichterfüllung der Pflichten innerhalb einer Tätigkeit handelt, welche von Natur, vor Gott und allem Zweck der Menschheit die ehrloseste ist! Jene aber, die es nicht nötig haben, von den Schuldigen verteidigt zu werden, müssen erkennen, daß keine Standesfrage, sondern das Problem des Standes zur Erörterung steht. Sie erkennen die Verwandtschaft mit dem einzigen Beruf, der außer dem militärischen mit Recht generalisierenden Vorwürfen ausgesetzt ist, gleich diesem wesentlich dazu inkliniert, weil er gleich ihm aus den Quellen der Unverantwortlichkeit und der Anonymität seine entsetzliche Befähigung schöpft: mit dem der Journalisten — mit ihm auch in solcher Anlage verknüpft zu dem furchtbaren Bunde, dessen Walten die Welt zwischen Blut und Tinte so verwechseln gelehrt hat, daß beide Kräfte als Ursache und

Wirkung zugleich erschienen. Wahrlich, es ist so, als ob die Phrase von beiden Substanzen flüssig wäre und nicht minder das Verbrechen, und als wäre, könnten wir uns da und dort noch entziehen, die Verschlingung doch das Uebel, das Macht hat über uns. Das sind so die Lebensbedingungen im Totenreich. Es mußte jenem General, der das Armeeoberkommando nach der Auflösung der Armee übernommen hat, jenem gespenstischen Köveß, ein seltsames Abenteuer zustoßen: er brach durch eine Zeitungsspalte vor und rief: »Indessen« — nämlich bis der Beweis der Unrichtigkeit aller Anklagen erbracht sei, was gewiß sehr viel Zeit erfordert — »wirkt der Giftstoff, den die Ehrabschneider ausspritzen«. Er hatte aber trotz dieser Häufung artilleristischer Methoden schon vergessen, daß Krieg Krieg war, bis er in der benachbarten Spalte von der Entdeckung eines Sprengstofflagers in der Leopoldstadt überrascht wurde, in welchem zweihundert intakte Gasbomben gefunden wurden, ein Vorrat, den man in diesen notigen Zeiten in solcher Fülle nicht mehr vermutet hätte. Dort habe sich nämlich eine »Gasschule« — denn so etwas gab's wirklich — befunden, in der Offiziere und Mannschaften im Gasangriff und in der Gasabwehr unterrichtet wurden, also die heranwachsende Generation, die berufen war, dereinst im Zeichen des Grünkreuzes und des Gelbkreuzes zu siegen. Das Bildungsbedürfnis der Jugend habe jedoch nur bis zum Waffenstillstand vorgehalten, dann aber hätten Offiziere und Mannschaften die Gasschule geschwänzt und die dort eingelagerten Lehrmittel sich selbst und der Bevölkerung des Bezirkes überlassen, die nun durch die geringste Berührung, wenn etwa Kettenhändler ein Lebensmitteldepot vermutet hätten, in die Lage versetzt worden wäre, die Vorbedingung einer siegreichen Offensive mitzumachen, und dies ohne jede fachliche Ausbildung. Ja, nach sachverständiger Schätzung wäre sogar auch der Heldentod der angrenzenden Stadtteile verbürgt gewesen. Da kann man wirklich nur sagen, daß indessen, nämlich bis der Beweis der Unrichtigkeit aller Anklagen gegen den Militarismus erbracht ist, der Giftstoff fortwirkt, den die Gekränkten ausspritzen, und fragen, ob es berechtigter sei, nach Abschluß des Waffenstillstandes die bisher verschonte Festung Wien mit Gasbomben zu belegen oder ein Gewerbe zu hassen, dessen Inhaber Wert darauf legen, an der anonymen Mitwirkung bei solcher Glorie und an deren Fortwirkung beteiligt zu sein. Der Oberkommandant dieser Möglichkeit, die eine Stadtbevölkerung mit dem Grauen überfällt, das sie bis dahin nur in Zeitungstiteln zur Not erlebt hatte, der Unterrichtsminister einer im Stich gelassenen Gasschule wagt sich ans Tageslicht und spricht vom Giftstoffe der Ehrenbeleidigung. An den Kontrasten, nicht an den Dingen sollten wir zugrundegehen. Die Invaliden dieses Kriegs brauchen sich nicht gegen die Anschuldigung zur Wehr zu setzen, daß sie mehr als sechs Kreuzer täglich vom Vaterland genommen haben; aber den Leuten, die dafür, daß sie ihren Namen unter dem Generalstabsbericht lesen konnten, eine Felddienstzulage bezogen hatten, ist nichts geblieben als ein empfindliches Ehrgefühl. Die Polizei verbietet, daß man im Theaterfoyer



eine Zigarette anzünde, und läßt die Stifter der hundertfachen Ringtheaterbrände laufen. Doch zur Ehrenrettung rückt selbst hier das Kriegsministerium aus. Auch wenn alle zweihundert Gasgeschosse explodierten, sei »die Gaswirkung nur lokal«, also mit dem Erfolg bei Tolmein nicht zu vergleichen; »unversperrt« seien »nur desadjustierte und unbrauchbare Reizhandgranaten« gelegen, also jene, deren Reiz sich sonst kaum ein lebendes Wesen, mit Ausnahme etwa der Generalstäbler, entziehen kann. Auch hätten die Lehrkräfte die Anstalt nicht verlassen, sondern »den Befehl gehabt«, auf ihren Posten zu verbleiben, »was auch tatsächlich durchgeführt erscheint«, da sie »bei der von der Gemeinde Wien am 12. d. stattgefundenen Kommission anwesend waren«. Ob sie auch bei der Entdeckung und bis dahin anwesend waren, läßt die vom Kriegsministerium stattgefundene Untersuchung dahingestellt. Es war aber immer die Weihe dieser munter fortfließenden Blutarbeit, daß gute Reden in einem Deutsch, das nur sich selbst gefiel, sie begleiteten, und so werden die Angriffe des Gegners noch heute mühelos abgewiesen. Die Kanzlei des Mordes arbeitet weiter und ist jetzt mit Alibis für Täter, Komplizen und Mitwisser überhäuft. Die unbegrabenen Leichen, die auf jedem der vielen Stützpunkte ihrer Ehrsucht liegen, stören ihren Schlaf nicht; die Todesopfer der Heimfahrt, die von der Menschenfracht in den Tunnels abfielen, machen sie nicht verstummen. So komme wenigstens das Blut der Kinder über sie, die in einer Stadt, welche Kinder und Handgranaten unbeaufsichtigt läßt, vom mitgebrachten Spielzeug zerfetzt werden! Wäre ich General und läse diese verspäteten Kriegsberichte, ich ginge an die nachgelassene Front der Soldatenspiele und stürbe den Heldentod von eigener Hand. Wäre ich General, ich wollte den Schafhirten nicht überleben, den aus einem vorüberfahrenden Heimkehrerzug die letzte Kugel dieses Krieges traf. Gibt es nicht mehr genug Phantasie, Strafen zu erfinden, wenn Taten aller Kombinationskraft der Träume gespottet haben? So exzentrisch in allen Einfällen ist dieses gigantische Schicksal, und seine Autoren und Parasiten sollten in die bürgerliche Norm einkehren dürfen, und wenn wir eben eine Speise zum Mund führen mögen, dürfte der Kellner uns zuflüstern: »Wissen S' wer der Herr daneben war? Das war der Teisinger!« Nein, ich will ihnen allen in einem Musterungslokal begegnen, nackt müßten diese Satane ihrem Höllenobersten vorgeführt werden und wenn ein zweifelnder Regimentsarzt einen nierenkranken Heerführer pardonieren wollte, müßte jener mit einem Witz, den der Oberteufel nur im Kriegsministerium gehört haben kann, rufen: Tauglich! Und hätten sie selbst nicht Millionen widerstrebender Seelen, hätten sie einen, nur einen hinfälligen Körper in diese Qual verdammt, hätte ihre Jurisprudenz nicht zehntausend, nein nur einen Galgen beschäftigt, hätte ihre Medizin nur einen Verwundeten zurechtgeflickt für neue Wunden, und wäre in diesem Krieg kein anderes Wort gesprochen worden als das jenes Generalarztes, der zuckenden Soldaten das Trommelfeuer empfohlen hat — sie alle, der fürchterliche Wasenmeister frontverdächtiger Menschen, vor dessen



Namen alle Leibeigenschaft dieses Hinterlands erbebte, und hinter ihm der ganze Troß von Menschenschlächtern und Markthelfern aller Fächer und Grade müßten antreten, und hätten nichts weiter zu gewärtigen als die Herzensangst der einen Stunde, in der eine nackte Seele oder ein zitternder Leib ihre schäbige Grausamkeit befriedigt hat, und dann einrückend gemacht werden in die Hölle!

Weil aber selbst dort auf Zimmerreinheit gesehen wird und demnach schon die Anwesenheit von Männern der Wissenschaft auf Bedenken stieße, indem eigentlich nur fachlich befugte Massenmörder hingehören und nicht Individuen, die sich aus Selbsterhaltungstrieb zur Mitwirkung gedrängt haben, so könnte vollends den Zeitungsherausgebern, die von der Schlachtbank Pauschalien bezogen, höchstens der Abort der Hölle aufgetan sein. Desgleichen natürlich den Kriegslyrikern, die nach den Flügelschlägen des Doppelaars skandierten und sich vom Motiv eines Minenvolltreffers, eines russischen Sumpftodes oder auch nur eines Gurgelbisses anregen ließen und nun in derselben Anstalt, in der sie eben noch an Habsburgs Herrlichkeit geschafft haben, mit derselben Bereitwilligkeit schon die Dokumente der österreichischen Galgenjustiz bearbeiten. Auch den Jugendbildnern, die durch einen den außerordentlichen Verhältnissen angepaßten Unterricht die Kinder auf den Tod durch herumliegende Handgranaten vorbereitet hatten, würde leider keine andere Gelegenheit zum Nachdenken über der Zeiten Wandel offen stehen, und sie ist hoffentlich geräumig genug, um sie alle zu fassen, die dem Gedanken gelebt haben, daß es schön ist, andere fürs Vaterland sterben zu sehen. Dieser allseits rekommandierte Heldentod, der nur manchmal in sonst unverständlichen amtlichen Kundmachungen als die höchst zulässige Strafe für Hinterlandsvergehungen deklariert wurde, während die Kriegsanleihe nie als schlechtes Geschäft eingestanden erschien, hat nach dem Hingang eines Vaterlands, dem wir nicht nachtrauern, an Tragik gewonnen, und so belebend der Verlust dieses Staats eintrat, er hat den Schmerz unserer Erinnerung zur Qual gesteigert. Denn der Heldentod war ein Betrug jener, die ihn gefordert, vorbereitet, herbeigeführt oder gepriesen haben. In den Tod betrogen werden — das war das ausgesuchte Schicksal solcher, die an Oesterreich geglaubt oder sich gegen Oesterreich nicht gewehrt hatten. Kann ein Staat ein grauenvolleres Andenken hinterlassen als das Gefühl derer, die heute wissen, für welchen Haufen von Unrat sie ihre Liebsten verloren haben? Kein Mittel gibt es, diese Verzweiflung zu beschwichtigen, und es hilft weniger, von ihr zu schweigen als von ihr zu sprechen. Sie und nicht die Not allein wirkt an der Unruhe dieses Uebergangs. Ein Massenselbstmord der Schuldigen könnte ihn erleichtern. Daß sie mit jenen, die sie beraubt und beschmutzt haben, über die reine Schwelle wollen, schafft dies Gedränge, das die neue Macht allein nicht bändigen kann. Nicht die Autorität der Scham und keine andere weist sie aus dem Leben. Denn die Charakterluft dieser Bevölkerung, deren vertretende Typen mit Recht sich gegen Generalisierung wehren, weil hier alles auf Vereinzelung hinausläuft und selbst die tragische

Quantität nur als die Häufung einzelner Trauerfälle empfunden wird, läßt keinen Zusammenschluß zu, nach jenem, den die Befehlsgewalt zum Mord vermocht hatte. Dem durchdringendsten Wehruf wird es nicht gelingen, das Ensemble der Sühne aufzustellen. Die Unfähigkeit zur Konsequenz, die völlige Negation auch jener letzten Menschlichkeit, die eine Untat verantworten könnte, ein Bewußtsein, das höchstens zu dem Geständnis reicht, daß es ein anderer getan hat — wenn nicht die Zeit ein Wunder vermag, in dieser Wüste des Empfindens grünt keine Hoffnung! Ist es nicht ein Sinnbild dieses Exitus, daß in einer Zeitungsspalte — unter dem Titel »Eine berechtigte Klage« und nicht als Bitte an den Kosmos um ein Erdbeben — mitgeteilt wird, daß hierzulande die Kriegsblinden gefrozzelt werden, und daneben von der Großmut der Kohlennot berichtet wird, die gestattet hat, die Operntheater zu eröffnen, damit die Konsortien zur Verwertung Schubertscher Unsterblichkeit nicht im Geschäft behindert seien. Die Schande geht am Tage bloß und drängt sich nach Kaffeehausschluß an jener Ecke der Kärtnerstraße zu einem sinnlosen Rudel von Böcken, die nichts hienieden zu tun haben, als sich durch gegenseitiges Anstarren zu vergewissern, daß sie alle da sind. Das Schulter an Schulter unseligsten Andenkens hat sich in der Sitte verewigt, Arm in Arm zu sechsen das Trottoir abzusperren und durch eine Fröhlichkeit, die der siegreichen Welt zur Revanche eine Haxen ausreißen will, über die wahren Sachverhalte hinwegzutäuschen. Das jubelt, nicht weil es Oesterreich nicht mehr gibt, sondern wiewohl es Oesterreich nicht mehr gibt, und ist eben darum verächtlich. Das Straßenbild dieser Menschheit ist nicht der Eindruck, der zur Versöhnung mit der Vergangenheit beitragen könnte: der Reue, in diesem Staat und in dieser Zeit geboren zu sein. Vielmehr setzt es bloß die Serie der Kriegsbilder fort und bietet noch immer den Anblick des gruseligen Hinterlands, das den Tod an der Front vom Hörensagen kennt und nur als die Gelegenheit erlebt, daß sich alle untereinander auswuchern können und alle zugleich bettelarm und steinreich wären, wenn es nicht doch schließlich einem Haufen von bessern Schiebern gelänge, stolz und mit dem Zahnstocher im Maul durch ein Krückenspalier von Bettlern und Helden hindurchzuschreiten. Unverändert bleibt sie die Stadt der Individualitäten, die durch nichts als durch die Taten ihres Selbsterhaltungstriebes den Anspruch auf ihr Dasein, ihr Dabeisein und ihr Bemerkttwerden erbringen. Diese wesenlose Konsistenz ist der Nährboden einer Gerüchthaftigkeit, deren Bazillen mit Händen zu greifen sind und die hier den eigentlichen Ersatz für die Verantwortung bildet. Die Anonymität alles Geschehens hat hier die Kraft einer Beglaubigung, die der Persönlichkeit unerreichbar wäre. Die Verbindung mit den Kriegsgreueln, die den Krieg übertrifften haben, wird durch diese Lebensart leicht hergestellt. Das sonst unfasßbare Maß der militärischen Willkür wurde von einem Triebe aufgefüllt, der die eigene Freiheit nur darin erlebt, daß er die Freiheit des andern zum Spielball seiner Schadenslust, seiner Ranküne, seines Betätigungsdranges macht. Wie die reichsdeutsche Bevölkerung aus

Pflicht zum Belogenwerden dem Krieg nachgeholfen hat, so die unsrige aus Hetz. Was sich einer nur dann vorstellen kann, wenn es ihm selbst geschieht, und was er nicht will daß ihm geschehe, das fügte er dem andern zu. Alle Mächte gefahrloser Anonymität waren in einer Zeit aufgeboten, deren Element die Gefahr war. Anonym war alles an dieser vierjährigen Schand- und Standjustiz, deren Deliriumswitz den Heldentod zugleich als Glorie und Strafe genehmigt, anonym wie die Waffe, die nichts ist als der maschinelle Ersatz für Mut und die maschinelle Vermehrung der Leiden, war das Mittel, um auch den Untauglichen in die Gelegenheit zu einem Bauchschuß, zu einer Erblindung, zum Tod für dieses unnennbare Vaterland zu bringen. Es brauchte bloß einer sich hinzusetzen und über einen, der seinen Gruß nicht erwidert, seine Bitte um Geld nicht erfüllt oder tatsächlich seine Ansicht über die sogenannten Katzelmacher oder über den U-Bootkrieg nicht geteilt hatte, im Namen des Vaterlands, nicht im eigenen Namen, eine Zuschrift an die Kriegsüberwacher zu richten. Frauen, die die Machtüberei nicht in die Front verdammen konnte, gab sie gern einen Reisepaß, um ihnen den blödsinnigen Tort der »Kontumaz« anzutun, und in der Schweiz unterhielt sie ein Elitekorps von Kellnern und Konsuln, die für die Mitteilung über verdächtige Bewegungen österreichischer Staatsangehöriger, wie etwa Englischsprechen, nach dem Einlauf entlohnt wurden. Jeder, der nicht im Krieg war, war ein Kriegsüberwacher, ob er dazu in einem Amt saß oder bloß eine Meinung hatte, die er anonym zu Papier brachte. Das Schwelgen in der Kriegsmaterie war so echt, daß der heutige Ueberdruß nicht das Format der reuigen Erkenntnis, sondern nur die Gebärde jenes Abwechslungsbedürfnisses hat, dem es zu fad geworden ist. Was fängt man mit dem angebrochenen Krieg an? Revolution. Auf der Szene dieser tragischen Operette stand ein Reigen, der im Vollbewußtsein seiner Unverantwortlichkeit die Russen und die Serben in Scherben hauend oder schon in Venedig einziehend, »wo die Gipsstatuen und Bilder sein«, sich vom höchsten Unwürdenträger zum letzten Extraausgabenrufer schlingt, vom Zeitungsbesitzer zur Soubrette, die dem Publikum mitteilt, daß soeben 40.000 Feinde am Drahtverhau verblutet sind. Es schlingt sich weiter. Larven und Lemuren einstiger Mehlspeisgesichter erkennen sich und markieren ein Leben, dem die Plakate, die keine Spielverderber sind, durch einen Veitstanz aufhelfen. Und dennoch hat er nicht die überredende Macht dieses einen sinnenden Antlitzes, das mit der Frage »Bist du's, lachendes Glück?« alle Pforten einer Welt aufriegelt, in der Hunger, Grippe und Geld keine Rolle spielen; es ist Meister Lehars . . . Antinikotin siegt noch immer, und es ist gut so, weil es darin hors concours ist. Ganz wie's denn auch eintraf, fliegen in der Luft Russenlebern und Serbenohren herum und sonstige Bestandteile der Entente, während sich einer von den Unsrigen, von den Eigenen, von den Braven, hopsdoderoh, freut, weil ihm so etwas, dös is gscheit, erspart geblieben ist. Was da scheinbar an die Wand gedrückt ist, freut sich seines und unseres Daseins und ist springlebendig wie eh



und je. Aber auch die schweigenden Gestalten haben eine Eindringlichkeit, der man sich nicht so leicht entzieht. Jenseits allen merkantilen Zwecks leben sie um ihrer selbst willen und locken den Passanten nicht an die Ware, sondern zu sich selbst. Es behielt sie nicht; wer durchhielt, hat sie nicht verloren und der Heimkehrer findet sie wieder. In den Alpen sind Leichenberge entstanden, aber das Ponem jenes Elementargeists, der sich »Homunculus« nennt, ist noch da und überschattet mit nachdenklichen Wimpern die Melancholie der Zeit. Und zu denken, daß man, von der Außenwelt abgesperrt, unter dem Blick des Lysoformjüngels leben und sterben wird! Es entschädigt. Kaiser und Könige haben ihre Zugkraft eingebüßt, aber jener, gigantischer denn je, schmunzelt heute im Bewußtsein seiner Unentbehrlichkeit. Konträr, jetzt präsentiert er sich erst wie das letzte Reichskleinod. Hat das nicht alles, in seiner unqualifizierbaren Modernität, irgendwie zu Habsburg gehört? Nichts derlei ist verschwunden. Nyari Jozsi geigt es einer leibhaftigen Gräfin ins Ohr und Macho — haben Sie schon Macho gehört? — steht in riesenhafter Einsamkeit, umgeben von Szegediner Hieroglyphen und neudeutschen Farbenwundern und sagt nichts als: »Waren Sie schon im K. W. K.?« Aber das bedeutet nicht mehr das; denn das gibts nicht mehr. Das A. O. K. gibts auch nicht mehr; es bedeutet aber auch nichts anderes. Die Schrecken, die unendlich schienen und in den abgekürzten Namen dieser Blut- und Wucherzentralen noch allen Ekel der Zeit draufgaben, sind nicht mehr. Abgekürzt bis zur Anonymität waren uns das Leben und der Tod, und der letzte Mann, bis auf den gekämpft wurde, sitzt im KM. und nennt es jetzt StAFHW. Anonym war alles und selbst die führenden Persönlichkeiten waren anonym. Der Generalstabschef war nur sein Stellvertreter, der Stellvertreter des Generalstabschefs, der den Bericht signierte, las am Abend in der Zeitung, daß an der Front nix Neues sei, und unbeteiligt wie nur Gott an diesem Grauen waren die Heerführer, die durch vier Jahre, Mann für Mann, ihr Konterfei in einem Theaterrevolverblatt an der Stelle vorführen ließen, wo im Frieden die Fritzi-Spritzli anlässlich ihres Sprungs vom Brettl auf die Bretter von Oedenburg abgebildet war. Anonym ist dieser Höchstkommmandierende durch die Blutzeit gestapft, mit dessen Namen der Schauer einer organisierten Lynchjustiz verknüpft bleibt und die Vorstellung einer Unersättlichkeit der Gewalt, neben welcher der Nero als der erste Missionär des Christentums erscheint. Und doch blickt uns und bleckt uns ein Lulatsch an, der bei einem Hoch auf den obersten Kriegsherrn nicht bis drei zählen konnte und wenn ihm das Malheur geschah, daß das dritte Hoch auf der nächsten Seite des vorgelesenen Toastes stand, umblättern mußte, um es darzubringen. Wie sollte er bis zu jenen 11.400 Galgen zählen können, die in seinem Namen errichtet waren? Wie ein zum Greis gepäppelter Säugling, der zu Taten gekommen ist und weiß nicht wie, lächelt er und weiß nur von Milch, nicht von Blut. Wird die Stille seiner Mordzentrale von vollbusigen Skandalen unterbrochen, die einen in der Weltgeschichte einzigen Zusammenhang zwischen der pragmatischen



Sanktion und den Pschüttkarikaturen offenbaren, so stutzt man, führt auch dies auf einen infantilen Gusto zurück und denkt, daß für diese Komplikation zwischen dem Sterben der Menschheit und dem öffentlichen Privatleben ihres Befehlshabers wieder nur eine Umgebung verantwortlich ist, die nicht rechtzeitig die Erinnerung verhinderte, wie viel Grazie die Guillotine beseitigt hat und daß einmal ein König war, der wegen einer Lola Montez unmöglich wurde. In unserer Monarchie war die Weltgeschichte nicht einmal ein Exekutionsgericht, denn ein solches hat sich an die von dicker Freundschaft behüteten, an der strafgesetzlichen Ehrfurcht beteiligten Monstren nicht gewagt, Statthaltereiräte unterhandelten über die Abfindungssummen und erwirkten nur durch den Hinweis auf Polizeischub eine Ermäßigung, und Revolution bedeutet hier, daß im Gerichtssaal unappetitliche Briefe erörtert werden können und deren beneidete Besitzerin das Wertobjekt in journalistischer Obhut gesichert weiß. Und im Hintergrund der Aktion diese kriegerische Erscheinung, vor deren Tatenruhm Napoleon als der erste Defaitist erscheint. Darin wahlverwandt und verbündet mit jenem Barbarenkaiser, dem wahren Imperator der geistigen Knödelzeit, der keine Quantität unberührt lassen konnte und dazu seinen eigenen Schenkel klatschend schlug und sein grölendes Wolfslachen ertönen ließ — so lachte der Fenriswolf, als die Welt in Flammen aufging. Zwischen assyrischen Backsteinen und Generalstabskarten, zwischen aller Halbwissenschaft, die das stundenlang stehende Gefolge peinigte, immer wieder mit obszönen Scherzen um Formen kreisend. Sich weidend an der Verlegenheit, wenn er, auf der Jagd oder beim offiziellsten Anlaß, durch einen Schlag auf den Rücken, durch einen Tritt ins Bein, durch eine Frage nach seinem Sexualgeschmack den Partner überrascht hatte. Mit Ferdinand von Bulgarien entzweit, dem es in die Nase gestiegen war, daß er ihn einst ganz wo andershin gekneipt hatte. Das waren die Blutgebieter. Der eine im Format dem öden Sinn dieses Weltmords gewachsen, verantwortlich für die Tat; der andere mit ahnungslosem Behagen in der Wanne eines Blutmeers plätschernd. So verschieden beide, dennoch Busenfreunde, sich belegend in einer Kennerschaft, zum Austausch feinschmeckerischer Wahrnehmungen, wenn's die Formen der Germania und der Austria betraf, in einem Seufzer über den Wandel der Zeiten. Wohl, nie dürfte man an dem lebendigen Leib, und wenn ihn ein Königskleid umschließt, Wünsche und Irrungen der Nerven darstellen. Sie sind Privatmenschlichkeit, solange das beteiligte Bewußtsein nicht erloschen ist, und gehören nur den Memoiren, um den Umfang der Persönlichkeit zu zeigen, wie Napoleons Zeitvertreib, der sie nicht entwertet und nicht die Zeit. Hier aber tritt es, wie es leibt und lebt, aus der Kriegsgarderobe gleich in die kulturhistorische Erscheinung, weist auf die Quantität der Zeit, in Freuden und Leiden; und hier war das Miterlebnis der selbstherrliche Mangel an Hemmung und Würde, der das Uebel protokolliert, der das Bewußtsein, von solchem Minus regiert zu sein, zur stündlich empfundenen Qual macht und das Wissen um die niedrigste Lebensart, die an höchster Stelle sich

auslebend der leidenden Menschheit spottet, zur Mitschuld. Maitressen und Hausmeisterinnen konnten sich über den intimsten Einfluß unterhalten, wenn die wehrlose Mannheit sich ans Ende aller Lebenslust zerren ließ, geweihte Bündnisse reiner Herzen blutig zerrissen wurden und Unschuldige in der letzten Stunde vor dem Galgen nach einem Gnadenblick bangten. Das alles haben wir gewußt. Es war anonym, der Täter unschuldig wie die Opfer. »Sehn S'«, sagt dieser Schlachtenlenker einmal, »jetzt is in Serbien gut gegangen. Wissen S', ich hab halt dem Kövesch g'sagt, Sie Kövesch, hab ich ihm g'sagt, des dürfen S' net so machen wie der Potiorek. Schön langsam, schön langsam, nix überstürzen. Sehn S', er hat meine Pläne befolgt — und nacher is' gegangen.« Einem ist ein Angehöriger im Feld gestorben; jener fletscht die Zähne und fragt: »Ihr Bruder is g'fallen?« »Jawohl, kaiserliche Hoheit.« »Das is a Pech.« Oh, er hat selbst einmal Soldaten fallen gesehn, einen nach dem andern, im Kino des Hauptquartiers, neben Ferdinand von Bulgarien. Kein Laut im Saal. Nur eine Stimme in der ersten Reihe, nach jedem der zwanzig Bilder, die Mörserwirkungen vorführen: »— Bumsti!« Gleich darauf erschienen Rektor, Dekan und Prodekan aus Wien und machten ihn zum Ehrendoktor der Philosophie. Bumsti! So animalisch empfindet sich der Krieg selten. »Sacrebleu!« aus dem Munde eines romanischen Strategen würde doch der Bravour des Apparats gelten. Menschenleiber fallen: Bumsti! der da spürt das Ergebnis. So nehmen wir andern das kinodramatische Ende Oesterreichs entgegen. Bumsti! . . . Sollte es nicht nach der Quantität dieser Kriegshandlung, im dimensional Geschmack ihres führenden Geistes, im Sinne dieser ganzen Gefühlsmechanik unseres Lebens und Sterbens, der Titel des großen tragischen Karnevals sein? Dieser schwarzen Messe, die ein gedunsenes Gespenst zelebriert hat? Bumsti! — das war der einzige Lebenslaut aus einem Munde, welchem Dokumente des Generalstabs den Wunsch zusprechen, daß bald auch das ganze Hinterland in Blut ersaue. Man hatte ihm erzählt, daß die Tschechen Hochverräter seien, und nun schrieb eine fleischige Geisterhand an den Kaiser. Es floß Blut in Katarakten und es sollte noch mehr Blut fließen, weil diese Menschen gar nicht lebten. »Was sagen S', Oesterreich is hin?« »Jawohl, kaiserliche Hoheit.« »Das is a Pech.« Dann zwinkert er freundlich durch den Zwickel und weiß nicht, wie ihm geschieht; erwartet ein Zwickel, dort wo die Mördergrübchen sind. Zeig ihm die Uhr der Ewigkeit — es hilft nicht, er wird sie in den Mund nehmen. Schöne Gschichte diese Weltgeschichte. Zwischen einem Blutsäugling und einem Lemur bestand eine unterirdische Verbindung und anonym war alles. Es gelang nicht immer, denn es gibt Tage, wo auch die Lemuren a Ruah haben wollen, es war ja auch so sehr schön und hat uns sehr gefreut. Wo ohnedies kein Leben ist, da kann man halt nix machen. Es war doch alles unwirklich, Oesterreich das Weiland seiner kaiserlichen Hoheit.

Ein Lebenszeichen gibt jener Soldatenvater Erzherzog Josef, der Gatte der lästigen Soldatenmatrone Augusta, welcher »sein Bestes eingesetzt

hat«, nämlich Maschinengewehre in den Rücken seiner halbtoten Mannschaft, um sie halt zum Halten unhaltbarer Stellungen zu bewegen, seiner Soldaten, denen er selbst das Zeugnis ausstellt, daß viele unter ihnen schließlich »aus vollster Erschöpfung Selbstmord beginnen«. Der tatenreiche Boroëvic, eine Kapazität im Aufopferungsfache, rühmt es ihm nach. »Es mangelt ihm keineswegs an Energie. Wenn er als ein Mitglied der a. h. Dynastie das Odium auf sich nimmt, Truppen durch Maschinengewehrfeuer am Weichen zu verhindern . . . so glaube ich, daß es nicht an ihm liegt, wenn Teile des Korps versagen.« Nicht das Mitglied der aha-Dynastie war also Schuld an dem Rückzug, sondern das Korps, und diese Aussage eines hervorragenden Sachverständigen für Menschenmaterial hat es jenem ermöglicht, bis zum Endsieg Soldatenvater zu bleiben, also auf einem Posten auszuharren, den er nicht durch den Gebrauch, sondern nur durch die Wirkungslosigkeit der Maschinengewehre verloren hätte. In der Aufzählung der mildern- den Umstände für das Verhalten der Truppe, deren geringer »Kampf- wert« immer offenkundiger wurde, hat der Fachmann einen lapidaren Satz, den die Klio in ihr Gedenkbuch kriegslustiger Staaten eintragen dürfte: »Die vorgekommenen Erfrierungen Schlafender erzeugen Furcht vor dem Einschlafen«. Denn ohne Lagerfeuer, ohne Stroh, in kahlen Gräbern sind die Schützlinge des Soldatenvaters gelegen, ehe er sich entschloß, ihnen durch Maschinengewehrfeuer ein wenig einzuhei- zen, nachdem offenbar auch der Zuspruch der Feldgeistlichkeit seine wärmende Wirkung verfehlt hatte. Doch selbst der Tod, den der ge- liebte Kommandant in ihre Reihen sandte, hatte keine belebende Kraft mehr, und der Soldatenvater sah sich zum strategischen Rückzug ge- nötigt, da es nun auch den Sachverständigen einleuchten mußte, daß das »schwächliche Korps«, wie es diese Bestien nannten, ja doch nicht mehr imstande war, seine Stellung und vollends die seines Generals zu hal- ten. Es war der galizische Winter, in dem die Kommanden häufig keine telephonische Antwort aus den vordersten Linien bekamen, wo alles ruhig war und später die stehenden Leichen erfrorener Soldaten, Mann neben Mann, das Gewehr im Anschlag, aufgefunden wurden. Den ü- brigen blieb noch die Wahl zwischen anderen Heldentoden übrig. Vor ihnen der Feind, hinter ihnen das Vaterland und über ihnen die ewigen Sterne. Wir schliefen in Betten. Wo mußten diese unglücklichsten aller Märtyrer, die je dem Antichrist geopfert wurden, wo mußten sie, wenn nicht schon Todesangst und Körperqual sie in die Gefangenschaft des Irrsinns trieb, den »Feind« erkennen: in ihm, der keineswegs darauf bestand, sie zum Halten ihrer Stellungen zu bewegen, oder hinterrücks in jenem Vaterland, das sie beim ersten Schritt als Mördergrube emp- fing? In diesem vielfachen Zwang der Heldentode, dem durch die Na- tur, dem durch die Munition, dem fürs Vaterland, dem durchs Vater- land, haben sie Selbstmord gewählt. Wir lasen den Bericht und gingen in unsere Betten. Aber die frosterstarzten Leichname in den galizischen Schützengräben, Mann neben Mann, das Gewehr im Anschlag, standen als die Protagonisten Habsburgischen Totlebens. Welch eine Kapuzi-



nergruft! Schließt die Augen vor dem Bild, damit jene auf Lorbeerreisern ruhen können! Diese Gut- und Blutegel haben an uns Menschheit gesogen, und wir glaubten, das müsse so sein. Unser Tod war ihr Lebenszeichen. Aber wenn sie im Hinterland praßten, so war's ein Streich von Lemuren. Alles war unwirklich.

Lebt denn die Gestalt dieses Schwiegersohnes, der, schnurstracks vom Roten Kreuz, am Abend des Tages, an dem die Russen Czernowitz zum drittenmal genommen haben, sich samt Anhang vom Wolf in Gersthof das Lied ins Ohr singen läßt: »Draußen im Schönbrunner Park sitzt ein guater alter Herr, hat das Herz von Sorgen schwer«? Der Schwiegersohn! Und lebt dieser jugendliche Feschak, der in der Kärntnerstraße den Hofwagen halten läßt, weil er — Serwas Fritz! — einen Operettentenor gesehen hat, der wie's Kind im Erzhaus ist? Der einzige von ihnen allen, der im Feld eine Wunde empfing, indem er im Siegesrausch sich eine Beule schlug. Der in den Kriegswintern »mullattierend« — furchtbarstes Zeitwort von jenem militärischen Hauptwort »Mullatschak« — im Ausseer Sommer in Judenfrozzeleien die Frohnatur auslebt. Ist es nicht nur eine Fortsetzung der Tradition jener doch bessern Tage, da die Vindobona noch beim Ballett und nicht beim Kabarett war, da man mit Fiakern Bruderschaft trank und über Leichen nicht schritt, nur galoppierte? Und, Hand aufs Herz, konnte aus dem mit Muskete-Bildern tapezierten Arbeitszimmer eines Thronfolgers, und wäre er noch so gutartig veranlagt, ein Licht in unser Dunkel dringen? Der einzige unter ihnen, den ein Herrenmaß vom Niveau der Grüßer, Drahrer und Walzertraumdeuter schied, dem die Wartezeit neben der unsterblichen Nullität das jähe Blut ins Stocken brachte und dessen schwarzgelbe Drohung nur die der Galle war vor diesem Unwesen von Wurschtigkeit und Hamur, ist gestorben, nachdem er den Weltkrieg, der um seinetwillen ausbrach, verhindert hatte. Dem Wilhelm abgeschlagen hatte. Das deutsch-ungarische Pathos wußte genau, was es an ihm verlor; und der Wiener Schmerz nicht minder. So stark war diese Ohnmacht im Wünschen, daß ihr alles glückte, der Krieg und sein Grund; und nie größer im Lügen als nun, da ein Reich die Stirn des Grames hatte, sich in sie zu falten und mit einem heitern, einem nassen Auge den Hingang des Mannes zu beklagen, der wohl darnach geartet schien, uns mit der Lebenslust auch ihren Aussatz zu nehmen. Da aber die Wartezeit einer verspäteten Herrschernatur nicht Jahrzehnte, sondern Jahrhunderte zurückreicht, so gibt die Stärke der Härte nach, der Abstand erlebt sich in Geiz und Grausamkeit und solchen Zügen, die dem leutseligen Klatsch eines dauernd herabgelassenen Hofes greifbar sind. Er war das verhaßte Hindernis des Stillstands und mußte sich einer Gesellschaft, die nur frei war, weil sie nicht mehr wert war, geführt zu werden, als Unhold alles Rückschritts offenbaren, dem hinterdrein auch die Brandtat mediokrer Spieler zu Gesichte stand. In Wahrheit hat es der Gemütlichkeit nicht genügt, erlöst zu sein. Zur Erhaltung der Gemütlichkeit hat's Krieg gegeben. Aber daß sie auch den leidenden Völkern nicht ausgehen wollte, war das Wun-



der. Es überstieg nicht die Maße aller uns zugemuteten Kriegsgeduld, daß eine dieser unsere Ehrfurcht herausfordernden Individualitäten, die das Subjekt eines Strafparagraphen waren und nie das Objekt eines solchen sein konnten, daß der Generalinspektor der Artillerie im Treubund mit einem Champagneragenten ein Millionen-Liefergeschäft entriert hatte, welches zur Aushungerung der Front wesentlich beitrug und, solange die Volkshymne keinen andern Text bekommt, zu einer Verwechslung von Lorbeerreisern und Dörrgemüse führen wird. Gott erhalte, Gott beschütze vor der Sippe unser Land! Nein, eure Liebden waren die unsern nicht. Wie, es gibt Menschen, deren Herz nichts Schöneres zu tun hat, als nach ihrer Wiederkehr zu schlagen? Aber wenngleich solche die Monarchie für eine praktische Einrichtung halten und die majestätsbeleidigenden Eigenschaften einer regierenden Familie für nebensächlich und für ein Erbteil aller Dynastien, so werden sie doch nicht leugnen, daß die Evidenz und Aufdringlichkeit dieser Eigenschaften, die Entartung in den Erlaubnissen einer gelockerten Zeit, die Skandal-, ja Kriminalreife höchster Vorbilder, und würde dies alles noch nicht die Absetzung empfehlen, doch keineswegs die Berufung dringlich macht. Man kann ein Preistreiber in Konserven sein, wie dieser Artillerieinspektor, man kann an Holz dick verdienen wie jener Marschall Bumsti, aber man muß bei Abwicklung der Geschäfte nicht gerade dem Wucherparagraphen entzogen und vom Ehrfurchtsparagraphen unterstützt sein, und wenn solche Privilegien, die zum Neid der Branchen bestanden hatten, einmal abgeschafft sind, so ist es ganz gewiß nicht nötig, sie wiederherzustellen. Nein, die Hoffnung auf diese Revenants wollen wir in das Reich des Aberglaubens verweisen. Eine »Restauration« der Monarchie — die Vorstellungen, die sich für den Wiener an dieses Fremdwort knüpfen, würde sie keineswegs erfüllen, wiewohl die Monarchie hiezulande, in allen ihren kulturellen Auslagen und Niederlagen, nie etwas anderes war als das größte Etablissement der Monarchie, und die Identität der Kaiser und Kaffeesieder bis auf die Manifeste eines Jubiläums, einer Erweiterung und einer Ab dankung zu den Herzen sprach. Aber die offenbar zeitgebotene Verbindung von Kapuzinergruft und Nachtkaffee, die Melange von spanischem Zeremoniell und Budapester Orpheum müßte gerade den grundsätzlichen Monarchisten unerwünscht sein, und so wird ihnen nichts übrigbleiben, als einem Ideal, den Royalisten der Bars und Salonkapellen jedoch, einem Andenken nachzutrauern. Wer hätte sich nicht ein Ekelgefühl vor der spezifischen Kaisertreue bewahrt, die unlösbar mit der dunstigen Vorstellung eines Animierlokals verknüpft bleibt, wo es plötzlich allerhöchst hergeht, zwischen den Gassenhauern der Liebe das Vaterland in seine Rechte tritt und die nur hier denkbare Schmach ehrfürchtig gestimmter Defraudanten, Büfett Damen, Lebemänner und Wurzeln aller Grade sich von den Sitzen erhebt unter Assistenz flaschenfertiger Kellner, des Garderobepersonals und last not least der Toilettefrau. Diese tiefen Zusammenhänge mögen unausrottbar sein und der nervenstarken Republik zum Trotz noch über eine Silvester-

stimmung hinaus demonstriert werden. Sie können nur den Rückschluß fördern, daß es im Erzhaus wie im »Tabarin« zugegangen sei, und die Hoffnung, daß auch diesem Nachtleben die Sperrstunde geschlagen habe.

Sie alle wußten es, von den Dächern pfffen es die Praterspatzen, d'Geigerbuam im siebenten Himmel tönten es: daß ein Kretin der Marschall unseres Verhängnisses war; Minister trugen es in Anekdoten von der Tafel ins Kaffeehaus und der Hof- und Staatswitz übte sich an der Erkenntnis, wie es denn überhaupt die Note dieses Oesterreich war — das einzige nebst der angestammten Dynastie einigende Band des Staatsbewußtseins —, die allerhöchsten geistigen und sittlichen Defekte spaßhaft zu finden, den Staat für zerfallsreif zu erklären, alle Beamten vom Nebenzimmer angefangen für Trottel und Schurken, und in der jeweiligen Camera caritatis eben das auszusprechen, wofür sie die andern aufgehängt haben. Die entgegenkommenden Funktionäre Oesterreichs kamen mit dieser Ansicht uns und der historischen Entwicklung entgegen. Ein Würdenträger des deutschen Zentralstaates fragte mich einmal: »No was glauben S', wern uns die Tschechen herausreißen?« Es war an dem Tag, an dem im Generalstabsbericht die Meldung, daß die in italienischen Gräben vorgefundenen tschecho-slowakischen Legionäre »ihrem verdienten Schicksal zugeführt wurden«, mit dem schuftigen Rufzeichen versehen war, das wie ein Galgen der deutschen Ehre aus diesem Blut- und Preßquartier auftragte. Jene Frage und dieser Ruf und die Gleichzeitigkeit beider Gemütslagen: in all dem war das österreichische Antlitz, das wie geschaffen war, Sonntagsfeuilletonisten freundlich anzumuten. Denn das österreichische Antlitz ist kein anderes als das des Wiener Henkers, der auf einer Ansichtskarte, die den toten Battisti zeigt, seine Tatzen über dem Haupt des Hingerichteten hält, ein triumphierender Oelgötze der befriedigten Gemütlichkeit, während sich grinsende Gesichter von Zivilisten und solchen, deren einziger Besitz die Ehre ist, dicht um den Leichnam drängen, damit sie nur ja alle auf die Ansichtskarte kommen. Sie wurde wirklich und wahrhaftig, von Amts wegen, hergestellt, am Tatort wurde sie verbreitet, im Hinterland zeigten sie »Vertraute« Intimen, und jetzt ist sie als ein Gruppenbild des k. k. Menschentums in den Schaufenstern aller feindlichen Städte, umgewertet zum Skalp der Wiener Kultur, ein Denkmal des Galgenhumors unserer Henker. Es war vielleicht seit Erschaffung der Welt zum erstenmal der Fall, daß der Teufel Pfui Teufel! rief. Es bildeten sich Gruppen, um nicht nur bei einer der viehischsten Hinrichtungen dabei zu sein, sondern auch zu bleiben, und alle machten ein freundliches Gesicht. Dieses, das österreichische, ist auch auf einer andern Ansichtskarte, der unter vielen ähnlichen eine nicht geringere kulturhistorische Bedeutung zukommt, vertreten, in zahlreichen Soldatentypen, die zwischen einer hängenden polnischen Gräfin und ihrer hängenden Kammerzofe Schulter an Schulter die Hälse recken, um nur ja ins Dokument aufgenommen zu werden. Gott weiß, für welche satanische Blähung eines Generals, den viel-

leicht ein Zwischenfall beim Sautanz zu einer furiosen Aufarbeitung von »Wird vollzogen« gestimmt hatte, die beiden unglücklichen Frauen gestorben sein mögen. Das österreichische Antlitz lächelte und greinte je nach Wetter; aber Medusa bedeutet sowohl eine mythologische Schönheit wie eine Qualle, und dieser Gorgonenblick hatte wohl nicht die Kraft, was er ansah in Stein zu verwandeln, wohl aber in Blut oder in Dreck. Das österreichische Antlitz, mit dem zugekniffenen linken Auge, hat man in den letzten Jahren Schulter an Schulter neben einem mehr martialischen Gesicht so oft in den Schaufenstern gesehen, daß es wohl vierzig Friedensjahre brauchen wird, um die Erinnerung loszuwerden. Was mich anlangt, ich konnte den Photographen um so leichter entbehren, als ich die fatale Fähigkeit besaß, das österreichische Antlitz auf Schritt und Tritt, in jeder halbschlächtigen Handlung, in jeder mißratenen Lebensäußerung, in jeder luschten Andeutung zu erkennen, und wenn ich Gesichter brauchte, so waren sie mir zum Hineingreifen nah. Einmal, auf einem Bahnhofe bei Wien, habe ich das österreichische Antlitz an einem Kassenschalter gesehen. Der war vorher zwei Stunden lang herabgelassen, eine fünfhundertköpfige Schafsherde von Wienern stand geduldig, es waren nur noch zehn Minuten bis zum Eintreffen des Zuges, der die einstündige Verspätung wahrscheinlich hoffentlich hereingebracht haben dürfte. Nichts rührte sich, bis ich mit meinem Stock eine Anregung gab. Da ging der Schalter in die Höhe und ein Gesicht von außerordentlicher Unterernährtheit zeigte sich, wie ich es in der Sättigung eines teuflischen Behagens noch nie geschaut habe, und ein dürrer Finger, der hin- und herfahrend dem Leben alle Hoffnung vor diesem Höllentor nahm, ward sichtbar, und ich weiß nicht mehr, war es Finger oder Blick oder wirklich eine Stimme, die da rief — ich hörte die Worte: »Wird kane Koaten ausgeben! Wird kane Koaten ausgeben!« Es war der Auftakt zur österreichischen Revolution: die Wiener begannen zu toben, es bildeten sich Gruppen, ein Eingeweihter gab seine Bereitwilligkeit kund, alle durch ein Hintertürl auf den Perron zu führen. Das geschah, der Zug kam, war so übevoll, daß es auf die Fünfhundert auch nicht mehr ankam, sie fuhren ohne Koaten, und aus dem Gemenge ächzender Menschenleiber unterschied ich nur die Stimmen zweier Revolutionäre: »Vurn is leer, und mir hat der Kondukteur befohlen, hinten einizusteigen« und: »Mir hat er befohlen, vurn einizusteigen, so hab ich halt denkt, hinten wirds leer sein.« Ich sah kein Antlitz, aber es war das österreichische. Und immer werde ich den Finger sehn vor allem was im Leben unerreichbar ist und dann schließlich doch geht. Das österreichische Antlitz aber wirkt gerade in der Unsichtbarkeit. Seh' ich es nicht im Raufhandel eines Wiener Telephongesprächs, wenn sie, die ich nicht sehe, mir sagt: »Ja, mir haben Sie die Nummer nicht gesagt?« Ist es nicht in den Automaten, deren Funktion damit erschöpft ist, ganz von selbst Geldstücke einzunehmen? In diesen Taxametern, denen schon alles wurscht ist, weil der Kutscher, wenn er, nämlich der Taxameter, einmal funktioniert, ihn eh zudeckt? War es nicht in der ganzen Gangart, dem physischen und see-



lischen Trott und Getorkel eines von solchem Staat erzogenen Volkes, in dem Anspruch, durch die eigene Wegfreiheit sie dem nächsten zu nehmen, in der Habeas corpus-Akte der leiblichen Selbstbehauptung und Belästigung des Nachbarn, in der Verabredung, sich selbst das Leben so leicht als möglich, und dem andern so schwer als nur denkbar zu machen? In einem Verkehr, der nichts anderes war als sein Hindernis. In einem Verhältnis zum Recht, das in der Erwartung der Ausnahme, in einer Beziehung zur Amtlichkeit, die in der Furcht vor »Scherereien« bekundet war. In einer Geschäftsmoral zwischen Handeln und Wurzeln. In den vereinfachten Formen einer durch artilleristische Ueberlegenheit geschwächten Nationalökonomie: einem Notenumlauf, bewirkt durch den Hochdruck einer Staatsraison, der für jede Maßnahme die ethische Bedeckung fehlte, und einem Warenaustausch, der immer mehr durch Diebstahl bewerkstelligt wurde und schließlich dem Aufgeben eines Pakets am Postschalter den Charakter eines Verzichts gab. Nur der wachsenden Not war es zu danken, daß es am Ende nicht mehr so viele Dinge gab, als gestohlen wurden; gleichwohl wäre auch die raffinierteste Phantasie nicht imstande gewesen, sich alles das vorzustellen, was einem in diesem Reich, von ihm selbst abgesehen, gestohlen werden konnte. Gesandten wurden die Pässe nach der Kriegserklärung nicht zurückgegeben, sondern gestohlen, und dann erst nicht zurückgegeben. Im Kriege wurden den Invaliden die Prothesen gestohlen. Einer Sängerin wurde im enthusiastischen Gewühle nach Schluß der Oper — der Ruf »Hoch Elizza!« durchdrang Kriegsgeschrei und Revolutionslärm — die Pelzboa gestohlen. Und als die Not am höchsten war, wurde der Kadaver eines wutkranken Hundes gestohlen. Das einzige, was nicht gestohlen wurde, vielleicht eben weil es uns das konnte, war Kriegsanleihe; der Dieb einer Reisetasche — Reisetaschen wurden mit Vorliebe gestohlen und wenn einer eine Reise tat, so konnte er was erzählen —, einer Reisetasche mit 300.000 Kronen in ungarischer Kriegsanleihe, der vorsichtige Dieb behielt also die Reisetasche, den Inhalt jedoch fand man auf dem Abort des Bahnhofs, wo sich der Diebstahl ereignet hatte. Und wer hat hierzulande der Behörde mehr zu schaffen gegeben: der Dieb oder der Bestohlene? Hat das österreichische Antlitz nicht ein Auge des Gesetzes und eins, das es zudrückt, woraus dieser merkwürdig schwankende Ausdruck von Wissenschaft und Ehschwissen entsteht? Ist es nicht das des Konfidenten mit dem »schoarfen Blick« oder das des unbeirrbaren Wachmanns, der sich höchstens des Mißgriffs schuldig macht, eine Bürgerin geprügelt zu haben, weil er im guten Glauben war, sie treibe Prostitution? Oder dem eine interessierte Menge durch die Kärntnerstraße folgt, weil er aus diesem Haufen von Sünde ein dreijähriges Bettelkind hervorgezerzt hat? Und das seines rauheren Bruders von der »Mülldärpolizei«, der eine kranke Frau aus dem Bett auf die Straße prügelt, weil sie mit der Verhaftung ihres Jungen, der ein Stück Brot genommen hat, nicht einverstanden war? Ist es nicht in der Grausamkeit, der die Not nur ein erschwerender Umstand ist, und in der Scherzhaftigkeit, die sie zum



Witzblattthema macht und ihr noch die Sexualehre zum Fraß hinwirft? Und dann wieder in der Stimme dieses Hexenhammers: »Wer Schanddirnen beherberget —«. Und in dieser schwärzesten Kriminalität, die eine Mutter straft, die dem von den Furien des Vaterlands gejagten Sohne »Obdach« gewährt hat statt ihn dem Galgen auszuliefern. In der Finsternis eines Wiener Abends, wenn das bekannte Weichbild durch diese nur hier mögliche Abart von Regen, der von unten kommt, so recht fühlbar wird, kann ich das österreichische Antlitz nicht wahrnehmen; aber ich höre ein Menschengebell, das in stoßartiger Zurechtweisung, als würden Gewehrgriffe geübt, einem armen Soldaten gilt, der in der Finsternis es auch nicht bemerkt und darum nicht salutiert hat; an einem Abend, da es am Piave noch feuchter und dunkler war. Wie das alles noch funktionierte, wo es nicht mehr weiter konnte! Es war bis zu der Stunde, da der Wiener doch unterging, mir immer das unheimliche Wunder unserer Existenz, daß dieses ganze Zubehör von Menschen und Maschinenbestandteilen nicht plötzlich mit einem »Ah woos« sich hinlegte und seine Selbstauflösung den mühevollen Gesten eines unmöglichen Betriebs einfach vorzog. Denn wer, der Oesterreich etwa auf einem Wiener Bahnhofperron in der Kriegszeit ins Antlitz geschaut hat, wäre imstande, das Schlachtfeld zu beschreiben — »Ist dies das verheißne Ende? Sinds Bilder jenes Grauns?« — mit umherliegenden Soldaten, zwischen denen ein keuchendes Chaos von Rucksäcken, Menschen, Rollwagen, Koffern und sonstigen Bündeln Elends sich vor Waggons mit reservierten Offizierscoupés und eingeschlagenen Zivilfenstern staut. Wer hätte sich durch diese Qual aller Sinne, durch einen Schauplatz, gegen den Wallensteins Lager eine Londoner Hotel-hall ist, nicht mit dem Staunen durchgeschlagen: Und so etwas führt Krieg gegen England! Gott strafe es! Gegen Völker, denen, wenn schon nichts anderes, Seife den Sieg sichert. Und wenn das Antlitz in allem, was Dreck und Pallawatsch verhieß, aufglänzte: sich selbst zum Sprechen ähnlich war es erst in der Wildnis dieser Heimkehrerzeiten — getäuschte Hoffnung, daß sie dieses Heim kehren werden! — wenn ein Teil der Wiener Bevölkerung, vom ersten Schrecken erholt, selbst zur Bahn drängte, um den Demobilisierten ihre Konservenbüchsen abzuschwindeln. Und gar in der Entscheidungsschlacht einer Fahrt auf der Elektrischen, wo doppelt so viel Menschen jeder einen doppelten Raum beanspruchen, weil doch alle Berechnungen der unterernährenden Obrigkeit durch eine Vertiefung der Körper im Krieg zunichte wurden. Ich hatte einmal gerade die Ansprache des Erzherzogs Friedrich an den Kaiser memoriert, worin der gewiß selbstverfaßte Satz stand, daß der Marschallstab »der oberste Traum eines jeden Soldaten« sei, und war zu neugierig, ob er in einem dieser Erdäpfeltornister Platz hätte, an die angebunden solch ein armes, verschmutztes, verquältes Stück Mensch die große Zeit durchkeucht. Und war es nicht, Oesterreichs Antlitz mit dem offenen Mund und den ins Leere starrenden Pupillen, in der rührenden Ausdauer, wie diese Jammergestalt von Staat, dieser Lebensmittelkartenabmeldeschein von einem Nichts, den lachenden Nachbarn

und den dumpf verzweifelten Angehörigen von der Erfüllung seiner Blümenträume sprach, von der bereits erfolgten oder im Zuge befindlichen »Erneuerung Oesterreichs«, darin bestärkt von einer alten Wahrsagerin, einer gewissen Hermann Bahr, die ihm gesagt hatte: Sie werden ein großes Glück machen und ein karolingisches Zeitalter ist im Anzug. Nämlich mit besonderer Berücksichtigung des Umstands, daß der betreffende Kaiser also Karl hieß, was auf viele Durchhalter ungemein suggestiv wirkte. Jene Wahrsagerin, die in Salzburg ihr Unwesen trieb und die katholischen Bauern durch einen »Kriegssegens« fing, die Wiener Juden aber durch ein freimütiges Tagebuch, mußte sich jetzt, vom Lauf der Ereignisse um ihren Kredit geprellt, angesichts der nicht mehr abzuleugnenden Tatsache, daß das karolingische Zeitalter infolge Auflassung des Geschäfts nicht durchführbar ist und selbst eine Erneuerung Oesterreichs nicht mehr stattfinden könnte, zu dem Geständnisse bequemen, es sei eigentlich das Oesterreich Masaryks gemeint gewesen; dann aber wurde sie frech: »... Und ich glaube noch heute an mein Oesterreich, ja heute mehr als je... Mein Irrtum war nur, daß ich mir dieses Oesterreich von unseren Deutschen versprach... Aber im Grunde kommt es, weltgeschichtlich betrachtet, auch gar nicht so sehr darauf an, durch wen und wie mein Oesterreich geschieht, wenn es nur geschieht.« Angesichts der Verwandlung eines Lebensmittelkartenabmeldescheins in einen Totenschein scheint hier etwas wie ein Glaube an Seelenwanderung die Konjunktur benützen zu wollen und die Erneuerung Oesterreichs in Prag anzustreben sowie die Errichtung eines karolingischen Zeitalters durch Masaryk, zu dem bereits tatsächlich eine Verbindung des Cola di Rienzo mit Karl IV. besteht. Aber schließlich, wenn wir schon im Umgruppieren sind, wird es sich herausstellen, daß wir auch nicht das Oesterreich Masaryks wünschen, sondern daß uns mehr das Oesterreich Marischkas am Herzen liegt. Nun, auch die Fähigkeit, am eigenen Grab noch eine Hoffnung aufzupflanzen, diese Zudringlichkeit dem Schicksal gegenüber, wenn hienieden noch ein Geschäft zu machen ist, diese ewige Wiederkehr des Hausierers, der eigentlich Böhmen gemeint, wenn er Oesterreich angeboten hat, diese Beharrlichkeit eines Phönix-Agenten, der die Auferstehung in jeder Form garantiert — auch dies ist einer der letzten Züge des österreichischen Antlitzes. Aber es weiß, wozu es auf der Welt ist. Es gehört ja dem Wiener, und darum zweifelt es nicht an seinem Davonkommen. Es bewährt sich todsicher in dieser Fähigkeit, sich, in guten und schlimmen Zeiten, als Protektionskind der Schöpfung zu erleben und den Wiener als den Wiener zu reklamieren, worunter eben ein Wesen zu verstehen ist, das sich mit Recht um seine Eigenart beneidet, indem es nämlich ein besonderes Blut hat, das sogenannte Wiener Blut, sich durch Schick, aber auch durch »Schan« von der Umwelt erfolgreich abhebt und, wie es anders zu essen gewohnt war, nun auch apart durchzuhalten versteht. Die Besonderheit seiner Sprache sind die vielfachen Spuren eines Gedankenlebens, das ausschließlich, in den Tagen der Erfüllung wie der Enttäuschung, vom Problem der Viktualien beherrscht

ist, und es ist gewiß ein ethnologisches Wahrzeichen, daß der Wiener durch drei Gemütslagen mit der Erinnerung an eine und dieselbe Speise hindurchkommt: aus jenem Gleichmut, dem alles Wurst ist, durch die Zuversicht, daß es für ihn eine Extrawurst geben wird, in die Resignation, daß jetzt Krieg ist und daß es da keine Würstchel gibt. Und war denn das österreichische Antlitz nicht eigentlich die Hoteliervisage, deren Optimismus selbst dem Untergang noch einen Gusto gab, das Chaos beliebt machte und vom jüngsten Gericht überzeugt war, daß sich die Herren das loben? Deren Blick durch alle Finsternis mit jener letzten Hoffnung geleuchtet hat, die einem Trümmerfeld den Reiz der Spezialität abgewinnt, der Hoffnung auf Hebung des Fremdenverkehrs, und wäre es selbst, um ihnen Heldengräber als Sehenswürdigkeiten vorzuführen und die Konkurrenz der Hyänen zu schlagen. Wo suche ich das österreichische Antlitz noch? Wo kommt es uns nicht schöngefärbt entgegen und wo hat es nicht wieder den Mut, sich zu seiner Häßlichkeit mit dem letzten Gruß aus großer Zeit zu bekennen: »Gut schaun mr aus!« So oder so, immer wußte sich die lustige Person zu behaupten, indem sie die Gebärde jenes kühnen Luftspringers Schulter an Schulter parodierte oder das eigene heroische Mißlingen mit einem Purzelbaum abschloß. Der Knockabout ist der humoristische Träger jenes Lebensprinzips, das Mittel und Zweck zu ewiger Verwechslung verwendet und beide aneinander verliert. Welch ein Symbol österreichischen Daseins: In Feldkirch war es die letzte Pein derer, die entfliehen wollten, ihre Namen ausgebrüllt und den Mitreisenden preisgegeben zu hören, so peinlich wie der Zwang, die Nomenklatur dieser phantastischen Einkäufergestalten zu erfahren. Die deutsche Sitte des Nummernaufrufs — ist der Mensch schon eine Nummer, so sei er es auch — wäre der Pikanterie unseres Grenzverfahrens abträglich gewesen. Endlich wird sie eingeführt. Vor Feldkirch erfolgt die Verteilung der Nummern. Jeder hält die seine in der Hand und wartet auf den Ruf. Damit ist dem organisatorischen Vorbild Deutschlands Genüge geschehn; denn es wird nun jeder, der die Nummer in der Hand hält, mit Namen aufgerufen. Auf die Frage, wozu denn die Nummer sei, weiß kein Funktionär eine Antwort. Meiner Ansicht, es sei wohl nach deutschem Muster eingeführt, wird beigespflichtet. Vermutlich ist später, da der Mißgriff bemerkt wurde, mit dem Namen die Nummer ausgerufen worden. Die deutsche Organisation war das Irrlicht, das einen Unzurechnungsfähigen vollends ins Elend geführt hat. Der Treubund konnte nicht anders ausgehn, als daß Wien von der Mechanik die Roheit annahm und Berlin dafür die Schlamperei lernte. Wir aber hätten das österreichische Antlitz vor Seelenlosigkeit nicht wiedererkannt, wenn nicht auch mehr Schmutz sie verdeckt hätte. Wo stand es nicht vor dem, der hilfesuchend in ein Amt kam und Unrat fand? Muß ich es in den Aborten der Kriminalität suchen, in den Wanzen- und Bazillenräumen der Wiener Garnisonsarreste, an den verwahrlosten Spitalsbetten, wo dafür graduierte Profosen und Assistenten von Scharfrichtern nervenranke Soldaten mit Starkstrom



elektrisierten, um den Verdacht, sich von der Front zu drücken, auf sie abzuwälzen? War es denn nicht in jeder Schmach und Unappetitlichkeit jeder Amtshandlung und vor allem in der Gerechtsame jener Feldgerichte, deren eines die noch über den Justizmord unsittliche Forderung aufgestellt hat, daß der österreichische Staatsbürger seinen Behörden, diesen Behörden, »mit Ehrfurcht und Liebe zu begegnen habe«? Allen, selbst in den Gestalten der Zagorski, Preminger, König und Peutlschmid! Und solche Härte, verschärft durch die Sicherheit, daß hier nicht Naivität, sondern ein Vollbewußtsein der eigenen Schurkerei am Werke war und die diabolische Lust einer letzten Belastungsprobe auf unsere Geduld. Das von einer feindlichen Regierung längst verbotene Experiment der Hundsgrotte ist von der österreichischen tagtäglich den vierzig Millionen Menschen zugemutet worden, und das Antlitz zwinkerte bei dem gelungenen Gspäß, um nach eingetretener Erstickung in voller Heiligkeit zu erglänzen.

Da kann es denn, wenn hunderttausend serbische Leichen am Kriegsbeginn von einem Walten österreichischer Degenerale und progressiver Eroberer zeugen, denen das Anführen der dritten reitenden Artilleriebrigade geringere Schwierigkeiten gemacht hat als das Aussprechen derselben und die nachgewiesenermaßen eine bloßfüßige Infanterie in den Tod gejagt haben — da kann es denn passieren, daß sich ein Jockeyklubpräsident findet, der das Andenken Oesterreichs gegen den gelinden Vorwurf »Austrian Brutalities« verteidigt. Ein aus jener Zeit jetzt in London produzierter Armeebefehl sei »höchst wahrscheinlich apokryph«, aber selbst, wenn er authentisch wäre, »ein unerläßliches Gebot einer rationellen Kriegführung«. Diese rationelle Kriegführung, deren strategisches Ziel jenes Geburtstagsgeschenk für Franz Josef war, dessen Freude kaum den Geburtstag überlebt hat, war unter anderm durch den Gebrauch ausgezeichnet, Greisen, die im Verdacht standen, ein Gefühl für ihre Nation zu haben, eine Todestagsfreude zu bereiten, indem man sie, nach deutschem Vorbild, einlud, ihr eigenes Grab zu schaufeln — also eben das zu tun, was damals Oesterreich getan hat, ohne leider mit sehenden Augen dazu verurteilt zu sein. Diese Sitte und die Einteilung, daß in den ungarischen Serbenlagern täglich etliche Hundert an Epidemien, Hunger und Nachhilfe durch Kolbensschläge starben — man kann sie aus der Gruft der Reichsratsprotokolle die rationelle Kriegführung der Honveds berufen hören —, läßt ein anderes Faktum geringfügig erscheinen, das jetzt eben in London beklagt wurde, einen gemüthlichen Brauch, durch den die österreichische Autorität ihren Familiensinn bekundet hat, indem sie nämlich die Angehörigen der Verurteilten einlud, bei deren Hinrichtung anwesend zu sein. Der Jockeyklubpräsident — es ist jener Botschafter a. D. Heinrich Graf Lützow, dem die Verwechslung mit dem verstorbenen böhmischen Historiker gleichen Namens fast so unangenehm war wie diesem — nennt die Erwähnung jenes Brauchs eine »alte Legende«, von deren Unwahrheit er aus dem einfachen Grunde tief durchdrungen ist, weil sie »ungezählte Male von der kompetentesten Stelle dementiert«



wurde. Was ganz richtig und ebenso bekannt ist wie die Dementia der kompetentesten Stelle. Zum Glück stellt sich dem Mann, der die Aufgabe übernommen hat, das letzte was uns geblieben ist, nämlich die Ehre des Generals Potiorek zu verteidigen, ein treffendes Zitat ein, durch das der Sachverhalt einfach klargestellt wird. Ausdrücklich sei also jene Legende dementiert worden, »aber der alte Spruch ist ewig wahr: Calumniare audacter, semper aliquid haeret!« Wie wahr der alte Spruch ist, zeigt sich überhaupt erst im Falle Oesterreichs: die Feinde haben es tapfer verleumdet, es ließ sich aber in seiner rationalen Kriegführung nicht stören und, siehe da, immer blieb etwas hängen. Ob aliquid oder aliquis, war ihm ganz wurst, da bekanntlich ein alter Spruch lautet: Caesar supra grammaticam. Noch ein anderes Zitat fällt dem Grafen Lützow zum Glück ein, nämlich: »Tout est perdu hors l'honneur«, was ich aber nicht etwa übersetzen würde: »Das einzige, was wir besitzen, ist die Ehre«, sondern schlicht: »Wir haben alles verloren«. Dagegen haben wir zweifellos die Eigenschaft der Gerechtigkeit uns erhalten können, denn der Graf Lützow stellt die Frage: »Können denn im heutigen England die eigenen und die fremden Handlungen niemals mit dem gleichen Maße gemessen werden?« Das ist aber gar keine Frage, sondern einfach eine Antwort, die unter der Aufschrift gedruckt werden müßte: »Ungerechtigkeit in England«, was noch heute so erfreulich wäre wie »Hungersnot in Frankreich«. Denn: »Wir« — der Graf Lützow setzt das Wort in Sperrdruck — »stehen auf dem Standpunkte, daß der wehrlose Feind aufhört ein Feind zu sein«. Wir ja, die andern natürlich nicht; noch heute stehn wir auf dem Standpunkt, wo wir keinen wehrlosen Feind mehr haben, wohl aber die Möglichkeit, von dem Millionengeschenk der italienischen Gefangenen an uns weiter kein Aufhebens zu machen. »Den Schimpf einer unmenschlichen Haltung während des Krieges weisen wir mit Verachtung zurück«, ruft Lützow und ahnt gar nicht, wie recht er hat, und um so mehr, als ja die Verprügelung italienischer Soldaten auf den Bahnhöfen von Wörgl und Linz erst nach Abschluß des Waffenstillstandes erfolgt ist.

Wir haben aber während des ganzen Krieges englische Trainer und Jockeys ungestört ihren Beruf ausüben lassen und last not least bei Stone & Blythe eingekauft. »Wo bleibt da die ›Austrian Brutality?‹« fragt der Graf Lützow, der nun einmal aus dem Weltteil zwischen Jockeyklub und Hotel Bristol nicht nur eine Weltanschauung, sondern auch die Vorstellung der Ereignisse schöpft, die sich in den umgebenden Partien Europas gleichzeitig abspielen mögen. Von der Hinrichtung Battistis scheint er zu wissen; nimmt aber allen Einwänden sogleich die Spitze: »Ob die Hinrichtung Battistis, der eidbrüchig u n t e r den Reihen unserer Gegner kämpfte, eine staatskluge Handlung war, mag dahingestellt bleiben . . ., aber schließlich erhielt er für die vollzogene Handlung die gleiche Strafe, die Sir Roger Casement für die bloße Absicht zuerkannt wurde. Können denn im heutigen England die eigenen und die fremden Handlungen niemals mit dem gleichen Maße

gemessen werden?« Dann allerdings nicht, wenn die Handlungen verschieden sind. Denn abgesehen davon, daß Casement von einem Gerichtshof zum Tode verurteilt und hierauf erschossen worden ist, während mit Battisti der kürzere Prozeß gemacht wurde, indem man ihn gefangen und aufgehängt hat, nachdem man ihn allerdings noch zur Verschärfung der Todesstrafe gezwungen hatte, die österreichische Volkshymne stehend anzuhören, dürften bei der Hinrichtung Casements, die England wohl als eine furchtbare Kriegsnotwendigkeit betrachtet, aber nicht als Kirmes gefeiert hat, kaum amtliche Photographien hergestellt worden sein. Bilder, die nicht nur eine Galgenprozedur, sondern auch die bestialische Assistenz als Triumph verewigen, Bilder, die einen strahlenden Henker im Kreise animierter oder verklärt blickender Offiziere zeigen, dürften selbst in der Heimat der farbigen Engländer schwerlich aufgetrieben werden. Ich aber möchte einen Preis aussetzen auf die Agnoszierung des schäbigen Klotzes von einem k. u. k. Oberleutnant, der sich direkt vor den hängenden Leichnam gestellt und seine aussichtslose Visage dem Photographen dargeboten hat, und auch jener dreckigen Feschaks, die heiter wie an der Sirk-Ecke versammelt sind oder mit Kodaks herbeieilen, um nicht nur in betrachtender, nein in photographierender Stellung auf das Bild zu kommen, in dem der sogenannte Seelsorger in der Runde von hundert erwartungsvollen Teilnehmern nicht fehlen darf. Es wurde nicht nur gehängt, es wurde auch gestellt; es wurden nicht bloß die Hinrichtungen photographiert, sondern auch die Betrachter, ja sogar noch die Photographen. Und der besondere Effekt unserer Scheußlichkeit ist nun, daß jene feindliche Propaganda, die statt zu lügen einfach unsere Wahrheiten reproduziert hat, unsere Taten gar nicht erst photographieren mußte, weil sie zu ihrer Ueberraschung unsere eigenen Photographien von unseren Taten am Tatort vorgefunden hat und uns »als Ganze« all in unserer Ahnungslosigkeit, die nicht spürte, daß kein Verbrechen uns so vor der Umwelt entblößen könnte wie unser triumphierendes Geständnis, wie der Stolz des Verbrechers, der sich dabei noch aufnehmen läßt und ein freundliches Gesicht macht, weil er ja eine Mordsfreud hat, sich selbst auf frischer Tat erwischen zu können. Denn nicht daß er getötet, auch nicht daß er's photographiert hat, sondern daß er sich mitphotographiert hat, ja daß er sich photographierend mitphotographiert hat — das macht seinen Typus zum unvergänglichen Lichtbild unserer Kultur. Wenn den Grafen Lützow die Zeit- und Landsgenossenschaft der Kujone, die den Hinrichtungen der Italiener Battisti und Filzi bis zum Schluß beigewohnt haben, sympathisch berührt und wenn er nicht im Gegenteil findet, daß diese für ein k. und k. Kriegsarchiv gestellten Gruppen das Andenken Oesterreichs mit einem Schandfleck behaften, der in Aeonen nicht untergehen wird, dann wiegt die Ehre, nicht Mitglied des Jockeyklubs zu sein, ein goldenes Vließ auf! Unsere Stellung vor dem Standgericht der Weltgeschichte macht ihm keine Skrupel.

Aber er hofft, daß die »Times« — er hat, wiewohl er ein Botschafter

a. D. ist, »kein Mittel, um mit der Redaktion direkt zu korrespondieren« — seine Richtigstellung veröffentlichen werden, sobald sie davon Kenntnis erhalten. »Skeptiker«, setzt er hinzu, »werden über meine Naivität lächeln.« Aber er kennt sein England und hat die Ueberzeugung, »daß die alte englische Tradition des Fair play auch jetzt nicht ausgestorben ist«. Ob er das als Jockeyklubpräsident oder nur als Diplomat hofft, läßt er unerwähnt. Ich nun bin so sehr Skeptiker, daß ich die Erwartung des Grafen Lützow nicht einmal für seine stärkste Naivität halte. Der Gesinnung, die sich in dem vornehmen Bekenntnis des Chefs der englischen Militärmission in Wien ausgesprochen hat, »daß wir jetzt alle wünschen, die Greuel des Krieges zu vergessen und nicht an sie erinnert zu werden«, wäre auch zuzutragen, daß sie dem humanen Zweck zuliebe noch die Wahrheit berichtet. Und selbst dies ist wünschenswert, da der Menschheit augenblicklich nicht anders zu helfen ist als daß die Völker so schnell als möglich vergessen, was sie einander angetan haben. Aber sie würde den Fortschritt, den sie durch die Gnade erzielt, reichlich wettmachen, wenn sie es an Reue fehlen ließe, indem die Völker so schnell als möglich vergessen, was sie dem andern, und ganz besonders, was sie sich selbst angetan haben. Wehe uns, wenn wir Gnade üben wollten an uns selbst! Der Feind mag gegenüber einer Wiener Lügenzeitung, die ihm eine Anklage deutscher Grausamkeiten in den Mund gelegt hat, sich zum Wunsch bekennen, sie aus dem Gedächtnis zu tilgen. Aber wir dürfen es von ihm nicht verlangen, selbst wenn wir so naiv wären, sie zu bestreiten. Denn auf keiner Seite dürfte sich die Ueberschreitung der legitimen Ungebühr des Kriegslebens, die Verletzung völkerrechtlicher Normen, die selbst dem menscheitswidrigen Handel gesetzt sind, leichter nachweisen lassen, als auf der deutschen, weil hier ein ganzes Heer von journalistischen, literarischen und akademischen Tröpfen und Spitzbuben aufgeboden war, Söldner fremden Blutes, die mit derselben Feder, mit der sie den Vorwurf unmenschlicher Kriegführung auf die Feinde abzuwälzen hatten, ja auf demselben Papier, die Bombardierung von Krankenhäusern, Kirchen und Schulzimmern, die Torpedierung von Spitalschiffen, die Ehrung und Verklärung von Menschenjägern nicht nur beschrieben, sondern auch bejubelt haben. Die ständige Berufung auf das unschuldige Volk eines kriegsschuldigen Staates mag den Untertanen staatsmännischer Willkür, den Leibeigenen eines ruchlosen Generalstabs, ja selbst jenen helfen, die im Bann einer elenden Machtideologie Aufträge oder Fleißaufgaben des Mordes ausgeführt haben. Keineswegs hat die deutsche Intelligenz, welche wie die keines andern Landes, vom ersten Dichter bis zum letzten Reporter, vom ersten Völkerrechtsprofessor bis zum letzten Pastor, in der feldgrauen Materie gesiebt, im fremden Bluterlebnis geschwelgt, ja vielfach von dieser Haltung ihre Existenz gefristet und durch den Claqueurdienst für Haudegen die eigene Unversehrtheit errungen hat, keineswegs hat die Barbarei der Bildung auch nur den geringsten Anspruch auf Mitleid, wenn sie die Strafe mitzuzahlen hat, und käme selbst ein Säkulum



solchen Geisteslebens in wirtschaftliche Bedrängnis. Der Graf Lützow würde aber kein Glück haben, wenn er hier etwa die beiden Schultern voneinander trennen und die Anerkennung speziell unserer Menschlichkeit auf die Dokumente der österreichischen Kriegsbelletristik stützen wollte. Der Beweis würde auch da eher durch eine Verbrennung ganzer Zeitungsbibliotheken und Buchverlage zu erbringen sein. Der Schimpf, den seinesgleichen mit Verachtung zurückweist, ist nicht der unserer unmenschlichen Haltung während des Kriegs, sondern der des Vorwurfs, den man uns daraus macht. Wie sollten wir ihn verdient haben, da wir während des Kriegs doch eine Haltung angenommen haben, von der man die Gesetze der Menschlichkeit in künftigen Jahrhunderten erst ableiten wird. Daß wir dem Feind, der in unsere Gewalt geriet, in jeder nur möglichen Weise entgegengekommen sind, versteht sich schon aus dem Wesen des österreichischen Funktionärs. Wenn zum Beispiel die Okkupationsbehörde, in Betätigung ihres oft bewiesenen Familiensinnes, einmal in Montenegro Vater und Bruder eines obstinaten Menschen, der die Waffen nicht abliefern wollte und auf und davongegangen war, mit der Hinrichtung bedrohte, falls sich der Angehörige nicht binnen vierundzwanzig Stunden stelle, und den Bruder tatsächlich kaltgemacht hat, so ist dies durch eine rationelle Kriegführung, gegen deren Exekutoren der Geßler eben ein blutiger Dilettant war, hinreichend erklärt. Die Milde gegen den Vater ist ohnedies für eine Gemütsart, die mit sich reden läßt, bezeichnend. Die Rücksicht dem Feind gegenüber war aber auch immer gepaart mit einer Sorge für das Wohl und auch das Wehe der eigenen Mannschaft, die ja ein Ehrenkapitel im goldenen Buch unserer Kommanden bildet. Es ist außerordentlich lehrreich zu betrachten, wie nur in den äußersten Notfällen eine etwas strengere Tonart eingehalten wurde, wofür man gleich am Tag nach dem Auftreten des Grafen Lützow ein Beispiel erfahren hat. In Kragujevac — bekannt in der Weltgeschichte durch den Ruf »Krakujefaz eropaat!« — hatten 44 nach vierjähriger Kriegsgefangenschaft einrückend gemachte Heimkehrer am Abend ihrer Ankunft eine elende Menage — vermutlich aus der Küche des Leopold Salvator — vorgefunden und sich aus Wut darüber einen Rausch angetrunken, der sich zu einem wüsten Exzeß, ja sogar zu Beschimpfungen der Offiziere steigerte. Die Justifizierung beschreibt nun der folgende Bericht, der auf der Aussage des dazu kommandierten Arztes beruht: »... In zwei parallelen Reihen waren je 22 Gräber aufgeworfen, die Erschießung wurde in zwei Partien vorgenommen. Zur Durchführung dieser Exekution waren Bosniaken kommandiert, die auf zwei Schritt Entfernung zu schießen hatten. Den Bosniaken jedoch zitterten die Hände, als sie ihren Kameraden ins Gesicht schießen mußten, und sie schossen schlecht. Die erste Partie wälzte sich auf dem Boden, es war beinahe kein einziger tot. Da wurde der Befehl gegeben, den Opfern die Gewehrläufe an den Kopf zu setzen. Als alle Gehirne zu Brei zerschossen waren, kam die zweite Partie daran, und die gleiche Szene wiederholte sich noch einmal. Der Stellvertreter des



Generalstabschefs, ein Oberstleutnant, der sich auch sonst damit brüstete, daß er vielen Serben die Lampe ausgelöscht habe, sagte nach der Hinrichtung beim Abendessen, als manche schüchterne Bedenken gegen den Prozeß geäußert wurden: er hätte auch 300, nicht nur 44 hinrichten lassen. Die Opfer waren beinahe alle Familienväter, und alle waren vielfach mit allen Graden von Tapferkeitsmedaillen ausgezeichnet. Sie sahen auch diesem letzten Tode ohne Scheu in die Augen, lautlos, ohne eine Miene zu verziehen, ohne eine Abwehrbewegung.« Selbst dem Armeeoberkommando, das bei Verfehlungen von Soldaten wohl Stockhiebe, aber nicht Verminderung des Menschenmaterials guthieß, soll dieses Beispiel einer Pflege innigeren Kontaktes mit der Mannschaft — zwei Schritte Distanz und noch weniger — zu stark vorgekommen sein und es soll sich zu der Auffassung entschlossen haben, daß jene Offiziere, die sich so weit einließen, offenbar zu den sogenannten Elementen gehörten, gegen die eine Untersuchung, wenngleich nicht abgeschlossen, so doch eingeleitet wurde. Allein den Schimpf einer unmenschlichen Haltung während des Kriegs weisen wir mit jener Verachtung zurück, die nicht den Mördern, sondern den Anklägern gebührt. Denn wir sind nun einmal die Sorte von Oesterreichertum, die, wenn im Hause des Gehenkten vom Strick geredet wird, jede andere Version als daß es ein Perlenkollier war, schon mit Rücksicht auf den guten Ton und auf die erwiesene Tatsache, daß sie keinem Huhn den Hals umdrehn könnten, in Abrede stellt. Wenn man uns sagt, daß wir uns wenigstens eine Zeitlang und nicht einmal aus Grausamkeit, sondern nur aus Feigheit, aus Phantasiearmut, aus Unverantwortlichkeit, aus der Abhängigkeit von Phrase und Mechanik, aus Reklamesucht und Wichtigmacherei, kurz aus allen möglichen Mittellagen des Charakters, nicht wie Menschen aufgeführt haben, so geben wir die Möglichkeit bloß »im Hinblick« auf den Umstand zu, daß wir ja eben die reinen Lamperln sind, oder mit dem resoluten Geständnis des Grafen Czernin: »Es hat sich gezeigt, daß vieles bei uns nicht so war, wie es hätte sein sollen«, womit er aber gewiß nicht auf unsere auswärtige Politik anspielen wollte. Und daß so etwas noch immer oder schon wieder laut werden kann, zeigt, wie unverbunden die neue Staatsform neben der alten Lebensform zu bestehen sich anschickt. Der Stolz auf das kurze Gedächtnis pflanzt sich gleichmütig vor der Vergangenheit auf, mit demselben Achselzucken, mit dem man den Krieg hindurch über die drohende Realität hinwegsah, geht man jetzt an der mahnenden Schuld vorbei, und ist die angenommene Unwissenheit ein guter Vorspann für ein leichtes Gewissen, so wird kein distinguierter Fremder mehr der Einladung »Fahr' mr Euer Gnaden« widerstehn können, und es versteht sich ganz von selbst, daß wir keinen Richter nicht brauchen werden. Der Verständigungsfriede — alstern, san mr wieder gut — wird von der besieigten Frechheit, die ihn bis zum letzten Hauch von Mann und Roß verschmäht hatte, als ein Minimum dessen beansprucht, was ihrer Vorzugsstellung, nämlich ihrer Zuständigkeit nach dem ehemaligen Oesterreich gebührt. Bis zum

letzten Augenblick hat sie sich an der größten Schlechtigkeit in der Liste dieser Kapitalverbrechen mitschuldig gemacht und parasitär mitschuldig gezeigt, indem sie noch geschwind ihre versenkte Tonne neben den vierzigtausend des großen Bruders unter dem Titel »Unsere und deutsche U-Booterfolge« ausschrie — vielleicht, wie es dem halb-schlächtigen Sieger ziemte, zugleich auf den Anteil von Ruhm und auf die Geringfügigkeit der Untat verweisend. Kein Schuft, nur ein Schusterle, nehmt alles nur in allem. Frech bis zur Harmlosigkeit, immer wieder das andere Antlitz, eh sie geschehn, das andere nach der vollbrachten Tat, und beides zugleich — das war das österreichische.

Und das muß man ja sagen: wenn je in der Tragödie mißleiteter Völker ein weltgeschichtlicher Humor mitgespielt hat, so wurde er von dem Anblick dieses in die Kriegsmaschine geratenen Charakterbreis bestritten, der, angekettet an eine Kapazität der Dressur die fremde Tonlage durchhalten mußte, in seiner angeborenen Stimmung zwischen »Wer' mr scho machen« und »Kann man halt nix machen« an der Seite eines machenden und schaffenden Ungeheuers kläglich verzappelt ist und wirklich eher den feindlichen Angriffen in die Front als den fortwährenden Freundesstößen in die Weichteile gewachsen war. Shakespeares ungleiches Gespann eines Junker Tobias von Rülp und eines Junker Christoph von Bleichenwang ist wohl ein Sinnbild dieser Liaison von Adelsmächten, die zusammen diesen Trunkenheitsexzeß genannt Mitteleuropa ergaben. »O Junker, du hast ein Fläschchen Sekt nötig! Hab' ich dich jemals schon so herunter gesehn?« »In eurem Leben nicht, Junker, glaub' ich, außer wenn mich der Sekt heruntergebracht hat... Aber ich bin ein großer Rindfleischesser, und ich glaube, das tut meinem Witz Schaden... Ich bin ein Kerl von der wunderlichsten Gemütsart in der Welt; manchmal weiß ich mir gar keinen bessern Spaß als Maskeraden und Fastnachtspiele.« »Taugst du zu dergleichen Fratzen, Junker? ... Weswegen verbergen sich diese Künste? Weswegen hängt ein Vorhang vor diesen Gaben? Bist du bange, sie möchten staubig werden? Warum gehst du nicht in einer Gaillarde zur Kirche, und kommst in einer Courante nach Hause? ...« »... Wollen wir nicht ein Gelag anstellen?« »Was sollen wir sonst tun? Sind wir nicht unter dem Steinbock geboren?« »Unter dem Steinbock? Das bedeutet Stoßen und Schlagen.« »Nein, Freund, es bedeutet Springen und Tanzen. Laß mich deine Kapriolen sehn. Hopsa! Höher! Sa! Sa! — Prächtig!« — — »Besteht unser Leben nicht aus den vier Elementen?« »Ja wahrhaftig, so sagen sie; aber ich glaube eher, daß es aus Essen und Trinken besteht.« — — Tobias: »... ich will dir eine Ausforderung schreiben, oder ich will ihm deine Entrüstung mündlich kundtun.« ... Christoph: »O, wenn ich das wüßte, so wollte ich ihn hundemäßig prügeln.« Tobias: »... Deine wohlervognen Gründe, Herzensjunker?« Christoph: »Wohl erwogen sind meine Gründe eben nicht, aber sie sind doch gut genug... O, es wird prächtig sein!« Maria: »Ein königlicher Spaß,

verlaßt euch drauf...« — — Tobias: »O der Schuft!« Christoph: »Schießt ihn tot! Schießt ihn tot!« Tobias: »Still, still!... Bis zu den Pforten der Hölle...!« Christoph: »Ich bin auch dabei.« — — Fabio: »... Da hättet ihr euch herbeimachen sollen... Dies wurde von eurer Seite erwartet und dies wurde vereitelt. Ihr habt die doppelte Vergoldung dieser Gelegenheit von der Zeit abwaschen lassen...« Christoph: »Solls auf irgendeine Art sein, so muß es durch Tapferkeit geschehn; denn Politik hasse ich...« Tobias: »Wohlan denn, baun wir dein Glück auf den Grund der Tapferkeit. Fordre mir den Burschen auf den Degen heraus; verwunde ihn an elf Stellen...« Fabio: »Es ist kein andres Mittel übrig, Junker Christoph.« Christoph: »Will einer von euch eine Ausforderung zu ihm tragen?« Tobias: »Geh, schreib mit einer martialischen Hand; sei verwegen und kurz... und so viel Lügen als auf dem Papier Platz haben, schreib sie auf! Geh, mach dich dran!...« Tobias über Christoph: »... Was den Junker betrifft, wenn der geöffnet würde, und ihr fändet so viel Blut in seiner Leber, als eine Mücke auf dem Schwanze davontragen kann, so wollt' ich das übrige Gerippe aufzehren.« — — Fabio: »Hier ist wieder etwas für einen Fastnachtsabend.« Christoph: »Da habt ihr die Ausforderung; lest sie; ich steh' dafür, es ist Salz und Pfeffer darin.« »Ist sie so verwegen?« »Ei ja doch! Ich stehe ihm dafür. Lest nur.«... Tobias: »Geh, Junker, laure ihm an der Gartenpforte auf wie ein Häscher; sobald du ihn erblickst, zieh und fluche fürchterlich dabei: denn es geschieht oft, daß ein entsetzlicher Fluch, in einem rechten Bramarbaston herausgewettert, einen mehr in den Ruf der Tapferkeit setzt, als eine wirkliche Probe davon jemals getan hätte. Fort!« Christoph: »Nun, wenns Fluchen gilt, so laßt mich nur machen.« Tobias über Christoph: »... also wird dieser Brief wegen seiner außerordentlichen Abgeschmacktheit ihm keinen Schrecken erregen; er wird merken, daß er von einem Pinsel herrührt...« Derselbe: »... und sein Grimm in diesem Augenblick ist so unversöhnlich, daß er keine andre Genugthuung kennt als Todesangst und Begräbnis. Drauf und dran! ist sein Wort; mir nichts, dir nichts!« Der Feind: »... Ich bin kein Raufer. Ich habe wohl von einer Art Leute gehört, die mit Fleiß Händel mit andern anzetteln, um ihren Mut zu zeigen; vielleicht ist er einer von diesem Schlage.« »Nein, Herr, seine Entrüstung rührt von einer sehr wesentlichen Beleidigung her; also vorwärts, und tut ihm seinen Willen...« »... Ich für mein Teil habe lieber mit dem Lehrstande als dem Wehrstande zu tun; ich frage nicht darnach, ob man mir viel Herz zutraut.« — — Christoph: »Hol's der Kuckuck! Hätte ich gewußt, daß er herzhaft und ein so großer Fechter wäre, so hätte ihn der Teufel holen mögen, eh' ich ihn herausgefordert hätte. Macht nur, daß er die Sache beruhen läßt, und ich will ihm meinen Hans, den Apfelschimmel, geben.« Tobias: »Ich will ihm den Vorschlag tun; bleibt hier stehn, und stellt euch nur herzhaft an... er hat mir auf sein ritterliches Wort versprochen, er will euch kein Leid zufügen. Nun frisch daran!« Christoph: »Gott gebe, daß er sein Wort hält.« —



— Tobias: »... und wegen seiner Feigheit, fragt nur den Fabio.« Fabio: »Eine Memme, eine fromme Memme, recht gewissenhaft in der Feigheit.« Christoph: »Wetter! Ich will ihm nach und ihn prügeln.« Tobias: »Tu's, puff ihn tüchtig...« — — (Junker Christoph kommt mit einem blutigen Kopfe.) »Um Gottes Barmherzigkeit willen, einen Feldscherer! Und schickt gleich einen zum Junker Tobias!« »Was gibts?« Christoph: »Er hat mir ein Loch in den Kopf geschlagen, und Junker Tobias hat auch eine blutige Krone weg. Um Gottes Barmherzigkeit willen, helft! Ich wollte hundert Taler drum geben, daß ich zuhause wäre... Wir glaubten, er wäre 'ne Memme, aber er ist der eingefleischte Teufel selbst... Ihr habt mir um nichts und wieder nichts ein Loch in den Kopf geschlagen, und was ich getan habe, dazu hat mich Junker Tobias angestiftet.« Der Feind: »Was wollt ihr von mir? Ich tat euch nichts zuleid. Ihr zogt ohn' Ursach gegen mich den Degen. Ich gab euch gute Wort' und tat euch nichts.« »Wenn eine blutige Krone was leides ist, so habt ihr mir was zu Leide getan. Ich denke, es kommt nichts einer blutigen Krone bei. Da kommt Junker Tobias angehinkt, ihr sollt noch mehr zu hören kriegen. Wenn er nicht was im Kopfe gehabt hätte, so sollte er euch wohl auf 'ne andere Manier haben tanzen lassen.« »Nun, Junker, wie stehts mit euch?« Tobias: »Es ist all' eins. Er hat mich verwundet und damit gut...« ... »Fort mit ihm! Wer hat sie so übel zugerichtet?« Christoph: »Ich will euch helfen, Junker Tobias, wir wollen uns zusammen verbinden lassen.« Tobias: »Wollt ihr helfen? — Ein Eselskopf, ein Hasenfuß und ein Schuft! ein lederner Schuft! ein Pinsel!« »Bringt ihn zu Bett und sorgt für seine Wunde!« — Ist dieses nicht der Treubund vom Ultimatum bis zum Ultimo? Und je bleicher Christophs Wange ward, um so lauter rülpste Tobias und das Verhältnis ward ausgebaut und vertieft. Durch alle Trübsal unseres Daseins hopsen müssen, von dieser unerbittlichen Melodie der Treue gequält, spürten wir den Druck einer führenden Hand, die es allerdings, im Gegensatz zum Shakespeareschen Spaßmacher furchtbar ernst mit sich und uns meinte. Der verspätete Wadenbiß, als zwei auf der Erde lagen, war nur die natürliche Rettung aus einer falschen in eine schiefe Position.

Was hatte sich ein Staat zugemutet, dessen Entschluß zum Krieg, von jenem russischen Außenminister eine Keckheit genannt, doch nur die Vermessenheit anschaulich machen konnte, die sein Dasein selbst bedeutet hatte! Man mag darüber verschiedener Meinung sein, ob das Vaterland und selbst eines, das nicht gerade den Kotter seiner Nationen vorstellt, der Güter höchstes ist; der Uebel größtes aber ist die Schuld am Weltkrieg, nebst dem Plan, die Mehrzahl seiner Nationen durch Maschinengewehre für die ihnen verhaßteste Sache zu begeistern. Die Hölle ward hell von dem Genieblitz der Idee, für ein von der Welt angezweifelttes Staatswesen, für die durch Großmachtwahn, falsche Politik und unfähige Verwaltung verschütteten menschlichen und landschaftlichen Werte eines Landes durch einen Weltkrieg Propaganda zu machen. Anstatt daß die Leute, die hier den Ton der Kultur



angaben, einmal aus der Erkenntnis, daß sie der Auswurf der Menschheit seien, den Mut zu einem Verzicht geschöpft hätten, entschlossen sie sich lieber, da es so nicht mehr weiterging, andere in den Krieg zu treiben, zu dem sie ja mit den Machtmitteln der Lüge hinlänglich gerüstet waren. Unter der Führung jener unfäßbarsten Machthaber, deren einen Herr Maximilian Harden, ehe er sich zu einer Gesinnung gegen den Krieg entschloß, den »Generalstabschef des Geistes« genannt hat, damals, als die Schlacht bei Lemberg im Hintergrund des fünfzigjährigen Jubiläums der Neuen Freien Presse gefeiert wurde. Was wir seit damals im Maultrommelfeuer von vier Jahren erliden mußten, das und nur das sollte auf der Friedenskonferenz uns die Barmherzigkeit der Feinde gewinnen und was noch heißer ersehnt werden muß, die Unerbittlichkeit gegen eine Autokratie des Worts, die, solange sie lebt, uns nie des Verlustes der andern wert sein lassen wird. Sollten wirklich Königreiche zerstoßen sein und über dem größten Umsatz des blutigen Schicksals, den je die Welt erlebt hat, ein Schlachtbankier unerschüttert in seiner erhabenen Niedertracht thronen, bleibendes Hindernis aller Erhöhung und Befreiung, wirkender Vorschub allem Faulen in Welt und Staat? Als der schmutzigste Triumph der Materie über den Geist: denn wahrlich, was sind die Vernichter sichtbaren Menschheitsgutes, deren Unumschränktheit doch an der vorhandenen Quantität sich ersättigen mußte, gegen eine Pest, die fortwirkt in die Generationen! Es wäre wenig an der Welt geändert, wenn die Dämonen geblieben und nur die Prokura gewechselt wäre; sie würden die Tyrannei der Formen, durch die unser Inhalt so ins Verderben kam und deren Zertrümmerung all unsern Kriegsgewinn bedeutet, immer aus sich selbst erzeugen, und die Kolumnen, die ein Benedikt aus der Erde stampft, sind irgendeinmal Formationen, um für die schwärzeste Hausmacht die Atempause der Welt zu kürzen. Man müßte an der Macht des Geistes verzweifeln, wenn er wohl stark genug war, die Materie der Waffe zu bezwingen, aber an der des schlechten Worts versagte und was er über das Blut vermocht hat, gegen die Druckerschwärze nicht behaupten könnte. Ach, wenn der Neuen Freien Presse und allem Gelichter unserer Nacht nichts anderes widerfährt, als daß es das Opfer des Putsches von Feuilletonisten wird, die selbst diesen Beruf verfehlt haben und auf dem Umweg über die Rote Garde in eine Redaktion kommen möchten; wenn Zeitungsleute die Märtyrer eines Vorstoßes werden, der weniger Ueberzeugungskraft hat als ein landläufiger Grubenhund; wenn es den Zerstörern aller Friedenswelten gelingt, sich in den Schutz der republikanischen Ordnung zu flüchten, anstatt daß es dem neuen Weltwillen gelänge, die Bestie mit einem Axthieb niederzustrecken — dann wäre mindestens der Beweis geliefert, daß er unserem Umschwung mißtraut, daß er uns nicht für reif hält, ohne Aufsicht unserer Vampyre fortzuleben. Es scheint ja alles dafür zu sprechen, daß wir dem Gesetz der Trägheit, dem einzigen, welches keine österreichische Regierung je gebrochen hat, noch über das Grab der Monarchie Treue bewahren und, weil es sehr schön war und uns sehr gefreut hat, den

ganzen Geistesdreck und Gemütströdel ihres Hausrats übernehmen wollen. Es scheint, daß die Revolutionierung der Herzen, die hier allzukühn mit einer Entfernung der Hoflieferantenwappen eingesetzt hat, es bei dieser bewenden lassen will und daß wir dazu verdammt sind, das österreichische Antlitz, welches so lange das Gegenteil der Welt war, auch fernerhin und auf der sich selbst überlassenen Schulter zu tragen. Der Portier des Auswärtigen Amtes, heißt es bereits, sei mit der Republik nicht einverstanden, und das will, zumal wenn sich die der andern Staatsämter anschließen, mehr bedeuten als es auf den ersten Blick den Anschein hat. Man kann das nicht genug überschätzen; die Welt hat Krieg führen müssen, weil sie unsere lokalen Verhältnisse zu wenig gekannt hat. Aber die Hausmeister allein könnten's nicht richten, wenn sie nicht der Unterstützung der Parteien gewiß wären und wenn sich nicht diese ganze unausrottbare Art von Menschen, die einander alle hinter sich haben, schon verständigt und in einer passiven Resistenz, die viel mehr als alle Aktivität anderer Volkstemperamente Entwicklungen beeinflußt, sich zu Gruppenbildungen und Verkehrshindernissen gefunden hätte. Die falsche Besorgnis der einen, daß hier republikanische Zustände Platz greifen, und der andern, daß hier monarchistische Ueberraschungen eintreten könnten, beruht auf einer Ueberschätzung der Wiener Möglichkeiten, nein, es bleibt alles beim Neuen, nur daß ein konstanter Widerstand aus den Niederungen, in denen die Hof- und Personalnachrichten um ihr Dasein ringen, auf Schritt und Tritt die Anwendung neuer Normen verhindern wird. Gewiß, sie schreien nach Habsburg wie der Hirsch in der Jagdausstellung nach der Quelle, und sie würden das Wiederauftreten Karls so begeistert wie nur eines Marischka begrüßen, aber aus keinem andern Grund, als weil es ein Wiederauftreten ist. Nicht wer beim Bühnentrürl herauskommt, sondern daß einer herauskommt, erzeugt die Wärme, und die Beliebtheit kommt hier ebenso von der Popularität wie die Armut von der Powerteh. Sie denken sich ja nichts dabei, höchstens daß nichts dabei ist und daß man dabei sein kann, was eben in der Republik, wo jeder dabei sein kann, viel schwieriger ist. Weil dieselben Leute, die eine Zeitlang »p. u.« waren, es nicht mehr erwarten können, wieder u. a. registriert zu werden und weil die Klio hier in der Kärntnerstraße spazierengeht, kann es passieren, daß zweitausend Republikaner in einem Konzertsaal einer Brettsängerin zujauchzen, die durch die Erinnerung an den guaten alten Herrn in Schönbrunn, dessen Auge auf seinen Wiener Edelknaben wohlgefällig ruht, justament der Weltgeschichte beweisen wollte, daß mir mir san. Dabei übersehe man ja nicht die tiefe Unechtheit dieser Nostalgie, die, ohne Verbindung mit den Kulturreizen einer bessern Wiener Zeit, sich bloß von einem Farbindruck der Gemütlichkeit nicht trennen will. Es ist bei weitem nicht jene Nobelfäulnis, die bis um 1890 der lokalen Kultur einen gewissen Weltwert verliehen hat und deren letzte Spuren im blutigen Chaos genau so vertilgt wurden wie die norddeutsche Spezialität der Ordnung. Es ist vielmehr eine Geschmackigkeit, die durch die Barbarei des

Kriegs nur gewonnen hat: das neuwienerisch-jüdische Element, ein eben angelangter und sofort rabiater Provinzcharakter, jenes fast naive Widerspiel von Scham und Schönheit, jene picksüße Lebensfrische, die nicht überwintern kann ohne die Aussicht auf ein fettes Ischl mit seiner vollkommenen Pervertierung der Kaiserpracht zu einer Orgie der unwahrscheinlichsten Mißformen, seiner phantastischen Nachbarschaft von Kabinettskanzlei und Theatercafé und den betäubenden Tonfällen einer Esplanade, die als ein sommerlicher Franz-Josefs-Kai die Huldigung komplett macht. Es ist jenes Oesterreich, das sich wirklich mit Recht nach sich zurücksehnt, weil es, wenngleich abgeschlossen von der Welt, nie mehr so unter sich sein wird. Es ist das Oesterreich der kaiserlichen Räte. Sie waren nur das Spalier, durch das am 18. August die Majestät fuhr; aber die Staatsweisheit kam ans Ziel, als hätte sie wirklich von all dem Rat mitgenommen. Dieser echt österreichische Einfall war vielleicht mit ein Grund allen Mißverständnisses über uns: daß die letzte Menschenkategorie anstatt eines gelben Flecks einen Titel bekam, welcher der schlecht informierten Umwelt nach der höchsten Würde klingen mußte, jenen maßlos erstaunten Europäern, die solche Exemplare von Conseiller imperial die Sauce mit dem Messer essen sahen und sich nun vom Niveau der niedriger gestellten Bevölkerung eine Vorstellung machten. Und wie soll die durch solche Vertreter der Monarchie verwirkte Achtung einer Republik zurückgewonnen werden, die sich durch die Pflicht politischer Toleranz von der tiefern Pflicht entbunden glaubt, den Parasiten der alten Macht den Uebertritt zur neuen zu verwehren, und die es erträgt, daß dem Wechsel der Systeme das feierliche Sinnbild eines im gekauften Hofwagen sich dehnenden Eskompteimperators entsteht. Die Möglichkeit solch apokalyptischer Vision und die Sehnsucht derselben Grabenpassanten, die den Scheuel nicht mit Pflastersteinen erlegen, nach dem frühern Insassen der Equipage, sie gehören in ein und dasselbe Bild einer spezifischen Kultur, die auf dem Erdkreis ihresgleichen nicht hat. Denn ihre wesentliche Einheit ist der Schlamm, der die Verschiedenheit aller möglichen Empfindungswelten undeutlich macht und schon einen Tiefseeforscher braucht, um die Geheimnisse einer am Tag ihrer Gründung versunkenen Stadt zu offenbaren. Für einen Marsbewohner wäre es jedenfalls unfasßbar, daß hier eine Republik etabliert wurde und die ganze Mischung von Ghetto und Bierstüberl, nicht nur als Naturfarbe, nein auch als der unmittelbare politische Ausdruck unserer Neigungen uns erhalten blieb; daß jene undefinierbare Spezies, die sich »deutsch-national« nennt und die wohl unter allen lebendigen Formen die rätselhafteste ist, nicht nur nicht am ersten Tag weggeblasen war, sondern obenauf ist, nachdem sie bis zum letzten Generalstabsbericht den ganzen Bieratem ihrer Leidenschaft an einen Siegfrieden gewendet hat. Jene Sorte, neben der das feindliche Ausland, wenn es sich noch einen Funken Gerechtigkeitsgefühl bewahrt hat, den Preußen als einen Kulturträger hinnehmen müßte und für die mir auf der Suche nach einem Personennamen in meinem tragischen Karneval der Zufall einer Lokal-



notiz ein Zauberwort, das alles Wirrsal bändigt, in den Schoß geworfen hat: Kasmader! In welchem Namen könnte sich diese Partie von Deutschösterreich, und eigentlich das ganze, glücklicher darstellen? Man spürt sofort, daß alles Eau de Lubin, über das die Entente verfügt und das sie allein schon befähigt hat, dem alldeutschen Gedanken die Spitze zu bieten, nicht ausreichen würde, um Kasmader der Welt unbedenklich zu machen, und es wäre wahrlich nicht unbillig, wenn sie sich zur dauernden Einrichtung eines Konzentrationslagers entschließen wollte, worin das Wesen, von Nahrungssorgen natürlich befreit, seine Tage hinzubringen hätte, mit der Erlaubnis, über die Lage der Deutschen in Oesterreich weiterhin nachzudenken, auch seinen sonstigen Belangen hingegen, aber des Anspruchs verlustig, die bare Unmöglichkeit, an die Welt Kultur abzugeben, und die Unfähigkeit, sie von ihr zu nehmen, in gefährlichen Experimenten auszuleben. Das Wunder der Befreiung von der alten Macht, dessen wir uns bei jedem neuen Erwachen versichern müssen, berührt um so wunderbarer, als uns ihre Stützen vollzählig erhalten geblieben sind, so daß wir eigentlich nur dem Divertissement von Verwandlungskünstlern beiwohnen, die uns noch dazu die Methode verraten, indem sie uns zuzwinkern, sie wären eigentlich die Alten. Die Komik der Shakespeareschen Gelegenheitskomödianten, die dem Herzog und seiner Familie eine »höchst klägliche Komödie« vorführen, ist erst in der Zumutung, sich die Herren Wolf, Hummer und Teufel als Republikaner vorzustellen, übertrieben. »Ist unsre ganze Kompagnie beisammen?« . . . » . . . Wenn ich's mache, laßt die Zuhörer nach ihren Augen sehn! Ich will Sturm erregen, ich will einigermaßen lamentieren . . . eigentlich habe ich doch das beste Genie zu einem Tyrannen; ich könnte einen Herakles kostbarlich spielen, oder eine Rolle, wo man alles kurz und klein schlagen muß.« . . . »Habt ihr des Löwen Rolle aufgeschrieben? Bitt' euch, wenn ihr sie habt, so gebt sie mir; denn ich habe einen schwachen Kopf zum Lernen.« . . . »Laßt mich den Löwen auch spielen! Ich will brüllen, daß es einem Menschen im Leibe wohl tun soll, mich zu hören. Ich will brüllen, daß der Herzog sagen soll: Noch 'mal brüllen! Noch 'mal brüllen!« »Wenn ihr es gar zu fürchterlich machtet, so würdet ihr die Herzogin und die Damen erschrecken, daß sie schrien, und das brächte euch alle an den Galgen.« »Ja, das brächte uns an den Galgen, wie wir da sind.« »Zugegeben, Freunde! wenn ihr die Damen erst so erschreckt, daß sie um ihre fünf Sinne kommen, so werden sie unvernünftig genug sein, uns aufzuhängen. Aber ich will meine Stimme forcieren, ich will euch so sanft brüllen wie ein saugendes Täubchen: — ich will euch brüllen, als wär' es 'ne Nachtigall.« — — »Es kommen Dinge vor in dieser Komödie von Pyramus und Thisbe, die nimmermehr gefallen werden. Erstens: Pyramus muß ein Schwert ziehen, um sich selbst umzubringen, und das können die Damen nicht vertragen . . .« »Ich denke, wir müssen das Totmachen auslassen, bis alles vorüber ist.« »Nicht ein Tüttelchen; ich habe einen Einfall, der alles gut macht. Schreibt mir einen Prolog, und laßt den Prolog verblümt zu verstehn geben, daß wir mit



unsern Schwertern keinen Schaden tun wollen; und daß Pyramus nicht wirklich totgemacht wird; und zu mehr besserer Sicherheit sagt ihnen, daß ich Pyramus nicht Pyramus bin, sondern Zettel der Weber. Das wird ihnen schon die Furcht benehmen.« . . . »Werden die Damen nicht auch vor dem Löwen erschrecken?« »Ich fürcht' es, dafür steh' ich euch.« »Meisters, ihr solltet dies bei euch selbst überlegen. Einen Löwen — Gott behüt' uns! — unter Damen zu bringen, ist eine greuliche Geschichte; es gibt kein grausameres Wildpret als so 'n Löwe, wenn er lebendig ist; und wir sollten uns vorsehn.« »Deshalb muß ein anderer Prologus sagen, daß es kein Löwe ist.« »Ja, ihr müßt seinen Namen nennen, und sein Gesicht muß durch des Löwen Hals gesehen werden; und er selbst muß durchsprechen, und sich so, oder ungefähr so applizieren: Gnädige Frauen, oder schöne gnädige Frauen, ich wollte wünschen, oder ich wollte ersuchen, oder ich wollte gebeten haben, fürchten Sie nichts, zittern Sie nicht so; mein Leben für das Ihrige! Wenn Sie dächten, ich käme hieher als Löwe, so dauerte mich nur meine Haut. Nein, ich bin nichts dergleichen; ich bin ein Mensch wie andre auch: — und dann laßt ihn nur seinen Namen nennen, und ihnen rund heraus sagen, daß er Schnock der Schreiner ist.« — — Der Hof: »Gut gebrüllt, Löwe!« — Doch hätte wohl keine Phantasie, die je dem Humor menschlicher Maskeraden nachging, an die Wirkung der Jammergestalten herangereicht, die die Rollen unserer Revolution verteilen und denen es zwar zeitgemäß erscheint, in die Verkleidung zu schliefen, aber auch ratsam, sie nicht ganz auszufüllen. Nur daß unser Galeriepublikum dickfelliger ist als selbst ein Löwe und die Produktion sich gefallen läßt, und wenn ihm rund heraus gesagt wird, daß es der Teufel ist, nicht im Gefühl der Beruhigung in helles Gelächter ausbricht. Und wäre denn sonst auch das Wiederauftreten dieses Czernin auf einer Szene denkbar, wo sein erstes Engagement mit einem Theater-skandal geendet hatte, dem gewiß nur die Not an faulen Aepfeln den sichtbaren Ausdruck erspart hat? Eine politische Karriere jedoch, die sich nach Abschluß einer politischen Karriere geradezu auf die Erfahrung gründen will, daß in Wien alles möglich ist und nichts unmöglich macht, dürfte selbst in Wien eine Kuriosität sein und eben darum auf den Zuspruch des hiesigen Bürgertums rechnen können. Oder wie der gräßliche Vorbeter unserer Teufelsdienste es ausdrückt: »Wenn Graf Czernin das Wort ergreift, horcht die europäische Oeffentlichkeit auf.« Die europäische Oeffentlichkeit, das ist jene von Revolutionsstürmen unversehrte Gesellschaft, die im Saal des Gewerbevereins Platz hat, die irgendetwas »vertritt«, sei es die Industrie, die Politik oder die Wissenschaft, und deren Zwielficht auch ohne Uebertretung der Beleuchtungsvorschriften das Bemerktworden ermöglicht. Kurzum, »eine gleichsam politisch und geistig geschlossene Gesellschaft, ein Auditorium von besonnenen und ernsten Menschen, denen es ein Bedürfnis ist, mitten in der überreizten und überlauten Wirrnis dieser Tage, einen Rückblick über Vergangenes zu hören«. Redner befriedigt dieses Bedürfnis restlos, wobei sich »an markanten Stellen die Hand zur Faust ballt«, näm-

lich die Hand des Redners. »Aus dem herzlichen Beifall, der ihn begrüßt, sind die lebhaften Sympathien herauszuhören.« Die Sympathien schlechtweg, die Sympathien in ihrer Reinkultur, da sie aus solchen Herzen stammen. »Wann immer er das Wort ergreift und worüber immer er spricht« — ob über die Notwendigkeit eines Völkerbunds oder über die Unzerreißbarkeit der Nibelungentreue, über Abrüsten oder Durchhalten, über den ewigen Frieden auf dem Dach oder ein belgisches Pfand in der Faust des Redners, über die Getreideschätze in der Ukraine oder über den elenden, erbärmlichen Masaryk — »immer hat der Zuhörer das Gefühl: hier spricht eine starke Persönlichkeit«, eine, deren Engagement bei der Neuen Freien Presse nur eine Frage der großen Zeit ist und nach Aberkennung des innern Adels perfekt sein dürfte. Er spricht »in zwangloser Haltung, die eine Hand in der Hosentasche«, wo sich wahrscheinlich derzeit das Faustpfand befindet, alles blickt gespannt in die Richtung, »den vorgestreckten Köpfen, den aufhorchenden Mienen merkt man es an, daß alle begierig sind, einen Kronzeugen aus dem großen Prozeß des Weltkriegs zu hören«, der, wie das bei Monstreprozessen zu geschehen pflegt, sich plötzlich in einen Angeklagten verwandeln könnte. Man kann alle diese Vorgänge zum Glück genau sehen, wiewohl der Saal des Gewerbevereins »nur schwach beleuchtet ist«. Aber den Redner ficht das nicht an, er läßt auch »seine Gedanken klar und deutlich erkennen«, wozu ihm allerdings seine Sprache hilft, die er nämlich meisterhaft beherrscht und die ihm kein Mittel ist, jene zu verbergen. Was in meinen Augen ein Nachteil ist, den er vor den Diplomaten der alten Schule entschieden voraus hat. Aber was will man machen, der Kontakt ist sofort da, die Zuhörer sind im Banne, und »als Graf Czernin von dem Blutsbündnis mit Deutschland spricht, wird zum erstenmal laute beifällige Zustimmung vernehmlich«, wobei es unklar bleibt, ob zum Bündnis, das Blut gekostet hat, oder zum Lob eines solchen Bündnisses oder zum Bedauern über ein solches Bündnis. Immerhin, er hat heute »zum erstenmal als einfacher Privatmann, als Bürger des deutschösterreichischen Staates das Wort ergriffen« — die Zuständigkeit dürfte geklärt sein, da kein Hund in Böhmen vom Czernin einen Bissen aus der Ukraine nimmt — und die Zuhörer »verlassen den Saal mit einem starken Eindruck und mit dem Wunsche, den Grafen Czernin noch oft zu hören«. Gesagt, getan; schon reift der Wunsch zur Erfüllung, da der schlichte Republikaner von einer dankbaren Bevölkerung, der er den Brotfrieden gebracht hat, in die Nationalversammlung gewählt werden dürfte. Und was hat er ihr, was hatte er jenem Auditorium, das in der theaterlosen Zeit dem Gewerbevereinssaal zuströmte, zu sagen? Was könnte uns ein Mann zu sagen haben, der den Weltkrieg nicht begonnen, nein, verlängert hat? Was gibt ihm das Recht, die europäische Oeffentlichkeit, die sich vor den Alibiträgern der Kriegsschuld die Ohren zuhält, aufhorchen zu machen, anstatt sich vor ihr in jenes Mauselloch zu verkriechen, das eine starke Persönlichkeit unstreitig noch besser zur Geltung bringen würde als ein nur schwach beleuchteter Saal? Tritt er uns als

ein Reuiger an, der auf den mildernden Umstand rechnen könnte, daß er nicht gleich jenem Berchtold durch eine Flucht in die Schweiz, sondern an Ort und Stelle seine Schuld bekennt? Will er, indem er sich als ein Opfer der allgemeinen Dummheit vorstellt, die Schuld auf jene schieben, die ihn in solcher Zeit zum Staatsmann gemacht haben? Das könnte, wenn er zur Stelle wäre, jener Schwachkopf, der den Krieg eröffnet hat und der am Tag des Ultimatums mit leuchtenden Augen zu einem andern Würdenträger sagte: »Jetzt hat die Armee ihren Willen!« Das könnte der einfältige Berchtold; der vielfältige Czernin kann das nicht. Der kann anders. Wie kann er? Was kann er einer gleichsam geistig und politisch geschlossenen Gesellschaft, einem Auditorium von besonnenen und ernsten Menschen sagen, das diesen das Auftreten eines Mannes erträglich machte, der den Krieg verlängert hat? Er habe es getan, um gleichsam im Geiste Berchtolds der Armee ihren Willen zu lassen? Nein, im Gegenteil! Er hat den Krieg nur verlängert, weil das so sein mußte und weil er das eben gewußt hat. Aber es ist so originell, so verblüffend, so niederwerfend, daß man es nur durch das Medium des Leitartiklers auf sich wirken lassen kann, also durch eine Vermittlung, deren man sich sonst nicht ohne Abscheu bedient. Da gelingt es denn, über den Grafen Czernin, also über einen von den Staatsmännern, die in leitender Stellung »an den blutwarmen Ereignissen mitwirkten« — was schon eine kräftige Charakterisierung ist —, unter dem packenden Titel »Die Kämpfe des Grafen Czernin mit dem General Ludendorff über den Frieden« das Folgende zu erfahren: »Er hat gewußt, daß jeder Sieg eine Tragödie sei, weil er den Krieg verlängere, ohne das Ergebnis ändern zu können.« Er, nämlich der Sieg, nicht der Czernin hat den Krieg verlängert. Er, nämlich der Czernin, hat es gewußt! Er, nicht ich. Wenn ich nicht sicher wäre, daß diese Anerkennung an dieser Stelle nicht mir gelten kann, weil solche Umstürze im Kosmos eben undenkbar sind, ich hätte es einen Augenblick lang geglaubt. Daß es der Nachfolger Berchtolds sei, der solche Erkenntnis, der so wenig Neigung hatte, der Armee ihren Willen zu lassen, jener Mann, der's doch so ausgiebig getan hat, der Graf Czernin, merkte ich, als ich mit wachsendem Staunen über die unbegrenzten Möglichkeiten der Natur weiterlas. Er war also kaum drei Monate im Amt, da erkannte er schon die Gefahren für die Mittelmächte, sah die schwere Niederlage voraus, die Erschütterung der Habsburger und der Hohenzollern, die Revolution, und alles, was er fürchtete, sei »buchstäblich eingetroffen«. Er hat gewußt, daß Oesterreich nach jeder Rettung durch den deutschen Generalstab »erst recht verloren sei«. »Graf Czernin hatte den Kummer«, den Frieden anzustreben und ihn nicht erreichen zu können, weil der Ludendorff ihn nicht wollte. Er hatte »die Fähigkeit, die Zeit, worin er lebt, zu erkennen«. Er warnte vor optimistischen Täuschungen; er »hörte ein dumpfes Grollen«, es rieselte im Gemäuer, aber nicht etwa in dem der Entente, sondern im unsrigen; die Siege der Feldherren waren »die Irrlichter des



Ruhms, die in den Sumpf lockten«, also ganz nach jenem Beispiel, wo sie immer geschrien haben nach der amerikanischen Unterstützung, »nach diesem Irrlicht der Entente, dem sie nacheilt und das sie immer tiefer hineinführt in den Sumpf, in Niederlage und Verderbnis«. Der Graf Czernin hat das alles, nämlich das andere, gewußt. Er war ein Talent. Wir haben gar nicht geahnt, was wir an ihm haben. Wir haben immer geglaubt, die Siege werden es machen. Wir haben immer den Versicherungen des Grafen Czernin geglaubt, und daß wir nur weiter siegen müssen, um zu siegen, und daß es jetzt durchzuhalten gelte. Wir sind dem Grafen Czernin, wie er sprach, hereingefallen, anstatt den Grafen Czernin, wie er war, zu erkennen. Mit einem Wort: »Wir sind Tür an Tür mit einem Manne gewesen, der in der Witterung eines Diplomaten gefühlt hat, daß der Krieg, wenn er immer wieder verlängert werden sollte, nach dem Hinterlande umschlagen und dort in Revolution sich entladen würde.« Und darum hat er ihn verlängert. Und das haben wir nicht gewußt; weder daß es so ist, noch daß es einen Mann gegeben hat, der es wußte. Denn wir haben immer nur auf die Erklärung des Grafen Czernin gehört, daß es nicht so sei, und auf die Anerkennung, die ihm die Neue Freie Presse dafür gespendet hat, und unser Vertrauen zu beiden ward in dem Maß ausgebaut und vertieft, als sie selbst es mit einem Blutsbündnis taten. Wenn sich jedoch noch nach tausend Jahren ein Bedarf herausstellen sollte, der heranwachsenden Jugend, wie es Personifikationen der unzertrennlichen Treue gibt (Oesterreich-Ungarn und Deutschland, Kastor und Pollux, Hindenburg und Ludendorff), auch ein Beispiel für unzertrennliche Falschheit darzubieten oder für einen Seelenbund der Unehrlichkeit, die so dumm ist, sich von der Verlogenheit entlarven zu lassen, und der Verlogenheit, die so frech ist, die Unehrlichkeit zu übertölpeln, so wird man die Namen Czernin und Benedikt, jenem zur verdienten Ehre, zusammenstellen. Und wenn es darüber hinaus noch nötig sein wird, das Vorbild einer Schafsgeduld zu finden, die sich solches Spiel der bis zur Ehrlichkeit verlogenen Gestalten gefallen ließ und noch immer nicht wußte, mit wem sie Tür an Tür war, sondern dem Paar noch Beifall spendete, und nicht mit nassen Zeitungsfetzen den witternden Diplomaten hinausjagte, sondern ihn kandidieren ließ und sich gegen den Heilsboten der Siegestragödien nicht in einer Revolution entlud, sondern im Abonnement — wenn's dafür eines Vorbilds bedürfen sollte, so wird man unfehlbar auf das Wiener Auditorium von besonnenen und ernsten Menschen zurückgreifen, auf die gleichsam geistig und politisch geschlossene Gesellschaft der deutsch-österreichischen Republik. Die nicht nur einen Menschen täglich liest, der der deutschen Sprache, der Wahrheit, dem Takt, dem Gehör, dem Geschmack, dem Geruch, jedem Nerv, dem Magen, dem Sack und überhaupt allem was schutzbedürftig ist, Schmach und Gewalt antut, sondern die auch einen Menschen anhört, der ihr zum Beweis seiner Kriegsunschuld erzählt, er habe gewußt, daß der Krieg das infamste Verbrechen sei und der Sieg das größte Unglück, und welche mit keinem



Zwischenruf die von jenem andern so geschätzte »Laienfrage« stellt, warum er denn nicht aus seinem Wissen die Konsequenz gezogen und nicht lieber den dunkelsten Abtritt dem Verbleiben im Licht der verantwortlichsten Stellung vorgezogen habe, warum er Wilson gemeint und Ludendorff getan, Kant gesagt und Krupp gemeint, den Weltfrieden gesagt und Brest-Litowsk getan, zum Zwiespalt von Wort und Tat sich auch des Widerspruchs zwischen Wort und Wort schuldig gemacht habe, nie aber der Verleugnung seiner Tat. Warum er, anders als Fiesko, nur malte, was andere taten, und anders als Czernin, nur meinte, was andere malten, und jene beschimpfte, diese konfiszieren ließ, so daß sein Mund jenen die Tat absprach und seine Hand diesen sein eigenes Wort aus dem Mund nahm; wenn er aber selbst nicht zu sprechen wagte, weil Ludendorff in der Nähe war, sich auf Hertling berief, der ihm »das Wort aus dem Munde nahm«. Aber dies hätte er seinerseits dem Frager besorgt; denn die ganze Haltung der schwankenden Gestalt, die sich uns wieder naht und zudrängt, nachdem sie sich einst dem trüben Blick gezeigt, erklärt er einfach damit, daß er nicht nur von der Katastrophe des Blutsbündnisses überzeugt war, sondern — und das »kann er ohne Ueberhebung sagen« — — »dieses Bündnis verteidigt habe, wie sein eigenes Kind«. Bis zum letzten Blutstropfen, nämlich der seiner Tatkraft sowie Beredsamkeit anvertrauten Völker. Und das kann er wirklich ohne Ueberhebung sagen; aber daß er es auch ohne Reue sagen kann, ist erschreckend. Und warum tat er so? Warum hat er uns den Glauben an die deutschen Siege, den er als Irrwahn erkannt hatte, ausgebaut und vertieft und solches durch seinen Kumpan als das Leitmotiv einer unendlichen Melodie uns bis zur Verzweiflung eingeben lassen? Einfach aus dem zweifachen Grunde: weil »Deutschland, wenn wir austraten, den Krieg nicht weiterführen konnte« — scheinbar ein Ziel aufs innigste zu wünschen, zumal für einen Staatsmann, der den Frieden herbeiführen will; aber mit dem Wesen eines Blutsbündnisses offenbar nicht zu vereinen — und dann, weil »bei dieser Situation«, also wenn Deutschland keinen Krieg mehr führen konnte, »es gar kein Zweifel ist, daß die deutsche Heeresleitung einige Divisionen nach Böhmen und nach Tirol geworfen hätte, um uns dasselbe Schicksal zu bereiten, wie seinerzeit Rumänien«. Und keiner der besonnenen und ernsten, geistig und politisch doch geschlossenen Menschen, die in einem und demselben Satz Deutschlands Waffenstreckung und Deutschlands Offensive gegen Oesterreich verknüpft finden, fragt den Plauderer, ob er, wenn er vielleicht sagen wolle, daß das besiegte und darum unbeschäftigte Deutschland zu einer Unternehmung gegen Oesterreich fähig gewesen wäre, nicht auch der Meinung sei, daß die siegreiche und darum unbeschäftigte Entente noch fähiger gewesen wäre, Oesterreich vor dem provisorischen Schicksal zu behüten (ja es vielleicht gar abzuwenden), das ein siegreiches Deutschland Rumänien bereitet hat, nach dessen Eintritt in den Weltkrieg — nicht Austritt aus dem Weltkrieg — es ja nicht nur gegen Rumänien, sondern auch gegen die Entente gekämpft hat, während es

jetzt »den Krieg nicht weiterführen könnte« und wenn doch gegen Oesterreich, so doch nicht gegen eines, dem die Entente zu Hilfe kommt. Und in der Hand des Mannes, dessen seichte Bravour nur eine gegen den Tonfall wehrlose Intelligenz von Wiener Zeitungslesern über den Mangel jeder sittlichen und geistigen Haltbarkeit, jeder Führung und Hemmung, jeder Stütze von Wahrhaftigkeit oder Logik betrügen kann, war das Schicksal dieser Millionen, das Schicksal der Menschheit verwahrt. Kein hohnvolles Echo wirft ihm den Appell an eine »bessere Welt« ins Gesicht zurück, die er aus dem Blutmeer aufsteigen sieht und deren Ankunft er um genau so viel Zeit verzögert hat als er Minister war. Kein Zornruf eines der zuhörenden Hinterbliebenen verschmäht die Kondolenz des Blutschuldners, daß »dann jene nicht umsonst gestorben sind, alle unsere Lieben, die da draußen liegen in der fremden kalten Erde«, jene, die sterben mußten, weil wir Tür an Tür mit einem Manne gewesen sind, der gewußt hat, daß jeder Sieg eine Tragödie sei, da er den Krieg verlängere, ohne das Ergebnis ändern zu können, und der nicht die Fähigkeit hatte, diese Erkenntnis in die Tat umzusetzen, aber auch nicht den Anstand, die Tür zu öffnen und die Stätte einer so aussichtslosen Untätigkeit zu verlassen. Der gewußt hat, daß der Sieg den Krieg verlängere, und der desgleichen tat! Wir aber, die vielleicht gewußt haben, was er wußte, aber nicht, daß er es wußte und seine und unsere Zeit mit schwermütigen Gedanken hinbrachte, hatten darum keinen Grund ihm jene Tür zu weisen, wohl aber heute Grund genug, die »männlich freimütigen und prophetischen Worte seiner Denkschrift an den Kaiser Karl« zu bewundern, die auf die politisch und geistig Geschlossenen einen nicht minder tiefen Eindruck machten wie das Wort vom Blutsbündnis. Und eine Erkenntnis, die die anständigen Menschen schon vor diesem elenden und erbärmlichen Czernin im Herzen getragen und nur mit scheuem Seitenblick nach irgendeinem seiner Spitzel einander zu versichern wagten; eine Erkenntnis, für die er hochgestellte und dabei reinliche Gegner seines Wirkens überwachen ließ, und vor der er den Kaiser abspernte, wenn die Gefahr bestand, daß sie zur Ehre eines Entschlusses reifen könnte; eine Erkenntnis, für die noch in der Aera Czernin der Generalstab manchen gehängt hat, ich aber, der sie hinausrief, unbehelligt blieb und erst als sie mir auch in einem anonymen Brief nachgerühmt wurde, der Kriegsminister die Staatspolizei zu mobilisieren suchte und ein Geheimakt entstand, worin ich, der nie eine Ehrenstellung angestrebt hat, zum »Haupt des Defaitismus in Oesterreich« ernannt wurde — eine solche Erkenntnis kann heute als der Beweis staatsmännischer Erleuchtung berufen werden und eines Staatsmannes, der von ihr nicht nur keinen Gebrauch gemacht, sondern die gegenteilige Ueberzeugung ausgebaut und vertieft hat. Gewiß, ich war ein Hochverräter; und konnte den Hochverrat, den ich dachte und lauter als andere, lauter als der Graf Czernin aussprach, leider nicht begehen. Aber welch ein Hochverräter war dieser Mann, der des Hochverrats fähig war, ihn nicht zu begehen! Wien, diese vollständige

Schatzkammer aller menschlichen Fühllosigkeit und politischen Ehrlosigkeit, wird ihn dafür nicht zum Schandbürger ernennen, sondern in die Nationalversammlung berufen.

So, indem sie den papierdünnen Charakter, der so leicht wiegt, daß er nicht fallen, nur steigen kann, zum Mann ihres Vertrauens machen; indem sie den umsichtigen Lenker ihres Mißgeschicks, den Eitelkeit verhindert hat, rechtzeitig als einfacher Privatmann statt als vielfacher Staatsmann über die Unabänderlichkeit des Ausgangs nachzudenken, als Propheten des von ihm zerstörten Vaterlands anerkennen; indem sie den Schützer des deutschen Blutsbündnisses, der die deutschen Siege gefürchtet hat, den Minister, der es für seine und für unsere Pflicht hielt, bis zur deutschen Niederlage auf dem Posten auszuharren und bis unser Abfall schäbig war, den Politiker, der heute, wo die deutschen Siege nicht mehr zu fürchten sind, die Ueberzeugung ausbaut und vertieft, daß unser Anschluß an Deutschland vom Uebel wäre — indem sie diesen Doppelgänger seiner politischen Karriere in die neue Welt geleiten: tritt am sinnfälligsten unser Verhältnis zu ihr hervor, das kein anderes ist als das der gaffenden Neugierde, welche gestern der Hoheit und heute der Freiheit das Wagentürl öffnet. Und wenn es wahr ist, daß jene dort, denen wir den Anblick verdanken, nun den Sieg des Rechts als Sieg genießen, weil — das eben ist der Fluch der deutschen Tat — die Waffe stärker ist als der Mann und als die Sache, für die er sie verwandt hat; und wenn diese hier, von der sittlichen Macht der Niederlage nicht aufzurichten, verurteilt sind, zu bleiben was sie sind: dann wäre wohl die Menschheit besiegt und der Sieg nur die Entscheidung, daß ihr nicht zu helfen ist. Jene entarten im Gewinn; unser ist der Verlust und vergeblich. Setzten die dort, wie uns, auch sich selbst das Maß, sie würden die Giftquelle erkennen, aus der unsere Welt vergast wurde, bevor wir es der Welt getan. Ihr Sieg hat uns geholfen; nun sollte er sie nicht um die Kraft bringen, nachzuhelfen. Sie haben uns von den Tyrannen befreit; sie sollten uns auch von dem Fluch befreien, Untertanen zu sein. Die Beseitigung des heimlichen Vorgesetzten, den jeder hier zwischen sich und dem Leben hat und den jeder hier jedem vorstellt, und die Erledigung der Gefahr, die solcher Botmäßigkeit von einer gebietenden Geistesfeindschaft droht — welche bessere Hilfe, welcher edleren Sinn der Selbstbestimmung, könnten wir uns nach dem Ausgang eines Kriegs, in den diese Macht uns verstrickt hat, von der siegreichen Weltanschauung erhoffen?

Freilich würde die Machtlosigkeit derer, die uns besiegt haben, gegen jene, die uns vorher besiegt hatten, den status quo des allgemeinen Geisteselends wiederherstellen. Denn das gehört ja zum Verbrechen dieser mitteleuropäischen Wahnkräfte, die sich den äußern Feind erschufen anstatt den innern zu erkennen: daß sie den extremsten Zweifler an der weißen Kulturmenschheit — jener christlichen Couleur, die nicht weiß ist von Unschuld, sondern vor Lebensfurcht — in einen Optimisten verwandelt haben. In einen, der durch all ihre Welt-



vernichtung hindurch bejahen, trotz allem Verhängnis deutscher Siege an eine Entwicklung glauben und die Zurückstellung jeglicher Rassenfeindschaft, die aller diplomatischen Grundregeln spottende Einigung der Menschheit im Haß gegen das Zentrum der Hölle achten mußte als die letzte Regung eines christlichen Bewußtseins, als die letzte elementare Tatsache, deren dieses Europa fähig war, als den Verzweiflungsakt einer Zivilisation, die sich noch auf dem Abweg zeitlicher Richtung spüren konnte und in Todesangst verging, deutsch zu werden wie ein Deutschland, dessen Leben seit seiner Mißgeburt am Sedanstag eine fünfzigjährige Sünde war und das seinen guten Geistern Krieg erklärt hat mit dem Entschluß, die ungünstige geographische Lage zu einer Einkreisung der Welt durch die materialistische Ideologie zu benützen. Der einzig mögliche Optimismus dieser Trübnis würde selbst von der Verzerrung einer Rechtsidee nicht beschämt, die, nicht durch Predigt, sondern nur durch Anwendung analoger Machtmittel an ihr Ziel gebracht, nicht sofort auch der eigenen Rüstung entsagt. Wenn die abendländische Geistigkeit nach der Beseitigung eines Uebels, das selbst ein technisch entehrtes Jahrhundert noch geschändet hätte, in ihre zeitgemäße Niederung hinabsinkt und diese Partie der Menschheit eben das ist, was sie ist, aber nur nicht das, was sie geworden wäre, so hat sie trotz allem genug getan, und ihr bliebe selbst in der imperialistischen Ausartung ihrer Lebensform noch eine Sicherheit, jene, die allüberall außerhalb Neudeutschlands, von den Feuerländern bis zu den Samoeden, Kultur bewirkt und die eben das Gemeinsame ist, das sie zur Abwehr geeint und befähigt hat: die Sicherheit, die die Geistesdinge und die Lebensdinge nicht zur Mixtur bringt und wie wenig auch für jene übrigbleibe, doch die Kraft des Auseinanderhaltens und schon dadurch die geistige Möglichkeit behauptet. Es war ein Sieg der einfachen Buchhaltung über die doppelte, und es war ein Sieg des Geistes: daß er sich durch die vollkommenste Investierung in das Lebensgeschäft auch des Kampfes, durch die Beschlagnahme aller Seelengüter bis zu Gott, nicht erringen ließ. Das Wunder am deutschen Sinn, ihn die Trennung der Realitäten von den Idealen erleben zu lassen, vermag nur die Niederlage. Berührt es nicht in dieser Zeit, die jedem Begebnis die Deutlichkeit eines Zeichens gibt, als ein Moment tragischer Läuterung, daß die deutsche Waffenstillstandskommission sich gezwungen sieht, das Herz des Feindes durch die Mahnung an das bevorstehende Weihnachten zu erweichen, uneingedenk einer Vergangenheit, in der ihm Bomben als »deutsche Weihnachtsgrüße« übersandt wurden! Es war das stärkste Beispiel von Verbindung seelischer und materieller Betätigung, und das stärkste Beispiel ihrer Trennung hat das Schicksal bewirkt. Man soll in Ehrerbietung vor solcher Macht nicht forschen, wie sie als Sieger gehandelt hätten, um so weniger als man ja weiß, wie sie als Sieger — nicht als Befreier ihres Landes, sondern als Eroberer — gehandelt haben und daß alle feindlichen Verfügungen nur Kopien sind, mit Ausnahme jener von höchster Würde diktierten Mahnung an die amerikanischen



Besatzungstruppen, die kein Vorbild in den deutschen Tagen Belgiens hat, und die man wohl nicht, wie ehemals die Drohung einer von der höchsten Sittlichkeit mobilisierten Macht, als »Bluff« ver-lachen wird. Wären wir die Sieger, es würde den andern schlechter gehen als uns, die die Niederlage in einem Krieg erleiden, den wir begonnen haben. Der Menschenfreund auf besiegter Seite findet sich mit dem glimpflicheren Ausgang ab und begrenzt die Nächstenliebe nicht auf ein Vaterland, das in Wahrheit nur der eigene Magen oder die eigene Börse ist. Denn der Selbsterhaltungstrieb, der sich lange genug von den Nöten des Gegners genährt hat, befähigt kaum zu einer gerechten Betrachtung der Welt. Der will nicht Buße tun in Armut; er ruft das sittliche Gewissen an, um die Selbstbestimmung des Zinsfußes zu retten. Die Entente verlangt die Unterbringung des Goldbestandes der Reichsbank außerhalb des gefährdeten Berlin; ob Vorwand oder Vorsicht: »Diese Bosheit konnte nur in der Hölle ausgesonnen werden«. Welcher Region aber mag »Gelbkreuz« entstammt sein, die deutsche »Handgasbombe B, deren Giftmasse sich verspritzt und starke eiternde Wunden erzeugt, die eine ähnliche Flüssigkeit wie bei Tripper absondern und noch innerhalb eines Tages unter qualvollen Schmerzen den Tod des Betroffenen herbeiführen«? Wie bitter der feindliche »Sieg« in einem Kriege, den Deutschland bis zur Niederlage nur militärisch entschieden haben wollte, auf unserm äußern Leben lasten, wie hart er jene Unschuldigen treffen wird, die doch nie so unschuldig hätten sein dürfen, die Ruchlosigkeiten der Kriegführung und jene des Friedens von Brest-Litowsk ihren Verderbern und sich selbst als Triumph anzurechnen — der Gegenfaust, und wäre ihr Druck durch keinen Handschuh gelindert, gebührt der Dank aller, die sie von den härtern Bedrückern befreit hat, und vor dem härtesten, sich selbst, befreien möge! Wenn der Sieg den Siegern Unheil bringt — den Besiegten hat er geholfen. Der besorgte Republikaner, der schon vom Konkurs eines Staates, der ihm die Lebensgüter schuldig geblieben ist, ihre Rückerstattung erwartet, ist kein anderer als der unsaubere Patriot, der noch für sein späteres Wohlergehen fremde Leiden ertragen hat. Aber es ist ein Glück, daß die Jahrtausenddinge trotz der Enttäuschung jener geschehen, die sie aus der Perspektive ihrer Kaisersemmel betrachten, aus jener Perspektive, aus der der Krieg vor seinem Beginn zu betrachten und zu vermeiden war. Notwendiger als das Notwendige ist, daß wir ein Leben zu führen lernen, in dem wir geschützt sind vor der Möglichkeit, das Notwendige dadurch zu verlieren, daß wir uns daran verlieren.

Könnten sie uns den Lebenszweck wieder ins Land bringen, um den alle Regenten unserer Armseligkeit uns betrogen haben, wir lernten an einen Gott glauben, der die Niederlagen spendet. Denn mit den Lebensmitteln, deren Knappheit zwar auch der Mißerfolg jener ist, die durch eine Fülle an Todesmitteln der Welt zu imponieren glaubten — aber leider nicht ihre, sondern ihrer Sklaven Strafe —, ist es bei weitem nicht getan. Das primum vivere deinde philosophari ist eine

plane physikalische Erkenntnis. Aber wenn primum philosophari wäre, käme es nie so weit, sie beherzigen zu müssen. Jetzt ist sie der Notausgang eines falschen Lebens, das gerade anstatt alles Leben auf das Denken, alles Denken auf das Leben eingestellt hatte und darum an diesem und jenem verarmen mußte. Wenn philosophari primum ist, ergibt sich alles vivere »deinde« und viel reicher, es wird wieder zur selbstverständlichen Voraussetzung alles Denkens, so daß dann der Satz als die Anleitung zu einem geordneten Lebenshaushalt erst zu Ehren kommt. Wir brauchen das Leben als Zweck, damit uns künftig das Leben als Mittel nicht fehle. Die Zubeiße ist Wohltat für Bettler, aber solange nicht jene zu büßen haben, deren Wille es war, daß wir zu Bettlern wurden, ist uns schon gar nicht geholfen. Eben an dem Schauspiel, wie eine am Krieg unbeteiligte, nur ihn führende Gesellschaft noch immer die Waggonen zählt, die ihren Schleichhandel besorgen, und schon die Waggonen, die sie von feindlicher Großmut und neutraler Barmherzigkeit erwartet, sollten Engländer und Franzosen, aber nicht die, die sie als »weiße« von den »farbigen« unterschied, sondern eben diese erkennen, welche Menschenart, keiner Farbe der Scham und der Beschämung fähig, am Fuße des Kahlenbergs haust. Die Schweizer, verkünden sie, sparen sich's vom Mund ab; jede Stadt dort will die erste sein, Hilfe zu bringen; die Leute in Zürich sagen, daß sie »unter den Hiobsnachrichten aus Wien seelisch leiden, als ginge das Gespenst des Hungers durch ihre eigene Stadt«. Und nun stelle man, wenn man genug Phantasie hat, Tatsachen zu bemerken, dem mitleidenden Ausland jene Wiener Wirklichkeit gegenüber, die nicht hungert und friert, nicht um ein Dekafleisch die Nächte im Dreck steht, nicht barfüßig durch finstere Tage schleicht und nicht, eh' der Friede kommt, von der Tuberkulose erwürgt wird. Ja, gibts denn solche Ausnahme? Geschiehts denn nicht allen? Wenn Krieg ist, also wenn der Feind oder die Behörde für Hunger und Kohlenmangel gesorgt haben, so müssen doch alle frieren und hungern? Reich oder Arm kann doch nur in der Unbill des Friedens, wenn just keine Hungersnot herrscht, aber doch die einen es gut und die andern es schlecht haben, ein Unterschied sein; dann hungern, wie sich's gehört, die Armen. Aber wenn Krieg ist und Krieg Krieg ist, wenn also Hungersnot herrscht, so herrscht sie doch über alle? Nein, da wird der veränderten Sachlage höchstens die Konzession gemacht, daß auch der »Mittelstand« arm wird und deshalb hungert. Aber die Reichen hungern noch immer nicht. In keinem Notstandsausweis wird es behauptet. Und wenn sie nicht hungern, so wäre wohl der Beweis erbracht, daß Speise vorhanden ist, woraus sich mit zwingender, nur nicht die Reichen zwingender Notwendigkeit der Schluß ergäbe, daß keine Hungersnot herrscht. Die Erkenntnisse, die sich hier aus Problem und Quantität schöpfen lassen, sind so primitiv, daß man sich ihrer fast so schämt wie des Sachverhalts, und das Staunen des Tolstoischen Bauern über die Sünde des Zinsnehmens wird daneben zur nationalökonomischen Finte. Die zum Himmel eines Christenlands stinkende Infamie, daß

die von Gott ganz gleichartig erschaffenen Magen nicht einmal nach dem Existenzwert der ganzen Leiber, sondern nach dem Inhalt ihrer Taschen unterschieden werden, so daß nicht nur jene, die sie schon vor dem Krieg gefüllt hatten, sondern auch solche, und zumeist solche, die sie erst durch den Krieg gefüllt haben, auch den Magen gefüllt kriegen, die andern aber auch damit leer ausgehen — raubt den Räubern nicht nur nicht den Schlaf, sondern wird von ihnen selbst, den aus irgendeinem geheimnisvollen kataphysischen Grund Bevorzugten, als der natürlichste Zustand von der Welt vom Morgen bis zum Abend dargeboten, zugegeben und erörtert. Es ist hier möglich, daß in Eßwarenhandlungen, die unser Idealismus zu Delikatessenhandlungen verklärt hat, wo also eo ipso Zartgefühl vorrätig sein müßte, Menschen ihre Einkäufe besorgen und während sie bedient werden, zuschauen, wie die von draußen hereinschauen und wie, die Nase an das Auslagefenster gedrückt, Hungergesichter die aufgeschichteten Würste als Schauspiel genießen; und in den Zeitungen, die der Verpackung der Ware dienen, werden die täglichen Chancen der Zufuhr aus dem Ausland erörtert für jene, die draußen stehn. Ich lasse mich zu einem Gelübde hinreißen: jedem dieser Wiener, die sich an der Kriegswohltätigkeit zu schaffen gemacht haben und den Weckrufen einer großen Zeit gehorsam selbst Gold für Eisen gaben, wenn's ihnen auf dem Wurstpapier bestätigt ward, jedem der einmal dabei betreten wurde, wie er eines der Kinder, deren hungerstarres Auge seinen Einkauf begleitet hat, in den Laden rief und ihm zu essen gab — will ich das eiserne Wiener Herz zurückverwandeln; doch fürcht' ich, daß das Scherflein, das mir da zu Lasten fällt, kaum ein Schwarzgelbes Kreuz wert sein wird. Denn diese Menschen regen sich selbst dann nicht, wenn vor dem Schaufenster der Delikatessen sich schon das Ausland ansammelt und an die Parias die Gabe wendet, welche man besitzt, indem man sie gibt. Unaufmerksam bleiben die drin nicht; mit der dem Schurkengewissen eigentümlichen Großmut wird der Verteilungsmodus erörtert und eingeräumt, daß nicht in erster Linie sie selbst — wie selbstlos —, sondern »zunächst die Aermsten der Armen« beschenkt werden sollen. Würden sie nicht drinnen schon bedient, so müßte man fragen: Ja warum denn? Schafft Armut denn ein Vorrecht auf Sättigung? Alle Magen sind gleichartig erschaffen und wenn Hungersnot im Land ist, so haben doch die Reichsten der Reichen die Speise ebenso nötig wie alle andern? Aber sie geben ja zu, auch wenn wir's nicht im Vorbeigehn feststellen könnten, daß sie versorgt sind, und darum überlassen sie den Einlauf der Schweizer Wohltätigkeit zunächst den andern. Und sind sie denn nicht auch an ihr aktiv beteiligt, wie nur an den Gelegenheiten, die die Charitas während des Kriegs gemacht hat? Ihre »Aufmerksamkeit« gilt der Ankunft des Schweizer Hilfszugs, der seinerseits dem genius loci das Zugeständnis macht, daß er an diesem mit Verspätung ankommt und nicht, ohne eine Entgleisung in St. Pölten erlitten zu haben. Ist er aber einmal zur Stelle, so sind sie es auch, und ganz wie im Frieden, ganz wie im Krieg, ganz wie beim Debüt des



Grafen Czernin sind sie unter jenen Anwesenden, unter welchen man bemerkte, sie und immer sie, die Spitzen und die Stützen, die Vertreter, die wenigen die auserwählt sind, die Frühaufsteher, die ersten die die letzten sein werden, die last not least, die Lückenbüßer, die Augendiener und die falschen Brüder, die mit unserem Pfunde wuchern, mit fremdem Kalbe pflügen, die da ernten wo sie nicht gesäet haben, Steine statt Brot geben, zahlreiche Offiziere und viele Damen. Ein Rudel von Immerdensen, stets unter sich und dennoch, wie einsam in ihrer Schamverlassenheit! Keiner errötet bei der Vorstellung, daß der Schweizer Delegierte ihn fragen könnte, wieso er so gut aussehe. Und sie können von Glück sagen, daß die Frage, ob nicht die Ringstraße, das Rathausviertel, das Cottage und Hietzing annähernd so viel abgeben könnten wie ganz Zürich, auch von Zürich unterdrückt wird, nicht weil sie dann verlegen würden, sondern weil dann Favoriten, Fünfhaus, Brigittenau und Ottakring überhaupt nichts kriegten. Am wünschenswertesten freilich wäre jener moralische Ausgleich, durch den die Schweizer den einen ihr Mitleid bewahrten und für die andern ihre Verachtung übrig hätten, und beide Gefühle für eine Autorität, die jegliche Macht gehabt hat, nur die eine nicht, mit den Privilegien der Verdauung aufzuräumen und eine Ordnung der Not herzustellen, bei der die bekannte Rolle des Geldes, »keine Rolle zu spielen«, einmal im redlichen Sinne zur Geltung kommt. Weil dann erst das Recht einer Hungergemeinde feststünde, an die Mildtätigkeit des Auslands zu appellieren, die weiß Gott nicht zugänglicher sein sollte als das Gewissen des Inlands. Wer unterzöge sich der Mühe, in den gut-situierten Herzen Nachschau nach dem Vorrat an Erbarmen zu halten, an einer Nächstenliebe, die doch schon ein Raumbegriff wäre? Doch nicht einmal die Offiziere der englischen Mission, die jetzt von den Reichsten der Reichen, den Schamlosesten der Schamlosen an ihre Tafeln geladen werden und deren Reservestellung von den Besiegten im Sturm genommen wird. Wer untersuchte denn, ob die Wiener gleich den Zürchern unter den Hiobsnachrichten aus Wien seelisch leiden, als ginge das Gespenst des Hungers durch ihre eigene Stadt? Sie haben's ja nicht nötig, weil sie das Gespenst doch eh bei der Hand haben, also auf Erzählungen und Berichte nicht angewiesen sind; weil, wenn sie aus dem »Rostraum«, nicht etwa einer vom irdischen Jammer entlegenen Hölle, sondern des Hotel Bristol heraustreten, sie der Spazierweg durch eine Allee von Menschenstummeln aller Art führt, von Fragmenten und Freaks, die einen Barnum faszinieren könnten und wie erst mit diesem ganzen Kontrast lustwandelnder Beleibtheit! Dies alles haben sie doch alle Tage, vor und nach Tisch, und wenn's ihnen aufstößt, so steht es, liegt es, kriecht es vor ihren Füßen. Ein müder Sperling sitzt auf einem Schutthaufen, vor dem Gebäude des Kriegspressequartiers; nein, ein Umhängtuch ist es; nein, ein zaundürres, winziges Stückchen Greisenalter; sie ist vor Erschöpfung gerade dort eingesunken. Vor dem Kriegsministerium sitzt der Radetzky; sie sitzt vor dem Kriegspressequartier. Nie sah ich Aermes. Es ist die Glorie.



So habe ich ihr Ende immer geschaut. Vom Mord zum Raub, vom Raub zum Fraß eilen die dort vorbei; das Kriegsglück hat sie über den Mittelstand emporgehoben. Für das Gespenst des Hungers, das da sitzt, wird schon die Schweiz sorgen. Sie machen sogar Propaganda. Wie einst, als es uns schlecht ging, für unsern Wohlstand, so jetzt, da sich nichts verändert hat, für unsere Not. Nichts ist ihnen erwünschter, als daß das neutrale Ausland und hoffentlich der Feind erfährt, daß es uns schlecht geht. Daß die Aermsten der Armen verhungern und die andern — zur Not — versorgt sind. Sie genieren sich nicht, für die Bettler betteln zu gehen, auch wenn's keine Medaille mehr trägt und selbst wenn's keine Reklame mehr trüge, nur die Wohltat, nichts geben zu müssen; so selbstlos sind sie. Ihnen die Erbärmlichkeit, den andern das Erbarmen. In ihren Zeitungen wird der Hungertod von Studenten — die Fälle sind gesucht — zu Stimmungsbildern verarbeitet: »Wochenlang dauerte dieses stumme Ringen, wochenlang saß der Arme kraftlos zu Hause, sah er unzählige Male auf die Tür . . . Niemand kam, niemand half, nur der Tod schlich herein und schlich langsam, langsam auf sein Opfer los«, und so starb jener, der durch das Feuilletonhonorar, das dieser an seinem Hungertod verdient, zu retten gewesen wäre.

Es muß das Klima sein; anders ist bei den Menschen, die hier den Kulturton geben und nehmen, dieser unbezähmbare Drang nach seelischer Entblößung nicht zu erklären, und in keiner andern Zone beobachtet man diese völlige, ihrer selbst unbewußte, keiner Fliege ein Haar krümmen könnende Grausamkeit, die sich noch an den Motiven des Mitleids und der Nächstenliebe vergreift. Sie fühlen vielleicht mehr, wenn sie Blinde frozzeln, als wenn sie Tote beklagen. Aber wenn sie beim Nachtmahl die Statistik der Kinderleichen ihrer Stadt lesen und daß sich da »die Kette zusammenschließt, die bei der Unterernährung beginnt und beim großen Sterben durch Tuberkulose und Blutarmut endet«, so fühlen sie nicht einmal, daß sie selbst die Kette sind mit ihrem Handel und Wandel, mit ihrer Presse, mit ihrer tödlichen Moral von Leben und Lebenlassen. Und während ein Schock ihrer Opfer verscharrt wird, wälzt sich eine Jauche von Frohsinn durch die Straßen, aus der kein Menschenfischer einer Seele habhaft werden kann. Die hier entarten noch in der Niederlage. Was hier lebt, wüßte keinen Grund hiefür anzugeben; aber sie sind von einem nie enttäuschten Wunderglauben berechtigt, der dem Selbsterhaltungstrieb eine Art Weihe gibt. Sie sind im Krieg nicht von Bomben, sondern von Flugzetteln heimgesucht worden, sie überstehen die Revolution, weil sie überzeugt sind, daß die Bolschewiken — Plural von »der Bolschewiki« —, deren Problem der Spießbürger aller Kapitalsverbände doch wenigstens in Angstträumen erlebt, nichts für Wien sind. Sie haben auf Vulkanen getanzt; sie machen sich's in Kratern commod. Wie sollte ihnen die Revolution was anhaben, da sie die österreichische Ordnung aushielten und vor der Weltgeschichte mit dem Merkmal dastehn, »in diesem Wust von Raserei«, im Mittelpunkt der nationalen Hexenküche es

»gemütlich« gefunden zu haben! Wenn ein Cafetier seinen Entschluß, abzudanken, feierlich widerruft, so nehmen sie's als Pfand für die Restauration der Monarchie, und der Untergang des Wiener vollzieht sich nur wie der des Hans Styx, der endlos aus der Versenkung auftaucht, um zu versichern, daß er einst Prinz war von Arkadien. Diese einzigartige, am höchsten Vorbild geschulte Ueberlebensfähigkeit erklärt sich als Gabe, zugleich nach oben und unten, nach der Vergangenheit und nach der Zukunft den Anschluß nicht zu versäumen. Er kriecht überall hinein, wo es dem ungelenkten deutschen Bruder »vorbeigelingt«, und wenn dieser noch untendurch ist, ist jener schon obenauf. Er hat einen »eisernen Vurrat« von monarchistischen Vorstellungen, an den er nicht rühren läßt, aber kein Schlagwort der Entwicklung gibt es, auf das er nicht anbeißt. Dieses Charakterbild einer in Bewegung geratenen Gallerte, deren Farbenspiel das Entzücken aller Kulturspezialisten bildet, kommt am deutlichsten in der Schamlosigkeit eines Literatentums zur Erscheinung, das gestern vor dem elastischen Schritt einer Sekundogenitur im Staube lag und sich heute um einen Freiplatz auf der Barrikade bewirbt, das seinen Männerstolz hinter Königsthronen nun ohne Königsthronen erst zur Geltung bringt. Mangels jeglicher Haltung diese in allen Lebenslagen bewahren; auf alles gefaßt sein, weil man von nichts zu fassen ist; aus nichts die Konsequenz ziehen können und nicht einmal aus dem Nichts ihres Seins; nichts ernst nehmen und nicht einmal diese größte Tragödie: sich selbst — das ist die Struktur von Menschen, für die nur das eine charakteristisch ist, daß sich zu ihrer Wesensbestimmung nichts Definitives sagen läßt, es wäre denn das tödliche Urteil, daß sie dazu geboren scheinen, die Wähler des Grafen Czernin zu sein. Wohl entspricht es ihrer Erziehung, mit Fingern auf einen zu zeigen, aber es gilt mehr den markanten Persönlichkeiten als den anrühigen und solchen nur dann, wenn im Morgenblatt etwas zu lesen war, was aber die Leser wie die Betroffenen bis zum Abendblatt bereits vergessen haben, so daß diese sich getrost noch am selben Tag wieder am Graben zeigen können. Im Gegenteil, bliebe einer aus, so würde man allerlei munkeln und dann erst entstünde ein Gerücht, das bei weitem bedenklicher und verlässlicher ist als ein Beweis. Als Inbegriff einer Ehrenrettung aber dünkt sie jener Entschluß, der sich in der vollkommensten Negation aller Anfechtung ausdrückt: Gar net ignorieren!, und wenn einer tot ist, so scheint es sich ihnen endlich aufzuklären, warum man ihn jetzt so selten auf der Ringstraße sieht. Sie haben es gar nicht nötig, Katastrophen umzulügen; sie nehmen sie einfach nicht zur Kenntnis. Jene Selbstbekömmlichkeit des neudeutschen Wesens, der bei jedem Verlust ein Nationalschatz herauskommt, jeder Rückzug als strategischer Triumph resultiert, jeder feindliche Vorstoß als des Feindes bitterste Enttäuschung, und die uns diese letzten Geduldproben von Heeresberichten auferlegt hat, in denen noch die pure Wahrheit eine Lüge war, findet hier ihr Pendant in einer Gemütsverfassung, die sich gar nicht erst mit dem Umschalten ab-

strapaziert, sondern einfach ausschaltet, fertig. Um aber auch der Mitwelt tunlichst entgegenzukommen und damit sie die Mißbildung nicht merke, schließt man die Augen, und hält sich die Ohren zu, damit sich auch niemand über den Lärm beschweren kann. Indem sich aber keiner die Nase zuhält, ist der Beweis geliefert, daß es nicht stinkt. Was immer ihr Staatsamt aufdecken mag, Leute, deren Element die Neugierde ist, berührt kein sachliches Verschulden, wenn nicht etwa die Wäsche, die aus Monturdepots abhanden kam, Bettwäsche war, und wer nur in der Generalversammlung von Staatsverbrechern unter anderen bemerkt wurde, bleibt ein Mitglied der guten Gesellschaft. Auf Rehabilitation wird kein Wert gelegt; gelingt sie, so gewahrt niemand, wie viel Schmutz für die andern abfällt. Da ein einziger Würdenträger von dem Vorwurf, Armeegut für sein Bedürfnis erhalten zu haben, losgesprochen war, schien die alte Macht rehabilitiert. Denn ihr war das Glück widerfahren, daß jener die Wäsche für arme italienische Kriegsgefangene gebraucht hat, die das Hemd acht Monate nicht gewechselt hatten und von Ungeziefer starrten. Und niemand empfand die Schmach einer Wirtschaft, der solche Anklage zur Verteidigung frommt. Niemand fühlt den Wunsch, man hätte doch tausend Lagerinspizienten zu Unrecht beschuldigen sollen, Wäsche und Nahrung für sich empfangen zu haben, wenn auf diese Art nur festgestellt wurde, daß es den armen Gefangenen zugute gekommen ist, und das Schauerbild aus der Erinnerung verbannt war von den zwei halbverhungerten Russen in dem seit Tagen nicht geöffneten Raum: sie waren schon so entkräftet, daß sie sich nicht erheben konnten, um den zwischen ihnen verwesenen Leichnam ihres Bettgenossen fortzuschaffen, bis ein Namensvetter jenes Czernin, der damals seinen Frieden mit Rußland machte, auf den Uebelstand aufmerksam ward und mit der Entfernung des Leichnams die des lebendigen Lagerkommandanten veranlaßte. Und die Verweser all unserer Lebensgüter spürten nicht das satirische Grauen jenes »Erlasses«, durch welchen militärische Stellen beauftragt wurden, »diesbezüglich das Weitere zu veranlassen«, damit durch die »Entfaltung einer der russischen Volksseele angepaßten Propaganda« tunlichst auf die Gefühle eingewirkt werde, mit denen die russischen Kriegsgefangenen »an die in unserem Vaterlande verbrachte Zeit zurückdenken«. Sie sollten dereinst sagen können: Schön war's doch! Zu diesem Behufe sollten sie aber, soweit sie nämlich mit dem Leben davonkamen und nicht bestimmt waren, noch auf dem Nordbahnhof erschossen zu werden, »erst knapp vor Abfahrt« dieser Propaganda ausgesetzt werden, damit »dieselben mit dem frischen unvermittelten Eindruck, den sie hiebei empfangen, in ihre Heimat zurückgelangen«. In einer der beiden urkomischen Fassungen, die mir vorliegen, wird die Hoffnung ausgesprochen, daß durch »eine im richtigen Augenblick zeitgerecht einsetzende Einwirkung unsererseits« es gelingen werde, »von den zahllosen, in der Gefangenschaft gewonnenen Eindrücken und Erfahrungen die ungünstigen abzuschwächen, die erfreulichen und angenehmen jedoch zu beleben und zu befestigen«.



Unter den Mitteln, mit denen die Einwirkung auf die russische Volksseele erzielt werden sollte, fehlt nicht der Hinweis darauf, daß wir eh die reinen Lamperln sind, wie speziell, was nicht zu vergessen ist, auf die »vielen früheren Kriege, wo Russen und Oesterreich-Ungarn tapfer zusammengekämpft haben«, und so, wenn in den letzten Tagen auch noch a bißl die Menage aufgebessert wird, werde es denn nicht fehlen können, daß die in ihre Heimat zurückkehrenden Russen nicht nur »nicht mit stumpfer Gleichgültigkeit oder gar feindseligem Haß an uns zurückdenken, sondern wissentlich und aus voller Ueberzeugung als Sendboten öst.-ung. Kultur in ihrem eigenen Vaterlande tätig sein werden«. So daß also die Propaganda dann von ihnen selber gemacht wird. Mehr als das. Der auch den Russen unvergeßliche Typus Nowotny von Eichensieg, der jetzt seine humanen Abschiedskapriolen macht, hofft, daß sie ihn selbst zum Dank hiefür »stramm und gehorsam salutierend begrüßen« werden. Ich kann nur sagen, daß die russischen Kriegsgefangenen die Tränen, die sie hier vergossen haben, nun lachen müßten, wenn sie diesen Erlaß, in beiden Gestalten, zu Gesicht bekämen, in welchem noch speziell auf die »rasche und rückhaltlose Anknüpfung von Handelsbeziehungen« Wert gelegt wird, und daß ihre Geneigtheit, Sendboten der öst.-ung. Kultur oder sogar deren Agenten zu werden, schier zu einem unbändigen Verlangen ausarten würde. Eine solche »Umstimmung der russischen Volksseele«, die das Kriegsministerium im vierten Jahr der Verwahrlosung der russischen Volkskörper angeordnet hat, um den »Abbau der von unseren Feinden über die ganze Welt verbreiteten Lügenpropaganda« endlich herbeizuführen, ist infolge Demolierung des Hauses Oesterreich leider nicht mehr erfolgt; sie ließe sich nur durch Verteilung des Textes nachholen. Die Welt braucht eine Aufheiterung; ihr sollten die Schritte nicht vorenthalten werden, die Oesterreich diesbezüglich und tunlichst unternommen hat, »um eine günstige Einwirkung zu erzielen«, und die wie so vieles andere die Bemühung des tragischen Hanswurstes geblieben sind, um die letzten Zuckungen der Menschheit zu parodieren. Und ein Da capo würde am Schluß dem Saltomortale danken: »Mit einer aus tiefster Wahrhaftigkeit entspringenden Ueberzeugung kann gerade in Oesterreich-Ungarn« (wo also nicht?) »den heimkehrenden Russen die offenherzige Versicherung mitgegeben werden, wie wenig unser Vaterland den Krieg gewollt hat.« Ja dieser Janus mit den zwei Gesichtern, von denen das eine vorwärts sieht, das des Falloten, und das andere rückwärts, das des Idioten, konnte endlich den Tempel »zuspirr«. Aber die Gläubigen werden nicht alle, und die Priester auch nicht, und da sie allesamt in einer Luft leben, in der sie Ehrlosigkeit einatmen, so ist es ihnen ein sittliches Bedürfnis, den armen, verfolgten Kerkermeistern der Menschheit gegen die grausamen Befreier beizustehn. Krieg ist Krieg der andern, Revolution der eigene Krieg. Der Kriegsgewinn erweist sich dem Säbel erkenntlich, und im Burgfrieden des durchdringendsten Judentums und des stumpfsten Antisemitismus arbeitet die einzig authentische Geldrasse, die gemein-



same, gegen alle Entsündigung. Welt- und wahlverwandt, der unverfälscht utilitarische Schlag geborner Parteigegner, die einander nur nicht riechen konnten, solange sie nicht wußten, daß sie beide stinken. Moabitische Gestalten, die schon im Frieden wie der goldgelbe Götze Mammon aussahen und nun den Bauch des Moloch dazugewonnen haben, sind jene »Individualitäten«, für deren Entfaltung Spielraum verlangt und in biographischen Porträts geworben wird, die so ähnlich sind, daß man durch Brechreiz eine optische Täuschung erlebt, und da die Kontakte dieser eiterigen Welt die unumstößliche Norm sind, der auch alle Würde und selbst aller Umschwung erliegt, so hat der Staatskanzler manchmal die Liebenswürdigkeit, einem unserer Mitarbeiter Gelegenheit zu geben. Männer aber, deren Ehre, Mut und Verstand in der hirnlosen Schmach dieser Soldatenjahre heil geblieben sind, wie Heinrich Lammasch, von einem selbstverräterischen Volk so lange vereinsamt, bis er ihm nicht mehr helfen konnte, oder Friedrich Austerlitz, der durch seine Strafakten über die Feldjustiz mehr zur Belehrung der Ueberlebenden und der Nachlebenden getan hat, als hundert Kriegsschreiber zu ihrer Belügung imstande waren, haben Oesterreichs Hinterbliebenen weniger zu sagen als die bezahlten Lobredner des verblichenen Phantoms. Und das Andenken eines Viktor Adler, die in jeder Kulturgemeinschaft fortwirkende Macht eines sittlichen Vorbilds, das auch dem abgewandten Leben etwas von bleibender Ehrfurcht hinterläßt, versagt an der vorsätzlichen Niedrigkeit der Wiener Denkform, an dem unseligen Justament, das der letzte Wille einer Empuse ihren Völkern vermacht hat. Nichts ist zu hoffen, denn da kann man halt nichts machen. Gegen die Ueberraschungen der Wahrheit sind sie durch Frechheit gefeit, gegen den Zugriff der Gewalt durch Höflichkeit, und sie würden nicht zögern, zum Schutz vor Enthüllungen die Pariser Polizei in Anspruch zu nehmen, da ihnen die hiesige nicht mehr helfen kann. Gegen sie selbst aber, gegen ihre Verleumdung, gegen ihre schmutzige Annäherung schützt keine Ehre und kein geistiges Verdienst. An solche Kreaturen habe ich die Nächte von zwanzig Jahren gewendet. Keinen einzigen Beweis ihrer Unheiligkeit, ihrer Ungläubigkeit vor dem Geist, ihrer Abhängigkeit von der Lüge, ihrer jovialen Bosheit, ihrer souveränen Niedrigkeit und der stupiden Qual ihrer Klischees haben sie mir bis zu diesem Tage zum Opfer gebracht.

So sage ich denn: Daß ich dem toten Russen zwischen den Flügelmännern des Hungers mehr nachtrauere als diesem Oesterreich, dessen Verwesung noch die neue Zeitluft bedrängen möchte. Und daß ich nichts so sehr gehaßt habe als mein Vaterland, dessen Lebzeiten mir keinen Augenblick das Gefühl, in der freien Luft der Gotteswelt zu atmen, gegönnt, die Sorge um sterbende Werte genommen haben. Wiewohl sein Ruf in meine glorienreine Abgeschiedenheit kaum je anders als durch die phantastischen Zumutungen des vaterländischen Telephons gedrungen ist, in denen mir das ganze Wirrsal dieses kreuz und queren Staatswesens halluziniert war, mit seiner vielstimmigen Kon-

ferenz aller Kobolde und Genien des Lokus, mit seinem ganzen Inbegriff aller Störungsbüros; wiewohl ich mithin nur bestimmt war, diesem irreparablen Altar des Vaterlands mein Nervenleben zu weihen, so kann ich doch den beispiellosen Gewinn ermessen, den sein Verlust bedeutet, nebst der Frivolität jener, die ihn betrauern. Denn wenn zum endlichen Beweise der Menschheit allüberall die Stunde anbricht, wo Vaterland als Zeitverlust und als eine Einbuße an Lebensgütern empfunden wird, so grenzt es an Affenschande, den abgelebten Fabel- und Fibelwert einem Verein reservieren zu wollen, dessen Statuten geradezu darauf abgezielt waren, ihn zum Schaden seiner Mitglieder auszuwirken. Es kann angesichts des Hingangs dieses Toten, der es lange genug war und uns von der Pietät zu leben zwang, keine würdigere Empfindung geben als die der Freude, gemindert durch das schmerzliche Bedauern, daß kein Teilchen von ihm übriggeblieben ist, um sie zur Schadenfreude zu veredeln. Wenn Deutsch-Oesterreich sich vom Gemüt seiner Inwohner verführen lassen wollte, sich als ein Stück von ihm zu bekennen, so gäb's eine Mordshetz! Es sollte aber nicht. Nur den einen Zusammenhang darf es geben: die dumpfe Erinnerung an einen überstandenen Angsttraum. Wir hatten einmal eine Sage gehört von einem bösen Mißstaat, den ein Dämon träumte, nun schliefen wir ein und träumten's auch. Erwachend aber greift Zettel der Weber, der nicht in die Arme einer Feenkönigin, sondern einer Hexe eingerückt war, die ihn immer zu salutieren zwang, sich noch einmal an die Stirn und spricht: »Ich habe ein äußerst rares Gesicht gehabt.« Er hat das österreichische Antlitz gesehn. »Ich hatte 'nen Traum — 's geht über Menschenwitz, zu sagen, was es für ein Traum war. Der Mensch ist nur ein Esel, wenn er sich einfallen läßt, diesen Traum auszulegen. Mir war, als wär' ich — kein Menschenkind kann sagen, was. Mir war, als wär' ich, und mir war, als hätt' ich — aber der Mensch ist nur ein lumpiger Hanswurst, wenn er sich unterfängt, zu sagen, was mir war, als hätt' ich's; des Menschen Auge hat's nicht gehört, des Menschen Ohr hat's nicht gesehen, des Menschen Hand kann's nicht schmecken, seine Zunge kann's nicht begreifen, und sein Herz nicht wieder sagen, was mein Traum war. Ich will den Peter Squenz dazu kriegen, mir von diesem Traum eine Ballade zu schreiben; sie soll Zettels Traum heißen, weil sie so seltsam angezettelt ist, und ich will sie gegen das Ende des Stücks vor dem Herzoge singen.« Es geht über Menschenwitz, zu sagen, was es für ein Traum war. Er hatte geträumt, daß er die Montur eines Esels trug! Was für ein Esel war er, diese Montur zu tragen! Und wie er sich schämt! Er war einrückend gemacht; nun rückt er von sich ab. Und die hier? Die bekennen sich zum Alpdruck dieser feldgrauen Nacht und träumen von ihrem Traum. Zeit- und Lands-genossen dieser Unsäglichkeiten gewesen zu sein, es erniedrigt sie nicht. Sie fühlen keinen Schauer vor dem guten Gewissen, das ihnen ferneren Schlaf, Verdauung und Begattung erlaubt; nein, sie fühlen einen Zuwachs an Ehre: den Anstiftern, Organisatoren und Helfern einer Tat, die eine Zukunftsbibel als das größte Erbrechen der Sünde in das

Antlitz der Schöpfung zeichnen wird, auf der Straße zu begegnen und die blutige Hand zu drücken, den Charlatanen am Weltgericht, Diurnistenseelen, die den jüngsten Tag dazunahmen, und die, wenn sie sonst nichts über uns verhängt hätten als die Posaunen ihrer blechernen Phraseologie, und wenn wir ihres Waltens keinen Hauch verspürt hätten als die Verwandlung eines österreichischen Eisenbahnklosetts, des Inferno der Friedenszeiten, in einen Protektionsplatz — ihr ganzes emeritiertes Leben dortselbst zu verbringen Anspruch hätten! Diese Eisenfresser, die nicht einmal ahnten, daß sie vom Wucher geschoben wurden wie ein Waggon Speck, wenn sie nicht zufällig das Unternehmen in eigener Regie führten, sind wie Pfauen und Paradiesvögel durch unsere Hölle stolzisiert — und dieser Stolz war der unsere und diese Dummheit war die unsere. 's geht über Menschenwitz, zu sagen, wie dumm wir waren! Und wie erbärmlich wir sind, wenn wir noch auf das Naturrecht der Dummheit, sich vor ihren Betrügnern zu schämen, verzichten wollen, wenn wir diese nicht verleugnen, sondern der schamlosen Dummheit fähig sind, jene zu verleugnen, die uns gerettet haben! Wollen wir aber das Beispiel Zettels des Webers nicht, so sollten wir doch den Schuster Voigt als Lehrmeister anerkennen. Und war's kein Traum, so war's eine gigantische Köpenickiade. Und wenn wir nicht die Uniform trugen, so sind wir ihr aufgesessen. Und sind einfach aus dem Grund, weil eine Horde von Plünderern — man liest dergleichen — in militärischer Verkleidung gegen uns angerückt kam, bereit gewesen, alles was wir am Leib und an der Seele hatten und das Leben selbst auszuliefern, denn wir waren im Glauben, es sei für's Vaterland. Aber wahrlich, die falschen Patrouillen, die so oft in die Wohnungen drangen und die Hausbewohner aufs Knie zwangen, waren um kein Jota weniger legitimiert als die echten, und der Menschheitsbetrug, zu dessen Opfern wir seit Generationen erzogen waren, bestand in der frechen Irreführung, daß die echten die echten seien. Die vaterländische Idee war nichts anderes als der Ruhmfusel zur Animierung für ein bei klarem Verstand zweifelhaftes Geschäft und unzweifelhaftes Verbrechen, als die verklärende Ausrede für einen Diebsplan, und darum ein Betrug am Beutel und am Ideal zugleich; ihre Exekutoren nichts als mehr oder minder bewußte Einbrecher, deren Komplizen Seelsorger, Jugendbildner, Aerzte und sonstige Konsorten der Humanität, ihre Opfer beklagenswert, tadelnswert und nur entschuldigt durch eine angeborne, von der vaterländischen Erziehung bestärkte Geistesschwäche. Einen größeren Schaden, um klug zu werden, hat es nie zuvor gegeben, seit dem Tag, da die bewohnte Erde die satanische Lust bekam, sich mutwillig der Vorteile einer Gottesschöpfung zu begeben. Nie ist mehr Licht in der Finsternis aufgegangen, nie war der Zusammenhang zwischen dem Geistproblem und der Wirtschaftsfrage so schonungslos klar bis zu der Erkenntnis, daß gedrosseltes Gas vom gedrosselten Atem kommt. Jener Welt, die es besser hat, Amerika, haben wir mehr zu verdanken, als wir durch den grausamsten Ausgang verlieren könnten, und auch durch alle Ver-



luste, die alle blutberauschte Menschheit sich selbst noch vorbehält. Denn nicht von Feind zu Feind, zwischen Front und Stadt auch müssen diese Unstimmigkeiten beglichen werden; es gibt noch Panzerautomobile, einem Korso zu begegnen, und, zum Ungeheuren gewöhnt, warten wir, bis das Leben der Quantität im Tod ersattet ist. Nur dem Phantasiebankrott, der ihn ermöglicht hat, gedeiht die Vorstellung, daß dieser Krieg mit einem Frieden endet. So sachlich befriedigt sich eine durch Mechanik aufgerissene Natur nicht; und das Wunder der Idee wirkt nicht nach der Uhr. Wilsons unsterbliche Tat — von dem unsterblichen Gedanken jenes Kant bezogen, dessen kategorischen Imperativ die Deutschen als Reglementsverordnung erfaßten, damit sie Nietzsches Willen zur Macht desto besser verstehen konnten — ist die Befreiung unseres geistigen Schatzes von dem bösen Königsdrachen, der ihn verarmt und verschmutzt hatte, von jenem Basilisken, der in unserer Mythologie durch seinen Blick getötet hat, aber in der Naturgeschichte Amerikas als eine unschädliche Eidechse geführt wird. Nie mehr wird aus den glücklich verhängten Schaufenstern, die noch keine neuen Mißgeburten bieten können, uns dieses Gesicht, vor dem sich der eigene Bart sträubte, bedrohen; nie mehr daneben das österreichische Antlitz zu unsern Herzen sprechen, als Edelgreis oder Edelknabe, im Gebet versunken oder vom Arbeitstisch des Hofsalonwagens ins blutige Leere schauend, beiderseits ohne es gewollt zu haben. Nie mehr sehen wir jenen Königsdrachen, den Leibesklumpen emporgerect zu der ersehnten Höhe, zu der erträumten Geste des Schwertstreichs, die wahrhaftig den Krieg erklärt, unter Volksvertretern, die nicht mehr als Parteien, nur noch als Idioten gekannt sein wollen. Nie mehr die widerliche Szene, wie dem Basiliskenblick, gesenkten Hauptes, Tränen enttrocknen; nie mehr die peinigende Berufung des Freiheitskriegers, dem es, noch im vierten Jahr, kein Kampf um die Güter der Erde ist; nie mehr das Schmähhchste von allem, wie ein Haufe dieses ärmsten Menschenviehs, ganz mit den verzerrten Mäulern und irren Augen, ganz wie's zwischen Gitterstäben eines Transports zur Schlachtbank sichtbar ist, vor dem Sturmangriff »Wir treten zu beten vor Gott den Gerechten« anstimmt. Nie mehr werden wir's schauen, nie mehr wird es sein. Von der Glorie entlaust, mit dem Menschenrecht, daß wieder Geist wachse, wo Zierat und Untat war, gehn wir in die Welt ein, und das verdanken wir dem nüchternen Prinzip jener Anstalt, die unsere Romantik nicht gescheut hat, um uns den Kopf zurechtzusetzen. Denn es geschah das Wunder, daß der barste Lebenssinn an uns zur Ekstase entbrannte, um uns vom Mischmasch zu erlösen, und daß er sich freiwillig unter den letzten Fluch eines falschen Lebens begab, unter den Heldenzwang, fanatisch entschlossen, uns von ihm zu befreien. Wilson hat den Völkern Europas geholfen, ihre heiligsten Güter zu wahren! Der Gedanke des Völkerbunds ist so stark, daß es seiner Durchführung nicht braucht, um die Welt mores zu lehren, sondern nur der Bereitschaft eines Staates, lieber erobert als gerüstet zu sein. Die schlechte Einteilung, daß Menschen, die mit Lunge, Leber, Milz



und anderen Organen ausgestattet sind wie wir, nur deshalb weil sie kein Gehirn haben, dafür durch Ansehen von uns entschädigt sein sollen, ist beseitigt. Daß solchen Individuen gar die Entscheidung über unser Leben anzuvertrauen wäre und daß es gut so sei, wird kein Fibelstück künftig mehr den Kleinen erzählen, die schon dadurch, daß sie nicht mehr gelehrt werden sollen, Speere zu werfen, wieder anfangen werden die Götter zu ehren. Eine Untersuchung darüber, ob irgendje an einer Feldherrntat der Genius beteiligt war, wird für eine künftige Geistesbildung unerheblich sein, da die Schändung des Handwerks durch die Inspiration jener, die eine Metzgerarbeit um ihrer eigenen Existenz willen befehligt haben, die angeekelte Menschheit zu anderen Interessen bekehren, und an der Erfindung des Schießpulvers für alle Zukunft nichts weiter bemerkenswert sein wird als ihre Gleichzeitigkeit mit der Erfindung der Druckerschwärze. Ueberhaupt wird der geschichtlichen Wissenschaft das Opfer nicht erspart bleiben, auf einen guten Teil ihrer positiven Ergebnisse für den verneinenden Gebrauch der Kulturgeschichte zu verzichten. Nicht jene, diese wird die Jahreszahlen der Offensiven verzeichnen; diese wird, nebst Konterfei, den Lebenslauf der Generale aufbewahren, die, von der technischen Durchbildung ihres Berufes abgesehen, auch alle Disziplinen des Geistes dem Zwecke der Menschenschlachtung unterzuordnen vermocht haben: die Theologie zur »Aufpulverung« einer Mannschaft, die durch Schlamm und Schnee stürmen und nicht vor dem Heldentod Hungers sterben soll, die Medizin zur Zusammenflickung ihrer Leiber, die Juristerei zu ihrer Hinrichtung, und die Philosophie zur Verleihung des Ehrendoktorats auf Grund dieser Verdienste an die Generalität. Die Kulturgeschichte wird, wenn sie allen strategischen Sinn als die Aufgabe erfaßt, den Völkern unter dem Vorwand der Kriegführung das Vaterland zum Feind zu machen, den eigentlichen Kriegsplan nicht übersehen dürfen: eine gerechte Einteilung der Welt in Front und Hinterland, die eben der Gelegenheit zum Mord auch eine Entschädigung durch Raub anschließt. Dabei wird die Kulturgeschichte des Anschauungsunterrichts in den wenigsten Fällen entbehren können, da die meisten des Versuchs, sie durch schriftliche Mitteilung glaubhaft zu machen, schon heute spotten. Wenn sie nicht versäumen wird, aus Weltspiegeln und Interessanten Blättern die Photographien zu übernehmen, welche die Feldkuraten beim letzten Liebesdienst an sterbenden Helden zeigen und die Scharfrichter post festum beim Fest; wenn sie die Altare aus Schrapnells, die Kruzifixe aus Granaten, die Kronprinzeninitialen aus Flammen, die Kinder mit Gasmasken verewigen soll, so wird sie auch bestrebt sein, Genreszenen, die am Tatort nicht photographiert worden sind, nachzubilden, wie etwa die Frauen, die vor deutschen Offizieren einen Knix machen müssen; die deutschen Verwundeten, die vor dem Oberstabsarzt habtachtliegen; die Austauschinvaliden, die am Ziel unter den Klängen des Radetzkymarsches zusammenbrechen; und den Kaiser, der dem Kriegsschmuck die Taschen mit Zwieback vollstopft; und den Blutsverbündeten, der in den Gas-

sen des Hauptquartiers mit dem Marschallstab spaziert; den Strategen, der während der Bluthochzeit auf Freiersfüßen geht, und wie er vom Photographen abwechselnd beim Kartenstudium sämtlicher Kriegsschauplätze betreten wird; und alle Großen, wie sie entweder vor der Offensive Skizzen für illustrierte Blätter entwerfen oder durch Bildhauerinnen vom Gang der Schlacht abgelenkt werden; und wie das übervolle Haus den Helden begeistert zujubelte, die stramm salutierend dankten; und überhaupt alles, was an Selbstenthüllung von Monumenten der Nichtigkeit, an stolzer Unwürde, frecher Entwürdigung des andern, spaßhaftem Grauen, Regimentsmusik zu Todeszuckungen, und allem Diskant von Phrase und Qual in dieser Dreck- und Feuer-taufe einer wehrlosen Waffenwelt zustandegekommen ist, in der Ordnung dieser Jahre, die die Menschheit in Gruppen teilte, um die einen mit Ehrenzeichen, die andern mit Narben, die einen mit Prozenten, die andern mit Läusen zu versehn. Die Kulturgeschichte versäume mir nichts. Die Völker sollen untereinander vergessen: die Menschheit vergesse und verzeihe nichts, was sie sich angetan hat! Sie erkenne ihr Heldentum in den Exzessen der gepanzerten Ohnmacht, in den Räuschen der Feigheit, der Tücke und der Hysterie. Sie schaue das österreichische Antlitz in allen Formen. Sie fasse die Unermeßlichkeit der Tatsache, daß ein Renngigerl die Welt von anno dazumal in den Tod geführt hat, und agnosziere sie in den Zügen dieser feschen Harmlosigkeit, die sich im Leitartikel bestätigen ließ, daß sie in voller Verantwortung der diplomatischen Urheberschaft entschlossen war, persönlich in eine Stabsmenage der italienischen Front abzugehen, um dem Erbfeind Aug in Aug gegenüberzutreten. Die Kulturgeschichte unterlasse nicht, dieses »Schau mir ins Auge« des nun gesicherten Endsiegs in der schamlosen Darbietung für die »Woche«, diese beherzte Zugsführerattitüde, der nur statt der Virginier ein goldenes Vließ von einem reinen Lamperl eignet, diese Umgruppierung des Plateaus von Doberdo zur Freudenau, diese Umwertung des Weltgerichts in einen Praterscherz bis zum jüngsten Tag festzuhalten. Und könnte sie doch Bilder hinzunehmen von der Geselligkeit dieser blutigen Orgie, in der zum entehrten Mannestum die erniedrigte Lust in allen Varianten trat, in den Entartungen der Gewalt, in den Verwandlungen der Nächstenliebe, in der venerischen Vergiftung der Menschheit, die wie kein Kriegsplan ihren Befehlshabern gelingen sollte, in allen Totentänzen, durch die eine unerbittliche Natur ihr Menschenmaterial entschädigt und die dank Schwesterschaft und Heranziehung weiblicher Hilfskräfte zu jeglicher Dienstleistung noch ausschlagen wird zur Freude des kommenden Jahrtausends, durch welches ein Landsturm ohne Waffe, aber mit Hysterie und Lues dahinrast. Und wenn es dann ein Menschheitshirn gibt, noch zu fassen fähig, was ihm die Vorzeit angetan hat, so lasse es das österreichische Antlitz in dieser Vision er- stehen: Es war einmal ein Oberstleutnant des Generalstabs, der bekam für jeden Waggon mit Schieberware fünftausend Kronen Provision, denn er ließ ihn als Militärfrachtgut laufen. Er trieb auch selbst Ket-

tenhandel, welchen seine Geliebten für ihn besorgten. »Umarme dich im Geiste, mein einziges Lumpchen«, schrieb er, »ich kündige dir die Absendung von 600 Kilogramm Dörrgemüse an.« »Du, mein Liebchen«, schmeichelte er, »bist von uns zweien doch der größere Gauner, denn 100.000 Kronen per Waggon habe ich noch nicht verdient. Auch ich war nicht untätig, habe ein schönes Geschäft mit Speck gemacht.« »Ich bin riesig stolz«, rief er, »denn ich habe mir ein Sparkassabuch angelegt. Ich kann nur sagen: Ich bin sehr zufrieden mit dem Krieg.« Um ein Rendezvous einzuhalten, zu dem er 120 Pfund Schweinernes bringen sollte, gab er telephonisch Befehl, den Schnellzug warten zu lassen; und es geschah. Er hat den Sinn der großen Pflicht erfaßt. Er hat, für uns alle, die Konsequenz aus der Erkenntnis gezogen, daß eh alles wurscht ist. Er hat Selbstmord verübt. Es war ein Einzelfall. Die Nachwelt generalisiere ihn! denn ganz Oesterreich war darin, wie es lebte, lebte, tötete, starb. Es ist möglich, daß es auch der Oberstleutnant war, der die vierundvierzig Gräber aufwerfen ließ. Kann es nicht auch jener sein, der die Gendarmen anwies, Verdächtige niederzuknallen, und der die Anwendung des Standrechts auf das Leben eine verbohrte juristische Klügelei genannt hat? Und der dort ist es, welcher russische Kriegsgefangene am Ostersonntag nach einstündigem Gebet hat töten lassen, weil sie einen Fluchtversuch unternahmen (den das Völkerrecht erlaubt), und andere, weil sie sich weigerten, sich zu Rettungsarbeiten im feindlichen Feuer verwenden zu lassen (die das Völkerrecht verbietet). Und sie alle sind es, die Grund haben, den Schimpf einer unmenschlichen Haltung während des Krieges mit Verachtung zurückzuweisen. Und auch jener, der sein Regiment durchs Sperrfeuer ins Verderben jagte und die Reste zu wohlthätigem Zweck zwischen Operettenlieblingen das überstandene Todesgrauen darstellen ließ. Der spielt, der schießt, der schiebt — der Standort wechselt, nicht das Gesicht. Nur ehrlicher ist es im Raub als im Mord; appetitlicher im Fraß als in der Glorie. Ist es nicht der allem Fleische zugetane Humor, der uns animiert, das Geschlecht als Tauschwert für Viktualien zu begrinsen? Ist es nicht eine der strammen Masken an der Ringstraßenfront jener Sündenburg, nach deren Betreten man gefragt ward: »Von welcher Firma?« Ist es nicht das Antlitz, nicht Oesterreich, nicht der Krieg? Ist es nicht jenes in Not und Tod und Tanz und Pflanz und Haß und Gspäß anspruchsvolle, gut- und blutgierige Gespenst, das uns in der Nacht der Jahrhunderte aus seinem Grabe besucht hat? Ja, er ist es! Für ihn haben wir Schmach und Entbehrung erduldet, an seiner Kette und an seinem Strang durchgehalten, für ihn sind wir verarmt, erkrankt, verlaust, verludert, verhungert, verendet, gefallen zur Hebung des Fremdenverkehrs! Er war Schinder, Schieber, Drahrer, Henker des Battisti, Hurentreiber, Erzherzog, Jud und Christ in einer Figur, wir haben ihm alles geopfert, und das letzte, was uns geblieben ist, ist seine Ehre. Denn dieser, jener, einer, viele, alle, sie waren nur Mörder aus Mangel an Phantasie, nicht weil's die Sache wollte. Und Herzen mußten zu schlagen aufhören, weil's ihnen bei der Sorte an

Protektion gefehlt hat. Nicht zum Zweck, nicht als Opfer der Natur, nicht in despotischer Verantwortung, die vor der Sünde seelisch sich behauptet, nein, durch vergnügte Spießbürger, die nicht wußten, ob's die Schweinsjagd war oder nur die Menschenjagd, ist alles das vollbracht worden. Durch den grauenhaften Schlag, der von der »Dekung« sein Dasein fristet, um es dem andern zu zerstören: der Dekung durch den Akt, durch die Phrase, durch die Anonymität, durch den Mangel an Beweisen, durch alle Behelfe der Technik und der Lüge, die einer niedrigen Natur Vorstellung und Hemmung ersparen und den Mut zum Verbrechen ersetzen. Harmlose Mordskerle waren es, gemütliche Kanailen, Folterknechte aus Hetz. Losgelassene Simandln, der Hausfraunzucht entsprungene Sumper, bleiche Kujone, die in Reglement und Fibel Ersatz für die Potenz suchen, haben im Pallawatsch der Quantitäten sich einen Weltmullatschak verstattet und die ungeheure Gelegenheit des Kanonenrausches zur Rache an einer höher gearteten Mannheit benützt. Man reiße ihnen die Orden von der Brust und weihe sie, indem man sie den Kriegshunden verleiht, den in Armut und Würde beispielgebenden Antipoden des Generalstabs! Von feigen Philistern, die kein Blut sehen können, ist es in Strömen vergossen worden. Es stehe auf gegen sie, es erstarre zum Riesenfanal dieser Nacht und es erschlage sie im Schlaf, so sie wieder an der Speckseite ihrer Hausehre liegen! Wenn Menschen vergessen können, nie vergißt die Natur, was ihr in diesem Sklavenaufstand angetan ward, und bis zum jüngsten Tag töne, dem Gebot des faustischen Generalissimus zur Antwort, der Racheschrei der Kraniche des Ibykus für Reiher und Menschheit über Pygmäen:

Mordgeschrei und Sterbeklagen!  
Aengstlich Flügelflatterschlagen!  
Welch ein Aechzen, welch Gestöhn  
Dringt herauf zu unsern Höhn!  
Alle sind sie schon ertötet,  
See von ihrem Blut gerötet!  
Mißgestaltete Begierde  
Raubt des Reihers edle Zierde.  
Weht sie doch schon auf dem Helme  
Dieser Fettbauch-Krummbein-Schelme.  
Ihr Genossen unsres Heeres,  
Reihenwanderer des Meeres,  
Euch berufen wir zur Rache  
In so nahverwandter Sache.  
Keiner spare Kraft und Blut,  
Ewige Feindschaft dieser Brut!

Es war ein Traum. Wir waren auf Walpurgis zwischen Sautanz und Totentanz. Kinodramatisch mit viel Blut und Walzer ging es zu. Wir saßen in einem ungeheizten Saal. Wir wurden durch das Ende entschädigt. Und wie da, nachdem schon alles verpulvert war, ein ge-



waltiger Fall geschah, hörte man in atemloser Stille eine Stimme aus der vordersten Reihe nur ein Wort rufen, aber mit einem Ton, in dem alle Quantität der Leere dumpf zu Boden schlug, das große Wort des Nachrufs aller Nachrufe: Bumsti! . . . Phorkyas aber richtet sich riesenhaft auf, tritt von den Kothurnen herunter, lehnt Maske und Marschallsstab zurück und zeigt sich als Mephistopheles, um, insofern es nötig wäre, im Epilog das Stück zu kommentieren.

## AD ACTA

K. u. k. Armeeoberkommando  
Feindespropagandaabwehrstelle  
F. A. Nr. 30 Res.

1918 Präs. 52 3/1  
Vertraulich

Einspruch gegen Vorlesungen  
von Karl Kraus  
Beteiligung von Militärpersonen

An das k. u. k. Kriegsministerium,  
Wien, am 6. April 1918

Präsidialbureau  
Wien

Von einem Besucher des am 27. März 1918 im kleinen Wiener Konzerthaus saale stattgefundenen Vortrages des Wiener Schriftstellers und Herausgebers der Fackel, Karl Kraus, wurde der F. A. Stelle berichtet, daß sich die Vorlesung dieses Schriftstellers vor einem zum Teile aus Offizieren und sonstigen Militärpersonen bestehenden Publikum zu einer aggressiv pazifistischen, in ihrer Kriegs- und Bündnisfeindseligkeit kaum mehr zu überbietenden Kundgebung gestaltete, die beim Publikum fast einmütig begeisterte Zustimmung auslöste.

Die Hetze gegen das verbündete Deutsche Reich, die Verherrlichung des Pazifisten Hofrates Dr. Lammasch, insbesondere aber die verächtliche und höhnische Kritik des Gaskampfmittelgebrauches zu einem Zeitpunkte, da die erfolgreiche Offensive an der Westfront im Gange war — Karl Kraus sprach von der »chlorreichen Offensive« — all diese defaitistischen Auslassungen fanden jubelnden Beifall, ohne daß die anwesenden Militärpersonen dazu entsprechend Stellung genommen, d. h. den Saal verlassen hätten.

Die Feindespropaganda-Abwehrstelle glaubt pflichtgemäß auf diese den eigenen Staats- und Bündnisinteressen höchst gefährliche, von den Behörden scheinbar in keiner Weise behinderte defaitistische Vortragstätigkeit des Wiener Schriftstellers Karl Kraus verweisen zu müssen.

Da die Beteiligung von Militärpersonen an derartigen Vorträgen den Vorschriften des DR. I. § 7 und auch sonst den im Offizierskorps herrschenden Anschauungen zu widersprechen scheint und in diesem besonderen Falle geeignet wäre, das bundes- und waffenbrüderliche Verhältnis zum Deutschen

Reiche zu berühren, wäre zu erwägen, ob das k. u. k. KM. den Militärpersonen nicht die Teilnahme an solchen Veranstaltungen verbieten sollte.

Waldstätten, Obstlt. \*)

Präs. K. u. k. Kriegsministerium

Wien, am 7. April 1918

Präs. Nr. 11229.

Einige Tage vorher war schon das Kriegsministerium lebendig geworden. Hatte das Armeeoberkommando einen — ob anonym oder nicht, ist mir unbekannt — durchaus zutreffenden Bericht über die Vorlesung erhalten, so war dem Kriegsministerium der Brief eines Fälschers zugegangen, dem der gut durchgehaltene Ton des empörten Patrioten für seine planvolle Verleumdung einen gewissen Anspruch auf Glaubwürdigkeit verlieh. Ich hätte die im Saal anwesenden Offiziere aufgefordert, ihre Säbel zu zerbrechen. Das Kriegsministerium, i. e. die damals schon in die interministerielle Kommission verwandelte Feme des Kriegsüberwachungsamtes — das Konsortium jener, die einen Krieg, den zu führen bereits mißlungen war, nur noch zu überwachen hatten —, verständigte in der Stunde des Empfangs jenes Briefes telephonisch die Staatspolizei, deren Zensurabteilung mich sogleich telephonisch für einen der nächsten Tage einlud. Der Brief des Verleumders konnte mir nicht gezeigt werden, da die Polizei nur den telephonisch übermittelten Text in Händen hatte. Ich stand vom ersten Augenblick der Polizei, die schon durch einen Agenten das Nichtvorhandensein des »Franz Becker« festgestellt hatte und demnach vom verleumderischen Charakter des Briefes überzeugt war, nicht als Beschuldigter gegenüber, sondern als Anzeiger, welcher gegen einen unbekannten Täter, der eine Verleumdung begangen hatte, die Unterstützung der Polizei verlangte. Ich zögerte aber durchaus nicht, zu bekennen, daß nicht die Zumutung der Gesinnung, die mir in dem verleumderischen Brief nachgesagt wurde und zu der ich als zu dem Wunsch nach einem Aufhören des Mordens mit ganzem Herzen stünde, meine Abwehr herausfordere, sondern ausschließlich das Ansinnen einer Dummheit, die — noch dazu mit den Worten: »Meine Herren Offiziere, die ich hier erblicke...« — eine so aussichtslose Aufforderung an das Publikum des kleinen Konzerthausaales richtet; jedenfalls aber auch die Tücke einer Erfindung, die mir im Jahre 1915 ohne polizeiliche Intervention das Kriegsrecht an den Hals gehetzt hätte, noch heute die Möglichkeit einer Untersuchung wegen Hochverrats oder wegen Verbrechens gegen die Kriegsmacht des Staates nicht ausschloß und offenbar von einer Seite herrühre, die die Tendenz verfolgt, mich, den wegen seines gedruckten Wortes zu fassen jener Kriegsmacht nicht rätlich scheint, wegen einer Rede, deren Wortlaut

---

\*) Nicht zu verwechseln mit dem später an dieser Angelegenheit interessierten berücktigten General. Die in Sperrdruck gehaltenen Stellen sind auch im Original unterstrichen.

hinterdrein schwer zu kontrollieren ist, irgendwelchen Instanzen auszuliefern. Solches sagte ich allen beteiligten Polizeibeamten, die mir versicherten, daß die einzige Konsequenz des Briefes die sei, daß nun eine etwas straffere Vortragszensur eintreten müsse, da das Kriegsministerium einmal für die Vorlesungen interessiert wäre. Ich schied mit der Erklärung, daß meine Konsequenz die Anzeige gegen den unbekannten Verleumder und das Ersuchen sei, den Originalbrief zur Stelle zu schaffen.

Die Polizei hatte mir gesagt, daß sie dem Kriegsministerium von der Nichtexistenz eines Franz Becker und von ihrer Ueberzeugung, daß eine Verleumdung vorliege, telephonisch Mitteilung gemacht habe. Der folgende Polizeibericht über die Vorlesung vom 27. März ist im kriegsministeriellen Akt enthalten:

Polizeirat Dr. Brandl des Präs. Bur. der k. k. Polizeidirektion in Wien, über die Vorgänge bei diesem Vortrage befragt, setzte sich sogleich mit dem Polizeirat Dr. Klečka des Polizeikommissariates für den III. Bezirk, welcher als Regierungsvertreter diesem Vortrage beigewohnt hatte, in telephonische Verbindung und teilte Dr. Klečka mit,<sup>1)</sup> daß Kraus tatsächlich am 30. März <sup>2)</sup> 1918 vor einem Auditorium, dem etwa zur Hälfte Offiziere angehörten, einen Vortrag über moderne Kampfmittel,<sup>3)</sup> deren physische und moralische Wirkung etc. gehalten habe, welcher Vortrag, wie sich der Polizeirat ausdrückte, einen »äußerst unangenehmen, ja peinlichen Eindruck« auf ihn gemacht hatte.<sup>4)</sup> Grund zu einem Einschreiten habe er nicht gefunden, speziell die von dem Anzeiger angeführten Worte des Schlußpassus habe er nicht gehört.<sup>5)</sup> Die anwesenden Offiziere hätten sich an den Beifallskundgebungen gleich dem übrigen Publikum beteiligt.

Pro Domo zu Präs. Nr. 11120/4 Abt. 4 v. 1918

1918 Präs. 53 3/1

Die Darstellung der Polizei scheint aber das Kriegsministerium keineswegs beruhigt zu haben. Sei es, daß der unangenehme, ja peinliche Eindruck, den schon das Kommissariat Landstraße von der Abwehr

---

1) Nämlich Dr. Klečka teilte dem Dr. Brandl mit.

2) Eine Verwechslung. Oder richtig: am 27. und am 30. März. Das Kriegsministerium hat es unterlassen, nunmehr mit größerem Nachdruck die Frage nach dem 27. zu stellen.

3) Man würde demnach vermuten können, daß es sich um einen militärwissenschaftlichen Vortrag im Offizierskasino oder geradezu in der »Gasschule« gehandelt hat.

4) Unmöglich kann den Herrn Dr. Klečka, dessen menschenfreundlicher Umgangston vor Beginn der Vorlesung vom 30. (als er mich im »Künstlerzimmer« nach dem Programm fragte) eher auf eine pazifistische Denkkungsart schließen ließ, meine Abweisung eines österreichischen Gasangriffes so unangenehm und peinlich berührt haben wie dieser seine Opfer.

5) Wie sollte auch ein Passus, der am 27. nicht gesprochen wurde, noch am 30. hörbar gewesen sein?

eines Gasangriffs empfangen hatte, sich an der Ringstraßenfront verstärken mochte, sei es, daß dort ein Anhänger oder gar ein guter Bekannter jenes Franz Becker saß, der den Generalstabsbericht über meine Vorlesung verfaßt hatte — es mußte etwas g'schehn. So kam das folgende Schriftstück zustande:

K. u. k. Kriegsministerium.

Wien, 10. April 1918.

An Se. Exz. den Herrn k. k. Ministerpräsidenten Dr. R. v. Seidler.

Anverwahrt beehre ich mich E. E. ein mir zugekommenes Schreiben, das sich mit einem am 30. \*) März d. J. stattgehabten Vortrage des Schriftstellers Karl Kraus befaßt, mit dem dh. Ersuchen um entsprechende Feststellung des Sachverhaltes und weitere Amtshandlung zu übermitteln.

Mit Rücksicht darauf, daß dieser Vortrag die heftigsten Angriffe gegen den Krieg, das Heer und dessen Führer zum Gegenstande hatte und bei den zahlreich anwesenden Offizieren stürmische Zustimmung gefunden haben soll, beehre ich mich E. E. um gefällige Bekanntgabe des näheren Inhaltes dieses Vortrages und des Ergebnisses der Amtshandlung zu bitten. Auch wäre ich E. E. für die Namhaftmachung wenigstens einiger Offiziere, die an diesem Vortrag teilgenommen haben, verbunden.

Genehmigen E. E. etc.

Stöger-Steiner m. p.

Wien, am 2. IV. 1918

Euere Exzellenz!

Endlich hat sich die Regierung aufgerafft und den »Abend« — wohl einen der größten Schädlinge der Öffentlichkeit — eingestellt. Noch aber gibt es andere Schädlinge, die ungestört von der Obrigkeit ihr vergiftendes Dasein weiterführen. Daß hier die sozialdemokratische Presse an erster Stelle steht, weiß wohl jedes Regierungsorgan. Ich will als loyaler Staatsbürger nicht ausfällig werden, allein das Verhalten der Regierung diesem Pack gegenüber muß mit dem mildesten Worte noch als strafbare Schwäche bezeichnet werden. Wir könnten auch hier von Deutschland lernen, welches den bolschewistischen Velleitäten bei sich zulande raschestens den Garaus zu machen verstanden hat.

Möge sich unsere Schwäche niemals an uns rächen!

Der Zweck dieser Zeilen ist nun, die Regierung, speziell die militärischen Kreise auf einen weiteren Schädling der öffentlichen Meinung aufmerksam zu machen, dem ehestens das Handwerk gelegt werden müßte. Es ist dies der Herausgeber der Wiener Wochenschrift »Die Fackel«.

Karl Kraus.

Ein rasches Einschreiten tut hier umsomehr not, als der Genannte in Wien über einen außerordentlich großen Leserkreis verfügt, namentlich sind aber

---

\*) Das Schreiben bezieht sich auf den 27. März.



seine Vorlesungen im Konzerthaus stets überfüllt. Seiner letzten Vorlesung habe ich auch beigewohnt. Was habe ich alter Mann da erleben müssen! Der Saal war wie immer zum Bersten voll, gut die Hälfte des Auditoriums bestand aus Offizieren. Der ganze Vortrag bestand aus einer authentischen Philippika gegen unsere Politik, gegen den Krieg, das Heer, seine ruhmbedeckten Führer usf. Da hörte man die wütendsten Angriffe auf Deutschland, die entzücktesten Worte für England und Amerika. Zum Schlusse aber rief der Vortragende — ich war in maßloser Erregung, darum habe ich mir seine Worte wohl gemerkt — unter donnerndem Applaus des gesamten Auditoriums: »Meine Herren Offiziere, die ich hier erblicke, ziehen Sie nicht mehr Ihre Säbel in diesem verruchten Krieg, zerbrechen Sie lieber Ihre Waffen und schleudern Sie die Porteepees jenen Schurken vor die Füße, die Sie zu weiterem Blutvergießen zwingen wollen. Machen Sie aus Ihrer Kraft und mit Ihrem Willen dem thierischen Morden ein Ende. Die Menschheit wird Sie dafür segnen.«

In diesem Tone ging es fast zwei Stunden, ohne daß einer der vielen Offiziere im Auditorium nur ein Wort des Widerspruchs erhoben hätte. Im Gegenteil. Am Schlusse wurde wie toll applaudiert.

Nun frage ich: Hat die Polizei keine Kenntnis von diesen Vorlesungen? Kennt sie den Inhalt derselben nicht? Traut sie sich nicht gegen diesen Kläffer vorzugehen? Oder aber liegt hier ein ungeheuerlicher Schwindel vor, indem Kraus einen Vortrag zur Zensur vorlegt, während er in Wirklichkeit einen ganz anderen Vortrag hält? Letzteres erscheint mir das Wahrscheinlichere.

In letzterem Falle läge hier natürlich ein strafbarer Verstoß der Polizei vor, die durch Entsendung eines ihrer Organe sich davon zu überzeugen hätte, daß wirklich der Text vorgetragen wird, der ihr zur Zensur vorgelegt wurde.

Ich habe Eurer Exzellenz den Sachverhalt getreu geschildert. Als loyaler Staatsbürger bitte ich, es möge in Hinkunft das verderbliche Wirken dieses Herrn nicht mehr zugelassen, vielmehr kräftigst verhindert werden.

Genehmigen Euere Exzellenz den Ausdruck ausgezeichnetster Hochachtung Ihres ergebensten

Franz Becker  
V Pilgramgasse 9

Die Antwort des Herrn v. Seidler:

K. k. Ministerpräsident  
4536/M. P.

Wien, am 4. Mai 1918.

An Seine Exzellenz

den Herrn k. u. k. Wirklichen Geheimen Rat, General der Infanterie  
Rudolf Freiherrn Stöger-Steiner von Steinstätten  
k. und k. Kriegsminister etc., etc.

Mit Beziehung auf das geschätzte Schreiben vom 10. April d. J., Präsnr. 11. 122/4. Abt., betreffend einen Vortrag antimilitaristischen Inhaltes des Schriftstellers Karl Kraus, beehre ich mich E. E. nach gepflogenem

Einvernehmen mit dem Herrn k. k. Minister des Innern auf Grund eines vom Präsidenten der Polizeidirektion in Wien eingeholten Berichtes Nachstehendes mitzuteilen:

Nach den Meldungen der beiden Konzeptsbeamten, die bei den am 27. und 30. März 1918 vom Schriftsteller K a r l K r a u s im kleinen Saale des Wiener Konzerthauses veranstalteten Vorlesungen den polizeilichen Ueberwachungsdienst versahen, entspricht die Darstellung des anonymen Anzeigers — ein Karl<sup>1)</sup> Becker ist im Hause Pilgramgasse 9 unbekannt — nicht den Tatsachen. Insbesondere hat Karl Kraus die ihm vom Anzeiger in den Mund gelegte Aufforderung an die Offiziere nicht ergehen lassen.

Im übrigen hatte Karl Kraus zwei seiner schriftstellerischen bisher jedoch in der »Fackel« noch nicht veröffentlichten Arbeiten »Das technoromantische Abenteuer« und »Für Lammasch«, die er bei den beiden Vorträgen vorlas, auch aus Anlaß des Ansuchens um Bewilligung dieser Vorträge der Zensur nicht vorgelegt: er wurde deshalb zur Polizeibehörde vorgeladen und entsprechend verwarnet.<sup>2)</sup>

Kraus hat sich erbötig gemacht, Gewährsmänner<sup>3)</sup> namhaft zu machen, die seinen Vorträgen beigewohnt haben. Ueber das Ergebnis der Einvernahme dieser Gewährsmänner wird der Präsident der Polizeidirektion noch berichten.

Für künftige Vorlesungen und insbesondere für die am 22. April im kleinen Konzerthausaale abgehaltene wurde Kraus der Vortrag der Skizze »Das technoromantische Abenteuer« überhaupt untersagt und der Vortrag des Stückes »Für Lammasch« nur gegen Weglassung einiger Stellen gestattet.<sup>4)</sup>

Der Herr Minister des Innern hält die vom Präsidenten der Polizeidirektion getroffenen Verfügungen für ausreichend und glaubt von weiteren Maßnahmen absehen zu können.

Seidler m. p.

---

<sup>1)</sup> Franz heißt die Canaille.

<sup>2)</sup> Was natürlich unwahr ist. Solche Volksschulnormen mochten wohl in der Phantasie der k. k. Aemter verankert sein, gelangten aber mir gegenüber nicht zur Verwendung. Ich hätte die Polizei ohne Umschweife von dem angemessenen Recht, zu »verwarnen«, das eine mehr ethische Funktion ist, auf ihr wirkliches, zu strafen, verwiesen. In Wahrheit verhält sich die Sache so, daß die Polizei, die sich den Krieg hindurch und unter dem schändlichen Druck der Militärs wohl als die einzige halbwegs zurechnungsfähige österreichische Behörde erhielt, mich ersucht hat, noch nicht erschienene Arbeiten künftig vorzulegen, während die bereits gedruckten ohne weiteres gelesen werden könnten.

<sup>3)</sup> Nicht »Gewährsmänner« zu meiner Exkulpierung vom Verbrechen des Hochverrats, sondern Zeugen zum Nachweis des Verbrechens der Verleumdung.

<sup>4)</sup> Das ist beinahe wahr. Daß das »technoromantische Abenteuer«, welches den durchaus richtigen Bericht an das Armeeoberkommando veranlaßt und ebenso auch den am 30. zuhörenden Polizeirat verdrossen hat, nachträglich für den Vortrag verboten wurde, war begreiflich. Hätte ich es vorher angemeldet, wäre dies kaum zu besorgen gewesen. Der Hinweis auf die Weglassung einiger Stellen in der Rede »Für Lammasch« aber erweckt fälschlich den Eindruck, als ob diese Stellen wegen der den Militärs unbequemen »pazifistischen« Anschauung unterdrückt worden wären. Die Wahrheit ist, daß der damalige Polizeipräsident Geyer, der in dieser Sache sichtlich das Bestreben zeigte, etwas zu tun »ut aliquid fecisse videotur«, da ihm die Arbeit nun vor Augen war, sein Veto — gegen eine Kränkung des Herrn Benedikt und eine des Herrn Friedjung erhob. Die Polizei hat die Befugnis, Zeit- oder Ortsgenossen vor unzarter Befassung auf der Bühne oder im Vortragssaal zu schützen: da ihr eine solche nun einmal vorliege, so würde die Duldung einer Erlaubnis gleichkommen. Diese beiden Worte müßten geändert werden. So wurden denn die beiden Worte durch zwei stärkere ersetzt, deren eines dann auch für den Druck beibehalten wurde. Die Feindespropagandaabwehrstelle, die das Vaterland wahrscheinlich auch durch die Unterdrückung der ganzen Rede nicht gerettet hätte, wäre an dem erzielten Resultat wenig interessiert gewesen.

Einsichtsvermerke:

Chef der jur. Sektion 17./5.

Feigl, G. Aud. m. p.

Präsidialbureau 15./5.

A. O. K. Feindespropaganda-Abwehrstelle 25./5.

Waldstätten, Obstlt. m. p.

Nach der Versicherung der Staatspolizei war es ihr auch in den folgenden Wochen nicht gelungen, die Becker'sche Handschrift zu bekommen. Dafür trat eine andere, keineswegs erwünschte und selbst vom abge-sottensten Kenner österreichischer Möglichkeiten nicht erwartete Wendung ein. Die Zeugen, die ich der Staatspolizei zum Beweise der Verleumdung angegeben hatte, wurden von der Militärpolizei ausgeforscht. Sie wurden in ihren Wohnungen, Hotels oder Aemtern aufgesucht, aus dem Schlaf geweckt, nach ihrem militärischen Dienstverhältnis befragt, der Neugierde der Nachbarschaft und Dienerschaft ausgesetzt und der ärgern Pein der Erwartung, daß zur Strafe für den Besuch meiner Vorlesungen und für die Geneigtheit, über ein Verbrechen auszusagen, demnächst ihre »Enthebung« annulliert, ihre »Untauglichkeit« revidiert würde und die gesetzliche Möglichkeit, aus-sagend gemacht zu werden, durch die ungesetzliche, einrückend gemacht zu werden, beseitigt werden könnte. Härter als sie selbst traf mich diese Erwartung, und das marternde Gefühl, durch den Gebrauch ihrer Bereitwilligkeit, mir Zeuge zu sein, ahnungslos und ohne die Vorstellung des Militärmaßes vaterländischer Willkür an das Schick-sal Unschuldiger gerührt zu haben, ergriff mich mit einer Gewalt, die mir den Entschluß eingab, der Staatspolizei zu eröffnen, daß ein Schrei, wie er in Oesterreich noch nicht gehört wurde — meiner, von parlamentarischen Rufern verstärkten Stimme —, die Antwort sein würde, wenn die Militärgewalt, die diese Belästigung meiner Zeugen verübt hatte, wirklich Miene machen sollte, sie in Angeklagte zu ver-wandeln, ihnen ein Haar zu krümmen und sie als »p. u.« — wie dieses ekelhafte Blutrotwelsch die wahren Ehrenmänner zu nennen pflegte — den Schikanen ihrer Rachsucht zu überantworten. Ich machte nunmehr die förmliche Anzeige an die Staatsanwaltschaft:

3. Juni

An die

K. k. Staatsanwaltschaft

Wien

Am 1. April ersuchte mich das Zensurbüro der Polizeidirektion telephonisch, an einem der folgenden Tage vorzusprechen, um eine Mitteilung entgegen-zunehmen. Am 2. April ist mir im Zensurbüro der Polizeidirektion eröffnet worden, daß ich laut einer vom Kriegsministerium der Staatspolizei über-mittelten Anzeige in meiner am 27. März im kleinen Konzerthausaal ab-gehaltenen Vorlesung den zahlreich versammelten Offizieren etwa die Worte zugerufen hätte: »Zerbrecht eure Säbel! Zerreißt eure Portepees!« u. dgl.

Die Polizei zweifle um so weniger, daß ich einen solchen Ausruf nicht getan habe, als ja ein Referat ihres Vertreters über den Vortrag vorliege, in welchem nichts dergleichen vermerkt sei, und er anderenfalls genötigt gewesen wäre, mich auf der Stelle zu verhaften. Da meine Frage, ob der Verfasser der Anzeige diese mit seinem Namen unterfertigt habe, im Zensurbüro nicht beantwortet werden konnte, begab ich mich in das staatspolizeiliche Departement, woselbst ich erfuhr, daß sich der Briefschreiber zwar mit Namen und Adresse unterzeichnet, aber die sofort eingeleitete staatspolizeiliche Nachforschung ergeben habe, daß ein Mann mit dem angegebenen Namen unter der angegebenen Adresse nicht existiert. Die Staatspolizei erklärte mir, daß schon dieser Umstand allein, von dem Referat des Regierungsrates abgesehen, den verleumderischen Charakter der Anzeige dartue und daß sie demnach keinen Anlaß habe, eine weitere Untersuchung gegen mich zu führen. Darauf erwiderte ich, daß ich selbst mich mit dieser Erledigung, so günstig sie für mich sei, keineswegs zufrieden geben könne, da ich ein großes und berechtigtes Interesse hätte, den Verfasser der Anzeige (der, wie ich später erfuhr, sich »Becker« genannt hat) zu eruieren. Ich hätte einen Verdacht in einer ganz bestimmten Richtung und wäre, wenn mir der Brief vorgelegt würde, dank der Erinnerung an viele anonyme Zuschriften, die ich seit zwanzig Jahren erhalten habe und deren Verfasser öfter entlarvt wurden, vielleicht in der Lage, den Verleumder festzustellen. Wenn die Staatspolizei keine Ursache habe, gegen mich wegen des Verbrechens des Hochverrats vorzugehen, so hätte ich doch alle Ursache, gegen das Individuum, das eine solche Möglichkeit herbeizuführen bestrebt war, wegen des Verbrechens der Verleumdung vorzugehen. Ich sei bereit, etliche Hörer jener Vorlesung als Zeugen namhaft zu machen, die zugleich mit der Aussage, daß sie den mir imputierten Ausruf nicht gehört hätten, den verleumderischen Inhalt der Anzeige bestätigen könnten, der ja auch durch das Referat des Regierungsvertreters, durch meine eigene Aussage und schon allein dadurch bewiesen würde, daß es dem Anzeiger nicht gelingen könnte, zu beweisen, daß ich den Ausruf getan habe. Ich entfernte mich mit der Ankündigung, daß ich demnächst eine Reihe von Zeugen namhaft machen würde. Später, knapp vor einer Reise nach Deutschland, tat ich dies auch. Als ich zurückkehrte, erfuhr ich leider, daß die von mir namhaft gemachten Zeugen zwar noch nicht von der Staatspolizei einvernommen, wohl aber von der Militärpolizei ausgeforscht worden waren. Die Gründe dieser Maßregel waren mir ebenso unbekannt wie der Staatspolizei selbst, die sich damit begnügt hatte, dem Kriegsministerium von dem Abschlusse der Angelegenheit wegen Hochverrats und von meiner Bereitschaft, Zeugen zu führen und wegen Verleumdung vorzugehen, Kenntnis zu geben. Ich teilte der Staatspolizei neuerdings mit, daß ich, so quälend der Gedanke sei, daß meinen Zeugen aus ihrer Neigung und Verpflichtung, über Tatsachen auszusagen, Unannehmlichkeiten erwachsen sollten, keineswegs auf die Verfolgung eines an mir begangenen Verbrechens verzichten würde. Die Frage, in welchem Militärverhältnis der Zeuge einer von Staats wegen zu verfolgenden straf-



baren Handlung steht, erscheint mir bei der Wahrheitsfindung von sekundärer Bedeutung, für welche ja doch mehr die moralische als die körperliche Tauglichkeit des Zeugen in Betracht kommt. Da ich nun von der Staatspolizei darauf aufmerksam gemacht wurde, daß eine formelle Anzeige wegen Verleumdung von mir noch nicht erstattet worden sei, so hole ich dies hiemit nach. Ich stelle den Antrag, die k. k. Staatsanwaltschaft möge die Untersuchung gegen unbekannte Täter nach § 209 eröffnen. Die Tatbestandserfordernisse dieses Paragraphen sind erfüllt, da der Täter mich »wegen eines angedichteten Verbrechens bei der Obrigkeit angegeben«, bezw. »auf solche Art beschuldigt« hat, »daß seine Beschuldigung zum Anlasse obrigkeitlicher Untersuchung oder doch zur Nachforschung gegen den Beschuldigten dienen könnte«. Die gegen mich erhobene Beschuldigung konnte nicht nur zur Nachforschung gegen mich dienen, sondern sie hat sie tatsächlich herbeigeführt, indem ja das k. u. k. Kriegsministerium die Anzeige der k. k. Staatspolizei übermittelt, diese mich befragt, den Schreiber festzustellen versucht, die Ueberwachung der folgenden Vorlesungen angeordnet hat u. s. w. Ich stelle den Antrag, die Staatsanwaltschaft möge den Originalbrief des angeblichen Becker, um dessen Auslieferung die k. k. Staatspolizei bereits, wenngleich vorläufig ohne Erfolg, ersucht hat, vom k. u. k. Kriegsministerium requirieren, bezw. den Herrn Kriegsminister, der der Empfänger dieses Briefes ist, als Tatzeugen befragen. Ferner stelle ich den Antrag, mich in den Originalbrief Einblick nehmen zu lassen, damit ich, etwa mit Hilfe eines Schriftsachverständigen, durch Vergleichung mit anderen Briefen einen bestimmten Verdacht zu erhärten in der Lage sei. Sollte die k. k. Staatsanwaltschaft außer dem Referat des Polizeivertreters über die Vorlesung vom 27. März noch andere Aussagen für relevant halten, so bin ich bereit, zu den der k. k. Staatspolizei schon mitgeteilten Zeugen weitere Besucher der Vorlesung vom 27. März, eventuell durch öffentlichen Aufruf, ausfindig zu machen. Karl Kraus.

Als ich den Herren von der Staatspolizei die Neuigkeit von der Ausforschung meiner Zeugen durch die Kollegen vom andern Ressort mit allen Zeichen des Entsetzens erzählte und mit der Versicherung, daß das Interesse der Militärpolizei eine Abscheulichkeit sei, dessen weitere Betätigung ich mit einer noch nicht erlebten Vehemenz als einen der äußersten Frevel dieses Systems stigmatisieren würde; als ich ihnen vorstellte, daß es fortan offenbar unmöglich wäre, von Staats wegen ein Verbrechen zu fassen, weil jeder Zeuge sich vor der Gefahr, eine Adresse für Musterungswünsche zu werden oder sonstwie in die Fänge des Militarismus zu geraten, in acht nehmen würde — da gaben die Herren nicht nur ihrem Erstaunen über das Vorkommnis Ausdruck, sondern sie schienen auch meinen Schrecken vor der Aussicht, die nunmehr meinen Zeugen eröffnet sei, mitzufühlen, freilich nicht ohne die Beruhigung, daß sich »ihr eigenes staatsbürgerliches Empfinden vor dem Gedanken sträube«, ferner mit der Versicherung, daß es sich nur um einen Uebergriff des Formalismus und nicht der Hinterlist handeln

könne, gegen den sich die Staatspolizei als gegen einen Eingriff in ihr Gebiet entsprechend wehren werde, und schließlich mit dem Rat, einen der Zeugen, welcher am entferntesten von der gefürchteten Sphäre lebe, zur Ueberreichung einer Beschwerde an das Polizeipräsidium zu veranlassen. Ueberdies — sei ich »ja auch noch auf der Welt«; worauf ich zu entgegnen nicht versäumte, daß dieser Zustand auch nur so lange, als es das Armeeoberkommando gestattet, vorhalten werde. Es wurde unter anderem auch ein Vergleich mit der kurz zuvor gemeldeten Brutalisierung einer kranken Frau durch die Militärpolizei angestellt, und meine Frage, wie diese Behörde zur Kenntniss der Zeugenadressen komme, mit der Mitteilung beantwortet, daß der Akt, »ganz und gar auf die Verleumdung hin bearbeitet«, an das Kriegsministerium gegangen sei und daß zum Akt eben auch die Liste der Zeugen gehöre.

K. k. Pol. Dion Wien, Präs. Büro  
Nr. 54979/2

Präs. 40584/918

An den Herrn k. u. k. Stadtkommandanten

in Wien

Wien, am 2. Mai 1918

Der dem Schreiben Sr. Exzellenz des Herrn k. u. k. Kriegsministers an Se. Exzellenz den Herrn k. k. Ministerpräsidenten zugrunde liegende Brief war mit »Franz Becker, V, Pilgramgasse 9« unterzeichnet.

Ein Mann namens Franz Becker ist nun in diesem Hause gänzlich unbekannt und dürfte der Name des Anzeigers jedenfalls fingiert sein.

Nach den Berichten der beiden Konzeptsbeamten, die bei den am 27. und 30. März 1918 vom Schriftsteller Karl Kraus im kleinen Saale des Wiener Konzerthauses veranstalteten Vorlesungen den polizeilichen Ueberwachungsdienst versahen, entspricht die in diesem Bericht gegebene Darstellung vom Inhalt des Vortrages nicht den Tatsachen.

Karl Kraus hatte zwei seiner schriftstellerischen, bisher jedoch in der »Fakel« noch nicht veröffentlichten Arbeiten »Das technoromantische Abenteuer« und »Für Lammasch«, die er bei den beiden Vorträgen vorlas, auch anlässlich des Ansuchens um Bewilligung dieser Vorträge<sup>1)</sup> nicht vorgelegt und wurde deshalb zum Amte vorgeladen und entsprechend verwarnt.<sup>2)</sup>

Karl Kraus hat hier nunmehr nachstehende Personen namhaft gemacht, die seiner am 27. März 1918 im kleinen Wiener Konzerthausaale abgehaltenen Vorlesung angewohnt haben und bezeugen können, daß er die Grenzen des Zulässigen nicht überschritten und insbesondere nicht militär- und deutschfeindlich gesprochen habe. Die Zeugen sind..... (Folgen fünf Namen und Adressen.)

Die Recherchen nach dem angeblichen Becker sind im Zuge.

<sup>1)</sup> Das Ansuchen um Bewilligung eines Vortrages bestand in der Anmeldung des aus feuerpolizeilichen Gründen wahrzunehmenden Termins und in der Darbietung eines Stempels.

<sup>2)</sup> Siehe eine vorangehende Anmerkung.

Der Akt ist an den Stadtkommandanten, der die Militärpolizei dirigiert, offenbar aus dem rein formalen Grunde gegangen, weil die Polizeidirektion mit dem Kriegsministerium auf diesem Umweg verkehren mußte. Ich hatte und habe nach der heutigen Kenntnis dieses Aktes, der wenig von meiner Absicht, gegen den Briefschreiber wegen Verleumdung vorzugehen, erraten läßt und meine Zeugen eher als Entlastungszeugen in einer Untersuchung gegen mich denn als Belastungszeugen in einer solchen gegen den angeblichen Becker vorstellt — nicht den geringsten Grund, zu bezweifeln, daß der damalige Chef der Staatspolizei und dermalige Polizeipräsident Schober, der im Krieg einer der wenigen Menschen in Oesterreich war, die Mut vor dem Armeeoberkommando bewiesen haben, von der Wirkung seiner Zuschrift an den Stadtkommandanten ehrlich überrascht und beunruhigt war. Vielmehr ist ohneweiters zu glauben, daß er, der in seiner Stellung der Begehrlichkeit der Militärs ebenso ausgesetzt wie durch den Rückhalt einer unbeugsamen Menschlichkeit gewachsen war, bei Abfassung des Aktes vor allem an den Erfolg gedacht hat, durch Anführung der Zeugen, durch meine Exkulpierung, die die Generaille eher beruhigen konnte als der Hinweis auf meine Anzeige, die sie durch den umgekehrten Spieß vielleicht gereizt hätte, wenngleich kein Unheil — das ja ohne die Mitwirkung der Zivilbehörden nicht mehr zu verhängen war —, so doch manche Plage von mir abzuwenden. Er hatte freilich nicht bedacht, daß die eigene Plage erträglicher sei als die fremde, an der man sich die Schuld gibt; verstand es aber nachträglich. Sein Bedauern, als er von dem nicht beabsichtigten Effekt Kenntnis bekam, war etwa ein: »Man lernt mit diesen Herren nicht aus!«; es zu verschweigen hieß ihm unrecht tun. Daß seine Absicht anständig war, scheint mir gerade aus der Angabe hervorzugehen, ich hätte mich erbötig gemacht, Zeugen dafür namhaft zu machen, daß ich »nicht militär- und deutschfeindlich gesprochen habe«. Nie habe ich solche Zeugen angeboten, nie hätte ich solche finden können; und keiner meiner Zeugen hat eine Angabe beglaubigt, die nicht nur in auffallendem Gegensatz zu meiner notorischen Haltung, sondern auch zu der Aussage jenes Polizeirates Dr. K. und zu dem Bericht jenes nichtgenannten Hörers an das Armeeoberkommando gestanden wäre. Aber das Armeeoberkommando, das nicht einmal auf die Idee kam, das »technoromantische Abenteuer« in der Fackel nachzulesen, geschweige denn zu dem Entschluß, die Fackel einzustellen, mußte nun überzeugt sein, daß einer der größten Verehrer des Erzherzogs Friedrich angeschwärzt worden sei. Mit meinem Wissen hätte natürlich nie ein solches Entlastungsmoment in einem von mir handelnden Akt Aufnahme finden können; aber ich kann dem Beamten, der die psychischen Verhältnisse im Stadtkommando besser überschauen konnte, wenngleich er sie für das Interesse meiner Zeugen übersehen hat, für sein Wohlwollen nur dankbar sein. Daß er mit der Nennung der von mir gestellten Zeugen bloß die Tätigkeit der Staatspolizei in dieser Sache abschließen und nicht etwa den erbärmlichen Wunsch des Kriegs-

ministers nach der »Namhaftmachung wenigstens einiger Offiziere« in diesem reduzierten Grade befriedigen wollte, daran zweifle ich ebensowenig wie an der Unanständigkeit und Unmenschlichkeit jeder Regung, die im Bereich der k. u. k. Armeeverwaltung in diesen schaudervollen Jahren betätigt worden ist. Und auch an der militärischen Feigheit, die, irgendwie in Kenntnis gesetzt von meinem deutlich bekundeten Entschluß, über die persönliche Sicherheit meiner Zeugen zu wachen, deren Antastung nur aus Furcht vor meinem schließlich nicht unterdrückbaren Wort und vor dessen Unterstützung durch einen parlamentarischen Skandal Gott sei Dank unterlassen hat.

Ich wartete auf den ersten Erfolg meiner Anzeige an die Staatsanwaltschaft, der die Herbeischaffung des Originalbriefes sein mußte, und war gespannt auf das Ergebnis der Probe, auf die ich den Rechtsstaat zu stellen unternommen hatte. Hätte er vor der Militärgewalt wie in so vielen Fällen auch hier abdiziert — und es bestand immerhin die Vermutung zu Recht, daß im Kriegsministerium der Franz Becker sich besseren Kredits als ich erfreue —, so wäre das Ende ganz harmonisch gewesen. Das Gericht, das nach dem Verleumdungsparagraphen zu judizieren hätte, wird zu dem Bekenntnis genötigt, es könne nicht, weil ein Feldwebel den Richterstuhl im gegebenen Augenblick wegzieht oder weil die Themis die Binde schon um den Hals trägt. Ich war darauf aus, die Situation des Staats im Krieg ihn bis zur letzten Konsequenz ausleben zu lassen. Ich sah damals auf einer Fahrt einen verkleideten Mann in ein Zivilcoupé eindringen und unter Hinweis auf seine Uniform die Zivilisten hinausweisen; und es war ein Auditor. Hätte er mir die Zumutung gestellt, ich hätte mich in ein lebloses Hindernis verwandelt, das sich nur entfernt, wenn man es fort schafft, weil es keinen Willen hat zu weichen; und Widerstand wäre nicht allein nutzlos, sondern bejahte die Gewalt. Sie, mein Herr, haben nicht nur die Uniform, sondern auch einen Säbel, Sie haben auch die Möglichkeit, gegen mich giftige Gase oder Flammenwerfer oder sonst eins der von der Haager Konvention erlaubten oder nicht erlaubten Mittel anzuwenden, Krieg ist Krieg, aber ich weiß, Sie werden sich damit begnügen, mich hinaustragen zu lassen. Bis zu diesem Punkt wollte ich die Justiz bringen; ich wußte, sie würde nicht freiwillig weichen, aber auch keinen sinnlosen Widerstand versuchen. Sie wäre gezwungen, sich in der gegebenen Situation zu ihrem vollen Unvermögen zu bekennen. Die Militärs würden, wenn sie schon auf mich verzichten mußten, ihren Becker nicht preisgeben; sich im Notfall der Beseitigung eines Beweismittels schuldig machen, den Verdacht der Mitschuld an der Verleumdung auf sich nehmen und die dann ausgedehnte Strafanzeige so verlachen wie den ersten Schritt. Da geschah das Unerwartete, das immerhin schon bedenkliche Schlüsse auf die militärische Lage zuließ. Als ob für ein Reich, dessen Mauern wankten, im letzten Augenblick das Fundamentum der Gerechtigkeit zu Ehren kommen sollte. Der Kriegsminister verschloß sich nicht mehr der Erwägung, daß Justiz Justiz sei, sondern lieferte den Brief aus, die



Staatspolizei verständigte mich von diesem Erfolg und übersandte mir ein von ihr hergestelltes Photogramm, das ich schon zu reproduzieren in der Lage gewesen wäre, ehe mir mit dem ganzen Akt der Originalbrief zur Verfügung stand. Es hätte nicht erst der Revolution bedurft, um dem Franz Becker, hinter dem sich heute einer der tüchtigsten Republikaner verbergen dürfte, die Ueberraschung zu verschaffen, seinen Brief in der Fackel veröffentlicht zu sehen. Doch wäre es nun wahrhaftig ein verdienter Lohn für die Mühe, die er mir gemacht hat, wenn man des Schurken habhaft werden könnte, dem man ja schließlich die Kerkerstrafe im Wege des außerordentlichen Milderungsrechts in ein paar Ohrfeigen umwandeln könnte. Für die größere Mühe freilich, die sich die österreichischen Militärgewaltigen mit dem Herrn Franz Becker gegeben haben, könnte man sie nicht entschädigen, und auch nicht für ihre Enttäuschung, daß sie durch den Zusammenbruch des Reiches verhindert wurden, die Angelegenheit weiter zu verfolgen. Eine verkürzte Uebersicht zeige, wie viel Arbeitskräfte am Werke waren, um in einer Zeit, in der der Abfall Bulgariens Tatsache wurde und man in Baden ohnehin mit Mullatschaks Hals über Kopf zu tun hatte, das Wichtigste in Ordnung zu bringen:

#### Der Weg des Aktes:

Präs. Nr. 11122/4. Abt.  
Sehr dringend.

Verfasser Dr. Stoklasa, Hptm. Aud.

von da zum Oberst Aud. Vlach,

dann zum Chef des Präsidialbureaus General Borotha.

Eingesehen vom Chef der juridischen Sektion, dann zur Aushebung der internen Nummer 434 Res. v. 17.

Zum Präsidialbureau politische Gruppe und zum A. O. K.-FAST, sprich Armeeoberkommando Feindespropagandaabwehrstelle.

Dort zuerst von General Waldstätten eingesehen und gefertigt, dann vom Baron Arz, Chef des Gstb. eingesehen und gefertigt.

Zum Schluß mit Auskunftsbogen, Gutachten etc. ins Kriegsarchiv und zum Skontro mit dem Auftrag, den Akt am 1./6. dem Verfasser Hptm. Aud. Stoklasa wieder vorzulegen.

Man würde jedoch fehlgehen, wenn man glauben wollte, daß damit die arme Seele a Ruh hatte. Oesterreich wurde liquidiert, aber der Akt, der Akt war noch nicht abgeschlossen. Man wartete im Kriegsministerium, das Staatsamt für Heerwesen pochte schon ans Tor — solange der Akt nicht abgeschlossen ist, gibt's keine Republik und eo ipso keine Würschtel. Ein Ministerpräsident hatte einmal versprochen, über das Ergebnis der Einvernahme der »Gewährsmänner« zu berichten, sein Nachfolger wird das doch nicht vergessen haben! Mit nichten:

An Seine Exzellenz

den Herrn k. u. k. Wirklichen Geheimen Rat Generaloberst  
Rudolf Freiherrn Stöger-Steiner von Steinstätten,  
k. u. k. Kriegsminister etc.

Im Verfolge der hierortigen Note vom 4. Mai 1918, Zl. 4536/M. P. beehre ich mich mit Beziehung auf das geschätzte Schreiben vom 10. April l. J., Nr. 11.122/4 Abt., betreffend einen antimilitaristischen Vortrag des Schriftstellers Karl Kraus, auf Grund eines mir vom Ministerium des Innern zur Kenntnis gebrachten Berichtes der Polizeidirektion in Wien, vom 13. Oktober 1918, Pr.-Z. 56854/K mitzuteilen, daß zufolge der gepflogenen polizeilichen Erhebungen das seinerzeit hierher übermittelte Schreiben in seinen Angaben über straffällige Aeüßerungen Kraus' gelegentlich seiner Vorlesung am 27. März 1918 im Konzerthausaale, den Tatsachen nicht entspricht.

Die Polizeidirektion hat mehrere Privatpersonen, welche der Vorlesung angewohnt haben, einvernommen und von ihnen übereinstimmend die Aussage erhalten, daß sich die von Kraus vorgetragenen Stücke wohl im Rahmen pazifistischer Gedankengänge bewegten, aber nicht den Inhalt hatten, wie ihn das Schreiben angibt. Kraus habe lediglich vorgelesen, nicht aus dem Stegreife gesprochen und die ihm zugeschobene Aufforderung an die Offiziere: »Ziehen Sie nicht mehr Ihre Säbel in diesem verruchten Kriege, zerbrechen Sie lieber die Waffen und schleudern Sie die Portepées jenen Schurken vor die Füße, die Sie zu weiterem Blutvergießen zwingen wollen. Machen Sie aus Ihrer Kraft und mit Ihrem Willen dem tierischen Morden ein Ende! Die Menschheit wird Sie dafür segnen!« oder auch nur eine ähnliche Aeüßerung nicht gemacht.

Das Schreiben beehre ich mich im Anschluß zurückzustellen.

Lammasch m. p.

Am Tage der Nationalversammlung! Und diesen Bericht hat eben der Mann erlassen, dessen »Verherrlichung« das Armeeoberkommando zur Mobilisierung der Aemter und zur Bereicherung der allgemeinen Aktenlage gespornt hatte. Einer, der nicht kriegs- und bündnisfreundlicher war als ich und der dem Gasmittelgebrauch nicht mehr Geschmack abzugewinnen wußte. Oesterreich hat einmal wirklich die Konsequenz gezogen. Usque ad finem und darüber hinaus. Nun blieb nur noch dies und das einzutragen.

E i n s i c h t s b e m e r k u n g e n.

Dient zur Kenntnis — nichts zu verfügen.

Chef d. jur. Sektion:

16./11. 18. Feigl, G. Aud. m. p.

In der 4. Abt. bearbeitet 9./11. 18.

Dr. Maschka, Oberst Aud. m. p.

Vidi: Dr. Stoklasa, Aud. 9./11.

A d A c t a 18./11. 18.

Also an einem Tage, an dem auch Oesterreich schon ad acta gelegt war.

## Nachwort

*Als ich die Korrekturen dieses Buches las, wurde plötzlich die Erinnerung an zwei Karl Kraus-Vorlesungen wach, so lebendig und in jeder Einzelheit so hörbar und sichtbar, in jeder Nuance des leichten Humors wie des herzerschütternden Wehklagens um die Millionen, die eines Phantoms wegen gelitten hatten und ermordet wurden, eine solche geistige Fata Morgana der Vergangenheit, als wäre ich ihr buchstäblich gestern begegnet. Die erste dieser Vorlesungen sah ich nun vom Spätherbst des Jahres 1918 auftauchen, unmittelbar vor Ende des Krieges; sie war eine der vielen, die Karl Kraus von 1915—1918, meistens im intimeren Rahmen des Kleinen Konzerthausaales gehalten hatte und bei der man, wie immer in jener Zeit, zunächst die warnende Stimme großer Zeugen der Vergangenheit gegen den Krieg hörte: Worte von Hölderlin, Goethe, Rabelais, Claudius, die durch den unvergleichlichen Mimus und Gestus des Vortragenden weit mehr waren als aktuelle oder gar nur akademische Parallelen. Wenn Kraus etwa aus dem »Gargantua« die kriegerischen Hetzreden Pikrochollers und seiner Hauptleute den Hörern ins Gesicht schleuderte und sich sein von Machtwahn, Eitelkeit und Mordlust verzerrtes Gesicht tatsächlich in die Fratze eines deutschen Kaisers zu verwandeln schien, dann hielt er schon vom ersten Augenblick an sein Publikum durch jene Gabe gefangen, die am glücklichsten Erich Heller so formuliert hat: »Er führte seine Hörer zu dem innersten Kern dichterischer Schöpfung.« Und eben das entfachte, über alle schauspielerischen Mittel hinaus, jene beglückende Hingabe seiner Hörer, für die heute leider nur noch wenige Zeugenschaft ablegen können.*

*Das Wesentliche aber jener letzten Vorlesung des Ersten Weltkriegs, wovon ich eigentlich sprechen wollte, war die völlig veränderte Atmosphäre, verglichen mit den Rezitationsabenden der Kriegsjahre. Es war, als hätte sich die Kapuzinergruft in den Wienerwald verwandelt, und fast körperlich konnte man spüren, wie von diesem unendlich feinen, geistigen Gesicht der Albdruck gewichen war oder wenigstens zu weichen begann. Sein Kampf, den er vier Jahre lang auf Tod und Leben geführt hatte, gegen den Tod und für das Leben der anderen, war zwar formal noch nicht zu Ende, aber er war unabwendbar entschieden und eine neue endgültige Zuversicht, ein Vertrauen in die unbezwingbar bessere Natur des Menschen formte sich nun wieder zum Spiel und Wortspiel. (Wie irrig dieses Vertrauen war, konnte der immer lieber dem Gütigen wie dem Bösen zugetane Prophet seiner Zeit freilich nicht ahnen.) So las er unter anderem die Satire »Auf hoher See«, die man in diesem Buche finden kann, eine Attacke gegen den letzten österreichisch-ungarischen Ministerpräsidenten Ernst Seidler, einen Diplomaten, der seinen politischen Phrasenschatz am liebsten aus der Sphäre der Kriegsmarine holte und der mit diesem damals schon sehr brüchigen Arsenal noch »durchhalten« wollte.*

Kraus hatte die Arbeit einige Tage vor der Vorlesung geschrieben, und sie schloß mit den Worten: »Aber so ein Musterknabe, der im Matrosenanzug Karriere gemacht hat und sich im Kabinett wie in der Kajüte und in dieser wie in der Kinderstube bewegt, ist nicht mein Fall. Ich weiß es positiv: Als man ihn einst fragte: Ernstl, was willst du werden? rief er: Tapitän! Als es dann ernst wurde und man ihn fragte: Was bist du? rief er: Tapitän!! Und als es noch ernster wurde und man ihn fragte: Was willst du bleiben? rief er: Tapitän!!! Des freuten sich die Ratten, ehe sie das sinkende Schiff verließen.« Wie nun aber nach diesen letzten Worten der Applaus einsetzen wollte, erhob sich Kraus plötzlich an seinem Tisch und las stehend ein kurzes »Postscriptum«. In den Tagen zwischen Niederschrift und Vortrag hatte die Katastrophe praktisch ihr Ende gefunden und mit einer Art befreitem Lachen, hinter dem nur leise noch der Zorn zu grollen schien, rief Kraus die Worte in den Saal: »Da kam es im letzten Augenblick doch anders. Ein westlicher Wind brachte die Entschließung. Die ganze Fahrt mit ihren ernsthaften Gefahren war ein Gspäß gewesen, eine Amerikareise des Männergesangsvereins. Da aber eben Amerika es war, das uns wegen der seinerzeitigen Landung des Männergesangsvereins den Krieg erklärt hat, so wurden wir doch stutzig und entschlossen uns, lieber Mann und Maus zu retten und den Kapitän, der sich ans Ruder klammerte, über Bord zu werfen, auf die Gefahr hin, daß die Haifische seekrank werden und den Delphinen das Singen vergeht.«

Die zweite Vorlesung, die angesichts der Korrekturfahnen des »Weltgerichts« wieder auf das sinnfälligste in meinem Erinnerungsbild auftauchte, war grundverschieden von der eben gezeichneten. Sie fand im Januar oder Februar 1919 statt. In den Monaten nach der Niederlage hatten sich viele moderne Dichter Deutschlands zu einer Art »engagierter Literatur« zusammengefunden, wie man dieses Phänomen heute gerne bezeichnet. Ludwig Rubiner hatte eine von uns jungen Menschen sehr beachtete Schrift »Der Dichter greift in die Politik« veröffentlicht. Die Expressionisten Toller, Hasenclever, Jung und viele andere Schriftsteller, fast ausschließlich solche der »Linken« trieben aktive Politik, in der manch echter revolutionärer Geist zu spüren war, aber auch viel Dilettantismus. Die heute aufs neue gestellte Frage, ob der Dichter zur Politik berufen sei, war seit den Tagen Büchners und Börnes noch nie mit solcher Intensität bejaht und negiert worden.

Karl Kraus war keiner politischen Partei nahegestanden. Er war so sehr von der Schrankenlosigkeit seiner Mission gegen die Presse durchdrungen, daß ihm jede Bindung als eine Gefahr erscheinen mochte. Nur in den letzten Jahren des Ersten Weltkriegs hatte er eine deutliche Sympathie für das Organ der österreichischen Sozialdemokraten, die »Arbeiterzeitung« gezeigt, jedoch nicht so sehr aus politischen Gründen wie aus einer Solidarität mit den Kriegsopfern der Arbeiterklasse. Nun aber, bei dieser Vorlesung unmittelbar vor den



Wahlen, glich der Große Konzerthausaal mit seinen zweitausend Hörern fast einer politischen Versammlung. Es hatte sich herumgesprochen, daß kleinere monarchistische Kreise, die es immer noch oder schon wieder gab, während der Vorlesung Proteste oder Tumulte veranstalten wollten. Wie heute durchdringt mich das elektrisierende Gefühl jener letzten Augenblicke vor Beginn des Vortrags: die vielen jungen Menschen, die jetzt zum ersten Mal nach dem Kriege öffentlich dem Manne danken konnten, dessen Kriegs-»Fackeln« für sie im Schützengraben die Bewahrung ihres geistigen Lebens bedeutet hatten; die Blicke nach der Galerie, wo sich einem on dit zufolge Monarchisten zusammengefunden hatten; die Verdunkelung des Saales; die drei, vier raschen Schritte, mit denen Kraus zum Vortragstisch eilt; ein Jubel, der von dem Orkan eines Theaterapplauses oder auch einer politischen Demonstration grundverschieden war; dann plötzlich von der Galerie ein paar gellende Zwischenrufe und Pfiffe; Entfernung der Störer, nicht durch Polizisten, sondern durch das Publikum selbst — und nun die Vorlesung.

Karl Kraus las an jenem Abend, und zwar, soweit ich mich erinnere, den ganzen Abend über, Bruchstücke aus seinem »Nachruf«, einem Epitaph für die Kriegsverbrecher und ihre Opfer in Österreich wie in Deutschland, einer schonungslosen Grabschrift, ausklingend in einen Optimismus, der uns heute nach alldem, was später geschah, fast naiv anmutet.

Es mag von Interesse sein, in diesem »Nachruf«, der etwa achtzig Druckseiten des Buches »Weltgericht« umfaßt, die Parallelen zu den Problemen und der Geisteshaltung unserer eigenen Epoche aufzuspüren, etwa das Problem der »Bewältigung einer Vergangenheit«. So könnte der Leser, der Augen hat zu sehen, schon in diesem Aufsatz, der im Januar 1919 geschrieben wurde, die Sätze finden: »Die Kulturgeschichte versäume mir nichts. Die Völker sollen untereinander vergessen: die Menschheit vergesse und verzeihe nichts, was sie sich angetan hat! Sie erkenne ihr Heldentum in den Exzessen der gepanzerten Ohnmacht, in den Räuschen der Feigheit, der Tücke und der Hysterie... Phorkyas aber richtet sich riesenhaft auf, tritt von den Kothurnen herunter, lehnt Maske und Marschallstab zurück und zeigt sich als Mephistopheles, um, insofern es nötig wäre, im Epilog das Stück zu kommentieren...« Es war die letzte und tragische Aufgabe von Karl Kraus, noch selbst vor seinem Tode den furchtbaren Epilog zu jenem Stück unter dem Titel »Die dritte Walpurgisnacht« schreiben zu müssen.

Das Kriegswerk des Karl Kraus, dieser konsequente Kampf eines einzelnen gegen Gewalt und Lüge, gegen »Wehr und Wucher«, gegen jede Erniedrigung der menschlichen Natur, manifestierte sich in drei großen Komplexen: in mehreren tausend Seiten von »Kriegsglossen« der »Fackel«, in der Tragödie »Die letzten Tage der Menschheit« und in den zwei Bänden »Weltgericht«, die hier in einem Band vereinigt

wurden. Die Kriegsglossen sind auch heute noch zum größten Teil verschollen, nur eine sehr kleine Auswahl wurde in frühere Bände der Gesammelten Werke aufgenommen. Sollte in späterer Zukunft einmal ein Neudruck jener vier Jahrgänge der »Fackel« möglich sein — und die Verwirklichung eines solchen Planes ist nicht ausgeschlossen —, dann wird man schon aus der Quantität dieser kleineren und größeren Symptome des Schreckens ermessen können, mit welcher Hingabe der Autor sich einem Katarakt entgegenstemmte, der ihn Tag für Tag mit seinen Schmutzwellen zu ertränken drohte; man wird aber aus jenen Glossen auch erkennen, daß die Behauptung des Vorwortes zu den »Letzten Tagen der Menschheit«: »Die unwahrscheinlichsten Taten, die hier gemeldet werden, sind wirklich geschehen; ich habe gemalt, was sie nur taten« keineswegs eine Hyperbel war.

»Weltgericht« enthält jene größeren Kriegsaufsätze, die über das Format der Glosse hinausgingen. Eine Systematik im Aufbau wird man hier vielleicht weniger deutlich wahrnehmen als in den meisten anderen Büchern des Karl Kraus; von dem rein persönlichen Erlebnis der Trauer über den »Heldentod« seiner Freunde Franz Grüner und Franz Janowitz bis zu dem Gegenbild der glorifizierenden Literaten des Kriegspressequartiers, von der Irreführung zweier Staaten durch ihre Zeitungen bis zum dreckigen Witz des patriotischen Kabarettts ist das bewegende Phänomen Krieg von allen Seiten und in jeder Gegensätzlichkeit gestaltet, so daß man geradezu von einem vollendeten pazifistischen »Lesebuch« sprechen könnte, dessen Verwendung als »Lehrmittel« für die höheren Schulen freilich heute noch genauso utopisch ist wie eh und je.

Schließlich sei noch auf die, im Vergleich zum Hitlertum, erstaunliche Tatsache hingewiesen, daß der größte Teil dieser Satiren während des Krieges überhaupt erscheinen durften, wenn auch einige, wie aus den Textanmerkungen ersichtlich wird, der Zensur zum Opfer fielen und im letzten Kriegsjahr ein Ermittlungsverfahren gegen Karl Kraus wegen landesverräterischer Tendenzen seiner Schriften und Vorlesungen eingeleitet wurde. Unvorstellbar der Gedanke, auch nur ein einziger Satz des »Weltgerichts« hätte im Zweiten Weltkrieg publiziert werden können. Daß die Satiren zwischen 1915 und 1918 zum größten Teil erschienen, ist nicht nur durch den Aphorismus von Kraus zu erklären: »Satiren, die der Zensor versteht, werden mit Recht verboten.« Der tiefere Grund liegt darin, daß es, wie wir in aller Grauenhaftigkeit erleben mußten, auch beim Weltuntergang noch Nuancen gibt und die letzten Tage der Menschheit vielleicht noch nicht einmal die vorletzten waren.

Heinrich Fischer

## Anmerkungen

»Weltgericht« erschien zum ersten Mal im Jahre 1919, herausgegeben und gedruckt vom Verlag der Schriften von Karl Kraus »Kurt Wolff«, Leipzig. Jene Ausgabe diente als Satzvorlage für unsere Neuauflage, in der die beiden Bände zu einem vereinigt wurden.

Die Urfassung enthielt mehrere Abbildungen im Text, drei Tafeln und ein Faksimile. Die Neubeschaffung der Bilder nach so vielen Jahren, aber auch der Versuch einer adäquaten Reproduktion stellten den Verlag vor eine schwere, in manchen Fällen unlösbare Aufgabe. So mußten einige wenige Satiren, die ohne das dazugehörige Bild Sinn und Wirkung verloren hätten, leider eliminiert werden; das gilt vor allem für »Es ist alles da« und »Der Weltspiegel«. Bei einer Arbeit — »Ein andres Antlitz« —, die in einer Illustration die nackten Beine und aufgekrempten Unterhosen des Schriftstellers Otto Ernst (auf friedlichem Urlaub) mit den militaristischen Zuschriften seiner Leser von der Front kontrastiert, schien es dem Herausgeber doch erlaubt, die Satire ohne Bild zu veröffentlichen, da schon die Feldpostbriefe allein in ihrer kleinbürgerlich-grausamen Humorigkeit die Gestalt des Kriegsdichters, wenn auch nicht in vollem Ausmaß, widerspiegeln. Der neuen Form entsprechend wurde der ursprüngliche Titel durch den Untertitel »Die Feldgrauen über Otto Ernst« ersetzt.

Anläßlich der Herausgabe dieses Buches muß mit besonderem Nachdruck Gertrud Jahn gedankt werden, die nicht nur, wie schon in früheren Fällen, mehrfach die Korrekturen gelesen, sondern sich auch bei anderen Schwierigkeiten, vor allem in der Frage der Bildbeschaffung, außerordentlich bemüht hat.

Die Genehmigung zum Abdruck des Frontispizes erhielt der Verlag vom Historischen Bildarchiv Handke, Bad Berneck; Herr Dr. Glück stellte uns freundlicherweise die Bilder »Kaiser Wilhelm« und »Berchtold« zur Verfügung.

## *Bibliographische Notiz*

Die Aufsätze dieses Buches entstanden zu den folgenden Zeiten:

In dieser großen Zeit: Dezember 1914 — Der Ernst der Zeit und die Satire der Vorzeit: Februar 1915 — Zwei Stimmen: Oktober 1915 — Schweigen, Wort und Tat: Dezember 1915 — Zum ewigen Gedächtnis: April 1916 — Das Lysoform-Gesicht: April 1916 — Die Historischen und die Vordringenden: April 1916 — Die Schönheit im Dienste des Kaufmanns: Dezember 1915 — Shakespeare und die Berliner: April 1916 — Weltwende: April 1916 — Gruß an Bahr und Hofmannsthal: Mai 1916 — Das übervolle Haus jubelte den Helden begeistert zu, die stramm salutierend dankten: Juni 1916 — (konfisziert, erschienen Oktober 1917) — Das Gegenstück: Juni 1916 — Der tragische Karneval: Juni 1916 — Von einem Mann namens Ernst Posse: August 1916 — Diplomaten: August 1916 — Die Laufkatze: August 1916 — Auf der Suche nach dem Menschen im Heros: November 1916 — 's gibt nur an Durchhalter!: April 1916 — Ich warne das neue Oesterreich: Oktober 1917 — Das österreichische Antlitz: Januar 1917 — Die Feldgrauen über Otto Ernst: Januar 1917 — Der Krieg im Schulbuch: Juni 1916 — Goethes Volk: April 1917 — Von der Sinai-Front: Oktober 1917 — Made in Germany: November 1916 — Hans Müller in Schönbrunn: Mai 1917 — Schweizer Idylle: Mai 1917 — Verkündigung: Mai 1916 — Wehr und Wucher: Mai 1917 — Das Unterbewußtsein im Kriege: November 1916 — Franz Grüner: Oktober 1917 — Eine prinzipielle Erklärung: Oktober 1918 — Die Kriegsschreiber nach dem Krieg: Februar 1918 — Franz Janowitz: November 1917 — Tagebuch: Oktober 1916 — Solche Kontraste gibt's nur an der Front: Juli 1916 — Schonet die Kinder: September 1917 — Die einzelne Frauengestalt: September 1917 — Klärungen: Oktober 1916 — Der soziale Standpunkt vor Tieren: Oktober 1916 — Die Fundverheimlichung: Mai 1916 — Feiertage: Juli 1916 — Warum Pferde wiehern: September 1917 — Ein deutsches Buch: September 1917 — Zum ewigen Gedächtnis: Oktober 1917 — Dialog der Geschlechter: November 1915 — Das technoromantische Abenteuer: März 1918 — Ein Kantianer und Kant: Februar 1918 — Für Lammasch: März 1918 — Am Sarg Alexander Girardis: April 1918 — Der begabte Czernin: Mai 1918 — Der darbende Bürger: Mai 1918 — Ein Staatsstreich: Mai 1918 — Ausgebaut und vertieft: September 1918 — Die Gerüchte: September 1918 — Auf hoher See: September 1918 — Ein Mord im Weltkrieg: September 1918 — Das verjüngte Oesterreich: Oktober 1918 — Oesterreichs Fürsprech bei Wilson: Oktober 1918 — Weltgericht: Oktober 1918 — Die Sintflut: November 1918 — Nachruf: Januar 1919 — Ad acta: April 1919.

Inhaber der Urheberrechte an den Werken von Karl Kraus, einschließlich der Buch-, Bühnen-, Runkfunk- und Fernsehrechte, ist Heinrich Fischer (München, Widenmayerstraße 50/III).

Anfragen sind an diese Adresse zu richten.















KV-033-026